Am 10 März 1878 von
Wanda von Szmidecka erhalten
zum Andenken an
meine liebe Olga.

Deutsches

Dichter-Album.

Rsp. 11

Luise Gaertner.

Deutsches

Dichter-Album.

Herausgegeben

von

Theodor Fontane.

Vierte vermehrte Auflage.

Berlin.

Verlag von J. Bachmann.

1858.

Vorwort.

Diese neue Auflage des Dichter-Albums tritt hier dem deutschen Lesepublicum in nicht unwesentlich veränderter Gestalt entgegen. Was zunächst die äußere Erscheinung angeht, so sprechen ein größerer Druck und eine elegantere Ausstattung für sich selbst. Den Inhalt hab' ich im ersten Abschnitt durch einige Lieder von Klaus Groth, Friedrich Eggers, Otto Roquette und Hermann Lingg, im dritten Abschnitt (unter Weglassung der Auszüge aus größeren epischen Dichtungen) durch einzelne Romanzen von Heinrich Heine und Paul Heyse, so wie durch die schönen Terzinen vom Grafen v. Strachwitz zu erweitern gesucht. Das Fortlassen jener Auszüge (z. B. aus Amaranth, Otto der Schütz, Ziska ꝛc.) bedarf schwerlich einer Entschuldigung; man ist nachgrade einig darüber, daß, wie auf allen Gebieten, so auch auf dem Gebiete

der Dichtung, die halbe und achtel Kenntniß der Dinge mehr schadet als fördert.

Die Aufnahme der plattdeutschen Sachen mag einzelnem Widerspruch begegnen. Derselbe ist nicht ohne Berechtigung. Die Stellung indeß, die ich den Liedern von Groth und Eggers mitten unter den hochdeutschen Dichtungen gegeben habe, thut zur Genüge dar, daß es nicht meine Absicht gewesen ist, das Plattdeutsche dieser Lieder besonders zu betonen und daß ich sie lediglich als gute lyrische Gedichte gebracht habe, unbekümmert um ihren Dialekt.

Möge die Sammlung, auch in ihrer veränderten Gestalt, eine ähnlich freundliche Aufnahme beim Publicum finden wie die früheren Auflagen.

Th. J.

Inhalt.

Erſtes Buch.

	Seite
Octoberlied. Theodor Storm	3
Frühlingsglaube. Uhland	4
Wunder. Uhland	4
Liebeslieder von Eduard Mörike.	
1. Nimmerſatte Liebe	5
2. Der Knabe und das Immlein	6
3. Ein Stündlein wohl vor Tag	7
4. Das verlaſſene Mägdlein	8
5. Agnes	9
Die Stille. Eichendorff	10
Morgenwanderung. Geibel	11
Schäfers Sonntagslied. Uhland	12
Die Schlummernde. Uhland	12
Frühlingslieder von W. Müller.	
1. Frühlingseinzug	13
2. Kinderluſt	15
3. Morgenlied	16
4. Die Brautnacht	17
Der Gärtner. Eichendorff	19
Entſchluß. Uhland	20
Spielmanns Lied. Geibel	21

Seite

Frühlingslieder von Nicolaus Lenau.
1. Der Lenz 23
2. Liebesfeier 24
3. Frühlingsgedränge 25
Frühlingstrost. Uhland 25
An Sie. Uhland 26
Lieder von A. v. Platen.
1. Laß tief in dir mich lesen 26
2. Wie rafft ich mich auf in der Nacht . 27
3. Ich möchte gern mich frei bewahren . 28
4. Was soll dies kindische Verzagen . . 29
5. Ermann', o Herz, dich und vergiß . . 30
6. Süß ist der Schlaf am Morgen . . 31
Gute Nacht. Geibel 33
Das zerbrochne Ringlein. Eichendorff . 35
Müllerlieder von W. Müller.
1. Wanderschaft 36
2. Wohin? 37
3. Halt! 38
4. Am Feierabend 39
5. Ungeduld 40
6. Mein! 41
7. Eifersucht und Stolz 41
8. Trockne Blumen 42
9. Des Baches Wiegenlied 43
Minnelied. Geibel 45
Ruhe in der Geliebten. F. Freiligrath . 48
O, säh' ich auf der Haide dort. Freiligrath 49
Mein Herz ist schwer, Gott sei's geklagt. Freiligrath 50
Ein Lerchennest. Karl Beck 50
Sie sagten ihr Glück nicht leise noch laut. Karl Beck 51
O lieb', so lang' du lieben kannst! Freiligrath 52

	Seite
Aſyl. Lenau	54
Lieder von Adalbert von Chamiſſo.	
Das Schloß Boncourt	55
Frühling	57
Friſch geſungen	58
Kleidermacher-Muth	58
Tragiſche Geſchichte	59
Käferlied. N. Reinick	60
„Was heißeſt du mich Lieder dichten.“ Franz Kugler	61
„Du liebſt mich wohl, ich zweifle nicht daran.“ v. Chamiſſo	62
Scheiden, Leiden. Geibel	63
Liebeslieder von H. Heine	65
„Wiſſen es die blauen Blumen.“ F. Kugler	72
„Ach über die falſchen Zungen.“ F. Kugler	73
Nach Süden. Lenau	73
Das Mondlicht. Lenau	75
Bitte. Lenau	76
Schilflieder von Lenau. 1—5	77
Liebeslieder von Theodor Storm.	
1. Du willſt es nicht in Worten ſagen	80
2. Damendienſt	81
3. Bettlerliebe	81
4. Looſe	82
5. Meine Mutter hat's gewollt	82
6. Troſt	83
Aus Vorfrühling von Fr. Rückert	83
O ſieh mich nicht ſo lächelnd an. Geibel	89
Mönkgut auf Rügen. Von Wilh. Müller.	
1. Einkleidung	90
2. Bräutigamswahl	91
3. Die Braut	92
4. Vincta	93

	Seite
Wie es geht. Geibel	94
Gebrochnes Herz. Gruppe	95
Lied. Geibel	96
Im Frühling. E. Mörike	97
Lied vom Winde. E. Mörike	98
Dichtersegen. Uhland	99
Aus dem Liebesfrühling von Fr. Rückert	100
Wenn sich zwei Herzen scheiden. Geibel	113
In Venedig. Terzinen von Moritz Graf v. Strachwitz. 1 und 2	114
Liebeslieder von Hermann Lingg. 1 — 3	118
Wenn am Wald die Rosen blühn. Otto Roquette	120
Ach warum von Land und Leuten. Paul Heyse	122
Liebeslieder von Klaus Groth.	
1. He sä mi so veel	123
2. De Duv	124
3. Jehann, nu spann de Schimmels an	125
4. Verlarn	125
Liebeslieder von Friedrich Eggers.	
1. Dat Oog	127
2. De Tokünftig	128
3. Bedrövniß	129
Die Liebeslieder. H. Heine	130
Abseits. Theodor Storm	131
Ein Blatt aus sommerlichen Tagen. Theodor Storm	132
Mittagszauber. H. Lingg	133
Von den Engeln. R. Löwenstein	134
Käfer-Hochzeit. R. Löwenstein	135
Mausfallen-Sprüchlein. E. Mörike	136
Nanten int Water. Klaus Groth	137
Die Roggenmuhme. A. Kopisch	139

Seite

Der Sandmann. Kletke 139
Der Eichwald. Lenau 140
In der Krankheit. 1 und 2. Lenau . . 141
Lied der Spinnerin. Geibel 142
Allein, allein! — und so will ich genesen? Freiligrath 143
Das Ständchen. Uhland 144
Ich möchte hingehn wie das Abendroth. Herwegh 145
Min Jehann. Klaus Groth 146
Ach, ach, ich armes Klosterfräulein. J. Kerner 147
Die Blume der Ergebung. Fr. Rückert . 148
Unruh bis in den Tod. Schmidt von Lübeck 149
Cita mors ruit. Geibel 150
Leichter Sinn. Geibel. 151
Dagdeef. Klaus Groth 152
Wanderlieder von Wilhelm Müller.
1. Auszug 153
2. Auf der Landstraße 154
3. Einsamkeit 155
4. Abendreihn 156
Wanderlied. Eichendorff 157
Der Kirchhof. Wilhelm Waiblinger. . 158
Der frohe Wandersmann. Eichendorff . 160
Des Fremdlings Abendlied. Schmidt von Lübeck 161
Rudelsburg. Franz Kugler 162
Scheiden und Meiden. Uhland 163
Abschied. Albert Graf Schlippenbach . 163
Wanderlied. Albert Graf Schlippenbach. 164
Einkehr. Uhland 165
Nachtreise. Uhland. 166
Wanderlied. J. Kerner 167
Morgengruß an's Meer. H. Heine . . . 168

	Seite
Am Strande. 1 und 2. H. Heine . . .	170
Auf dem Meere. 1 und 2. H. Heine . .	172
Seemorgen. Lenau	173
Die Seejungfrauen. Lenau	174
Wein und Brod. Uhland	176
Historie von Noah. A. Kopisch	177
Rheinweinlied. Herwegh	178
„Ich schlag' mir ein Schnippchen. Albert Graf von Schlippenbach	180
Bedenklichkeiten. H. v. Mühler	181
Kriegslied. Hoffmann von Fallersleben	182
Frühling im Wein. W. Wackernagel . .	183
Margret am Thor. Otto Roquette . .	184
Metzelsuppenlied. Uhland	185
Der grüne Kranz. W. Wackernagel . .	187
Waldlied. Uhland	188
Jägerlied. Uhland	188
Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier. Freiligrath.	189
Der Jäger. E. Mörike	190
Jägerlied. E. Mörike.	192
Des Knaben Berglied. Uhland	192
Soldatenliebe. W. Hauff	193
Der gute Kamerad. Uhland	194
Es geht bei gedämpfter Trommel Klang. A. v. Chamisso.	195
Reiterlied. Herwegh	196
Reiters Morgengesang. W. Hauff . . .	197
Mantellied. K. v. Holtei.	198
Die nächtliche Heerschau. v. Zedlitz . . .	199
Des Deutschen Vaterland. E. M. Arndt .	202
Der deutsche Rhein. N. Becker	204
Schleswig-Holstein. M. F. Chemnitz. .	205
Deutsches Lied. Schmidt von Lübeck .	207

	Seite
Das Lied von Scharnhorst. Schenkendorf	209
Der alte Derfflinger. Th. Fontane	211
Der alte Dessauer. Th. Fontane	213
Der alte Zieten. Th. Fontane	214
Seidlitz. Th. Fontane	216
Der alte Feldherr. Georg Hesekiel	219
Lützows wilde Jagd. Th. Körner	221
Germania. Graf v. Strachwitz	222
Das Lied von Schill. E. M. Arndt	224
Das Lied von Blücher. E. M. Arndt	227
Vaterlandslied. E. M. Arndt	229
Griechenlieder von Wilhelm Müller.	
1. Der Mainottin Unterricht	230
2. Der kleine Hydriot	231
3. Die Mainottenwittwe	233
4. Konstantin Kanari	235
Hymne auf den Tod des Raphael Riego. Wilhelm Müller	236
In der Schenke. Lenau	240
Der sterbende Trompeter. Herwegh	241
Libertà. B. v. Lepel	242
Freiheit. Schenkendorf	244

Zweites Buch.

Dulde, geduldе dich fein. P. Heyse	249
Troſt. Friedrich Eggers	250
Die Forelle. W. Müller	250
Die drei Zigeuner. Lenau	252
Am Strande. A. Grün	253
Einem Knaben. Lenau	254
Würde ſelbſt die Welt zertrümmert. Platen	256
Oft, wenn wir lang im Dunkeln ſchweifen. Platen	256

Seite

Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt. Fr. Rückert 257
Wie werden wir umhergetrieben. Platen . 260
Sich von den Menschen fern zu halten. Platen 261
Gaben mir Rath und gute Lehren. H. Heine. 261
Gesegnete Mahlzeit. Th. Storm . . . 262
An einen Liebesdichter. E. Mörike. . . 263
Restauration. E. Mörike 263
Es liegt an eines Menschen Schmerz.. Platen 264
Fragen. H. Heine 265
Frage. Lenau 266
Das Blockhaus. Lenau 266
Die sterbende Blume. Fr. Rückert. . . 269
Gesang der Blinden. Hermann Lingg . 272
Zeit und Volk. Scherenberg 273
Die Dicken und die Dünnen. A. Grün . 276
Die sixtinische Kapelle. Lepel. 278
Ganganelli. Lepel 280
Hamlet. F. Freiligrath. 281
Knecht und Magd. Karl Beck . . . 284
Das Gebet der Wittwe. v. Chamisso . 287
Irland. F. Freiligrath. 288
Unsre Zeit. A. Grün 291
Gastrecht. A. Grün 292
Ein Menschenleben. A. Grün 293
Der künftige Held. A. v. Platen . . . 295
Chidher. Friedrich Rückert 296

Drittes Buch.

Die Lore Ley. H. Heine 301
Mährchen vom Mummelsee im Schwarzwalde. Schnezler 302

	Seite
Rummelsees Rache. Schnezler	304
Harald. Uhland	306
Gesicht des Reisenden. Freiligrath	308
Sonnenuntergang. H. Heine	311
Der Blumen Rache. Freiligrath	313
Elfenwirthschaft. Sallet	316
Die verlassene Mühle. Schnezler	318
Der Klopfer. Kopisch	321
Der gestrichene Scheffel. Kopisch	324
Die Eichensaat. Simrock	326
Der betrogene Teufel. Fr. Rückert	328
Der Trunk aus dem Stiefel. Pfarrius	329
Familienfest. v. Chamisso	331
Vom Schneiderlein. Julius Vercht	332
Storchenbotschaft. E. Mörike	333
Am Fenster. Julius Sturm	334
An meinem Geburtstage. W. v. Merckel	336
Die Bilderbibel. Freiligrath	338
Der Müllergesell. v. Chamisso	340
Jungfrau Lorenz. Franz Kugler	343
Die alte Waschfrau. v. Chamisso	346
Das Gewitter. Schwab	348
Die Mähderin. Uhland	349
Die Löwenbraut. v. Chamisso	352
Löwenritt. Freiligrath	354
Der Schiffsjunge. 1 und 2. Lenau	357
Der Reiter und der Bodensee. Schwab	359
Warnung. H. Heine	362
Tannhäuser. Geibel	363
Der verlorne Sohn. Scherenberg	365
Schön-Rohtraut. Mörike	368
Der Asra. H. Heine	369
Sie hatten sich viel zu lieb. H. Heine	370
Der schwarze Ritter. Uhland	371

	Seite
Rolf Düring. Moritz Graf v. Strachwitz.	373
Das Grab im Busento. v. Platen. . .	375
Die traurige Krönung. E. Mörike. . .	377
Schwerting der Sachsenherzog. Egon Ebert	378
König Karl's Meerfahrt. Uhland . . .	381
Das Thal des Espingo. Paul Heyse. .	383
Kaiser Heinrich's Waffen. O. Gruppe . .	385
Klaglied Kaiser Otto des Dritten. Platen .	387
Kaiser Heinrich der Zweite. B. v. Lepel .	389
Archibald Douglas, der Verbannte, Th. Fontane	392
Taillefer. Uhland	396
Schlachtfeld bei Haſtings. H. Heine . .	399
Der Schenk von Limburg. Uhland. . .	403
Vom treuen Walther. Uhland	406
Das Herz von Douglas. v. Strachwitz .	408
Die Mühle ſteht ſtille. J. Kerner . . .	413
Der Mönch. W. v. Merckel	416
Der Henker von Zürich. Reithard . . .	419
Der gefangene Admiral. v. Strachwitz .	423
Schloß Eger. Th. Fontane.	426
Das Opfer. G. Schwab	429
Der Tower-Brand. Th. Fontane . . .	435
Der Polenflüchtling. Lenau	437
Das rothe Lied. Karl Beck	440
Aus: Waterloo von Friedrich Scherenberg. Der Kreuzzug in den Abend	443
Nun grüße dich Gott, Frau Minne! v. Strachwitz.	446

Erstes Buch.

Octoberlied.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub,
Schenk ein den Wein, den holden;
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden.

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt
So gänzlich unverwüstlich!

Und wimmert auch einmal das Herz, —
Stoß an, und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden.

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an;
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!

Theodor Storm.

Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und wehen Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Uhland.

Wunder.

Sie war ein Kind vor wenig Tagen,
Sie ist es nicht mehr, wahrlich nein!
Bald ist die Blume aufgeschlagen,
Bald hüllt sie halb sich wieder ein.

Wen kann ich um das Wunder fragen?
Wie? oder täuscht mich holder Schein?

Sie spricht so ganz mit Kindersinne,
So fromm ist ihrer Augen Spiel;
Doch großer Dinge werd' ich inne;
Ich schau' in Tiefen ohne Ziel.
Ja! Wunder sind's der süßen Minne,
Die Minne hat der Wunder viel.

Uhland.

Liebeslieder

von

Eduard Mörike.

---

1. Nimmersatte Liebe.

So ist die Lieb! So ist die Lieb!
Mit Küssen nicht zu stillen;
Wer ist der Thor und will ein Sieb
Mit eitel Wasser füllen?
Und schöpfst du an die tausend Jahr,
Und küssest ewig, ewig gar,
Du thust ihr nie zu Willen.

Die Lieb, die Lieb hat alle Stund
Neu wunderlich Gelüsten,
Wir bissen uns die Lippen wund,
Da wir uns heute küßten.

Das Mädchen hielt in guter Ruh,
Wie's Lämmlein unter'm Messer;
Ihr Auge bat: nur immer zu,
Je weher, desto besser!

So ist die Lieb, und war auch so,
Wie lang es Liebe giebt,
Und anders war Herr Salomo,
Der Weise, nicht verliebt.

---

2. Der Knabe und das Immlein.

Im Weinberg auf der Höhe
Ein Häuslein steht so windebang,
Hat weder Thür noch Fenster,
Die Weile wird ihm lang.

Und ist der Tag so schwüle,
Sind all' verstummt die Vögelein; —
Summt an der Sonnenblume
Ein Immlein ganz allein.

Mein Lieb hat einen Garten,
Da steht ein hübsches Immenhaus:
Kommst du daher geflogen?
Schickt sie dich nach mir aus?

„O nein, du feiner Knabe,
Es hieß mich Niemand Boten gehn;
Dies Kind weiß nichts von Lieben,
Hat Dich noch kaum gesehn.

„Was wüßten auch die Mädchen,
Wenn sie kaum aus der Schule sind!
Dein herzallerliebstes Schätzchen
Ist noch ein Mutterkind.

„Ich bring' ihm Wachs und Honig;
Ade! — ich hab' ein ganzes Pfund;
Wie wird das Schätzchen lachen,
Ihm wässert schon der Mund."

Ach, wolltest du ihr sagen:
Ich wüßte, was viel süßer ist:
Nichts Lieblichers auf Erden
Als wenn man herzt und küßt!

---

3. Ein Stündlein wohl vor Tag.

Derweil ich schlafend lag,
Ein Stündlein wohl vor Tag,
Sang vor dem Fenster auf dem Baum
Ein Schwälblein mir, ich hört es kaum,
Ein Stündlein wohl vor Tag:

„Hör an, was ich dir ſag',
Dein Schätzlein ich verklag:
Derweil ich dieſes ſingen thu',
Herzt er ein Lieb in guter Ruh,
Ein Stündlein wohl vor Tag."

O weh! nicht weiter ſag!
O ſtill! nichts hören mag!
Flieg' ab, flieg' ab von meinem Baum!
— Ach, Lieb' und Treu iſt wie ein Traum
Ein Stündlein wohl vor Tag.

---

4. Das verlaſſene Mägdlein.

Früh, wann die Hähne krähn,
Eh die Sternlein verſchwinden,
Muß ich am Herde ſtehn,
Muß Feuer zünden.

Schön iſt der Flamme Schein,
Es ſpringen die Funken,
Ich ſchaue ſo drein,
In Leid verſunken.

Plötzlich da kommt es mir,
Treuloſer Knabe,
Daß ich die Nacht von dir,
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzet hernieder,
So kommt der Tag heran,
O ging' er wieder!

---

5. Agnes.

Roſenzeit! wie ſchnell vorbei,
Schnell vorbei,
Biſt du doch gegangen!
Wär' mein Lieb nur blieben treu,
Blieben treu,
Sollte mir nicht bangen.

Um die Erndte wohlgemuth,
Wohlgemuth,
Schnitterinnen ſingen.
Aber ach! mir krankem Blut,
Mir krankem Blut,
Will nichts mehr gelingen.

Schleiche ſo durch's Wieſenthal,
So durch's Thal,
Als im Traum verloren,
Nach dem Berg, da tauſend Mal,
Tauſend Mal,
Er mir Treu geſchworen.

Oben auf des Hügels Rand,
Abgewandt,
Wein' ich bei der Linde;
An dem Hut mein Rosenband,
Von seiner Hand,
Spielet in dem Winde.

Die Stille.

Es weiß und räth es doch Keine:
Wie mir so wohl ist, so wohl!
Ach! wüßt es nur Einer, nur Einer,
Kein Mensch es sonst wissen soll!

So still ists nicht draußen im Schnee,
So stumm und verschwiegen sind
Die Sterne nicht in der Höhe,
Als meine Gedanken sind.

Ich wünschte, es wär schon Morgen,
Da fliegen zwei Lerchen auf,
Die überfliegen einander,
Mein Herze folgt ihrem Lauf.

Ich wünschte, ich wär ein Vöglein,
Und zöge über das Meer,
Wohl über das Meer und weiter,
Bis daß ich im Himmel wär!

Eichendorff.

Morgenwanderung.

Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen;
Da iſt der Wald ſo kirchenſtill,
Kein Lüftchen mag ſich regen;
Noch ſind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leiſe den Morgenſegen.

Die ganze Welt iſt wie ein Buch,
Darin uns aufgeſchrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen nah und fern
Und der helle Morgenſtern
Sind Zeugen von ſeinem Lieben.

Da zieht die Andacht wie ein Hauch
Durch alle Sinnen leiſe,
Da pocht ans Herz die Liebe auch
In ihrer ſtillen Weiſe,
Pocht und pocht, bis ſich's erſchließt
Und die Lippe überfließt
Von lautem, jubelndem Preiſe.

Und plötzlich läßt die Nachtigall
Im Buſch ihr Lied erklingen,
In Berg und Thal erwacht der Schall,
Und will ſich aufwärts ſchwingen,

Und der Morgenröthe Schein
Stimmt in lichter Gluth mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobſingen!

Geibel.

Schäfers Sonntagslied.

Das iſt der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur;
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O ſüßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten Viele ungeſehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er iſt ſo klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen ſich,
Das iſt der Tag des Herrn!

Uhland.

Die Schlummernde.

Wann deine Wimper neidiſch fällt,
Dann muß in deiner innern Welt
Ein lichter Traum beginnen:
Dein Auge ſtrahlt nach innen.

Uhland.

Frühlingslieder

von

W. Müller.

1. Frühlingseinzug.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Der alte Winter will heraus,
Er trippelt ängſtlich durch das Haus,
Er windet bang ſich in der Bruſt
Und kramt zuſammen ſeinen Wuſt
Geſchwinde, geſchwinde.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Er ſpürt den Frühling vor dem Thor,
Der will ihn zupfen bei dem Ohr,
Ihn zauſen an dem weißen Bart
Nach ſolcher wilden Buben Art,
Geſchwinde, geſchwinde.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Der Frühling pocht und klopft ja ſchon —
Horch, horch, es iſt ſein lieber Ton!
Er pocht und klopfet, was er kann,
Mit kleinen Blumenknospen an,
Geſchwinde, geſchwinde.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Und wenn ihr noch nicht öffnen wollt,
Er hat viel Dienerſchaft im Sold,
Die ruft er ſich zur Hülfe her
Und pocht und klopfet immer mehr,
Geſchwinde, geſchwinde.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Es kömmt der Junker Morgenwind,
Ein baufebackig rothes Kind,
Und bläſt, daß Alles klingt und klirrt,
Bis ſeinem Herrn geöffnet wird,
Geſchwinde, geſchwinde.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Es kömmt der Ritter Sonnenſchein,
Der bricht mit goldnen Lanzen ein,
Der ſanfte Schmeichler Blüthenhauch
Schleicht durch die engſten Ritzen auch,
Geſchwinde, geſchwinde.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! geſchwinde!
Zum Angriff ſchlägt die Nachtigall,
Und horch, und horch, ein Wiederhall,
Ein Wiederhall aus meiner Bruſt!
Herein, herein du Frühlingsluſt,
Geſchwinde, geſchwinde!

2. Kinderluſt.

Nun feget aus den alten Staub
Und macht die Laube blank!
Laßt ja kein ſchwarzes Winterlaub
Mir liegen auf der Bank!

Die erſte weiße Blüthe flog
Mir heut' ins Angeſicht.
Willkommen Lenz! ich lebe noch
Und weiß von Leide nicht:

Und ſchaue hell, wie du, hinein
In Gottes ſchöne Welt,
Und möcht ein kleiner Bube ſein,
Und kollern durch das Feld.

O ſeht, da plätſchern ſchon am See
Die lieben Kindelein,
Und ziehn die Hemdchen in die Höh',
Und wollen gern hinein.

Wie lockt der warme Sonnenſchein,
Der auf dem Spiegel ruht!
Da iſt kein Fuß zu weich, zu klein,
Er probt, wie's Waſſer thut.

Ich ſitz' und ſeh' dem Spiele zu
Und ſpiel' im Herzen auch:
Du lieber Lenz, ein Kind biſt du,
Und übeſt Kinderbrauch.

Wie viel du haſt, du weiſt es kaum
Und ſchütteſt Alles aus.
Nehmt, Kinder, nehmt! Es iſt kein Traum!
Es kommt aus Gottes Haus.

Und wenn du nun ganz fertig biſt,
Haſt keine Blumen mehr;
Dann gehſt du wieder ohne Friſt,
Kein Abſchied wird dir ſchwer;

Und rufſt dem Bruder Sommer zu:
Bringſt du die Früchte her?
Was ich verſprach, das halte du!
Ei, ei, dein Korb iſt ſchwer!

---

3. Morgenlied.

Wer ſchlägt ſo raſch an die Fenſter mir
Mit ſchlanken grünen Zweigen?
Der junge Morgenwind iſt hier
Und will ſich luſtig zeigen.

„Heraus, heraus, du Menſchenſohn!“
So ruft der kecke Geſelle,
„Es ſchwärmt von Frühlingswonnen ſchon
Vor deiner Kammerſchwelle.

Hörſt du die Käfer ſummen nicht,
Hörſt du das Glas nicht klirren,
Wenn ſie, betäubt von Duft und Licht,
Hart an die Scheiben ſchwirren?

Die Sonnenſtrahlen ſtehlen ſich
Bebende durch Blätter und Ranken,
Und necken auf deinem Lager dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken.

Die Nachtigall iſt heiſer faſt,
So lang hat ſie geſungen;
Und weil du ſie gehört nicht haſt,
Iſt ſie vom Baum geſprungen.

Da ſchlug ich mit dem leeren Zweig
An deine Fenſterſcheiben.
Heraus, heraus in des Frühlings Reich!
Er wird nicht lange mehr bleiben."

---

4. Die Brautnacht.

Es hat geflammt die ganze Nacht
Am hohen Himmelsbogen,
Wie eines Feuerſpieles Pracht
Hat es die Luft durchflogen;

Und nieder sank es tief und schwer
Mit ahnungsvoller Schwüle,
Ein dumpfes Rollen zog daher
Und sprach von ferner Kühle:

Da fielen Tropfen warm und mild
Wie lang' erstickte Thränen;
Die Erde trank, doch ungestillt
Blieb noch ihr heißes Sehnen.

Und sieh, der Morgen steigt empor —
Welch Wunder ist geschehen?
In ihrem vollen Blüthenflor
Seh' ich die Erde stehen.

O Wunder, wer hat das vollbracht?
Der Knospen spröde Hülle,
Wer brach sie auf in einer Nacht
Zu solcher Liebesfülle?

O still, o still und merket doch
Der Blüthen scheues Bangen!
Ein rother Schauer zittert noch
Um ihre frischen Wangen.

O still, und fragt den Bräutigam,
Den Lenz, den kühnen Freier,
— Der diese Nacht zur Erde kam —
Nach ihrer Hochzeitfeier!

Der Gärtner.

Wohin ich geh und schaue,
In Feld und Wald und Thal,
Vom Berg hinab in die Aue,
Viel schöne hohe Fraue,
Grüß ich dich tausendmal.

In meinem Garten find' ich
Viel Blumen schön und fein,
Viel Kränze daraus wind' ich,
Und tausend Gedanken bind' ich
Und Grüße mit darein.

Ihr darf ich keinen reichen,
Sie ist zu hoch und schön.
Die müssen alle verbleichen,
Die Liebe nur ohne Gleichen
Bleibt fest im Herzen stehn.

Ich schein wohl guter Dinge
Und schaffe auf und ab,
Und ob das Herz zerspringe,
Ich grabe fort und singe
Und grab mir bald mein Grab.

Eichendorff.

Entschluss.

Sie kommt in diese stillen Gründe,
Ich wag es heut mit kühnem Muth.
Was soll ich beben vor dem Kinde,
Das Niemand was zu Leide thut?

Es grüßen Alle sie so gerne,
Ich geh' vorbei und wag' es nicht;
Und zu dem allerschönsten Sterne
Erheb' ich nie mein Angesicht.

Die Blumen, die nach ihr sich beugen,
Die Vögel mit dem Lustgesang,
Sie dürfen Liebe ihr bezeugen:
Warum ist mir allein so bang?

Dem Himmel hab' ich oft geklaget
In langen Nächten bitterlich:
Und habe nie vor ihr gewaget
Das Eine Wort: ich liebe dich!

Ich will mich lagern unterm Baume,
Da wandelt täglich sie vorbei;
Dann will ich reden als im Traume,
Wie sie mein süßes Leben sei.

Ich will — o wehe! welches Schrecken!
Sie kommt heran, sie wird mich sehn;
Ich will mich in den Busch verstecken,
Da seh' ich sie vorübergehn.

Uhland.

Spielmanns Lied.

Und legt ihr zwischen mich und sie
Auch Strom und Thal und Hügel,
Gestrenge Herrn, ihr trennt uns nie,
Das Lied, das Lied hat Flügel.
Ich bin ein Spielmann wohlbekannt,
Ich mache mich auf die Reise,
Und sing' hinfort durchs weite Land
Nur noch die Eine Weise:
Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tausend, tausend Mal!

Und wandr' ich durch den laub'gen Wald,
Wo Fink und Amsel schweifen,
Mein Lied erlauscht das Völkchen bald,
Und hebt es an zu pfeifen.
Und auf der Haide hört's der Wind,
Der spannt die Flügel heiter,
Und trägt es über den Strom geschwind,
Und über den Berg, und weiter:
Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tausend, tausend Mal!

Durch Stadt und Dorf, durch Wies' und Korn
Spiel ich's auf meinen Zügen,

Da ſingen's bald zu Nacht am Born
Die Mägde mit den Krügen;
Der Jäger ſummt es vor ſich her,
Spürt er im Buchenhage;
Der Fiſcher wirft ſein Netz ins Meer
Und ſingt's zum Ruderſchlage:
Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Luſt und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tauſend, tauſend Mal!

Und friſcher Wind und Waldvöglein,
Und Fiſcher, Mägd' und Jäger,
Die müſſen alle Boten ſein
Und meiner Liebe Träger.
So kommt's im Ernſt, ſo kommt's im Scherz
Zu deinem Ohr am Ende,
Und wenn du's hörſt, da pocht dein Herz,
Du ſpürſt es, wer es ſende:
Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Luſt und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tauſend, tauſend Mal!

Geibel.

Frühlingslieder

von

Nicolaus Lenau.

1. Der Lenz.

Da kommt der Lenz, der ſchöne Junge,
Den Alles lieben muß,
Herein mit einem Freudenſprunge
Und lächelt ſeinen Gruß;

Und ſchickt ſich gleich mit frohem Necken
Zu all' den Streichen an,
Die er auch ſonſt dem alten Recken,
Dem Winter angethan.

Er giebt ſie frei, die Bächlein alle,
Wie auch der Alte ſchilt,
Die der in ſeiner Eiſesfalle
So ſtreng gefangen hielt.

Schon ziehn die Wolken flink von dannen
Mit Tänzen und Geſchwätz,
Und ſpötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Geſetz.

Den Jüngling freut es, wie die raſchen
Hinlärmen durch's Gefild,
Und wie ſie ſcherzend ſich erhaſchen
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt seine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie schlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.

In ihren Busen greift der Lose
Und zieht ihr schmeichelnd leck
Das sanfte Veilchen und die Rose
Hervor aus dem Versteck.

Und sein geschmeidiges Gesinde
Schickt er zu Berg und Thal:
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde.
Den Freunden allzumal!“

Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Kluft,
Und schleudert seine Singraketen,
Die Lerchen in die Luft.

---

2. Liebesfeier.

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde, voller Blüth' und Duft.

Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

3. Frühlingsgedränge.

Frühlingskinder im bunten Gedränge,
Flatternde Blüthen, duftende Hauche,
Schmachtende, jubelnde Liebesgesänge
Stürzen an's Herz mir aus jedem Strauche.
Frühlingskinder mein Herz umschwärmen,
Flüstern hinein mit schmeichelnden Worten,
Rufen hinein mit trunkenem Lärmen,
Rütteln an längst verschlossenen Pforten.
Frühlingskinder, mein Herz umringend,
Was doch sucht ihr darin so dringend?
Hab' ichs verrathen euch jüngst im Traume,
Schlummernd unter dem Blüthenbaume?
Brachten euch Morgenwinde die Sage,
Daß ich im Herzen eingeschlossen
Euren lieblichen Spielgenossen,
Heimlich und selig — ihr Bildniß trage?

Frühlingstrost.

Was zagst du, Herz, in solchen Tagen,
Wo selbst die Dornen Rosen tragen?

Uhland.

An Sie.

Deine Augen ſind nicht himmelblau,
Dein Mund, er iſt kein Roſenmund,
Nicht Bruſt und Arme Lilien.
Ach! welch ein Frühling wäre das,
Wo ſolche Lilien, ſolche Roſen
Im Thal und auf den Höhen blühten,
Und alles das ein klarer Himmel
Umfinge, wie dein blaues Aug'!

Uhland.

Lieder

von

A. v. Platen.

1. Laß tief in dir mich leſen.

Laß tief in dir mich leſen,
Verhehl' auch dies mir nicht,
Was für ein Zauberweſen
Aus deiner Stimme ſpricht?

So viele Worte dringen
An's Ohr uns ohne Plan,
Und während sie verklingen,
Ist Alles abgethan.

Doch drängt auch nur von ferne
Dein Ton sich zu mir her,
Behorch' ich ihn so gerne,
Vergess' ich ihn so schwer!

Ich bebe dann, entglimme
Von allzurascher Glut:
Mein Herz und deine Stimme
Versteh'n sich gar zu gut!

---

2. Wie rafft ich mich auf in der Nacht.

Wie rafft ich mich auf in der Nacht, in der Nacht,
Und fühlte mich fürder gezogen,
Die Gassen verließ' ich vom Wächter bewacht,
Durchwandelte sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Das Thor mit dem gothischen Bogen.

Der Mühlbach rauschte durch felsigen Schacht,
Ich lehnte mich über die Brücke,
Tief unter mir nahm ich der Wogen in Acht,
Die wallten so sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Doch wallte nicht eine zurücke.

Es drehte ſich oben, unzählig entfacht,
Melodiſcher Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht,
Sie funkelten ſacht
In der Nacht, in der Nacht,
Durch täuſchend entlegene Ferne.

Ich blickte hinauf in der Nacht, in der Nacht,
Ich blickte hinunter auf's Neue:
O wehe, wie haſt du die Tage verbracht,
Nun ſtille du ſacht
In der Nacht, in der Nacht,
Im pochenden Herzen die Reue!

---

3. Ich möchte gern mich frei bewahren.

Ich möchte gern mich frei bewahren,
Verbergen vor der ganzen Welt,
Auf ſtillen Flüſſen möcht' ich fahren,
Bedeckt vom ſchatt'gen Wolkenzelt.

Von Sommervögeln übergaukelt,
Der ird'ſchen Schwere mich entziehn,
Vom reinen Element geſchaukelt,
Die ſchuldbefleckten Menſchen fliehn.

Nur ſelten an das Ufer ſtreifen,
Doch nie entſteigen meinem Kahn,
Nach einer Roſenknoſpe greifen,
Und wieder ziehn die feuchte Bahn.

Von ferne ſehn, wie Heerden weiden,
Wie Blumen wachſen immer neu
Wie Winzerinnen Trauben ſchneiden,
Wie Schnitter mähn das duft'ge Heu.

Und nichts genießen, als die Helle
Des Lichts, das ewig lauter bleibt,
Und einen Trunk der friſchen Welle,
Der nie das Blut geſchwinder treibt.

---

4. Was ſoll dies kindiſche Verzagen.

Was ſoll dies kindiſche Verzagen,
Dies eitle Wünſchen ohne Halt?
Da du der Welt nicht kannſt entſagen,
Erobre dir ſie mit Gewalt!

Und könnteſt du dich auch entfernen,
Es triebe Sehnſucht dich zurück;
Denn ach, die Menſchen lieben lernen,
Es iſt das einz'ge wahre Glück!

Unwiderruflich dorrt die Blüthe,
Unwiderruflich wächst das Kind,
Abgründe liegen im Gemüthe,
Die tiefer als die Hölle sind.

Du siehst sie, doch du fliehst vorüber,
Im glücklichen, im ernsten Lauf,
Dem frohen Tage folgt ein trüber,
Doch Alles wiegt zuletzt sich auf.

Und wie der Mond, im leichten Schweben,
Bald rein und bald in Wolken steht,
So schwinde wechselnd dir das Leben,
Bis es in Wellen untergeht.

---

5. Ermann', o Herz, dich und vergiß.

Ermann', o Herz, dich und vergiß
Die besten deiner Triebe,
Wenn auch der Bosheit Schlangenbiß
Das noch gebliebne dir entriß,
Das letzte Glück der Liebe!

Du bleibst dir selbst in jeder Pein,
Ob Alle dich verließen,
Und Luft und Sonne bleiben dein:
Wer ganz mit seinem Schmerz allein,
Der lernt den Schmerz genießen.

Schon kommt der Frühling unverweilt,
Und flickt der Herbſt die Garben,
Iſt längſt dir jenes Bild enteilt:
So viele Wunden ſind geheilt,
Auch dieſe wird vernarben.

Verſchließe dich, du ſtolzes Herz,
Mit allen deinen Leiden;
Erſcheine kalt und ſchroff wie Erz,
Und treibe mit dem Leben Scherz,
Und lächle beim Verſcheiden!

---

6. Süß iſt der Schlaf am Morgen.

Süß iſt der Schlaf am Morgen
Nach durchgeweinter Nacht,
Und alle meine Sorgen
Hab' ich zur Ruh' gebracht.

Mit feuchtem Augenlide
Begrüß' ich Hain und Flur:
Im Herzen wohnt der Friede,
Der tiefſte Friede nur.

Schon lacht der Lenz den Blicken,
Er mildert jedes Leid,
Und ſeine Veilchen ſticken
Der Erde junges Kleid.

Schon hebt ſich hoch die Lerche,
Die Staude ſteht im Flor,
Es zieh'n aus ihrem Pferche
Die Heerden ſanft hervor.

Das Netz des Fiſchers hanget
Im hellſten Sonnenſchein,
Und ſein Gemüth verlanget
Der Winde Spiel zu ſein.

Und weil am Felſenriffe
Das Meer ſich leiſer bricht,
Wird rings der Bauch der Schiffe
Zur neuen Fahrt verpicht.

Den Uferdamm umklettern
Eidechſen raſch bewegt,
Und Natigallen ſchmettern,
Die jede Laube hegt.

Gezogen von den Stieren
Wird ſchon der blanke Pflug,
Und Menſchen ſcheint und Thieren
Die Erde ſchön genug.

Nicht findet mehr der Waller
Das Gottesbild zu weit,
Es ſind die Seelen Aller
Geſtimmt zur Frömmigkeit.

O mein Gemüth, erfreue
An dieſem Glanz dich auch,
Sei glücklich und erneue
Der Lieder Flötenhauch.

Auf daß die ſtumpfen Herzen
Du doch zuletzt beſiegſt.
Wenn frei von allen Schmerzen
Tief unter'm Gras du liegſt.

Gute Nacht.

Schon fängt es an zu dämmern,
Der Mond als Hirt erwacht,
Und ſingt den Wolkenlämmern
Ein Lied zur guten Nacht;
Und wie er ſingt ſo leiſe,
Da dringt vom Sternenkreiſe
Der Schall ins Ohr mir ſacht:
Schlafet in Ruh, ſchlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und ſein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Nun ſuchen in den Zweigen
Ihr Neſt die Vögelein,
Die Halm' und Blumen neigen
Das Haupt im Mondenſchein,
Und ſelbſt des Mühlrads Wellen
Laſſen das wilde Schwellen
Und ſchlummern murmelnd ein.
Schlafet in Ruh, ſchlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und ſein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Von Thür zu Thüre wallet
Der Traum, ein lieber Gaſt,
Das Harfenſpiel verhallet
Im ſchimmernden Palaſt;
Im Nachen ſchläft der Ferge,
Die Hirten auf dem Berge
Halten ums Feuer Raſt.
Schlafet in Ruh, ſchlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und ſein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Und wie nun alle Kerzen
Verlöſchen durch die Nacht,
Da ſchweigen auch die Schmerzen,
Die Sonn' und Tag gebracht;
Lind ſäuſeln die Cypreſſen,
Ein ſeliges Vergeſſen
Durchweht die Lüfte ſacht.
Schlafet in Ruh, ſchlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und ſein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Und wo von heißen Thränen
Ein ſchmachtend Auge blüht,
Und wo in bangem Sehnen
Ein liebend Herz verglüht,
Der Traum kommt leiſ' und linde
Und ſingt dem kranken Kinde
Ein tröſtend Hoffnungslied.
Schlafet in Ruh, ſchlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und ſein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Gute Nacht denn all ihr Müden,
Ihr Lieben nah und fern,
Nun ruh' auch ich in Frieden
Bis glänzt der Morgenſtern.
Die Nachtigall alleine
Singt noch im Mondenſcheine
Und lobet Gott, den Herrn.
Schlafet in Ruh, ſchlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und ſein Schall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Geibel.

Das zerbrochne Ringlein.

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad,
Mein Liebchen iſt verſchwunden,
Das dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu verſprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu gebrochen,
Das Ringlein ſprang entzwei.

Ich möcht als Spielmann reiſen
Weit in die Welt hinaus,
Und ſingen meine Weiſen,
Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht als Reiter fliegen
Wohl in die blutge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör ich das Mühlrad gehen,
Ich weiß nicht, was ich will,
Ich möcht am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still.

Eichendorff.

Müllerlieder

von

Wilhelm Müller.

---

1. Wanderschaft.

Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern.

Vom Wasser haben wir's gelernt,
Vom Wasser!
Das hat nicht Rast bei Tag und Nacht,
Ist stets auf Wanderschaft bedacht,
Das Wasser.

Das ſehn wir auch den Rädern ab,
Den Rädern!
Die gar nicht gerne ſtille ſtehn,
Die ſich bei Tag nicht müde drehn,
Die Räder.

Die Steine ſelbſt, ſo ſchwer ſie ſind,
Die Steine!
Sie tanzen mit den muntern Reihn
Und wollen gar noch ſchneller ſein,
Die Steine.

O Wandern, Wandern, meine Luſt,
O Wandern!
Herr Meiſter und Frau Meiſterin,
Laßt mich in Frieden weiter ziehn
Und wandern.

---

2. Wohin?

Ich hört' ein Bächlein rauſchen
Wohl aus dem Felſenquell,
Hinab zum Thale rauſchen
So friſch und wunderhell.

Ich weiß nicht, wie mir wurde,
Nicht, wer den Rath mir gab,
Ich mußte gleich hinunter
Mit meinem Wanderſtab.

Hinunter und immer weiter,
Und immer dem Bache nach,
Und immer frischer rauschte,
Und immer heller der Bach.

Ist das denn meine Straße?
O Bächlein, sprich, wohin?
Du hast mit deinem Rauschen
Mir ganz berauscht den Sinn.

Was sag' ich denn vom Rauschen?
Das kann kein Rauschen sein:
Es singen wohl die Niren
Dort unten ihren Reihn.

Laß singen, Gesell, laß rauschen,
Und wandre fröhlich nach!
Es gehn ja Mühlenräder
In jedem klaren Bach.

---

3. Halt!

Eine Mühle seh' ich blicken
Aus den Erlen heraus,
Durch Rauschen und Singen
Bricht Rädergebraus.

Ei willkommen, ei willkommen,
Süßer Mühlengesang!
Und das Haus, wie so traulich!
Und die Fenster, wie blank!

Und die Sonne, wie helle
Vom Himmel ſie ſcheint!
Ei, Bächlein, liebes Bächlein,
War es alſo gemeint?

---

4. Am Feierabend.

Hätt' ich tauſend
Arme zu rühren!
Könnt' ich brauſend
Die Räder führen!
Könnt' ich wehen
Durch alle Haine!
Könnt ich drehen
Alle Steine!
Daß die ſchöne Müllerin
Merkte meinen treuen Sinn!

Ach, wie iſt mein Arm ſo ſchwach!
Was ich hebe, was ich trage,
Was ich ſchneide, was ich ſchlage,
Jeder Knappe thut es nach.
Und da ſitz' ich in der großen Runde,
Zu der ſtillen, kühlen Feierſtunde,
Und der Meiſter ſpricht zu Allen:
Euer Werk hat mir gefallen;
Und das liebe Mädchen ſagt
Allen eine gute Nacht.

---

5. Ungeduld.

Ich ſchnitt es gern in alle Rinden ein,
Ich grüb' es gern in jeden Kieſelſtein,
Ich möcht' es ſä'n auf jedes friſche Beet
Mit Kreſſenſamen, der es ſchnell verräth,
Auf jeden weißen Zettel möcht' ich's ſchreiben:
Dein iſt mein Herz, und ſoll es ewig bleiben.

Ich möcht' mir ziehen einen jungen Staar,
Bis daß er ſpräch' die Worte rein und klar,
Bis er ſie ſpräch' mit meines Mundes Klang,
Mit meines Herzens vollem, heißen Drang;
Dann ſäng' er hell durch ihre Fenſterſcheiben:
Dein iſt mein Herz und ſoll es ewig bleiben.

Den Morgenwinden möcht' ich's hauchen ein,
Ich möcht' es ſäuſeln durch den regen Hain;
O, leuchtet' es aus jedem Blumenſtern!
Trüg' es der Duft zu ihr von nah und fern!
Ihr Wogen, könnt ihr nichts als Räder treiben?
Dein iſt mein Herz, und ſoll es ewig bleiben.

Ich meint', es müßt in meinen Augen ſtehn,
Auf meinen Wangen müßt' man's brennen ſehn,
Zu leſen wär's auf meinem ſtummen Mund,
Ein jeder Athemzug gäb's laut ihr kund;
Und ſie merkt nichts von all' dem bangen Treiben;
Dein iſt mein Herz, und ſoll es ewig bleiben!

6. Mein!

Bächlein, laß dein Rauſchen ſein!
Räder, ſtellt euer Brauſen ein!
All ihr muntern Waldvöglein,
Groß und klein,
Endet eure Melodein!
Durch den Hain
Aus und ein
Schalle heut' ein Reim allein!
Die geliebte Müllerin iſt mein!
Mein!
Frühling, ſind das alle deine Blümelein?
Sonne, haſt du keinen helleren Schein?
Ach, ſo muß ich ganz allein,
Mit dem ſeligen Worte mein,
Unverſtanden in der weiten Schöpfung ſein!

7. Eiferſucht und Stolz.

Wohin ſo ſchnell, ſo kraus, ſo wild, mein lieber Bach?
Eilſt du voll Zorn dem frechen Bruder Jäger nach?
Kehr' um, kehr' um, und ſchilt erſt deine Müllerin
Für ihren leichten, loſen, kleinen Flatterſinn.
Sahſt du ſie geſtern Abend nicht am Thore ſtehn,
Mit langem Halſe nach der großen Straße ſehn?
Wenn von dem Fang der Jäger luſtig zieht nach Haus,
Da ſteckt kein ſittſam Kind den Kopf zum Fenſter 'naus.

Geh, Bächlein, hin und ſag' ihr das, doch ſag' ihr nicht,
Hörſt du, kein Wort von meinem traurigen Geſicht;
Sag' ihr: er ſchnitzt bei mir ſich eine Pfeif' aus Rohr,
Und bläſt den Kindern ſchöne Täntz' und Lieder vor.

---

8. Trockne Blumen.

Ihr Blümlein alle,
Die ſie mir gab,
Euch ſoll man legen
Mit mir in's Grab.

Wie ſeht ihr alle
Mich an ſo weh,
Als ob ihr wüßtet,
Wie mir geſcheh'?

Ihr Blümlein alle,
Wie welk, wie blaß?
Ihr Blümlein alle,
Wovon ſo naß?

Ach, Thränen machen
Nicht maiengrün,
Machen todte Liebe
Nicht wieder blühn.

Und Lenz wird kommen,
Und Winter wird gehn,
Und Blümlein werden
Im Grase stehn,

Und Blümlein liegen
In meinem Grab,
Die Blümlein alle,
Die sie mir gab.

Und wenn sie wandelt
Am Hügel vorbei,
Und denkt im Herzen:
Der meint' es treu!

Dann Blümlein alle
Heraus, heraus!
Der Mai ist kommen,
Der Winter ist aus.

---

9. Des Baches Wiegenlied.

Gute Ruh, gute Ruh!
Thu die Augen zu!
Wandrer, du müder, du bist zu Haus.
Die Treu' ist hier,
Sollst liegen bei mir,
Bis das Meer will trinken die Bächlein aus.

Will betten dich kühl
Auf weichem Pfühl
In dem blauen kryſtallenen Kämmerlein.
Heran, heran
Was wiegen kann,
Woget und wieget den Knaben mir ein!

Wenn ein Jagdhorn ſchallt
Aus dem grünen Wald,
Will ich ſauſen und brauſen wohl um dich her.
Blickt nicht herein,
Blaue Blümelein!
Ihr macht meinem Schläfer die Träume ſo ſchwer.

Hinweg, hinweg
Von dem Mühlenſteg,
Böſes Mägdlein, daß ihn dein Schatten nicht weckt!
Wirf mir herein
Dein Tüchlein fein,
Daß ich die Augen ihm halte bedeckt!

Gute Nacht, gute Nacht!
Bis Alles wacht,
Schlaf' aus deine Freude, ſchlaf' aus dein Leid!
Der Vollmond ſteigt,
Der Nebel weicht,
Und der Himmel da oben, wie iſt er ſo weit!

Minnelied.

Es giebt wohl Manches, was entzücket,
Es giebt wohl Vieles, was gefällt,
Der Mai, der ſich mit Blumen ſchmücket,
Die güldne Sonn' im blauen Zelt!
Doch weiß ich Eins, das ſchafft mehr Wonne,
Als jeder Glanz der Morgenſonne,
Als Roſenblüth' und Lilienreis;
Das iſt, getreu im tiefſten Sinne
Zu tragen eine fromme Minne,
Davon nur Gott im Himmel weiß.

Wem er ein ſolches Gut beſchieden,
Der freue ſich und ſei getroſt,
Ihm ward ein wunderbarer Frieden,
Wie wild des Lebens Brandung toſt.
Mag alles Leiden auf ihn ſchlagen:
Sie lehrt ihn nimmermehr verzagen,
Sie iſt ihm Hort und ſichrer Thurm;
Sie bleibt im Labyrinth der Schmerzen
Die Fackelträgerin dem Herzen,
Bleibt Lenz im Winter, Ruh im Sturm.

Doch ſuchſt umſonſt auf irrem Pfade
Die Liebe du im Drang der Welt,
Denn Lieb iſt Wunder, Lieb iſt Gnade,
Die wie der Thau vom Himmel fällt.
Sie kommt wie Nelkenduft im Winde,
Sie kommt, wie durch die Nacht gelinde

Aus Wolken fließt des Mondes Schein;
Da gilt kein Ringen, kein Verlangen,
In Demuth magſt du ſie empfangen,
Als kehrt' ein Engel bei dir ein.

Und mit ihr kommt ein Bangen, Zagen,
Ein Träumen aller Welt verſteckt;
Mit Freuden mußt du Leide tragen,
Bis aus dem Leid ihr Kuß dich weckt;
Dann iſt dein Leben ein geweihtes,
In deinem Weſen blüht ein zweites,
Ein reineres voll Licht und Ruh;
Und todesfroh in raſchem Fluthen
Fühlſt du das eigne Ich verbluten,
Weil du nur wohnen magſt im Du.

Das iſt die köſtlichſte der Gaben,
Die Gott dem Menſchenherzen giebt,
Die eitle Selbſtſucht zu begraben,
Indem die Seele glüht und liebt.
O ſüß Empfangen, ſel'ges Geben!
O ſchönes Ineinanderweben!
Hier heißt Gewinn, was ſonſt Verluſt;
Je mehr du ſchenkſt, je froher ſcheinſt du,
Je mehr du nimmſt, je ſel'ger weinſt du —
O, gieb das Herz aus deiner Bruſt!

In ihrem Auge deine Thränen,
Ihr Lächeln ſanft um deinen Mund,
Und all dein Denken, Träumen, Sehnen,
Ob's dein, ob's ihr, dir iſt's nicht kund.

Wie wenn zwei Büſche ſich verſchlingen,
Aus denen junge Roſen ſpringen,
Die weiß, die andre roth erglüht,
Und keiner merkt, aus weſſen Zweigen
Die hellen und die dunklen ſteigen:
So iſt's; du fühleſt nur: es blüht.

Es blüht; es iſt ein Lenz tief innen,
Ein Geiſteslenz für immerdar,
Du fühlſt in dir die Ströme rinnen
Der ew'gen Jugend wunderbar,
Die Flammen, die in dir frohlocken,
Sind ſtärker als die Aſchenflocken,
Mit denen Alter droht und Zeit;
Es leert umſonſt der Tod den Köcher,
So trinkſt du aus der Liebe Becher
Den ſüßen Wein: Unſterblichkeit.

Spät iſt es, — hinter dunkeln Gipfeln
Färbt golden ſich der Wolken Flaum,
Tiefröthlich ſteigt aus Buchenwipfeln
Der Mond empor am Himmelsſaum.
Der Wind fährt auf in Sprüngen, loſen,
Und ſpielet mit den weißen Roſen,
Die rankend blühn am Fenſter mir;
O ſäuſelt, ſäuſelt fort, ihr Lüfte,
Und tragt getaucht in Blumendüfte
Dies Lied und meinen Gruß zu ihr!

Geibel.

Ruhe in der Geliebten.

So laß mich ſitzen ohne Ende,
So laß mich ſitzen für und für!
Leg deine beiden frommen Hände
Auf die erhitzte Stirne mir!
Auf meinen Knien zu deinen Füßen,
Da laß mich ruhn in trunkner Luſt;
Laß mich das Auge ſelig ſchließen
In deinem Arm, an deiner Bruſt.

Laß es mich öffnen nur dem Schimmer,
Der deines wunderbar erhellt;
In dem ich raſte nun für immer,
O du mein Leben, meine Welt!
Laß es mich öffnen nur der Thräne,
Die brennend heiß ſich ihm entringt;
Die hell und luſtig, eh' ich's wähne,
Durch die geſchloſſne Wimper ſpringt.

So bin ich fromm, ſo bin ich ſtille,
So bin ich ſanft, ſo bin ich gut!
Ich habe dich — das iſt die Fülle!
Ich habe dich — mein Wünſchen ruht!
Dein Arm iſt meiner Unraſt Wiege,
Vom Mohn der Liebe ſüß umglüht;
Und jeder deiner Athemzüge
Haucht mir in's Herz ein Schlummerlied.

Und jeder iſt für mich ein Leben!
Ha, ſo zu raſten Tag für Tag!
Zu lauſchen ſo mit ſel'gem Beben
Auf unſrer Herzen Wechſelſchlag.
In unſrer Liebe Nacht verſunken,
Sind wir entflohn aus Welt und Zeit;
Wir ruhn und träumen, wir ſind trunken
In ſeliger Verſchollenheit!

F. Freiligrath.

O, ſäh' ich auf der Haide dort.

O, ſäh' ich auf der Haide dort
Im Sturme dich, im Sturme dich,
Mit meinem Mantel vor dem Sturm
Beſchützt' ich dich, beſchützt' ich dich!
O, wär mit ſeinen Stürmen dir
Das Unglück nah, das Unglück nah,
Dann wär' dies Herz dein Zufluchtsort;
Gern theilt' ich ja, gern theilt' ich ja!

O, wär' ich in der Wüſte, die
So braun und dürr, ſo braun und dürr,
Zum Paradieſe würde ſie,
Wärſt du bei mir, wärſt du bei mir!
Und wär' ein König ich, und wär'
Die Erde mein, die Erde mein,
Du wärſt an meiner Krone doch
Der ſchönſte Stein, der ſchönſte Stein.

Freiligrath.

Mein Herz ist schwer, Gott sei's geklagt!

Mein Herz ist schwer, Gott sei's geklagt!
Mein Herz ist schwer für Einen;
O Gott, eine lange Winternacht
Könnt' wachen ich für Einen!
O Leid, für Einen!
O Freud, für Einen!
Die ganze Welt könnt ich durchziehn
Für Einen!

Ihr Mächte, reiner Liebe hold,
O, lächelt mild auf Einen!
Schützt vor Gefahr ihn! bringt gesund
Zurück mir meinen Einen!
O Leid, für Einen!
O Freud, für Einen!
Ich thät — o Gott, was thät ich nicht
Für Einen?

Freiligrath.

Ein Lerchennest.

Mein kriegerisch Herz bezwingst du mit Demuth,
Das traurige macht dein Lächeln gesund,
Das irdischgesinnte, du weihst es mit Wehmuth,
Bist wunderthätig zu jeder Stund.

Nicht hoch und herrlich bist du zu schauen,
Kein staunendes Auge fliegt dir zu:
Wie die Blumen im Korn, die schlichten, die blauen,
Bist, Liebling meiner Seele, du!

Man feiert ſie nicht mit ſchmeichelnden Grüßen,
Sie herrſchen nicht, wie die Roſen, am Feſt,
Doch bauen am liebſten zu ihren Füßen
Die Lerchen ihr heiliges Sängerneſt.

Mein Leben iſt auch ein Lerchenleben,
Ein Sehnen, ein Steuern in's All hinaus,
Doch abendlich ruht mit wonnigem Beben
Mein Flügel zu deinen Füßen aus.

Da ſäum' ich, da träum' ich, da üb' ich leiſe, —
Du horcheſt den neueſten Liedern ſtill:
Du Schelmin, ſo kennſt du ſchon heute die Weiſe,
Die morgen mein Mund verkünden will?

Karl Beck.

Sie ſagten ihr Glück nicht leise noch laut.

Sie ſprach zu ihm ſo wundertönig,
Sie ſtreichelte lind ſein wirres Haar,
Bis trunken der kranke Geiſterkönig
An ihrem Buſen entſchlummert war.

So wachte die allerſchönſte der Frauen,
So ſcheuchte ſie den düſtern Sinn,
Den trotzigen Adler von ſeinen Brauen,
Und ſetzte die Taube des Friedens hin.

Sie preßte zehn Lilien auf ſeine Locken,
Zwei brennende Roſen auf ſeinen Mund,
Auf ſchlug er das Auge, ſüß erſchrocken,
Und ward für alle Zeiten geſund.

Sie ſchwuren ſich keine Liebeseide,
Sie ſagten ihr Glück nicht leiſe noch laut,
Nur die duftige Lenznacht hat ſie Beide
Die Hände falten und beten geſchaut.

Karl Beck.

O lieb', ſo lang' du lieben kannſt!

O lieb', ſo lang' du lieben kannſt,
O lieb', ſo lang' du lieben magſt.
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern ſtehſt und klagſt!

Und ſorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang' ihm noch ein andres Herz
In Liebe warm entgegen ſchlägt.

Und wer dir ſeine Bruſt erſchließt,
O thu' ihm, was du kannſt, zu lieb,
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb.

Und hüte deine Zunge wohl,
Bald iſt ein böſes Wort geſagt;
O Gott, es war nicht bös gemeint,
Der Andre aber geht und klagt.

O lieb', ſo lang' du lieben kannſt,
O lieb', ſo lang' du lieben magſt,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern ſtehſt und klagſt.

Dann knieſt du nieder an der Gruft —
Und birgſt die Augen trüb und naß
— Sie ſehn den Andern nimmermehr —
In's lange, feuchte Kirchhofsgras.

Und ſprichſt: O ſchau' auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint:
Vergieb, daß ich gekränkt dich hab',
O Gott, es war nicht bös gemeint!

Er aber ſieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh empfängſt:
Der Mund, der oft dich küßte! ſpricht
Nie wieder: ich vergab dir längſt.

Er that's, vergab dir lange ſchon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort —
Doch ſtill — er ruht, er iſt am Ziel!

O lieb', ſo lang' du lieben kannſt,
O lieb', ſo lang' du lieben magſt,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern ſtehſt und klagſt!

Freiligrath.

Aſyl.

Hohe Klippen, ringsgeſchloſſen,
Wenig kümmerliche Föhren,
Trübe, flüſternde Genoſſen,
Die hier keinen Vogel hören;

Nichts vom freudigen Geſange
In den ſchönen Frühlingszeiten;
Geiern wird es hier zu bange,
In ſo dunkeln Einſamkeiten.

Weiches Moos am Felsgeſteine,
Schwellend ſcheint es zu begehren:
Komm, o Wolke, weine, weine
Mir zu die geheimen Zähren!

Winde hauchen hier ſo leiſe,
Räthſelſtimmen tiefer Trauer;
Hier und dort die Blumenwaiſe
Zittert ſtill im Abendſchauer.

Und kein Bach nach diesen Gründen
Darf mit seinem Rauschen kommen,
Darf der Welt verrathend künden,
Was er Stilles hier vernommen;

Denn die rauhen Felsen sorgen,
Daß noch eine Stätte bliebe,
Wo ausweinen kann verborgen
Eine unbeglückte Liebe.

Lenau.

Lieder

von

Adalbert v. Chamisso.

Das Schloß Boncourt.

Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang ich vergessen geglaubt?

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es ſchauen vom Wappenſchilde
Die Löwen ſo traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten,
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort hinter dieſen Fenſtern,
Verträumt' ich den erſten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und ſuche des Ahnherrn Grab,
Dort iſt's, dort hängt am Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch leſen umflort die Augen
Die Züge der Inſchrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So ſtehſt du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und feſt in dem Sinn,
Und biſt von der Erde verſchwunden, —
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich ſegne dich mild und gerührt,
Und ſegne ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenſpiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchſchweifen,
Und ſingen von Land zu Land.

Frühling.

Der Frühling iſt kommen, die Erde erwacht,
Es blühen der Blumen genung.
Ich habe ſchon wieder auf Lieder gedacht,
Ich fühle ſo friſch mich, ſo jung.

Die Sonne beſcheint die blumige Au',
Der Wind beweget das Laub.
Wie ſind mir geworden die Locken ſo grau?
Das iſt doch ein garſtiger Staub.

Es bauen die Neſter und ſingen ſich ein
Die zierlichen Vögel ſo gut.
Und iſt es kein Staub nicht, was ſollt' es denn ſein?
Mir iſt wie den Vögeln zu Muth.

Der Frühling iſt kommen, die Erde erwacht,
Es blühen der Blumen genung.
Ich habe ſchon wieder auf Lieder gedacht,
Ich fühle ſo friſch mich, ſo jung.

Frisch gesungen!

Hab' oft im Kreise der Lieben
In duftigem Grase geruht,
Und mir ein Liedlein gesungen,
Und alles war hübsch und gut.

Hab' einsam auch mich gehärmet
In bangem, düsterem Muth,
Und habe wieder gesungen,
Und alles war wieder gut.

Und manches, was ich erfahren,
Verkocht' ich in stiller Wuth,
Und kam ich wieder zu singen,
War alles auch wieder gut.

Sollst nicht uns lange klagen,
Was alles dir wehe thut,
Nur frisch, nur frisch gesungen!
Und alles wird wieder gut.

Kleidermacher-Muth.

Und als die Schneider revoltirt, —
Courage! Courage!
So haben gar grausam sie massakrirt
Und stolz am Ende parlamentirt:
Herr König, das sollst du uns schwören.

Und drei Bedingungen wollen wir ſtell'n:
Courage! Courage!
Schaff' ab, zum Erſten, die Schneider-Mamſell'n,
Die das Brod verkürzen uns Schneider-Geſell'n;
Herr König, das ſollſt du uns ſchwören.

Die brennende Pfeife, zum Andern, ſei —
Courage! Courage!
Zum höchſten Aerger der Polizei,
Auf offener Straße uns Schneidern frei;
Herr König, das ſollſt du uns ſchwören.

Das Dritte, Herr König, noch wiſſen wir's nicht, —
Courage! Courage!
Doch bleibt es das Beſt' an der ganzen Geſchicht',
Wir beſteh'n auch darauf bis an's jüngſte Gericht;
Das Dritte, das ſollſt du uns ſchwören.

Tragiſche Geſchichte.

'S war Einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf ſo hinten hing;
Er wollt es anders haben.

So denkt er denn: wie fang ichs an?
Ich dreh mich um, ſo iſt's gethan —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink ſich umgedreht.
Und wie es ſtund, es annoch ſteht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er ſchnell ſich anders rum,
'S wird aber noch nicht beſſer drum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht ſich links, er dreht ſich rechts,
Er thut nichts Guts, er thut nichts Schlechts —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht ſich wie ein Kreiſel fort;
Es hilft zu nichts, in einem Wort —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und ſeht, er dreht ſich immer noch,
Und denkt: es hilft am Ende doch —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Käferlied.

Es waren einmal drei Käferknaben,
Die thäten mit Gebrumm brumm brumm,
In Thau ihr Schnäblein tunken,
Und wurden ſo betrunken,
Als wär's ein Faß mit Rum.

Da haben ſie getroffen an
Eine wunderſchöne Blum, Blum, Blum,
Da wurden die jungen Käfer
Alle drei verliebte Schäfer
Und flogen um ſie herum.

Die Blume, die ſie kommen ſah,
War gerade auch nicht dumm dumm dumm,
Sie war von ſchlauem Sinne,
Und rief die Vaſe Spinne:
„Spinn mir ein Netzlein um!“

Die Vaſe Spinne kroch heran
Und machte die Beine krumm krumm krumm,
Sie ſpann ein Netz ſo feine
Und ſetzte ſich dareine,
Und ſaß da mäuschenſtumm.

Und als die Käfer kommen an
Mit zärtlichem Gebrumm brumm brumm,
Sind ſie hineingeflogen,
Und wurden ausgeſogen,
Half ihnen kein Gebrumm.

Das Blümlein aber lachend ſprach
Und kümmert ſich nicht drum drum drum:
„So geht's, ihr lieben Käfer,
So geht's, ihr lieben Schäfer,
Trotz allem Summ und Brumm!“

A. Reinick.

„Was heissest du mich Lieder dichten.“

Was heißeſt du mich Lieder dichten,
Wie ich vor Zeiten ſang von dir?
Auf nichts mehr hab' ich zu verzichten,
Und alle Wünſche ſchweigen hier.

Wer möchte, wenn in Frühlings Räumen
Der Blüthen Pracht ihn hold begrüßt,
Hinaus ſich in die Ferne träumen,
Wo keine Blüthe ſich erſchließt.

Ach, ungerufen kommt die Stunde
Und immer einſt zu früh heran,
Da ich, getrennt von deinem Munde,
Der Lieder Tröſtung brauchen kann.
Verſingen will ich dann die Schmerzen,
Rückträumen mich in dieſe Zeit:
Sehnſucht muß wohnen in dem Herzen,
Darin der Lieder Saat gedeiht.

Jetzt aber will ich nicht in's Weite,
Nicht ſchweifen über Berg und Au'n;
Jetzt laß mich ruhn an deiner Seite,
Und laß mich dir in's Auge ſchaun.
O küſſe mich und küſſe wieder,
O ſinne nicht und grüble nicht:
Was wollen doch die armen Lieder?
Uns ward das Leben zum Gedicht!

Franz Kugler.

„Du liebst mich wohl, ich zweifle nicht daran."

Du liebſt mich wohl, ich zweifle nicht daran,
Und lebte nicht, wenn mir ein Zweifel bliebe;
Doch liebſt du mich, du lieber böſer Mann,
Nicht ſo, wie ich dich liebe.

Getheilten Herzens, halb, und halb wohl kaum,
Wann eben Zeit und Ort es also geben;
Du aber bist mein Wachen und mein Traum,
Mein ganzes Sein, mein Leben.

Du kennst nicht deiner süßen Stimme Macht,
Wenn du dich liebeflüsternd zu mir neigest;
Ein armes Wort, das schon mich selig macht,
Du sprichst es nicht, du schweigest.

Noch winde dich aus meinem Arm nicht fort,
Laß lesen mich aus deinen lieben Augen,
Und von dem kargen Lippenpaar das Wort,
Das ungesprochne saugen.

v. Chamisso.

Scheiden, Leiden.

Und bist du fern, und bist du weit,
Und gönnst noch immer mir,
Doch Tag und Nacht voll Traurigkeit
Ist all mein Sinn bei dir.
Ich denk' an deine Augen blau
Und an dein Herz dazu —
Ach, keine, keine find' ich je,
Die so mich liebt, wie du.

Wie ſtand die Welt in Roſen ſchön,
Da ich bei dir noch war,
Da rauſcht' es grün von allen Höhn,
Da ſchien der Mond ſo klar.
Du brachſt die Roſ', ich küßte dich,
Ich küßt' und ſang dazu:
Wohl keine, keine ſind' ich je,
Die ſo mich liebt, wie du.

Wohl bin ich frei nun, wie der Falk,
Der über die Berge fliegt,
Vor dem die Welt, die ſchöne Welt
Hellſonnig offen liegt;
Doch hat der Falk ſein heimiſch Neſt,
Und wo wird mir einſt Ruh?
Ach keine, keine ſind' ich je,
Die ſo mich liebt, wie du.

O ſchlimmer Tag, o ſchlimme Stund',
Die uns für immer ſchied;
Da ſind aus meines Herzens Grund
Geſchieden Freud' und Fried'.
Nun ſuch' ich wohl durch Land und See,
Und habe nicht Raſt noch Ruh;
Doch keine, keine ſind' ich je,
Die ſo mich liebt, wie du.

Geibel.

Liebeslieder

von

H. Heine.

Im wunderſchönen Monat Mai,
Als alle Knospen ſprangen,
Da iſt in meinem Herzen
Die Liebe aufgegangen.

Im wunderſchönen Monat Mai,
Als alle Vögel ſangen,
Da hab' ich ihr geſtanden
Mein Sehnen und Verlangen.

Morgens ſteh ich auf und frage:
Kommt ſeins Liebchen heut?
Abends ſink ich hin und klage;
Aus blieb ſie auch heut.

In der Nacht mit meinem Kummer
Lieg ich ſchlaflos, wach;
Träumend, wie im halben Schlummer,
Wandle ich bei Tag.

Du biſt wie eine Blume,
So hold und ſchön und rein;
Ich ſchau dich an und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.

Mir iſt, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen ſollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und ſchön und hold.

Mag da draußen Schnee ſich thürmen,
Mag es hageln, mag es ſtürmen.
Klirrend mir an's Fenſter ſchlagen,
Nimmer will ich mich beklagen,
Denn ich trage in der Bruſt
Liebchens Bild und Frühlingsluſt.

Es fällt ein Stern herunter
Aus ſeiner funkelnden Höh',
Das iſt der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen ſeh'.

Es fallen vom Apfelbaume
Der Blüthen und Blätter viel!
Es kommen die neckenden Lüfte
Und treiben damit ihr Spiel.

Es ſingt der Schwan im Weiher,
Und rudert auf und ab,
Und immer leiſer ſingend,
Taucht er in's Fluthengrab.

Es iſt ſo ſtill und dunkel!
Verweht iſt Blatt und Blüth',
Der Stern iſt kniſternd zerſtoben,
Verklungen das Schwanenlied.

Ich hab' im Traum' geweinet,
Mir träumte du lägeſt im Grab'.
Ich wachte auf und die Thräne
Floß noch von der Wange herab.

Ich hab' im Traum' geweinet,
Mir träumt' du verließeſt mich.
Ich wachte auf und ich weinte
Noch lange bitterlich.

Ich hab' im Traum' geweinet,
Mir träumte du bliebeſt mir gut.
Ich wachte auf, und noch immer
Strömt meine Thränenfluth.

Deine weißen Lilienfinger,
Könnt' ich ſie noch einmal küſſen,
Und ſie drücken an mein Herz,
Und vergehn in ſtillem Weinen!

Deine klaren Veilchenaugen
Schweben vor mir Tag und Nacht,
Und mich quält es: was bedeuten
Dieſe ſüßen, blauen Räthſel.

Im Walde wandl' ich und weine,
Die Droſſel ſitzt in der Höh';
Sie ſpringt und ſingt gar feine:
Warum iſt dir ſo weh?

„Die Schwalben, deine Schweſtern,
Die können's dir ſagen, mein Kind;
Sie wohnen in klugen Neſtern,
Wo Liebchens Fenſter ſind."

Die Mitternacht war kalt und ſtumm;
Ich irrte klagend im Wald herum.
Ich habe die Bäum' aus dem Schlaf gerüttelt;
Sie haben mitleidig die Köpfe geſchüttelt.

Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blaß,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haß.

Sie haben das Brot mir vergiftet,
Sie goſſen mir Gift in's Glas,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haß.

Doch ſie, die mich am meiſten
Gequält, geärgert, betrübt,
Die hat mich nie gehaſſet,
Und hat mich nie geliebt.

Ich hab' dich geliebet und liebe dich noch!
Und fiele die Welt zuſammen,
Aus ihren Trümmern ſtiegen doch
Hervor meiner Liebe Flammen.

Ein Fichtenbaum ſteht einſam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn ſchläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einſam und ſchweigend trauert
Auf brennender Felſenwand.

Du haſt Diamanten und Perlen,
Haſt alles, was Menſchenbegehr,
Und haſt die ſchönſten Augen —
Mein Liebchen, was willſt du mehr?

Auf deine ſchönen Augen
Hab' ich ein ganzes Heer
Von ewigen Liedern gedichtet, —
Mein Liebchen, was willſt du mehr?

Mit deinen ſchönen Augen
Haſt du mich gequält ſo ſehr,
Und haſt mich zu Grunde gerichtet —
Mein Liebchen, was willſt du mehr?

Wer zum erſten Male liebt,
Sei's auch glücklos, iſt ein Gott;
Aber wer zum zweiten Male
Glücklos liebt, der iſt ein Narr.

Ich, ein ſolcher Narr, ich liebe
Wieder ohne Gegenliebe!
Sonne, Mond und Sterne lachen,
Und ich lache mit — und ſterbe.

Anfangs wollt ich faſt verzagen,
Und ich glaubt, ich trüg' es nie,
Und ich hab' es doch getragen, -
Aber fragt mich nur nicht wie?

Sie liebten ſich beide, doch keiner
Wollt' es dem andern geſtehn;
Sie ſahen ſich an ſo feindlich,
Und wollten vor Liebe vergehn.

Sie trennten ſich endlich und ſahn ſich
Nur noch zuweilen im Traum;
Sie waren längſt geſtorben,
Und wußten es ſelber kaum.

Herz, mein Herz, ſei nicht beklommen,
Und ertrage dein Geſchick,
Neuer Frühling giebt zurück,
Was der Winter dir genommen.

Und wie viel iſt dir geblieben!
Und wie ſchön iſt noch die Welt!
Und, mein Herz, was dir gefällt,
Alles, alles darfſt du lieben!

„Wiſſen es die blauen Blumen."

Wiſſen es die blauen Blumen,
Die am Wieſenbache nicken,
Daß ſie hold und lieblich duften?
Sinn und Auge ſie erquicken?

Wiſſen es die Nachtigallen,
Die man in den Buchen höret,
Das dem Sehnenden ihr Schallen
Süße Sehnſuchtsruh gewähret?

Weißt du, daß dem Vielverirrten,
Der nur einmal dich geſchauet,
Wie von einem Gnadenbilde
Stiller Friede niederthauet?

Franz Kugler.

„Ach über die falschen Zungen."

Viel Blüthen hingen am Apfelbaum,
Nun sind die Zweige leer;
Und hab' ich geträumt einen süßen Traum,
So träum ich fortan nicht mehr.
Ach über die falschen Zungen.

Aus deinen Augen so manch ein Blick
Hat mir gar Vieles gesagt.
Du solltest werden mein einziges Glück —
Wer hat nach meinem Glück gefragt?
Ach über die falschen Zungen!

Das du auf die falschen Zungen gehört,
Und mehr als auf dein eigenes Herz,
Und daß du geglaubt, was sie dich gelehrt,
Das ist mein Schmerz!
Ach über die falschen Zungen!

Franz Kugler.

Nach Süden.

Dort nach Süden zieht der Regen,
Winde brausen südenwärts,
Nach des Donners fernen Schlägen,
Dort nach Süden will mein Herz.

Dort im fernen Ungarlande
Freundlich ſchmuck ein Dörfchen ſteht,
Rings umrauſcht von Waldesrande,
Mild von Segen rings umweht.

An des Dörfchens ſtillem Saume
Iſt ein Hüttlein hingeſtellt,
Das in ſeinem ſchmalen Raume
Wahret meine Herzenswelt.

Bäume, die dem Wald entſprungen,
Sehnend nach dem Hüttlein ſich,
Halten Dach und Wand umſchlungen
Mit den Zweigen inniglich.

Aus dem Fenſter blickt nun ſchweigend
Lilla nach dem Wald hinaus,
Ihr Geſichtchen traurig neigend,
Blickt ſie nach dem Laubgebraus.

Und ſie ſieht's mit ſtillem Sinnen,
Und ſie ſieht es bang gerührt,
Wie die Waſſer niederrinnen,
Wie der Wind das Laub entführt.

Lauter wogt der Bach und trüber,
Lauter wird der Lüfte Streit,
Hörbar rauſcht die Zeit vorüber
An des Mädchens Einſamkeit.

Lenau.

Das Mondlicht.

Dein gedenkend irr' ich einſam
Dieſen Strom entlang;
Könnten lauſchen wir gemeinſam
Seinem Wellenklang!

Könnten wir zuſammen ſchauen
In den Mond empor,
Der da drüben aus den Auen
Leiſe taucht hervor.

Freundlich ſtreut er meinem Blicke
Aus dem Silberſchein
Stromhinüber eine Brücke
Bis zum ſtillen Hain. —

Wo des Stromes frohe Wellen
Durch den Schimmer zieh'n,
Seh' ich, wie hinab die ſchnellen
Unaufhaltſam flieh'n.

Aber wo im ſchimmerloſen
Dunkel geht die Fluth,
Iſt ſie nur ein dumpfes Toſen,
Das dem Auge ruht.

Daß doch mein Geſchick mir brächte
Einen Blick von dir!
Süßes Mondlicht meiner Nächte,
Mädchen, biſt du mir!

Wenn nach dir ich oft vergebens
In die Nacht geseh'n,
Scheint der dunkle Strom des Lebens
Trauernd still zu steh'n;

Wenn du über seinen Wogen
Strahlest zauberhell,
Seh' ich sie dahingezogen,
Ach! nur allzuschnell!

Lenau.

Bitte.

Weil auf mir, du dunkles Auge,
Ruhe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.

Lenau.

Schilflieder.

von

Lenau.

1.

Drüben geht die Sonne ſcheiden,
Und der müde Tag entſchlief.
Niederhangen hier die Weiden
In den Teich, ſo ſtill, ſo tief.

Und ich muß mein Liebſtes meiden:
Quill, o Thräne, quill hervor!
Traurig ſäuſeln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

In mein ſtilles, tiefes Leiden
Strahlſt du, Ferne! hell und mild,
Wie durch Binſen hier und Weiden
Strahlt des Abendſternes Bild.

2.

Trübe wird's, die Wolken jagen,
Und der Regen niederbricht,
Und die lauten Winde klagen:
„Teich, wo iſt dein Sternenlicht?“

Suchen den erlosch'nen Schimmer
Tief im aufgewühlten See.
Deine Liebe lächelt nimmer
Nieder in mein tiefes Weh!

3.

Auf geheimem Waldespfade
Schleich' ich gern im Abendschein
An das öde Schilfgestade,
Mädchen, und gedenke dein!

Wenn sich dann der Busch verdüstert,
Rauscht das Rohr geheimnißvoll,
Und es klaget und es flüstert,
Daß ich weinen, weinen soll.

Und ich mein', ich höre wehen
Leise deiner Stimme Klang,
Und im Weiher untergehen
Deinen lieblichen Gesang.

4.

Sonnenuntergang;
Schwarze Wolken zieh'n,
O wie schwül und bang,
Alle Winde flieh'n!

Durch den Himmel wild
Jagen Blitze, bleich;
Ihr vergänglich Bild
Wandelt durch den Teich.

Wie gewitterklar
Mein' ich dich zu seh'n,
Und dein langes Haar
Frei im Sturme weh'n!

5.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet!

Liebeslieder

von

Theodor Storm.

---

1. Du willst es nicht in Worten sagen.

Du willst es nicht in Worten sagen;
Doch legst du's brennend Mund auf Mund,
Und deiner Pulse tiefes Schlagen
Thut liebliches Geheimniß kund.

Du fliehst vor mir, du scheue Taube,
Und drückst dich fest an meine Brust;
Du bist der Liebe schon zum Raube,
Und bist dir kaum des Worts bewußt.

Du biegst den schlanken Leib mir ferne,
Indeß dein rother Mund mich küßt;
Behalten möchtest du dich gerne,
Da du doch ganz verloren bist.

Du fühlst, wir können nicht verzichten;
Warum zu geben scheust du noch?
Du mußt die ganze Schuld entrichten,
Du mußt, gewiß, du mußt es doch.

In Sehnen halb und halb in Bangen,
Am Ende rinnt die Schaale voll;
Die holde Scham ist nur empfangen,
Daß sie in Liebe sterben soll.

---

2. Damendienſt.

Die Schleppe will ich dir tragen,
Ich will deinem Wink mich weihn,
An Feſten und hohen Tagen
Sollſt du meine Königin ſein!

Deiner Launen geheimſte und kühnſte
Gehorſam erfüll' ich dir;
Doch leid' ich in dieſem Dienſte
Keinen Andern neben mir.

So lang ich dir diene in Ehren,
Gehöret dein Lächeln mein;
Deinen Hofſtaat will ich vermehren;
Doch der Erſte will ich ſein.

3. Bettlerliebe.

O laß mich nur von ferne ſtehn,
Und hangen ſtumm an deinem Blick;
Du biſt ſo jung, du biſt ſo ſchön,
Aus deinen Augen lacht das Glück.

Und ich ſo arm, ſo müde ſchon,
Ich habe nichts, was dich gewinnt.
O wär' ich doch ein Königsſohn,
Und du ein arm' verlornes Kind.

4. Loose.

Der einst er seine junge
Sonnige Liebe gebracht,
Die hat ihn gehen heißen,
Nicht weiter sein gedacht.

Drauf hat er heimgeführet
Ein Mädchen still und hold;
Die hat aus allen Menschen
Nur einzig ihn gewollt.

Und ob sein Herz in Liebe
Niemals für sie gebebt;
Sie hat um ihn gelitten
Und nur für ihn gelebt.

5. Meine Mutter hat's gewollt.

Meine Mutter hat's gewollt,
Den Andern ich nehmen sollt';
Was ich zuvor besessen,
Mein Herz sollt' es vergessen;
Das hat es nicht gewollt.

Meine Mutter klag' ich an,
Sie hat nicht wohlgethan;
Was sonst in Ehren stünde,
Nun ist es worden Sünde.
Was fang' ich an.

Für all mein Stolz und Freud'
Gewonnen hab' ich Leid.
Ach, wär' das nicht geſchehen,
Ach, könnt' ich betteln gehen
Ueber die braune Haid!

---

6. Troſt.

So komme, was da kommen mag!
So lang du lebeſt, iſt es Tag.

Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du nur biſt, bin ich zu Haus.

Ich ſeh dein liebes Angeſicht,
Ich ſehe die Schatten der Zukunft nicht.

Aus:

Vorfrühling

von

Friedrich Rückert.

Die mich hat am Fädchen,
Stehet auf der Grenze ſtill
Zwiſchen Kind und Mädchen,
Und iſt beides, was ſie will.

Wie es eben dienen
Mag am Beſten ihrem Plan,
Legt ſie ſich die Mienen
Von dem ein' und andern an.

Aus dem einen immer
Leiſ' ins andere Gebiet
Spielt ſie, wie ein Schimmer
Durch bewegte Zweige flieht.

Mädchenhaft und kindlich
Wie ſie mir ſich zeigen mag,
Mir unüberwindlich
Blieb ſie bis auf dieſen Tag.

Wenn du ſie willſt nehmen
Für ein Kind, wie ſie ſich giebt,
Wird ſie dich beſchämen,
Wenn's ihr klug zu ſein beliebt.

Wenn du ſie zu faſſen
Nun beim Ernſte denkſt mit Glück,
Zieht ſie ſich gelaſſen
In den kind'ſchen Scherz zurück.

Meine Töne, ſtill und heiter,
Zu der Liebſten ſteigt hinan!
O daß ich auf eurer Leiter
Zu ihr auf nicht ſteigen kann.

Leget, o ihr ſüßen Töne,
An die Bruſt ihr meinen Schmerz,
Weil nicht will die ſtrenge Schöne,
Daß ich ihr mich leg' ans Herz.

Die Liebſte nahm mit Lächeln
Den Fächer in die Hand,
Sie wollte Kühlung fächeln
Auf meiner Wange Brand.

Wie ſie mich angelächelt,
Wie ſie mich angelacht!
Da ward, ſo angefächelt,
Der Brand erſt angefacht.

Die in ſchönrem Stübchen
Saß gefangen ein holdrer Dieb,
Als das Lächeln im Grübchen
Auf der Wange von meinem Lieb.

Der Groll, den alle Leute haſſen,
Hat liebenswürdig wollen werden;
Er hat von meiner Liebſten laſſen
Sich in ihr ſchönes Auge faſſen,
Und holders giebts nun nichts auf Erden.

An meiner Liebſten goldnen Nadel
Ritzt' ich mich jüngſt aufs Blut;
Es war von gutem Freund ein ſcharfer Tadel,
Der einem doch nicht wehe thut.

Sie ſprach: ich bin dir nicht mehr gut!
Sie ſprach es mit Geberden,
Daß ich es fühlt' in Mark und Blut,
Sie ſei mir gut und ſei mir gut,
Wie Niemand ſonſt auf Erden.

Ich ſteig' in meiner Liebſten Gunſt,
Und komme dann wieder zu Falle;
Wie weiß ſie mit gewandter Kunſt
Zu ſpielen mit ihrem Balle!

Ich bin noch nie ſo hoch geſtiegen,
Ich mußte wieder hernieder,
Doch ſah ſie auch nie ſo ferne mich liegen,
Aufheben ging ſie mich wieder.

Die Liebſte ſprach: Du gefällſt mir heut.
Nun denkt ihr, wie mich das Wort gefreut!
Ja, wüßt' ichs nicht beſſer als alle!
Um morgen zu mißfallen ihr,
Genügt ein Grund von allen ihr:
Daß man ihr heute gefalle.

Die drei Göttinnen kamen zu mir,
Um den goldenen Apfel zu ſtreiten;
Ein trojaniſcher Krieg ſteht hier
Uns bevor wie in alten Zeiten.

Doch ſo lehrte mich Gott Merkur
Vorzubeugen dem greuelhaften:
Gehet, ſprach ich, ihr ſeid ja nur
Von der Liebſten drei Eigenſchaften.

Juno, du biſt ihr ſtolzer Gang,
Pallas, du biſt ihr Geiſtesfeuer,
Venus, du biſt ein Lächeln der Wang',
Und der Apfel iſt ihr, nicht euer.

Mit der Guten wollt' ich ſchmollen,
Mich den Banden zu entziehn,
Die mich ſo umſtricken wollen,
Daß es mir bedenklich ſchien.

Als ich rüttelt' an den Banden,
Merkt' ich erſt, wie feſt ſie ſind.
O wie ward der Trotz zu Schanden,
Und der Groll verflog im Wind.

Lange liebe Angewöhnung
Löſt kein raſcher Zank im Nu;
Und am Ende die Verſöhnung
Schnürt den Knoten feſter zu.

Ich wünsche, daß der Frühling komme
Mit seinem Kranz;
Gar nicht, als hoff' ich, daß mir fromme
Sein Blüthenglanz.

Ich will an seiner Luft nur weiden
Mein eignes Leiden;
Sehn will ich, wie die Rose glüht,
Die mir nicht blüht.

Da zur Ruhe Himmel, Erd' und Gluthen gingen,
Ungestüm, was pochst du nur?
Schämst du dich nicht, die Störung, Herz, zu bringen
In den Frieden der Natur!

O ihr Nachtgestirn' am blauen Himmelszelt,
Die ihr wandelt, ohn' euch zu verirren!
Nur dem Menschen ist's gegeben, Gottes Welt
Liebend, hassend, strebend, zu verwirren.

Das Entzücken, der Freude Schauer,
Erschüttern wie Schmerz die kranke Brust.
Fern vom Jauchzen, wie von der Trauer,
Ist der Seligen stille Lust.

O sieh mich nicht so lächelnd an.

O sieh mich nicht so lächelnd an,
Du Röslein jung, du schlankes Reh!
Dein Blick, der jedem wohlgethan,
Mir thut er in der Seele weh;
Mein Herz wird trüb' und trüber
Bei deiner Freundlichkeit,
Vorüber ist, vorüber
Der Liebe Zeit.

Ja wär' ich jung und froh wie du,
Und wär' ich so frisch, und wär' ich so rein:
Wie schlüge mein Herz dem deinen zu,
Wie könnten wir selig zusammen sein!
Wie sollte durch's Gemüthe
Mir ziehn ein süßer Traum!
Doch so, — was soll die Blüthe
Am welken Baum?

Mein Leben liegt im Abendroth,
Deins tritt erst ein in den sonnigen Tag;
Mein Herz ist starr, mein Herz ist todt,
Deins hebt erst an den lustigsten Schlag;
Du schaust nach deinem Glücke
In goldne Fernen weit,
Ich blicke schon zurücke
In alte Zeit.

Drum ſieh mich nicht ſo freundlich an,
Du Röslein jung, du ſchlankes Reh!
Dein Blick, der jedem wohlgethan,
Mir thut er in der Seele weh.
Laß ſcheiden mich und wandern
Die Welt hinauf, hinab;
Du findeſt einen Andern,
Und ich — ein Grab.

Geibel.

Mönkgut auf Rügen.

Von

Wilhelm Müller.

---

1. Einkleidung.

Sie ſtand im Kinderröckchen
Noch geſtern vor der Thür,
Heut ſitzt ſie hinterm Fenſter
Und ſtellt ein Mädchen für.

Erſt geſtern ging ich fiſchen
Und bot ihr meinen Gruß,
Da kam ſie mir entgegen
Und gab mir einen Kuß.

Heut kehr' ich heim vom Fange —
Kaum nickt ſie mit dem Kinn,
Als wollte ſie mir ſagen:
Sieh nur, wie groß ich bin!

Was doch die Kleider machen!
Kaum käm's mir ſelber an
Sie heute ſo zu küſſen,
Wie geſtern ich gethan.

Das macht die hohe Mütze,
Die lange ſteife Bruſt —
Da hat ſie eingeſchnüret
Die kleine freie Luſt.

Sie iſt ein Mädchen worden,
Und ich, ich werd' ein Kind
Und gucke mir die Augen
Nach ihrem Fenſter blind.

---

2. Bräutigamswahl.

Meine Schürze hat Mutter an's Fenſter gehangen,
Da ſind viele Burſche vorübergegangen;
Sprach Mutter: Jetzt hole dir einen in's Haus!
Ich ſeufzte, ich weinte und ſah nicht hinaus.

Er iſt ja doch nicht mit vorübergegangen,
Auf den ich gerichtet mein heißes Verlangen.
Wer trägt ihm die Zeitung weit über das Meer
Und holt ihn zur fröhlichen Brautjagd her?

Ich möcht' an den Maſt meine Schürze binden,
Ich möchte ſie geben den Wogen und Winden:
Und ſäh' er ſie wehen von fern in der Luft,
Er würd' es wohl ahnen, wohin ſie ihn ruft.

Und soll dem Erwählten mein Tüchlein ich senden,
Ich trag es zu ihm mit eigenen Händen,
Ich werf' es in's wogende Meer hinab:
Schwimm', Tüchlein, und sag' ihm, wie lieb ich ihn hab'!

Und ist er nicht über den Fluthen zu sehen,
So mußt du tiefer hinuntergehen;
Und wo er mag liegen und pflegen der Ruh',
Da breite dich über und deck' ihn mir zu.

Und ruft ihn ein Engel zum jüngsten Gerichte,
Da fühlt er das Tüchlein auf seinem Gesichte,
Und merket in seinem erwachenden Sinn
Wie treu ich im Tod' ihm gewesen bin.

---

3. Die Braut.

Eine blaue Schürze hast du mir gegeben,
Mutter, Schad' um's Färben, Mutter, Schad' um's Weben!
Morgen in der Frühe wird sie bleich erscheinen,
Will zu Nacht so lange Thränen auf sie weinen.

Und wenn meine Thränen es nicht schaffen können,
Wie sie immer strömen, wie sie immer brennen;
Wird mein Liebster kommen und mir Wasser bringen,
Wird sich Meereswasser aus den Locken ringen:

Denn er liegt da unten in des Meeres Grunde,
Und wenn ihm die Wogen rauschen diese Kunde,
Daß ich hier soll freien und ihm treulos werden, —
Aus der Tiefe steigt er auf zur bösen Erden.

In die Kirche soll ich — nun, ich will ja kommen,
Will mich fromm gesellen zu den andern Frommen.
Laßt mich am Altare still vorüberziehen,
Denn dort ist mein Plätzchen, wo die Wittwen knieen.

---

4. Vineta.

Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde
Klingen Abendglocken dumpf und matt,
Uns zu geben wunderbare Kunde
Von der schönen alten Wunderstadt.

In der Fluthen Schooß hinabgesunken
Blieben unten ihre Trümmer stehn.
Ihre Zinnen lassen goldne Funken
Wiederscheinend auf dem Spiegel sehn.

Und der Schiffer, der den Zauberschimmer
Einmal sah im hellen Abendroth,
Nach derselben Stelle schifft er immer,
Ob auch rings umher die Klippe droht. —

Aus des Herzens tiefem, tiefem Grunde
Klingt es mir, wie Glocken, dumpf und matt:
Ach, sie geben wunderbare Kunde
Von der Liebe, die geliebt es hat.

Eine schöne Welt ist da versunken,
Ihre Trümmer blieben unten stehn,
Lassen sich als goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume sehn.

Und dann möcht' ich tauchen in die Tiefen,
Mich verſenken in den Wiederſchein,
Und mir iſt als ob mich Engel riefen
In die alte Wunderſtadt herein.

Wie es geht.

Sie redeten ihr zu: Er liebt dich nicht,
Er ſpielt mit dir — da neigte ſie das Haupt,
Und Thränen perlten ihr vom Angeſicht
Wie Thau von Roſen: o, daß ſie's geglaubt!
Denn als er kam und zweifelnd fand die Braut,
Ward er voll Trotz; nicht trübe wollt' er ſcheinen,
Er ſang und ſpielte, trank und lachte laut,
Um dann die Nacht hindurch zu weinen.

Wohl pocht ein guter Engel an ihr Herz:
„Er iſt doch treu, gieb ihm die Hand, o gieb."
Wohl fühlt' auch er durch Bitterkeit und Schmerz:
„Sie liebt dich doch, ſie iſt ja doch dein Lieb.
Ein freundlich Wort nur ſprich, ein Wort vernimm,
So iſt der Zauber, der euch trennt, gebrochen." —
Sie gingen — ſahn ſich — o, der Stolz iſt ſchlimm —
Das Eine Wort blieb ungeſprochen.

Da ſchieden ſie. Und wie im Münſterchor
Verglimmt der Altarlampe rother Glanz —
Erſt wird er matt; dann flackert er empor
Noch einmal hell, und dann verliſcht er ganz —

So ſtarb die Lieb' in ihnen, erſt beweint,
Dann heiß zurückerſehnt, und dann — vergeſſen,
Bis ſie zuletzt, es ſei ein Wahn, gemeint,
Daß ſie ſich je dereinſt beſeſſen.

Nur manchmal fuhren ſie im Mondenlicht
Vom Kiſſen auf — von Thränen war es naß,
Und naß von Thränen war noch ihr Geſicht;
Geträumet hatten ſie — ich weiß nicht, was.
Dann dachten ſie der alten ſchönen Zeit,
Und an ihr nichtig Zweifeln, an ihr Scheiden,
Und wie ſie nun ſo weit, ſo ewig weit.
O Gott, vergieb, vergieb den Beiden!

Geibel.

Gebrochnes Herz.

Die Roſen und die Nelken,
Und Flieder und Jasmin,
Die müſſen wohl verwelken,
Und müſſen wohl verblühn.

Die Lieb' iſt Gab' und Güte,
Die Lieb' iſt keine Pflicht,
Die Lieb' iſt eine Blüthe —
Verblüht und bleibet nicht!

Die Roſen und der Flieder,
Und Nelken und Jasmin,
Die kommen alle wieder
Und werden wieder blühn.

Nur nicht die Lieb' und Treue,
Wenn sie verloren ist!
Und keimt kein Herz auf's Neue,
Das schon gebrochen ist!

Gruppe.

Lied.

Ich habe wohl in jungen Tagen
Mich stark in mir geglaubt und fest,
Und keck der Sorgen mich entschlagen,
Sah ich den Vogel baun sein Nest.
Doch kommt die Zeit, wo auch den Sänger
Die Sehnsucht fasset bang und bänger,
Und wo das müde Herz nicht länger
Sich um sein Recht betrügen läßt.

Nun blüht um mich das Land der Reben,
Und Burgen winken über'm Rhein;
Mich trägt der Kahn mit leisem Schweben
Das Thal entlang im Abendschein.
Der Festtag ruft mit hellen Geigen
Die Winzer von den Felsensteigen;
Der Becher schäumt, es klingt der Reigen;
Was kümmert's mich? — Ich bin allein.

O dürft' ich nicht mehr suchend schweifen
Von Ort zu Ort, ein fremder Gast;
Dürft' ich mein stilles Theil ergreifen,
Mein Theil der Lust, mein Theil der Last!

Schlüg' endlich mir ein Herz entgegen,
Die heiße Schläfe dran zu legen;
Denn nur von innen kommt der Segen,
Und nur die Liebe bringet Raſt.

Geibel.

Im Frühling.

Hier lieg' ich auf dem Frühlingshügel;
Die Wolke wird mein Flügel,
Ein Vogel fliegt mir voraus.
Ach, ſag mir, all-einzige Liebe,
Wo du bleibſt, daß ich bei dir bliebe,
Doch du und die Lüfte, ſie haben kein Haus.

Der Sonnenblume gleich ſteht mein Gemüthe offen,
Sehnend,
Sich dehnend,
In Lieben und Hoffen.
Frühling, was biſt du gewillt?
Wann werd' ich geſtillt?

Die Wolke ſeh' ich wandeln und den Fluß,
Es dringt der Sonne goldner Kuß
Mir tief bis in's Geblüt hinein;
Die Augen, wunderbar berauſchet,
Thun, als ſchliefen ſie ein,
Nur noch das Ohr dem Ton der Biene lauſchet.
Ich denke dies, und denke das,
Ich ſehne mich, und weiß nicht recht, nach was:

Halb iſt es Luſt, halb iſt es Klage;
Mein Herz, o ſage,
Was webſt du für Erinnerung
In golden grüner Zweige Dämmerung?
— — Alte unnennbare Tage!

E. Mörike.

Lied vom Winde.

Sauſewind! Brauſewind!
Dort und hier,
Deine Heimath ſage mir!

„Kindlein, wir fahren
Seit vielen Jahren
Durch die weite weite Welt,
Und möchten's erfragen,
Die Antwort erjagen,
Bei den Bergen, den Meeren,
Bei des Himmels klingenden Heeren,
Die wiſſen es nie.
Biſt du klüger als ſie,
Magſt du es ſagen.
— Fort, wohlauf!
Halt' uns nicht auf!
Kommen Andre nach, unſere Brüder,
Da frag' wieder."

Halt an! Gemach,
Eine kleine Friſt!
Sagt, wo der Liebe Heimath iſt,
Ihr Anfang, ihr Ende?

„Wer's nennen könnte!
Schelmiſches Kind,
Lieb' iſt wie Wind,
Raſch und lebendig,
Ruhet nie,
Ewig iſt ſie,
Aber kein Schatz nicht beſtändig.
— Friſch, wohlauf!
Halt uns nicht auf!
Fort über Stoppel und Wälder und Wieſen!
Wenn ich kein Schätzchen ſeh',
Will ich es grüßen;
Kindlein — Ade!"

E. Mörike.

Dichtersegen.

Als ich ging die Flur entlang,
Lauſchend auf der Lerchen Sang,
Ward ich einen Mann gewahr,
Arbeitſam mit greiſem Haar.

„Segen — rief ich — dieſem Feld,
Das ſo treuer Fleiß beſtellt!
Segen dieſer welken Hand,
Die noch Saaten wirft in's Land!"

Doch mir ſprach ſein ernſt Geſicht:
„Dichterſegen frommt hier nicht;
Laſtend, wie des Himmels Zorn,
Treibt er Blumen mir, für Korn."

„Freund! mein ſchlichtes Liederſpiel
Weckt der Blumen nicht zuviel,
Nur ſo viel die Aehren ſchmückt
Und dein kleiner Enkel pflückt."

Uhland.

Aus dem:

Liebesfrühling

von

Friedrich Rückert.

Du meine Seele, du mein Herz,
Du meine Wonn', o du mein Schmerz,
Du meine Welt, in der ich lebe,
Mein Himmel du, darein ich ſchwebe,
O du mein Grab, in das hinab
Ich ewig meinen Kummer gab!
Du biſt die Ruh, du biſt der Frieden,
Du biſt der Himmel mir beſchieden.
Daß du mich liebſt, macht mich mir werth,
Dein Blick hat mich vor mir verklärt,
Du hebſt mich liebend über mich,
Mein guter Geiſt, mein beſſres Ich!

Die Liebe ſprach: In der Geliebten Blicke
Mußt du den Himmel ſuchen, nicht die Erde,
Daß ſich die beſſre Kraft daran erquicke,
Und dir das Sternbild nicht zum Irrlicht werde.

Die Liebe ſprach: In der Geliebten Auge
Mußt du das Licht dir ſuchen, nicht das Feuer,
Daß dir's zur Lamp' in dunkler Klauſe tauge,
Nicht dir verzehre deines Lebens Scheuer.

Die Liebe ſprach: In der Geliebten Wonne
Mußt du die Flügel ſuchen, nicht die Feſſeln,
Daß ſie dich aufwärts tragen zu der Sonne,
Nicht niederziehn zu Roſen und zu Neſſeln.

Ich war ein Bettler und bin ein Reicher geworden,
Solch einen Schatz hab' ich gefunden.
Ich war ein Sklav und bin ein König geworden,
Solch einen Thron hab' ich gefunden.
Ich war ein Verlorner und bin ein Sel'ger geworden,
Solch einen Himmel hab' ich gefunden.

Klage nicht, daß ich von dir
Gehe, denn ich bleibe hier;
Ja, indem mein Leib verreiſt,
Bleib' ich hier mit meinem Geiſt,
Bleib' ich hier mit meiner Liebe,
Ja, mit jedem Wurzeltriebe,
Den auf ewig tief genug
Meine Seel' in deine ſchlug.

Soll der ſüße Trieb dir Klagen —?
Nein, er ſoll nur Luſt dir tragen.
Wenn er ſo dich kränken wollte,
Der dich ſo beglücken ſollte,
Bät' ich Gott: von ihrem Herzen
Nimm den herben Trieb der Schmerzen!
Doch der Himmel, der hat laſſen
So den Trieb hier Wurzel faſſen,
Wird ihn laſſen nicht verwildern,
Sondern ſo ihn lieblich mildern,
Daß er trag in deiner Bruſt
Dornenloſe Roſenluſt.

So wahr die Sonne ſcheinet,
So wahr die Wolke weinet,
So wahr die Flamme ſprüht,
So wahr der Frühling blüht;
So wahr hab' ich empfunden,
Wie ich dich halt' umwunden:
Du liebſt mich, wie ich dich,
Dich lieb' ich, wie du mich.

Die Sonne mag verſcheinen,
Die Wolke nicht mehr weinen,
Die Flamme mag verſprühn,
Der Frühling nicht mehr blühn!

Wir wollen uns umwinden,
Und immer ſo empfinden:
Du liebſt mich, wie ich dich,
Dich lieb ich, wie du mich.

Ich frage meine Herzgeliebte,
Wie mancher wohl vor mir ſie liebte,
Wie manchen ſie vor mir geliebt;
Worauf ſie mir zur Antwort giebt:
Wenn das, wie du mich liebſt, iſt Liebe,
Wenn Lieb' iſt das, wie ich dich liebe,
So hab' ich keinen noch geliebt,
So hat mich keiner noch geliebt.

Beſeligt ſein und ſelig tief empfinden,
Wie du, beſeliget, beſeligeſt;
Herz, laß dir das Bewußtſein nie entwinden,
Feſt halt' es, wie im Arm die Liebſte, feſt!

Ich ſehe, wie in einem Spiegel,
In der Geliebten Auge mich:
Gelöſt vor mir iſt jedes Siegel,
Das mir verbarg mein eignes Ich.

Durch deinen Blick iſt mir durchſichtig
Mein Herz geworden und die Welt;
Was in ihr wirklich und was nichtig,
Iſt vor mir ewig aufgehellt.

Der Himmel hat eine Thräne geweint,
Die hat ſich in's Meer zu verlieren gemeint,
Die Muſchel kam und ſchloß ſie ein:
Du ſollſt nun meine Perle ſein.
Du ſollſt nicht vor den Wogen zagen,
Ich will hindurch dich ruhig tragen.
O du mein Schmerz, du meine Luſt,
Du Himmelsthrän' in meiner Bruſt!
Gieb, Himmel, daß ich in reinem Gemüthe
Den reinſten deiner Tropfen hüte.

Liebſter! nur dich ſehn, dich hören
Und dir ſchweigend angehören;
Nicht umſtricken dich mit Armen,
Nicht am Buſen dir erwarmen,
Nicht dich küſſen, nicht dich faſſen —
Dieſes alles kann ich laſſen,
Nur nicht das Gefühl vermiſſen,
Mein dich und mich dein zu wiſſen.

Wenn ein Wort die Liebſte ſpricht,
Fühl' ich oft ſo tief es nicht;
Oder auch im Luſtgefühle
Fühl' ich nicht, wie tief ich's fühle.
Aber wann ich bin allein,
Stellt das ſtille Wort ſich ein;
Und wie es erblüht als Lied,
Staunet mein Gemüth und ſieht:
Daß ſie tiefer fühlt und lichter,
Dichteriſcher als ihr Dichter;
Nur das Wort iſt Poeſie,
Das ſie ſpricht, und andres nie.

Ein Obdach gegen Sturm und Regen
Der Winterzeit
Sucht' ich, und fand den Himmelsſegen
Der Ewigkeit.
O Wort, wie du bewährt dich haſt:
Wer wenig ſucht, der findet viel.
Ich ſuchte eine Wanderraſt,
Und fand mein Reiſeziel.

Kommen ſie dahinter nie,
Daß wir glücklich ohne ſie?
Doch wenn ſie dahinter kämen,
Wollen wir uns auch nicht grämen.

Mir gefällt's an deinem Kuß,
Daß ihn Niemand wissen muß;
Aber wenn sie's wissen müssen,
Wollen wir uns dennoch küssen.

Deine Liebe hat mich beschlichen,
Wie der Frühling die Erde,
Wann der Winter nun ist entwichen,
Kaum merkt sie, daß warm es werde.

Aber der Sonne heimliche Kraft
Hat schon das Herz ihr gerühret,
In der Wurzel regt sich der Saft,
Noch ehe der Zweig es spüret.

Der Schnee zerschmilzt, die Wolken zergehn,
Die erste Blüth' ist entglommen,
Dann sieht sie in voller Gluth sich stehn,
Und weiß nicht, wie es gekommen.

Ich lag von sanftem Traum umflossen,
Und fühlte selig mich in dir.
Als ich die Augen aufgeschlossen,
Da hingst du lächelnd über mir.

Wie gerne mag mein Traum zerſtieben,
Von deinem Kuß hinweggeſtößt.
Wie haſt du ſchön dich ſelbſt vertrieben,
Wie ſchön dich ſelbſt hier abgelöſt!

Ich bin der Welt abhanden gekommen,
Mit der ich ſonſt viel Zeit verdorben,
Sie hat ſo lange von mir nichts vernommen,
Sie mag wohl glauben, ich ſei geſtorben.

Es iſt mir auch gar nichts daran gelegen,
Ob ſie mich für geſtorben hält;
Ich kann auch gar nichts ſagen dagegen,
Denn wirklich bin ich geſtorben der Welt.

Ich bin geſtorben dem Weltgewimmel,
Und ruh' in einem ſtillen Gebiet.
Ich leb' in mir und meinem Himmel,
In meinem Lieben, in meinem Lied.

Ich bin mit meiner Liebe
Vor Gott geſtanden.
Ich ſtellte dieſe Liebe
Zu ſeinen Handen.

Ich bin von dieſen Trieben
Nun unbetreten;
Ich kann dich, Liebſter, lieben
Zugleich und beten.

Wer in der Liebſten Auge blickt,
Der hat die Welt vergeſſen.
Der kann nicht, wen ihr Arm umſtrickt,
Was draußen liegt, ermeſſen.

Ich halt' in meinem Arm ein Glück;
Wer kann es mir entziehen?
Und nähm' es morgen Gott zurück,
War's heut mir doch geliehen.

Verlangen kann ein Menſchenherz
Nichts Beſſeres auf Erden,
Als fühlen Liebesluſt und Schmerz,
Und dann begraben werden.

Liebſter! zürne nicht den Fragen:
Liebſter! liebſt du mich?
Mußt mir immer wieder ſagen:
Ja ich liebe dich.

Nicht als ob ich es vergessen,
Was du mir gelobt;
Nicht als ob ich's nicht indessen
Tausendmal erprobt;

Sondern weil ich's nie kann fassen,
Wie ich's denk' in mir,
Muß ich mir es sagen lassen
Immer neu von dir.

Immer muß ich mir erregen
Zweifel neuer Pein,
Aber immer widerlegen
Mußt du sie mir fein.

Immer muß ich dich empfinden
Inner-äußerlich,
Immer muß ich dich umwinden,
Sehen, hören dich.

Mußt mir nur nicht müde werden!
Willst du schweigen still?
Gieb mir Antwort mit Geberden,
Was ich fragen will.

Sag' in jedem Augenblicke,
Was ich wissen muß,
Sag' es mir mit einem Blicke
Oder einem Kuß!

Ich liebe dich, weil ich dich lieben muß;
Ich liebe dich, weil ich nicht anders kann;
Ich liebe dich nach einem Himmelsschluß;
Ich liebe dich durch einen Zauberbann.

Dich lieb' ich, wie die Rosen ihren Strauch;
Dich lieb' ich, wie die Sonne ihren Schein;
Dich lieb' ich, weil du bist mein Lebenshauch;
Dich lieb' ich, weil dich lieben ist mein Sein.

Was soll ich dir für Namen geben?
Mein trautes Herz! mein einziges Leben!
Mein Sonnenblick! mein Seelenstrahl!
Mein Hoffen, Sehnen und Verlangen!
Mein Wünschen, Glauben, Zweifeln, Bangen,
O meine süße Liebesqual!

Ich nenne dich mit allen Namen,
Die je von Liebeslippen kamen,
Ich grüße dich mit jedem Laut,
Den du mir je geküßt vom Munde,
Ich nenne dich im Herzensgrunde,
Lieb, ewig theuer, Schwester, Braut!

Liebster! einst geliebt hat mich ein Mann,
Deß ich noch mit Haß nicht denken kann,

Aber deß ich nie mit Liebe dachte.
Wunder nimmt mich's, wenn ich's jetzt betrachte,
Wie ich ſtets geblieben ihm ſo kalt,
Und vor dir geſchmolzen bin ſo bald.
Will mich Reue nun zu ſpät durchſchauern?
Jetzo fang ich an ihn zu bedauern.
Jetzo, da ich, Liebſter, liebe dich,
Fühl' ich, wie er einſt geliebt hat mich;
Liebend erſt kann ich es ganz empfinden,
Was es heißt, nicht Gegenliebe finden.

Meine Liebſte mit den frommen treuen
Braunen Rehesaugen, ſagt, ſie habe
Blaue einſt als Kind gehabt. Ich glaub es.
Neulich da ich, ſeliges Vergeſſen
Trinkend, hing an ihren ſüßen Lippen;
Meine Augen unterm langen Kuſſe
Oeffnend, ſchaut' ich in die nahen ihren,
Und ſie kamen mir in ſolcher Nähe
Tiefblau wie ein Himmel vor. Was iſt das?
Wer giebt dir der Kindheit Augen wieder?
Deine Liebe, ſprach ſie, deine Liebe,
Die mich hat zum Kind gemacht, die alle
Liebesunſchuldsträume meiner Kindheit
Hat gereift zu ſeliger Erfüllung.
Soll der Himmel nicht, der mir im Herzen
Steht durch dich, mir blau durch's Auge blicken?

Ich hätte deine Schwester
Zu heißen mich begnügt,
Du hast die Bande fester
Und mich als Braut gefügt.

Wenn du sie wieder rissest,
Ich trüge nicht den Schmerz:
Ja Liebster, daß du's wissest,
Das bräche mir das Herz.

Ich konnt' ein Glück entbehren,
Als ich es nicht gekannt;
Nun muß es ewig währen,
Da ich's in dir empfand.

Ich bin nicht mehr die meine,
Seit ich in dich ging ein;
Und sein muß ich die deine,
Wenn ich soll irgend sein.

Liebster wie bist du beglückt,
Daß zum Alltagsleben,
Was zum Festtag andre schmückt,
Dir hat Gott gegeben.

An der Liebe flüchtgem Strahl
Sonnen sich die andern,
Im Vorübergehn durch's Thal,
Wo sie mühsam wandern.

Aber du im Sonnenglanz
Haſt nicht andre Mühen
Als zu laſſen dir zum Kranz
Alle Blumen blühen.

Anderes Geſchäft der Welt
Haſt nicht zu vollbringen,
Als die Liebe, die dich ſchwellt,
Freudig auszuſingen.

Wenn du deine Braut geſchmückt,
Dein Gefühl ergoſſen,
Haſt du auch die Welt entzückt,
Und dein Werk beſchloſſen.

Wenn ſich zwei Herzen ſcheiden.

Wenn ſich zwei Herzen ſcheiden,
Die ſich dereinſt geliebt,
Das iſt ein großes Leiden,
Wie's größres nimmer giebt.
Es klingt das Wort ſo traurig gar:
Fahrwohl, fahrwohl auf immerdar,
Wenn ſich zwei Herzen ſcheiden,
Die ſich dereinſt geliebt.

Als ich zuerſt empfunden,
Daß Liebe brechen mag;
Mir war's, als ſei verſchwunden
Die Sonn' am hellen Tag.

Mir klangs im Ohre wunderbar:
Fahrwohl, fahrwohl auf immerdar,
Da ich zuerſt empfunden,
Daß Liebe brechen mag.

Mein Frühling ging zur Rüſte,
Ich weiß es wohl, warum;
Die Lippe, die mich küßte,
Iſt worden kühl und ſtumm.
Das eine Wort nur ſprach ſie klar:
Fahrwohl, fahrwohl auf immerdar!
Mein Frühling ging zur Rüſte,
Ich weiß es wohl, warum.

Geibel.

In Venedig.

Terzinen

von

Moritz, Graf v. Strachwitz.

1.

Im Gondelkiſſen ruht der fremde Kranke,
Sich ſonnend in der wundervollen Kläre,
Da ſtürmt ihn auf ein tödtlicher Gedanke.

Und wenn ich wirklich nun geſtorben wäre
Und meines Dichtens unglückſelger Schatte
Dahingeweht im Hauche dieſer Meere,

Dann kämeſt du, die ich verloren hatte,
Vielleicht hierher, Venedigs Glanz zu ſchauen,
Und mit dir käme ein geliebter Gatte!

Ich ſehe ſchon in deinem Auge thauen
Der reinſten Seele keuſcheſtes Entzücken,
So wie der Vollmond ſchwimmt im Dunkelblauen.

Ich ſeh' dich gehn mit wunderſelgen Blicken
Durch dieſe duftgewobenen Arkaden,
Die feenhaft ſich in einander ſtricken!

Ich ſeh' dich trunken dann im Glanze baden,
Wenn der Piazza Feiernächte blinken
Und ganz Venedig ſchwimmt in Serenaden.

O, ſtolzes Glück, dein ſelig Ach zu trinken,
Und Hand in Hand auf einem Meer zu ſchweben,
Drin Mond und Sterne jubelnd unterſinken.

Doch mitten in dem farbenreichſten Leben
Soll ſich vor dir ein längſt vergeſſner Name,
Des armen Träumers bleich Geſpenſt erheben!

Und ſprechen ſoll es mit melod'ſchem Grame,
Wie ferner Wellen klagendes Getoſe:
„Laß mich dein Führer ſein, o ſchöne Dame!

„Bis zu des Abgrunds muschelreichem Moose
Kenn ich Venedig und ich will erschließen
Den tiefsten Kelch dir dieser Meeresrose.

„Als man mich damals riß von deinen Füßen,
Da sucht' ich noch dies Ufer zu erreichen,
Um meinen Schmerz erhaben zu genießen!

„Hier prangt der Tod mit tausend Siegeszeichen,
Doch ew'ge Schönheit strahlt von seiner Hippe,
Und wölbt sich glorreich über stolzen Leichen!

„Es wirft die Kunst um bleichende Gerippe
Ihr Purpurkleid im reinsten Farbentone,
Bis daß sie lächeln, süß wie deine Lippe! —

„Sprich! Bin ich nicht ein guter Cicerone?
Wie blüht Venedig! Doch der Hauch der Grüfte
Wogt sanft berauschend aus der Blumenkrone
„Durch all den Jubel goldgestirnter Lüfte."

2.

„Kannst du das Leben nicht lebendig leben,
Statt über diesen feuertrunknen Farben
Auf schwarzem Fittig alten Grams zu schweben?

Venedig fiel und seine Helden starben! —
Doch sieh', der Markusplatz ist lauter Feuer
Und wirft in's Wasser tausend Strahlengarben.

Hier ſchwimmt die Luſt und wirft hinweg das Steuer,
Hier wehn der Schönheit jugendlichſte Lichter
Um alter Meiſter herrlichſtes Gemäuer.

Da unten aber wogt es dicht und dichter;
Und zwingt dich nicht zum reizenden Vergeſſen
Die Lebensfülle ſtrahlender Geſichter?

Der tiefe Himmel wölbt den Platz indeſſen
Mit Amethyſt zum ſäulenſtolzen Saale,
In keinem ſchönern biſt du je geſeſſen!“ —

Umſonſt, umſonſt! Mein Auge ſchmerzt vom Strahle,
Mein Herz iſt müd — laß ſchnell dein Ruder triefen,
Mein Gondolier, hinab den gran Canale!

Wenn Licht und Lärm ſich hinter uns verliefen,
Dann kann mein Aug' auf Mondeswellen ſchweifen
In öder Fenſter ſchwermuthsvolle Tiefen!

Hier weht von wundervollen Säulenknäufen
Der Schwermuth Schlingkraut über Thor und Mauer,
Hier kann mein Herz im Stillen blühn und reifen!

Nicht kam ich her zu dieſem Wonneſchauer,
Venetia, daß kurzer Glanz mich bade,
Ich kam zu dir, zu theilen deine Trauer!

Kein Fenſter klirrt auf meinem öden Pfade,
Und nur die Welle, träumeriſch und trübe,
Spielt an Venedigs marmorne Geſtade
Mit leiſem Schlag ein Lied — verlorner Liebe!

Liebeslieder

von

Hermann Lingg.

1.

Immer leiſer wird mein Schlummer
Nur wie Schleier liegt mein Kummer
Zitternd über mir.
Oft im Traume hör' ich dich
Rufen draus vor meiner Thür,
Niemand wacht und öffnet dir,
Ich erwach' und weine bitterlich.

Ja ich werde ſterben müſſen,
Eine andre wirſt du küſſen
Wenn ich bleich und kalt.
Eh' die Maienlüfte wehen,
Eh' die Droſſel ſingt im Wald;
Willſt du mich noch einmal ſehen,
Komm, o komme bald!

2.

Kalt und ſchneidend
Weht der Wind,
Und mein Herz iſt bang und leidend
Deinetwegen, ſchönes Kind.

Deinetwegen,
Süße Macht,
Iſt mein Tagwerk ohne Segen
Und iſt ſchlaflos meine Nacht.

Stürme toſen
Winterlich,
Aber blühten auch ſchon Roſen,
Was ſind Roſen ohne dich? —

3.

Wenn etwas in dir leiſe ſpricht,
Daß dir mein Herz ergeben,
So zweifle, Holde, nicht,
Du leuchteſt in mein Leben!

Doch nie wirſt du von mir begehrt;
Wo ſchönre Sterne funkeln
Sei dir ein Loos beſcheert,
Ich bete nur im Dunkeln.

Ich liebe dich wie man Muſik
Und wie man liebt die Roſe,
Du biſt mir, wie ein Blick
In's Blaue, Wolkenloſe.

In Freude nur gedenke mein,
Mir aber wird ein Segen
Dein Angedenken fein
Auf allen meinen Wegen.

Denn Glück genug beſitz ich doch,
Und wär' mir nichts geblieben,
Als dieſes Eine noch,
Ein Herz, um dich zu lieben. —

Wenn am Walde die Roſen blühn.

Es war ein Knabe gezogen
Wohl in die Welt hinaus
Und ob ihm ſein Schatz gewogen,
Das Glück, das Glück war aus.
Er wanderte weit
In Sommerzeit,
Wenn am Walde die Roſen blühn.

„Was biſt du ſo hoch geboren,
Und ich nur ein armer Knab'?
Die Liebe die Lieb' iſt verloren,
Die Welt iſt leer wie ein Grab!

Was ſoll mir im Leid
Die Sommerzeit,
Wenn am Walde die Roſen blühn!“

Das Mägdlein barg ihre Klagen
Im ſtillen Kämmerlein,
Und durfte ſie's keinem ſagen,
Sie hoffte jahraus, jahrein,
Sah über die Haid'
In Sommerzeit,
Wenn am Walde die Roſen blühn.

Es kam ein Reiter geflogen,
Seine Locken wehten im Wind:
„Und biſt du mir noch gewogen,
Herzallerliebſtes Kind?
Vergiß das Leid
In Sommerzeit,
Wenn am Walde die Roſen blühn!“

Er hielt ſie in ſeinen Armen,
Ihr Herz in Wonne ſchlug,
Und hatte die Welt nicht Erbarmen,
Die Liebe war ſtark genug!
Und ſie lachten Beid'
Wie die Sommerzeit,
Wenn am Walde die Roſen blühn! —

Otto Roquette.

Ach warum von Land und Leuten.

„Ach, warum von Land und Leuten
Schreibst du mir aus deiner Ferne,
Wie Gebirg und See dich freuten,
Und wie golden dort die Sterne!

Liebesbriefe will ich lesen,
Immerfort das selig Eine,
Daß du mein gedenk gewesen,
Daß du mein, und daß ich deine.

Ach, und tauchst an hellen Tagen
Du aus deinen Kümmernissen,
Sollst du mir es immer sagen,
Denn ich will dich heiter wissen.

Aber nicht dem bunten Neuen
Dank' es, nicht der fremden Sonne,
Daß sie dein Gemüth zerstreuen,
Und dir spenden ihre Wonne.

Laß mich glauben, daß der Grüße
Zauber, die ich zu dir sende,
So das Leben dir versüße,
Wie vereinst ein Druck der Hände.

Daß mir auch von dir geschieden
Jene stille Macht verbliebe,
Und du alle deinen Frieden
Nur gewinnst durch meine Liebe!“ —

Paul Heyse.

Liebeslieder

von

Claus Groth.

1. He ſä mi ſo väl.

He ſä mi ſo väl, un ik ſä em leen Wort,
Un all wat ik ſä, weer: Jehann, ik mutt fort!

He ſä mi vun Lev un vun Himmel un Eer,
He ſä mi vun allens — ik weet ni mal mehr!

He ſä mi ſo väl, un ik ſä em leen Wort,
Un all wat ik ſä, weer: Jehann, ik mutt fort!

He heel mi de Hann', un he bee mi ſo dull,
Ik ſchull em doch gut wän, un ob ik ni wull?

Ik weer je ni bös, awer ſä doch leen Wort,
Un all wat ik ſä, weer: Jehann, ik mutt fort!

Nu ſitt ik un denk, un denk jümmer deran,
Mi dücht, ik muß ſeggt hebbn: Wa geern, min Jehann!

Un doch, kumt dat wedder, ſo ſegg ik leen Wort,
Un hollt he mi, ſegg ik: Jehann, ik mutt fort!

2. De Duv.

Wo is din Vaderhus,
Wo is de Port?
„Buten, dat Dörp to Enn',
Buten den Ort."

Wo is din Kamerdaer,
Wo is din Stuv?
„Baben nat Finſter rop
Rankt ſik en Druv.

Kumm du um Merrennacht,
Kumm du Klock een:
Vader ſlöppt, Moder ſlöppt,
Jk ſlap alleen.

Kumm anne Kaekendaer,
Kumm anne Klink;
Vader meent, Moder meent,
Dat deit de Wind." —

Baben nan Finſter rop
Rankt ſik en Druv:
Achter dat Swölkenneſt
Bu't en witte Duv!

3. Jehann, nu ſpann de Schimmels an.

Jehann, nu ſpann de Schimmels an!
Nu fahr wi na de Brut!
Un hebbt wi nix as brune Peer,
Jehann, ſo is't ok gut!

Un hebbt wi nix as ſwarte Peer,
Jehann, ſo is't ok recht!
Un bün ik nich us Weerth ſin Saen,
So bün't ſin jüngſte Knecht!

Un hebbt wi gar keen Peer un Wag',
So hebbt wi junge Been!
Un dé ſo glückli is as ik,
Jehann, dat wüll wi ſehn!

4. Verlarn.

Sin Moder geit un jammert,
Sin Vader wiſcht de Thran,
Ik melk de Köh un feg de Stuv,
Mi lat ſe ſtan un gan.

De Nawers kamt to tröſten
Un ſnackt en hartli Wort,
Un wenn ſe tröſt, un wenn ſe weent,
Slik ik mi truri fort.

Des Abends inne Kamer
Bi depe düſtre Nach,
Denn ween ik all de Laken natt,
Vet an den hellen Dag.

Se hebbt je noch en annern,
Se hebbt je noch en Saen;
Ik heff je nix as bittre Thran
Un mutt ſe heemli weenn.

Un kamt ſin Kameraden
Un ſeggt, wa brav he weer,
So mutt ik rut alleen nan Hof,
Un legg mi anne Eer.

Mi dünkt, ik hör dat Scheten,
Un wa de Kugeln fallt,
Mi dünkt, ik hör, he röppt, he röppt:
Min Anna, kumm man bald!

Liebeslieder

von

Friedrich Eggers.

1. Dat Oog.

Ik weet nich, wat dat mit ehr Oog
Waer ene Bedüdung hett,
Ik kiek ehr an un kiek ehr an,
't lett ehr ok gor to nett.

Kann doch de blage Farw nich sien,
De Klaff in sine Blöth,
Wenn de Frühjohrslewark draewer singt,
Dat lacht doch ok in't G'möth.

Kann doch de helle Schien nich wes'n,
Wenn se so fründlich kikt,
De Sünnschien is doch lik so hell,
Den de Harr van'n Heben schickt.

Datt hett so'n deepen Wedderschien
Dat blage Oogenpoar,
Un de Bek schöll doch wull deeper sien
Un ok noch ens so kloar.

Ik weet nich, wat der achter flickt,
Mut doch wat anners ſien,
Dat noch vel moorer is as Flaſſ'
Un Sünn un Wedderſchien.

Ik krieg't nich 'rut, ik löv, et weet
Nich Scholmeeſter un' nich Smidt,
Ik mutt ehr doch wull fülm mal frag'n,
Wat ehr in de Dogen ſitt.

---

2. De Tokünftig.

Mutt doch en enzig Leben ſien,
Sülſtanner to hantiern,
All wat'n denkt, all wat'n deit,
Man deit't noch ens ſo giern.

Ganz anner Minſch müſſ' in Een fohr'n
Un kihr'n Een üm un üm,
Wenn mi wat freugt, wenn mi wat dröwt,
So weet ik doch worüm.

De Paſter ſeggt: Bedreg' di got,
Unſ' Harrgott kikt di to,
He ward't mi wull nich aewel nehm,
Ik denk, ſi kikt mi to.

Denn mak ik All's noch ens ſo got,
Un bün noch ens ſo fram,
Kilt ſe man to, denn weet ik wis,
Dat ik in'n Heben kam.

Hett all en beter Murr un Deg
Mit ſonne ſöte Diern;
Mutt doch en enzig Leben ſien,
Sülſtanner to hantiern.

Oh je! ik bün ſo gottsvergnögt
As'n Kind vaerre Winachtsdaer;
Herrje! wat ſall dat'n Leben war'n,
Wenn't blot ierſt wüſſ' — weckehr? —

---

3. Vedrövniß.

De Sünn geibt up, de Sünn geibt dal
Dre hunnert ſief un föſtig mal,
Man dat ſe hoch un nerrig ſteibt,
Givt Summerfreur un Winterleid.

Min armes Hart, ik hef't di ſeggt,
Dat't doch all anners to kamen pleggt',
Dat't doch all ſiefmal anners kümmt,
As wi twe beir et har'n beſtimmt.

Ja, dat du doar büſt, föhl ik wis,
So wis de Sünn an'n Heben is,
Du ſtünſt ſo hoch, wat wihr mi warm,
Nu ſteihſt du deep, wat bün ik arm!

Un wiel de Summer nu mal nich töwt,
Nu weenſt du glick un büſt bedröwt,
Vergett dien' Leed, vergett dien Qual,
Is doch noch lang nich't letztemal.

Die Liebeslieder.

(Epilog.)

Wie auf dem Felde die Weizenhalme,
So wachſen und wogen im Menſchengeiſt
Die Gedanken.
Aber die zarten Gedanken der Liebe
Sind wie luſtig dazwiſchenblühende
Roth' und blaue Blumen.

Roth' und blaue Blumen!
Der mürriſche Schnitter verwirft euch als nutzlos,
Hölzerne Flegel zerdreſchen euch höhnend,
Sogar der habloſe Wanderer,
Den eu'r Anblick ergötzt und erquickt,
Schüttelt das Haupt,
Und nennt euch ſchönes Unkraut.

Aber die ländliche Jungfrau,
Die Kränzewinderin,
Verehrt euch und pflückt euch,
Und ſchmückt mit euch die ſchönen Locken,
Und alſo geziert, eilt ſie zum Tanzplatz,
Wo Pfeifen und Geigen lieblich ertönen,
Oder zur ſtillen Buche,
Wo die Stimme des Liebſten noch lieblicher tönt
Als Pfeifen und Geigen.

H. Heine.

Abſeits.

Es iſt ſo ſtill; die Haide liegt
Im warmen Mittagsſonnenſtrahle,
Ein roſenrother Schimmer fliegt
Um ihre alten Grabermale;
Die Kräuter blühn; der Haideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer haſten durchs Geſträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Erelhaide Glöckchen;
Die Vögel ſchwirren aus dem Kraut —
Die Luft iſt voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen Schindelhaus
Steht einsam hier und sonnbeschienen;
Der Käthner lehnt zur Thür hinaus,
Behäglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Theodor Storm.

Ein Blatt aus sommerlichen Tagen.

Ein Blatt aus sommerlichen Tagen,
Ich nahm es so beim Wandern mit,
Auf daß es einst mir könne sagen,
Wie laut die Nachtigall geschlagen,
Wie grün der Wald, den ich durchschritt.

Theodor Storm.

Mittagszauber.

Vor Wonne zitternd hat die Mittagsschwüle
Auf Thal und Höh' in Stille sich gebreitet,
Man hört nur, wie der Specht im Tannicht schreitet,
Und wie durch's Tobel rauscht die Sägemühle.

Und schneller fließt der Bach, als such' er Kühle,
Die Blume schaut ihm durstig nach und spreitet
Die Blätter sehnend aus und trunken gleitet
Der Schmetterling vom seidnen Blüthenpfühle.

Am Ufer sucht der Fährmann sich im Nachen
Aus Weidenlaub ein Sonnendach zu zimmern,
Und sieht in's Wasser, was die Wolken machen.

Jetzt ist die Zeit, wo oft im Schilf ein Wimmern
Den Fischer weckt; der Jäger hört ein Lachen,
Und gelten sieht der Hirt die Felsen schimmern.

Hermann Lingg.

Von den Engeln.

Nun laß dir erzählen, mein liebes Kind,
Wie schön die guten Engel sind!
Sie sind so hell von Angesicht,
Als Erd und Himmel im Frühlingslicht,
Sie haben Augen gar blau und klar,
Und ewige Blumen im goldigen Haar,
Und ihre raschen Flügelein
Die sind von silbernem Mondenschein.
Bei Tag und Nacht
Schweben die Engel in solcher Pracht.

Nun laß dir erzählen, mein liebes Kind,
Wie die Englein fliegen leis und lind!
So leis als der Schnee vom Himmel fällt,
So leis als der Mond zieht über die Welt,
So leis als der Keim aus der Erde sprießt,
So leis als der Duft durch die Lüfte fließt,
So leis als vom Baume weht ein Blatt,
So leis als das Licht über Land und Stadt —
So leis und lind
Fliegen die Englein, mein liebes Kind!

Nun laß dir erzählen, mein liebes Kind,
Wozu die guten Engel sind!
Wo ein Armer betet in seiner Noth;
Da bringen sie in das Haus ihm Brot,
Wo beim kranken Kinde die Mutter wacht,
Da nehmen des Kindleins sie in Acht,

Und wo in Gefahren ein Guter ſchwebt,
Wo Jemand weinet, Jemand bebt,
Dahin geſchwind
Geben die Englein, mein liebes Kind.

Und willſt du, mein Kind, die Englein ſehn —
Das kann auf der Erde wohl nicht geſchehn;
Doch wenn du hier lebeſt fromm und rein,
Wird ſtets ein Engel um dich ſein,
Und wenn ſich dereinſt dein Auge bricht,
Du nicht mehr erwachſt zum Tageslicht,
Dann wirſt du ihn ſchaun: er winkt dir ſtill,
Dann folg' ihm, wohin er dich führen will.
Im Himmelsſchein
Wirſt du dann ſelber ein Engel ſein!

A. Löwenſtein.

Käfer-Hochzeit.

(Was die Gäſte zur Hochzeit mitbringen.)

Jeder ſoll willkommen ſein!
Kommt herein! kommt herein!
Bienlein, ſprich, was bringſt du heim?
Honigſeim! Honigſeim!
Fliege, was ſchaffſt du zur Koſt?
Milch und Moſt! Milch und Moſt!
Wespe, was trägſt du uns ein?
Näſcherein! Näſcherein!
Schmetterling, bringſt du nach Brauch? —
Blumenhauch! Blumenhauch!

Spinnchen, was haſt du bereit?
Hochzeitkleid! Hochzeitkleid!
Und, Goldkäfer, dein Geſchenk?
Gold die Meng! Gold die Meng!
Was trägſt du, Glühwürmchen, ein?
Kerzenſchein! Kerzenſchein!
Bremſe, was bringſt du für Glück?
Tanzmuſik! Tanzmuſik!
Mücke, du kamſt leer zum Feſt? —
„Tanzen iſt das allerbeſt!
Leichte Füße, leichter Sinn!
Nehmt mich zum Tanzmeiſter hin! —
Juchhe!“

R. Löwenſtein.

Mausfallen-Sprüchlein.

(Das Kind geht dreimal um die Falle und ſpricht:)

Muſe-Mäuschen, ſtell dich ein
Heut Nacht bei Mondenſchein!
Mach' aber die Thür fein hinter dir zu,
Hörſt du?
Dabei hüte dein Schwänzchen!
Nach Tiſche ſingen wir,
Nach Tiſche ſpringen wir
Und machen ein Tänzchen:
Witt, witt!
Meine alte Katze tanzt wahrſcheinlich mit.

E. Mörike.

Aanten int Water.

Aanten int Water,
Wat vern Geſnater!
Aanten in Dik,
Wat vern Muſik!

De Wart is wat heeſch: wat, wat, wat ſchüll wi eten?
Murt, inne Murt, inne Grund is dat fett!
Höja! de graue ſangt lud an to reden:
Quark un warm Water! un alle ropt mit.

Aanten int Water,
Wat vern Geſnater!
Aanten in Dik,
Wat vern Muſik!

De Rünnſteen hentlank all int Trünneln un Snappeln!
Varbeent un plattföt, un jümmer vergnögt!
Hier is de Kackenguß! Beerſupp mit Appeln!
Wackeli, gackeli — ſieh, wa ſe fölt!

Aanten int Water,
Wat vern Geſnater!
Aanten in Dik,
Wat vern Muſik!

Nu oppen Wall! un nu ropt wie de Günner!
Nu kamt ſe an, un nu gift dat en Snack.
Nu ſleegt wi dal un nu dukt wi uns ünner!
All dat warm Water löppt blank vunne Nack!

Aanten int Water,
Wat vern Geſnater!
Aanten in Dik,
Wat vern Muſik!

Wat, wat, wat wüllt wi? Nu wüllt wi n'an Miſten.
Hör! ſe döſcht Weten! Wi krupt daer de Rill!
Kamt man! man ſachten! op Töntjen! mit Liſten!
Nückt mit den Kopp, un eet gau, un ſwigt ſtill!

Aanten int Water,
Wat vern Geſnater!
Aanten in Dik,
Wat vern Muſik!

Dar kumt de Kackſch! neiht man ut, brukt de Flünken!
Hoch aevern Tun, un koppheiſter n'an Dik.
Swimm' as de Pocken, un flegen as Lünken,
Klok as en Minſch — un ſo dick! un ſo dick!

Aanten int Water,
Wat vern Geſnater!
Aanten in Dik,
Wat vern Muſik!

Claus Groth.

Die Roggenmuhme.

(Kinderreim.)

Laß ſehn die Blume!
Geh nicht in's Korn!
Die Roggenmuhme
Zieht um da vorn!
Bald duckt ſie nieder,
Bald guckt ſie wieder:
Sie wird die Kinder fangen,
Die nach den Blumen langen!

A. Kopiſch.

Der Sandmann.

Zwei feine Stieflein hab' ich an
Mit wunderweichen Söhlchen dran,
Ein Säcklein hab' ich hintenauf,
Huſch, trippl' ich raſch die Trepp' hinauf.
Und wenn ich in die Stube tret',
Die Kinder beten das Abendgebet,
Von meinem Sand zwei Körnelein
Streu ich auf ihre Aeugelein,
Da ſchlafen ſie die ganze Nacht
In Gottes und der Engel Wacht.
Nun riſch und raſch mit Sack und Stab
Nur wieder jetzt die Trepp' hinab!

Ich kann nicht länger müßig ſtehn,
Ich muß noch heut zu vielen gehn.
Nun ſeht, mein Säcklein öffnet' ich kaum,
Da nickt ihr ſchon und lächelt im Traum!

Kletke.

Der Eichwald.

Ich trat in einen heilig düſtern
Eichwald, da hört' ich leiſ' und lind
Ein Bächlein unter Blumen flüſtern,
Wie das Gebet von einem Kind;

Und mich ergriff ein ſüßes Grauen,
Es rauſcht der Wald geheimnißvoll,
Als möcht' er mir was anvertrauen,
Das noch mein Herz nicht wiſſen ſoll;

Als möcht' er heimlich mir entdecken,
Was Gottes Liebe ſinnt und will:
Doch ſchien er plötzlich zu erſchrecken
Vor Gottes Näh' — und wurde ſtill.

Lenau.

In der Krankheit.

1.

Nacht umſchweigt mein Krankenlager;
An der morſchen Diele nur
Reget ſich der kleine Nager,
Und es pickt die Pendeluhr,
Die eintönig mich bedeutet,
Wie das Leben weiter ſchreitet.

Ueber trübe, heitre Stellen
Schreitet's unaufhaltſam hin,
Wie des Stromes raſche Wellen
Blum' und Dorn vorüberziehn.
Immer ſenkt die Bahn ſich jäher,
Kommt der Schritt dem Tode näher.

Mir auch ſenkt ſie ſich, und ſchaurig
Weht es aus der Niederung;
Und, noch Jüngling, hör' ich traurig,
Wie aus banger Dämmerung
Meines Herzens matten Schlägen
Rauſcht die Todesfluth entgegen.

2.

Einſamkeit! mein ſtilles Weinen
Nimmt ſo heiß in deinen Schooß;
Doch du ſchweigſt und haſt nicht einen
Seufzer für mein trübes Loos!

Legen ſchon die Jugendjahre
Abgeblüht mich auf die Bahre,
Wird kein Auge feuchten ſich?
Wird kein Buſen bänger ſchlagen,
Wenn ſie mich zu Grabe tragen?
Liebt kein Herz auf Erden mich? —
Heißer ſtrömt es von der Wange:
Keines, keines! fühl' ich bange.

Lenau.

Lied der Spinnerin.

Schnurre, ſchnurre meine Spindel,
Dreh dich ohne Raſt und Ruh,
Todtenhemd und Kinderwindel
Und das Brautbett rüſteſt du.

Goldner Faden, kann nicht ſagen,
Welch ein Schickſal dir beſtimmt,
Ob mit Freuden, ob mit Klagen
Das Geſpinnſt ein Ende nimmt.

Anders wird's, als wir's begonnen,
Anders kommts, als wir's gehofft,
Was zur Hochzeit war geſponnen,
Ward zum Leichentuch ſchon oft.

Schnurre Spindel, ſchnurre leiſe,
Rund iſt wie ein Rad das Glück —
Gehſt du ſelig auf die Reiſe,
Kehrſt du weinend wohl zurück.

In die Wolken geht die Sonne,
Schnell verweht im Wind ein Wort;
Wie der Faden rollt die Wonne,
Rollen Lieb' und Treue fort.

Schnurre Spindel, ſchnurr' im Kreiſe,
Dreh dich ohne Raſt und Ruh —
Und ihr Thränen fließet leiſe,
Fließet unaufhaltſam zu.

Geibel.

Allein, allein! — und ſo will ich geneſen?

(Aus: der ausgewanderte Dichter.)

Allein, allein! — und ſo will ich geneſen?
Allein, allein! — und das der Wildniß Segen?
Allein, allein! — o Gott, ein einzig Weſen,
Um dieſes Haupt an ſeine Bruſt zu legen!

In meinem Dünkel hab' ich mich vermeſſen:
„Ich will ſie meiden, die mein Treiben ſchelten.
Mir ſelbſt genug, will ich dies Volk vergeſſen;
Fahr' hin, o Welt — im Herzen trag' ich Welten!"

Ein einzig Jahr hat meinen Stolz gebrochen;
Mein Herz iſt einſam und mein Aug' iſt trübe.
Es reuet mich, was frevelnd ich geſprochen;
Dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe.

Allein, allein! — und ſo will ich geneſen?
Allein, allein! — und das der Wildniß Segen?
Allein, allein! o Gott, ein einzig Weſen,
Um dieſes Haupt an ſeine Bruſt zu legen!

Freiligrath.

Das Ständchen.

Was wecken aus dem Schlummer mich
Für ſüße Klänge doch?
O Mutter, ſieh! wer mag es ſein,
In ſpäter Stunde noch?

„Ich höre nichts, ich ſehe nichts,
O ſchlummre fort ſo lind!
Man bringt dir keine Ständchen jetzt,
Du armes, krankes Kind!“

Es iſt nicht irdiſche Muſik,
Was mich ſo freudig macht;
Mich rufen Engel mit Geſang. —
O Mutter, gute Nacht!

Uhland.

Ich möchte hingehn wie das Abendroth.

Ich möchte hingehn wie das Abendroth,
Und wie der Tag mit ſeinen letzten Gluthen —
O leichter, ſanfter, ungefühlter Tod! —
Mich in den Schooß des Ewigen verbluten.

Ich möchte hingehn wie der heitre Stern,
Im vollſten Glanz, in ungeſchwächtem Blinken;
So ſtille und ſo ſchmerzlos möchte gern
Ich in des Himmels blaue Tiefen ſinken.

Ich möchte hingehn wie der Blume Duft,
Der freudig ſich dem ſchönen Kelch entringet
Und auf dem Fittig blüthenſchwangrer Luft
Als Weihrauch auf des Herren Altar ſchwinget.

Ich möchte hingehn wie der Thau im Thal,
Wenn durſtig ihm des Morgens Feuer winken;
O wollte Gott, wie ihn der Sonnenſtrahl,
Auch meine lebensmüde Seele trinken!

Ich möchte hingehn wie der bange Ton,
Der aus den Saiten einer Harfe dringet,
Und, kaum dem irdiſchen Metall entflohn,
Ein Wohllaut in des Schöpfers Bruſt verklinget. —

Du wirſt nicht hingehn wie das Abendroth,
Du wirſt nicht ſtille wie der Stern verſinken,
Du ſtirbſt nicht einer Blume leichten Tod,
Kein Morgenſtrahl wird deine Seele trinken.

Wohl wirſt du hingehn, hingehn ohne Spur,
Doch wird das Elend deine Kraft erſt ſchwächen,
Sanft ſtirbt es einzig ſich in der Natur,
Das arme Menſchenherz muß ſtückweis brechen.

Herwegh.

Min Jehann.

Jt wull, wi weern noch kleen, Jehann,
Do weer de Welt ſe grot!
Wi ſeten op den Steen, Jehann,
Weeſt noch? bi Nawers Sot.
An Heben ſeil de ſtille Maan,
Wi ſegen, wa he leep,
Un ſnacken, wa de Himmel hoch,
Un wa de Sot wul deep.

Weeſt noch, wa ſtill dat weer, Jehann?
Dar röhr keen Blatt am Bom.
So is dat nu ni mehr, Jehann,
As höchſtens noch in Drom.
Och nee, wenn do de Scheper ſung,
Alleen, int wide Feld;
Nie wahr, Jehann? dat weer en Ton!
De eenzige op de Welt.

Mitünner inne Schummerntid
Denn ward mi ſo to Mod,
Denn löppt m'it langs den Rügg ſo hitt,
As domals bi den Sot.
Denn dreih ik mi ſo haſti um,
As weer ik nich alleen:
Doch Allens, was ik ſinn, Johann,
Dat is — ik ſta un ween. —

Claus Groth.

Ach, ach, ich armes Kloſterfräulein!

Ach, ach, ich armes Kloſterfräulein!
O Mutter, was haſt du gemacht!
Lenz ging am Gitter vorüber,
Hat mir kein Blümlein gebracht!

Ach, ach, wie weit weit hier unten,
Zwei Schäflein gehn im Thal:
Viel Glück, ihr Schäflein, ihr fahet
Den Frühling zum erſten Mal.

Ach, ach, wie weit weit hier oben,
Zwei Vöglein fliegen in Ruh:
Viel Glück, ihr Vöglein, ihr flieget
Der beſſeren Heimath zu.

J. Kerner.

Die Blume der Ergebung.

Ich bin die Blum' im Garten,
Und muß in Stille warten,
Wann und in welcher Weise
Du trittst in meine Kreise.

Kommst du ein Strahl der Sonne,
So werd' ich deiner Wonne
Den Busen still entfalten,
Und deinen Blick behalten.

Kommst du als Thau und Regen,
So werd' ich deinen Segen
In Liebesschaalen fassen,
Ihn nicht versiegen lassen.

Und fährest du gelinde
Hin über mich im Winde,
So werd ich dir mich neigen,
Sprechend: ich bin dein eigen.

Ich bin die Blum' im Garten,
Und muß in Stille warten,
Wann und in welcher Weise
Du trittst in meine Kreise.

Friedrich Rückert.

Unruh bis in den Tod.

Des Menſchen Gedanken
Durchſchweifen die Welt,
Wie den Launen des Kranken
Kein Lager gefällt.

Wir ſtrecken die Glieder
Bald hier und bald dort,
Dies iſt uns zuwider
Und jenes muß fort.

Hier drückt's in der Ecke,
Dort iſt es zu kühl,
Wir zerren die Decke
Und zupfen am Pfühl.

Nun iſt es nach Willen,
Nun dünkt es uns fein
Zu lauſchen im Stillen, —
Da ſchlafen wir ein.

Schmidt von Lübeck.

Cita mors ruit.

Der ſchnellſte Reiter iſt der Tod,
Er überreitet das Morgenroth,
Des Wetters raſches Blitzen,
Sein Roß iſt fahl und ungeſchirrt,
Die Senne ſchwirrt, der Pfeil erklirrt
Und muß im Herzen ſitzen.

Durch Stadt und Dorf und Berg und Thal,
Im Morgenroth, im Abendſtrahl,
Geht's fort mit wildem Jagen,
Und wo er floh mit Ungeſtüm,
Da ſchallen die Glocken hinter ihm,
Und Grabeslieder klagen.

Er tritt herein in den Prunkpalaſt,
Da wird ſo blaß der ſtolze Gaſt,
Und läßt von Wein und Buhle;
Er tritt zum luſtigen Hochzeitſchmaus,
Ein Windſtoß löſcht die Kerzen aus,
Bleich lehnt die Braut im Stuhle.

Dem Schöffen blickt er ins Geſicht,
Der juſt das weiße Stäblein bricht,
Da ſinkt's ihm aus den Händen;
Ein Mägdlein windet Blüth' und Klee,
Er tritt heran — ihr wird ſo weh —
Wer mag den Strauß vollenden!

Drum ſei nicht ſtolz, o Menſchenkind!
Du biſt dem Tod wie Spreu im Wind,
Und magſt du Kronen tragen.
Der Sand verrinnt, die Stunde ſchlägt
Und eh ein Hauch dies Blatt bewegt,
Kann auch die deine ſchlagen.

Geibel.

Leichter Sinn.

Und wie wär' es nicht zu tragen,
Dieſes Leben in der Welt?
Täglich wechſeln Luſt und Plagen,
Was betrübt und was gefällt.
Schlägt die Zeit dir manche Wunde,
Manche Freude bringt ihr Lauf;
Aber Eine ſel'ge Stunde
Wiegt ein Jahr von Schmerzen auf.

Wiſſe nur das Glück zu faſſen,
Wenn es lächelnd dir ſich beut;
In der Bruſt und auf den Gaſſen
Such es morgen, ſuch es heut.
Doch bedrängt in deinem Kreiſe
Dich ein flüchtig Mißgeſchick,
Lächle leiſe, hoffe weiſe
Auf den nächſten Augenblick.

Nur kein müßig Schmerzbehagen!
Nur kein weichlich Selbſtverzehn!
Kommen Grillen, dich zu plagen,
Wiege ſie mit Liedern ein.
Froh und ernſt, doch immer heiter
Leite dich die Poeſie,
Und die Welle trägt dich weiter,
Und du weißt es ſelbſt nicht, wie.

Geibel.

Dagdeel.

Daer Buſch un Brok to ſnäkeln,
Mi in de Sünn to räkeln,
Dat ſünd min beſten Taeg;
Un mank de Blöm to dangeln
Un oppen Knüll to rangeln,
Dat is min gröttſte Haeg.

Inn Krattbuſch mank de Böken
In Schatten liggn un ſmöcken,
Dat is min Husbedrif;
Un lingelank bi'n Quellborn
To drüßeln ünnern Sleedorn,
Dat quickt mi Seel un Lif.

Wa nett dat Water riſſelt,
Wa ſach de Blaeder piſſelt,

Wa rückt dat Holt ſo grön!
De Droßel fleit ſo nüdli,
Jk reck mi ſo gemüthli:
Wa is dat wunnerſchön!

Un ward mi oppe Duer
Dat Utraun gar to ſuer,
Un geit de Sünn to Veer,
So ſtopp ik noch en Braeſel
Un ſchumpel na min Kaeſel
Un denn — na denn ni mehr.

Claus Groth.

Wanderlieder

von

W. Müller.

---

1. Auszug.

Ich ziehe ſo luſtig zum Thore hinaus,
Als ob's ein Spaß nur wär':
Das macht, es wallt Feinliebchens Bild
Gar helle vor mir her.

Da merk' ich dann im Herzen bald:
Ich sei dort oder hier,
Ich gehe fort, ich kehre heim, —
Ich ziehe doch immer zu ihr.

Und wer zu seinem Liebchen reist,
Dem wird kein Weg zu schwer,
Der läuft bei Tag und läuft bei Nacht,
Und ruht sich nimmermehr.

Und ob es regnet, ob es stürmt,
Mir thut kein Wetter weh:
Es hat mein Liebchen mir gesagt
Ein freundliches Ade!

---

2. Auf der Landstraße.

Was suchen doch die Menschen all
Zu Roß und auch zu Fuß?
Das wandert hin und wandert her
Zeitlebens ohn' Verdruß.

Die haben wohl kein Liebchen heim,
Und auch ihr Herz dabei:
Sie sehn mich an und wundern sich,
Daß ich so langsam sei.

Ach, wer mit jedem, jedem Fuß,
Den er ſetzt in die Welt hinein,
Einen Schritt von ſeiner Liebſten thut,
Der macht ihn gerne klein.

Wer hat das Wandern doch erdacht?
Der hatt' ein Herz von Stein:
Und wär es heut noch nicht bekannt,
Ich ließ' es wahrlich ſein.

3. Einſamkeit.

Der Mai iſt auf dem Wege,
Der Mai iſt vor der Thür:
Im Garten, auf den Wieſen
Ihr Blümlein kommt herfür!

Da hab' ich den Stab genommen,
Da hab' ich das Bündel geſchnürt,
Zieh' weiter und immer weiter,
Wohin die Straße mich führt.

Und über mir ziehen die Vögel,
Sie ziehen in luſtigen Reihn,
Sie zwitſchern und trillern und flöten
Als ging's in den Himmel hinein.

Der Wandrer geht alleine,
Geht ſchweigend ſeinen Gang;
Das Bündel will ihn drücken,
Der Weg wird ihm zu lang.

Ja, wenn wir allzuſammen
So zögen in's Land hinein!
Und wenn auch das nicht wäre,
Könnt' Eine nur mit mir ſein.

4. Abendreihn.

Guten Abend, lieber Mondenſchein!
Wie blickſt mir ſo traulich in's Herz herein?
Nun ſprich, und laß dich nicht lange fragen,
Du haſt mir gewiß einen Gruß zu ſagen,
Einen Gruß von meinem Schatz.

„Wie ſollt' ich bringen den Gruß zu dir?
Du haſt ja keinen Schatz bei mir:
Und was mir da unten die Burſche ſagen,
Und was mir die Frauen und Mädchen klagen,
Ei, das verſteh' ich nicht."

Haſt Recht, mein lieber Mondenſchein,
Du darfſt auch Schätzchens Bote nicht ſein;

Denn thätſt du zu tief ihr in's Auge ſehn
Du könnteſt ja nimmermehr untergehn,
Schienſt ewig nur für ſie.

Dies Liedchen iſt ein Abendreihn,
Ein Wandrer ſang's im Vollmondſchein;
Und die es leſen bei Kerzenlicht,
Die Leute verſtehn das Liedchen nicht.
Und iſt doch kinderleicht.

Wanderlied.

Durch Feld und Buchenhallen,
Bald ſingend, bald fröhlich ſtill,
Recht luſtig ſei vor Allen,
Wers Reiſen wählen will!

Wenns kaum im Oſten glühte,
Die Welt noch ſtill und weit:
Da weht recht durchs Gemüthe
Die ſchöne Blüthenzeit.

Die Lerch als Morgenbote
Sich in die Lüfte ſchwingt,
Eine friſche Reiſenote
Durch Wald und Herz erklingt.

O Luſt, vom Berg zu ſchauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über ſich den blauen,
Tiefklaren Himmelsdom!

Vom Berge Vöglein fliegen
Und Wolken ſo geſchwind,
Gedanken überfliegen
Die Vögel und den Wind.

Die Wolken ziehn hernieder,
Das Vöglein ſenkt ſich gleich;
Gedanken gehn und Lieder
Fort bis ins Himmelreich.

Eichendorff.

Der Kirchhof.

Die Ruh' iſt wohl das beſte
Von allem Glück der Welt;
Was bleibt vom Lebensfeſte,
Was bleibt dir unvergällt?
Die Roſe welkt in Schauern,
Die uns der Frühling giebt;
Wer haßt, iſt zu bedauern,
Und mehr noch faſt, wer liebt.

Es trübt den eignen Frieden
Mit seiner Gluth das Herz,
Das Kind iſt nicht zufrieden,
Dem Mann bleibt nur der Schmerz.
Du hoffſt umſonſt vom Meere,
Vom Weltgetümmel Ruh;
Selbſt Lorbeer, Ruhm und Ehre
Heilt keine Wunden zu.

Nun weiß ich auf der Erde
Ein einzig Plätzchen nur,
Wo jegliche Beſchwerde,
Im Schooße der Natur,
Wo jeder eitle Kummer
Dir wie ein Traum zerfließt,
Und dich der letzte Schlummer
Im Vienenton begrüßt.

Ein Plätzchen ach! ſo theuer,
Wie mich noch keins entzückt,
Wo Lieb' und liebend Feuer
Mein Herz einſt nicht mehr drückt,
Wo's ruht, ſein ſelbſt entbunden,
Dem Sturme nicht mehr blos,
Von Keinem ausgefunden,
Ja frei und ſchickſallos.

Die Brüder ſelbſt, ſie ſtören
Hier meine Ruhe nicht,
Nur ſelten, daß ſie hören,
Wie mir ein Ach entbricht,

Sie ſchlafen hier geſchieden
Von aller Welt, allein; —
Ich wär' es wohl zufrieden,
Der ihrige zu ſein.

Wilhelm Waiblinger.

Der frohe Wandersmann.

Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen,
Den ſchickt er in die weite Welt,
Dem will er ſeine Wunder weiſen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hauſe liegen,
Erquicket nicht das Morgenroth;
Sie wiſſen nur vom Kinderwiegen,
Von Sorgen, Laſt und Noth ums Brot.

Die Bächlein von den Bergen ſpringen,
Die Lerchen jubeln hoch vor Luſt:
Wie ſollt ich nicht mit ihnen ſingen
Aus voller Kehl und friſcher Bruſt?

Den lieben Gott laß ich nur walten:
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd und Himmel will erhalten,
Hat auch mein Sach aufs Beſt beſtellt!

Eichendorff.

Des Fremdlings Abendlied.

Ich komme vom Gebirge her,
Die Dämmrung liegt auf Wald und Meer;
Ich ſchaue nach dem Abendſtern,
Die Heimath iſt ſo fern, ſo fern.

Es ſpannt die Nacht ihr blaues Zelt
Hoch über Gottes weite Welt:
Die Welt ſo voll und ich allein,
Die Welt ſo groß und ich ſo klein.

Sie wohnen unten Haus bei Haus,
Und gehen friedlich ein und aus;
Doch ach! des Fremdlings Wanderſtab
Geht landhinauf und landhinab!

Es ſcheint in manches liebe Thal
Der Morgen- und der Abendſtrahl,
Ich wandle ſtill und wenig froh,
Und immer fragt der Seufzer: wo?

Die Sonne dünkt mich matt und kalt,
Die Blüthe welk, das Leben alt,
Und was ſie reden, tauber Schall:
Ich bin ein Fremdling überall.

Wo biſt du, mein gelobtes Land,
Geſucht, geahnt und nie gekannt?
Das Land, das Land ſo hoffnungsgrün,
Das Land, wo meine Roſen blühn?

Wo meine Träume wandeln gehn,
Wo meine Todten auferſtehn,
Das Land, das meine Sprache ſpricht,
Und Alles hat, was mir gebricht!

Ich überſinne Zeit und Raum,
Ich frage leiſe Blum und Baum;
Es bringt die Luft den Hauch zurück:
„Da, wo du nicht biſt, iſt das Glück!“

Schmidt von Lübeck.

Rudelsburg.

An der Saale hellem Strande
Stehen Burgen ſtolz und kühn;
Ihre Dächer ſind gefallen,
Und der Wind ſtreicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin.

Zwar die Ritter ſind verſchwunden,
Nimmer klingen Speer und Schild!
Doch dem Wandersmann erſcheinen
In den altbemooſten Steinen
Oft Geſtalten zart und mild.

Droben winken ſchöne Augen,
Freundlich lacht manch ſchöner Mund;
Wandrer ſchauet in die Ferne,
Schaut in holder Augen Sterne,
Herz iſt heiter und geſund.

Und der Wandrer zieht von dannen,
Denn die Trennungsſtunde ruft;
Und er ſinget Abſchiedslieder,
Lebewohl! tönt ihm hernieder,
Tücher wehen in der Luft.

Franz Kugler.

Scheiden und Meiden.

So ſoll ich nun dich meiden,
Du meines Lebens Luſt!
Du küſſeſt mich zum Scheiden,
Ich drück' dich an die Bruſt.

Ach Liebchen! heißt das meiden,
Wenn man ſich herzt und küßt?
Ach Liebchen! heißt das ſcheiden,
Wenn man ſich feſt umſchließt?

Uhland.

Abſchied.

Ihr lieben Lerchen, guten Tag!
Wie weit iſt's in die Fern!
Und über meiner Liebſten Dach,
Da ſteht der Morgenſtern.

Leb' wohl du Sonne auf der Au',
Du liebes grünes Feld!
Ach, hinter jenen Bergen blau,
Wie weit iſt nur die Welt.

So viele Tropfen in dem Fluß,
So viele Blätter grün,
So viele Schritt' ich wandern muß,
Und hoch die Wolken ziehn.

Ihr lieben Lerchen, guten Tag,
Berg auf, Berg ab in's Thal!
Und wird die treue Liebe wach,
Grüßt sie viel tausend Mal!

Albert Graf Schlippenbach.

Wanderlied.

Ein Heller und ein Batzen
War'n allzwei beide mein.
Der Heller ward zu Wasser,
Der Batzen ward zu Wein.

Die Mädel und die Wirthsleut',
Die rufen beid: O weh!
Die Wirthsleut', wenn ich komme,
Die Mädel, wenn ich geh!

Mein' Stiefel sind zerrissen,
Mein' Schuh', die sind entzwei,
Und draußen auf der Haiden
Da singt der Vogel frei!

Und gäb's kein' Landſtraß' nirgend,
Da ſäß' ich ſtill zu Haus;
Und gäb's kein Loch im Faſſe,
Da tränk' ich gar nicht draus!

Albert Graf Schlippenbach.

Einkehr.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngſt zu Gaſte;
Ein goldner Apfel war ſein Schild
An einem langen Aſte.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit ſüßer Koſt und friſchem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in ſein grünes Haus
Viel leichtbeſchwingte Gäſte;
Sie ſprangen frei und hielten Schmaus
Und ſangen auf das Beſte.

Ich fand ein Bett zu ſüßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirth, er deckte ſelbſt mich zu
Mit ſeinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da ſchüttelt' er den Wipfel.
Geſegnet ſei er allezeit,
Von der Wurzel bis zum Gipfel.

Uhland.

Nachtreiſe.

Ich reit' in's finſtre Land hinein,
Nicht Mond noch Sterne geben Schein,
Die kalten Winde toſen.
Oft hab' ich dieſen Weg gemacht,
Wann goldner Sonnenſchein gelacht,
Bei lauer Lüfte Koſen.

Ich reit' am finſtern Garten hin,
Die dürren Bäume ſauſen drin,
Die welken Blätter fallen.
Hier pflegt' ich in der Roſenzeit,
Wann alles ſich der Liebe weiht,
Mit meinem Lieb zu wallen.

Erloſchen iſt der Sonne Strahl,
Verwelkt die Roſen allzumal,
Mein Lieb zu Grab getragen.
Ich reit' in's finſtre Land hinein,
Im Winterſturm, ohn' allen Schein,
Den Mantel umgeſchlagen.

Uhland.

Wanderlied.

Wohlauf, noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geſchieden muß ſein.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

Die Sonne, ſie bleibet
Am Himmel nicht ſtehn,
Es treibt ſie, durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet
Am einſamen Strand,
Die Stürme, ſie brauſen
Mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht,
Und ſingt in der Ferne
Ein heimathlich Lied.
So treibt es den Burſchen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

Da grüßen ihn Vögel
Bekannt überm Meer,
Sie fliegen von Fluren
Der Heimath hieher.

Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn;
Sie trieben vom Lande
Die Lüfte dahin.

Die Vögel, die kennen
Sein väterlich Haus;
Die Blumen einst pflanzt' er
Der Liebe zum Strauß;
Und Liebe, die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand:
So wird ihm zur Heimath
Das fernste Land.

J. Kerner.

Morgengruss an's Meer.

Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt zehntausendmal,
Aus jauchzendem Herzen,
Wie einst dich begrüßten
Zehntausend Griechenherzen,
Unglückbekämpfende, heimathverlangende,
Weltberühmte Griechenherzen.

Es wogten die Fluthen,
Sie wogten und brausten,
Die Sonne goß eilig herunter
Die spielenden Rosenlichter,
Die aufgescheuchten Möwenzüge
Flatterten fort, lautschreiend,

Es ſtampften die Roſſe, es klirrten die Schilde,
Und weithin erſcholl es, wie Siegesruf:
Thalatta! Thalatta!

Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Wie Sprache der Heimath rauſcht mir dein Waſſer,
Wie Träume der Kindheit ſeh' ich es flimmern
Auf deinem wogenden Wellengebiet,
Und alte Erinnerung erzählt mir auf's Neue
Von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,
Von all den blinkenden Weihnachtsgaben,
Von all den rothen Korallenbäumen,
Goldfiſchen, Perlen und bunten Muſcheln,
Die du geheimnißvoll bewahrſt,
Dort unten im klaren Kryſtallhaus.

O! wie hab' ich geſchmachtet in öder Fremde!
Gleich einer welken Blume
In des Botanikers blechernen Kapſel,
Lag mir das Herz in der Bruſt.
Mir iſt, als ſaß ich winterlange,
Ein Kranker, in dunkler Krankenſtube,
Und nun verlaſſ' ich ſie plötzlich,
Und blendend ſtrahlt mir entgegen
Der ſmaragdene Frühling, der ſonnengeweckte,
Und es rauſchen die weißen Blüthenbäume,
Und die jungen Blumen ſchauen mich an,
Mit bunten, duftenden Augen,
Und es duftet und ſummt, und athmet und lacht,
Und im blauen Himmel ſingen die Vöglein —
Thalatta! Thalatta!

H. Heine.

Im Strande.

1.

Du schönes Fischermädchen,
Treibe den Kahn an's Land;
Komm zu mir und setze dich nieder,
Wir kosen Hand in Hand.

Leg an mein Herz dein Köpfchen,
Und fürchte dich nicht zu sehr,
Vertrau'st du dich doch sorglos
Täglich dem wilden Meer.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

2.

Der Abend kommt gezogen,
Der Nebel bedeckt die See;
Geheimnißvoll rauschen die Wogen,
Da steigt es weiß in die Höh'.

Die Meerfrau steigt aus den Wellen,
Und setzt sich zu mir an den Strand;
Die weißen Brüste quellen
Hervor aus dem Schleiergewand.

Sie drückt mich und ſie preßt mich,
Und thut mir faſt ein Weh;
Du drückſt ja viel zu feſt mich,
Du ſchöne Waſſerfee!

„Ich preſſ' dich in meinen Armen,
Und drücke dich mit Gewalt;
Ich will bei dir erwarmen,
Der Abend iſt gar zu kalt."

Der Mond ſcheint immer blaſſer
Aus dämmriger Wolkenhöh';
Dein Auge wird trüber und naſſer,
Du ſchöne Waſſerfee!

„Es wird nicht trüber und naſſer,
Mein Aug' iſt naß und trüb',
Weil, als ich ſtieg aus dem Waſſer,
Ein Tropfen im Auge blieb."

Die Möven ſchrillen kläglich,
Es grollt und brandet die See;
Dein Herz pocht wild beweglich,
Du ſchöne Waſſerfee!

„Mein Herz pocht wild beweglich,
Es pocht beweglich wild,
Weil ich dich liebe unſäglich,
Du liebes Menſchenbild."

H. Heine.

Auf dem Meere.

1.

Der Wind zieht seine Hosen an,
Die weißen Wasserhosen!
Er peitscht die Wellen so stark er kann,
Die heulen und brausen und tosen.

Aus dunkler Höh', mit wilder Macht,
Die Regengüsse träufen;
Es ist, als wollt' die alte Nacht
Das alte Meer ersäufen.

An den Mastbaum klammert die Möve sich
Mit heiserem Schrillen und Schreien;
Sie flattert und will gar ängstiglich
Ein Unglück prophezeien.

2.

Der Sturm spielt auf zum Tanze,
Er pfeift und saust und brüllt;
Heisa! wie springt das Schifflein!
Die Nacht ist lustig und wild.

Ein lebendes Wassergebirge
Bildet die tosende See;
Hier gähnt ein stolzer Abgrund,
Dort thürmt es sich weiß in die Höh'.

Ein Fluchen, Erbrechen und Beten
Schallt aus der Kajüte heraus;
Ich halte mich feſt am Maſtbaum,
Und wünſche: wär' ich zu Haus.

H. Heine.

Seemorgen.

Der Morgen friſch, die Winde gut,
Die Sonne glüht ſo helle,
Und brauſend geht es durch die Fluth;
Wie wandern wir ſo ſchnelle!

Die Wogen ſtürzen ſich heran;
Doch wie ſie auch ſich bäumen,
Dem Schiff ſich werfend in die Bahn,
In toller Wuthe ſchäumen:

Das Schiff voll froher Wanderluſt
Zieht fort unaufgehalten,
Und mächtig wird von ſeiner Bruſt
Der Wogendrang geſpalten;

Gewirkt von goldner Strahlenhand
Aus dem Geſprüh der Wogen,
Kommt ihm zur Seit ein Irisband
Hellflatternd nachgeflogen.

So weit nach Land mein Auge ſchweift,
Seh' ich die Fluth ſich dehnen,
Die uferloſe; mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen.

Daß ich ſo lang euch meiden muß,
Berg, Wieſe, Laub und Blüthe! —
Da lächelt ſeinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl thut Menſchenangeſicht
Mit ſeiner ſtillen Wärme!

Lenau.

Die Seejungfrauen.

Freundlich wehn die Abendwinde,
Schimmern Mond und Sterne;
Und das Schiff, ſo leicht und linde,
Trägt mich nach der Ferne.

Fried' und Liebe, hold verbunden,
Schweben auf der Tiefe,
Ob der Tod mit ſeinen Wunden
Nun auf immer ſchliefe.

Sinnend ſtarr ich nach dem hellen,
Gränzenloſen Meere,
Nach des Mondes und der Wellen
Heimlichem Verkehre;

Plötzlich ſeh' ich raſche Wogen
Aus der Tiefe ſpringen,
Die da kommen hergezogen,
Einen Gruß zu bringen.

Iſt's ein Gruß von Tiefverbannten
An die Sternenlichter?
Gilt das Grüßen dem verwandten
Ahnungsvollen Dichter?

Tiefewärts mit ſüßem Zwange
Zieht es mich zu ſchauen,
Mit geheimnißvollem Drange
Zu den Seejungfrauen.

Ja, von euch, ihr Räthſelhaften,
Kam dies volle Rauſchen,
Dran die Seele ſehnend haften
Muß und niederlauſchen.

Ward euch ahnend eine Kunde
Im Korallenhage,
Daß ein warmes Herz zur Stunde
Euch vorüberſchlage?

Glücklich die Piloten waren,
Denen ihr erſchienen,
Mit den ſchönen, wunderbaren,
Lieblich fremden Mienen!

Könnt' ich tauchen nieder, nieder
Bis in eure Nähen!
Könnt' ich eurer ſchlanken Glieder
Leiſen Wandel ſehen.

Sehen euch den Reigen üben,
Schweſterlich verſchlungen,
Schweigend in den ewig trüben
Meeresdämmerungen!

Lenau.

Wein und Brod.

Solche Düfte ſind mein Leben,
Die verſcheuchen all mein Leid:
Blühen auf dem Berg die Reben,
Blüht im Thale das Getreid.

Donnern werden bald die Tennen,
Bald die Mühlen rauſchend gehn,
Und wenn die ſich müde rennen,
Werden ſich die Kelter drehn.

Gute Wirthin vieler Zecher,
So gefällt mir's flink und frisch;
Kommst du mit dem Wein im Becher,
Liegt das Brot schon auf dem Tisch.

Uhland.

Historie von Noah.

Als Noah aus dem Kasten war,
Da trat zu ihm der Herre dar,
Der roch des Noäh Opfer fein,
Und sprach: Ich will dir gnädig sein,
Und weil du so ein frommes Haus,
So bitt dir selbst die Gnaden aus.

Fromm Noah sprach: „Ach lieber Herr,
Das Wasser schmeckt mir gar nicht sehr,
Dieweil darin ersäufet sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind.
Drum möcht' ich armer, alter Mann
Ein anderweit Getränke han."

Da griff der Herr ins Paradies,
Und gab ihm einen Weinstock süß,
Und sprach: „Den sollst du pflegen sehr!"
Und gab ihm guten Rath und Lehr,
Und wies ihm alles so und so;
Der Noah ward ohn Maßen froh.

Und rief zuſammen Weib und Kind,
Dazu ſein ganzes Hausgeſind;
Pflanzt' Weinberg' rings um ſich herum,
Der Noah war fürwahr nicht dumm,
Baut Keller dann und preßt den Wein,
Und füllt ihn gar in Fäſſer ein.

Der Noah war ein frommer Mann,
Stach ein Faß nach dem andern an,
Und trank es aus, zu Gottes Ehr,
Das macht ihm eben kein Beſchwer;
Er trank, nachdem die Sündfluth war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr.

Ein kluger Mann daraus erſieht,
Daß Weingenuß ihm ſchadet nicht,
Und item, daß ein guter Chriſt
In Wein niemalen Waſſer gießt,
Dieweil darin erſäufet ſind
All ſündhaft Vieh und Menſchenkind.

A. Kopiſch.

Rheinweinlied.

Wo ſolch ein Feuer noch gedeiht
Und ſolch ein Wein noch Flammen ſpeit,
Da laſſen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben.

Stoßt an! Stoßt an! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein ſoll deutſch verbleiben.

Herab die Büchſen von der Wand,
Die alten Schläger in die Hand,
Sobald der Feind dem welſchen Land
Den Rhein will einverleiben!
Haut, Brüder, muthig drein!
Der alte Vater Rhein,
Der Rhein ſoll deutſch verbleiben.

Das Recht und Link, das Link und Recht,
Wie klingt es falſch, wie klingt es ſchlecht!
Kein Tropfen ſoll, ein feiger Knecht,
Des Franzmanns Mühlen treiben.
Stoßt an! Stoßt an! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein ſoll deutſch verbleiben.

Der iſt ſein Rebenblut nicht werth,
Das deutſche Weib, den deutſchen Herd,
Der nicht auch freudig ſchwingt ſein Schwert,
Die Feinde aufzureiben.
Friſch in die Schlacht hinein!
Hinein für unſern Rhein!
Der Rhein ſoll deutſch verbleiben.

O edler Saft, o lauter Gold,
Du biſt kein echter Sklavenſold!

Und wenn ihr Franken kommen wollt,
So laßt euch vorher ſchreiben.
Hurrah! Hurrah! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein ſoll deutſch verbleiben.

Herwegh.

„Ich ſchlag' mir ein Schnippchen."

Du wetterwend'ſch Mädel,
Wenn dir's ſo gefällt,
Ich ſchlag' mir ein Schnippchen
Und renn' in die Welt.

Renn' gradwegs hinunter
Zum Altvater Rhein,
Doch thu' ich dir die Lieb' nicht
Und ſpring' nicht hinein.

Der Rhein hat grün Waſſer,
Hat auch grünen Wein,
Da wird mir wohl grün auch
Ein Mädel noch ſein.

Zehn Mäuslein des Tages,
Das heißt gute Katz:
Wird's Schätzel dir untreu,
So ſuch' dir 'nen Schatz.

Und find'ſt du kein Schatz nicht,
So find'ſt doch ein Faß:
Ja! beſſer die Kehle
Als die Aeugelein naß.

Albert Graf v. Schlippenbach.

Bedenklichkeiten.

Grad' aus dem Wirthshaus
Komm ich heraus,
Straße, wie wunderlich
Siehſt du mir aus!
Rechter Hand, linker Hand,
Beides vertauſcht —
Straße, ich merke wohl,
Du biſt berauſcht.

Was für ein ſchief Geſicht,
Mond, machſt denn du?
Ein Auge hat er auf,
Eins hat er zu.
Du wirſt betrunken ſein,
Das ſeh' ich hell;
Schäme dich, ſchäme dich,
Alter Geſell!

Und die Laternen erſt,
Was muß ich ſehn!
Die können alle nicht
Grade mehr ſtehn.

Wackeln und fackeln die
Kreuz und die Queer:
Scheinen betrunken mir
Alleſammt ſchwer.

Alles im Sturme rings,
Großes und klein,
Wag' ich darunter mich,
Nüchtern allein?
Das ſcheint bedenklich mir,
Ein Wageſtück —
Da geh' ich lieber in's
Wirthshaus zurück.

H. v. Mühler.

Kriegslied.

Das Glas in der Rechten,
Die Flaſch' in der Linken,
So wollen wir fechten,
Nicht wanken, nicht ſinken!

Krieg dem Durſt und Krieg dem Kummer,
Und ein Bündniß mit dem Wein!
Krieg der Nacht und Krieg dem Schlummer!
Schenkt mir Muth und Feuer ein!

Wohlig ſitzen wir im Weinhaus,
Unſer Krieg iſt wie ein Traum;
Selbſt die Welt, das alte Beinhaus,
Hat Reſpect und rührt ſich kaum.

Eine Flaſche hat geſchlagen
Unſre Feinde kreuz und queer;
Und da ſtehen wir und fragen:
Giebt's denn keine Feinde mehr?

Und das Ende von dem Liede?
Ei, was machen wir uns draus!
Alles Strebens Frucht iſt Friede, —
Wir, wir gehn im Sturm nach Haus!

Das Glas in der Rechten,
Die Flaſch in der Linken,
So wollen wir fechten,
Nicht wanken, noch ſinken!

Hoffmann v. Fallersleben.

Frühling im Wein.

Sonne, Mond und alle Sterne,
Blumenflur und Blüthenbaum,
Alles kam aus weiter Ferne
Her in dieſen Kellerraum:
Sonne, die den Wein erzogen,
Kühler Thau, der ihn genährt,
Alles lacht aus ſeinen Wogen,
Doch verſchönt und neu verklärt.

Und die Geiſter, ſo die Blüthen,
So die Reben ſtets bewacht,
So des Rebenſtocks zu hüten
Waren allezeit bedacht, —
Sehet, auf den goldnen Wellen
Schweben ſie und winken her,
Wollen ſich zu uns geſellen
Treu im fröhlichen Verkehr.

Wenn es regnet, laßt es regnen!
Laßt es ſchneien, wenn es ſchneit!
Wo wir ſolchem Wein begegnen,
Wird's auf einmal Frühlingszeit,
Und im ſchönſten Maienglanze
Zieht die Sonne durch die Welt,
Und mit einem friſchen Kranze
Schmückt ſich Haid' und Wald und Feld.

Wilhelm Wackernagel.

Margret am Thore.

Das beſte Bier im ganzen Neſt,
Das ſchenkt Margret am Thore,
Derweil das friſch den Gaumen näßt,
Spricht hold Margret zum Ohre.
Steht vor der Thür ein Lindenbaum,
Da ſchenkt ſie mir den kühlen Schaum,
Margret, Margret am Thore.

Jüngſt nächtens hatt' ich keine Ruh,
Mir war ſo weh', ſo bange,
Da wandert ich der Linde zu,
Mein Leiden währt' nicht lange.
Der Mond ging auf ſo wunderſam.
Margret, ſteh auf! Margret ſie kam,
Margret, Margret am Thore!

Und wandr' ich einſtens wiedrum aus,
Das ganze Neſt vergeß ich,
Margretlein hold im Lindenhaus,
Dein denk ich unabläſſig!
Der Mond, dazu die goldnen Stern',
Ach könnten ſie's, ſie ſagten's gern,
Margret, Margret am Thore! —

Otto Roquette.

Metzelsuppenlied.

Wir haben heut nach altem Brauch
Ein Schweinchen abgeſchlachtet;
Der iſt ein jüdiſch ekler Gauch,
Wer ſolch ein Fleiſch verachtet.
Es lebe zahm und wildes Schwein!
Sie leben alle, groß und klein,
Die blonden und die braunen!

So ſäumet denn, ihr Freunde, nicht,
Die Würſte zu verſpeiſen,
Und laßt zum würzigen Gericht
Die Becher fleißig kreiſen!

Es reimt sich trefflich: Wein und Schwein,
Und paßt sich köstlich: Wurst und Durst,
Bei Würsten gilt's zu bürsten.

Auch unser edles Sauerkraut,
Wir sollen's nicht vergessen;
Ein Deutscher hat's zuerst gebaut,
Drum ist's ein deutsches Essen.
Wenn solch ein Fleischchen, weiß und mild,
Im Kraute liegt, das ist ein Bild
Wie Venus in den Rosen.

Und wird von schönen Händen dann
Das schöne Fleisch zerleget,
Das ist, was einem deutschen Mann
Gar süß das Herz beweget.
Gott Amor naht und lächelt still,
Und denkt: nur daß wer küssen will,
Zuvor den Mund sich wische!

Ihr Freunde, tadle Keiner mich,
Daß ich von Schweinen singe!
Es knüpfen Kraftgedanken sich
Oft an geringe Dinge.
Ihr kennet jenes alte Wort,
Ihr wißt: es findet hier und dort
Ein Schwein auch eine Perle.

Uhland.

Der grüne Kranz.

Der ſchönſte Ort, davon ich weiß,
Das iſt ein kühler Keller;
Das ſchnellſte Geld, davon ich weiß,
Das iſt der letzte Heller:
Der rennt ſo luſtig, ſo geſchwind,
Und ruht nicht ehr als bis er findt
Rheinwein und Muskateller.

Der ſchönſte Wein, davon ich weiß,
Läßt ſich den rothen heißen,
Und einen ſchönſten kenn' ich noch,
Denn nennt man nur den weißen:
Der eine hilft, der andre frommt, —
Wer nur zur rechten Muße kommt
Sich beider zu befleißen.

Ein friſcher Trunk vom Faſſe her,
Darnach ſteht mein Verlangen:
Das ſind die ſchönſten Häuſer doch,
Dran grüne Kränzlein hangen:
Wo ſolch ein liebes Zeichen lacht,
Da iſt mir recht in finſtrer Nacht
Ein Sternlein aufgegangen.

Und wer das Liedlein hat erdacht,
Und wer es hat geſungen?
Ein fahrender Schüler hat's gemacht,
Der Wein hat ihn bezwungen:

Vor einem Faß, da iſt ſein Platz,
Ein volles Glas, das iſt ſein Schatz;
Es iſt ihm wohl gelungen.

Wilhelm Wackernagel.

Waldlied.

Im Walde geh' ich wohlgemuth,
Mir graut vor Räubern nicht;
Ein liebend Herz iſt all mein Gut,
Das ſucht kein Böſewicht.

Was rauſcht, was raſchelt durch den Buſch?
Ein Mörder, der mir droht?
Mein Liebchen kommt geſprungen, huſch!
Und herzt mich faſt zu Tod.

Uhland.

Jägerlied.

Kein beſſre Luſt in dieſer Zeit,
Als durch den Wald zu dringen,
Wo Droſſel ſingt und Habicht ſchreit,
Wo Hirſch' und Rehe ſpringen.

O säß' mein Lieb im Wipfel grün,
Thät wie 'ne Droſſel ſchlagen!
O ſpräng' es, wie ein Reh, dahin,
Daß ich es könnte jagen!

Uhland.

Mein Herz iſt im Hochland, mein Herz iſt nicht hier!

Mein Herz iſt im Hochland, mein Herz iſt nicht hier!
Mein Herz iſt im Hochland, im wald'gen Revier!
Da jag' ich das Rothwild, da folg' ich dem Reh,
Mein Herz iſt im Hochland, wo immer ich geh'.

Mein Norden, mein Hochland, lebt wohl, ich muß ziehn!
Du Wiege von Allem, was ſtark und was kühn!
Doch, wo ich auch wandre und wo ich auch bin,
Nach den Hügeln des Hochlands ſteht allzeit mein Sinn!

Lebt wohl, ihr Gebirge mit Häuptern voll Schnee,
Ihr Schluchten, ihr Thäler, du ſchäumende See,
Ihr Wälder, ihr Klippen, ſo grau und bemooſt,
Ihr Ströme, die zornig durch Felſen ihr toſt!

Mein Herz iſt im Hochland, mein Herz iſt nicht hier!
Mein Herz iſt im Hochland, im wald'gen Revier!
Da jag' ich das Rothwild, da folg' ich dem Reh,
Mein Herz iſt im Hochland, wo immer ich geh'!

Freiligrath.

Der Jäger.

Drei Tage Regen fort und fort,
Kein Sonnenſchein zur Stunde,
Drei Tage lang kein gutes Wort
Aus meiner Liebſten Munde!

Sie trutzt mit mir und ich mit ihr,
So hat ſie's haben wollen;
Mir aber nagt's am Herzen hier,
Das Schmollen und das Grollen.

Willkommen denn, des Jägers Luſt,
Gewitterſturm und Regen!
Feſt zugeknöpft die heiße Bruſt,
Und jauchzend euch entgegen!

Nun ſitzt ſie wohl daheim und lacht,
Und ſcherzt mit den Geſchwiſtern;
Ich höre in des Waldes Nacht
Die alten Blätter flüſtern.

Nun ſitzt ſie wohl und weinet laut
Im Kämmerlein, in Sorgen;
Mir iſt es wie dem Wilde traut,
In Finſterniß geborgen.

Kein Hirſch und Rehlein überall!
Ein Schuß zum Zeitvertreibe!
Geſunder Knall und Wiederhall
Erfriſcht das Mark im Leibe. —

Doch wie der Donner nun verhallt
In Thälern in die Runde,
Ein plötzlich Weh mich überwallt,
Mir ſinkt das Herz zu Grunde.

Sie trutzt mit mir und ich mit ihr,
So hat ſie's haben wollen,
Mir aber frißt's am Herzen hier,
Das Schmollen und das Grollen.

— Und auf! und nach der Liebſten Haus!
Und ſie gefaßt ums Mieder!
Drück' mir die naſſen Locken aus,
Und küſſ' und hab' mich wieder.

E. Mörike.

Jägerlied.

Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee,
Wenn er wandelt auf des Berges Höh':
Zierlicher schreibt Liebchens liebe Hand,
Schreibt ein Brieflein mir in ferne Land'.

In die Lüfte hoch ein Reiher steigt,
Dahin weder Pfeil noch Kugel fleugt:
Tausendmal so hoch und so geschwind
Die Gedanken treuer Liebe sind.

E. Mörike.

Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab,
Seh auf die Schlösser all herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab vom Berge!

Der Berg, der iſt mein Eigenthum,
Da ziehn die Stürme rings herum,
Und heulen ſie von Nord und Süd,
So überſchallt ſie doch mein Lied:
Ich bin der Knab vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
So ſteh ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne ſie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab vom Berge!

Und wann die Sturmglock einſt erſchallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann ſteig ich nieder, tret ins Glied,
Und ſchwing mein Schwert, und ſing mein Lied:
Ich bin der Knab vom Berge!

Uhland.

Soldatenliebe.

Steh ich in finſtrer Mitternacht
So einſam auf der ſtillen Wacht,
So denk ich an mein fernes Lieb,
Ob mirs auch treu und hold verblieb.

Als ich zur Fahne fort gemüßt,
Hat ſie ſo herzlich mich geküßt,
Mit Bändern meinen Hut geſchmückt,
Und weinend mich ans Herz gedrückt.

Sie liebt mich noch, ſie iſt mir gut,
Drum bin ich froh und wohlgemuth;
Mein Herz ſchlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es an's treue Lieb gedacht.

Jetzt bei der Lampe mildem Schein
Gehſt du wohl in dein Kämmerlein,
Und ſchickſt dein Nachtgebet zum Herrn
Auch für den Liebſten in der Fern!

Doch wenn du traurig biſt und weinſt,
Mich von Gefahr umrungen meinſt —
Sei ruhig, bin in Gottes Huth,
Er liebt ein treu Soldatenblut.

Die Glocke ſchlägt, bald naht die Rund
Und löſt mich ab zu dieſer Stund;
Schlaf wohl im ſtillen Kämmerlein,
Und denk in deinen Traumen mein.

W. Hauff.

Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen beſſern find'ſt du nit.
Die Trommel ſchlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite,
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
Gilts mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggeriſſen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad.
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ewgen Leben
Mein guter Kamerad!

Uhland.

Es geht bei gedämpfter Trommel Klang.

Es geht bei gedämpfter Trommel Klang,
Wie weit noch die Stätte, der Weg wie ſo lang!
O, wär er zur Ruh und Alles vorbei,
Ich glaub, es bricht mir das Herz entzwei.

Ich hab in der Welt nur ihn geliebt,
Nur ihn, dem jetzt man den Tod doch giebt!
Bei klingendem Spiele wird paradiert.
Dazu bin auch ich, auch ich kommandirt.

Nun ſchaut er auf zum letzten Mal
In Gottes Sonne freudgen Strahl,
Jetzt binden ſie ihm die Augen zu!
Dir ſchenke Gott die ewige Ruh!

Es haben die Neun wohl angelegt,
Acht Kugeln haben vorbei gefegt,
Sie zitterten Alle vor Jammer und Schmerz,
Ich aber, ich traf ihn mitten ins Herz.

A. v. Chamisso.

Reiterlied.

Die bange Nacht iſt nun herum,
Wir reiten ſtill, wir reiten ſtumm,
Und reiten in's Verderben.
Wie weht ſo ſcharf der Morgenwind!
Frau Wirthin, noch ein Glas geſchwind
Vorm Sterben, vorm Sterben.

Du junges Gras, was ſtehſt ſo grün?
Mußt bald wie lauter Röslein blüh'n,
Mein Blut ja ſoll dich färben.
Den erſten Schluck, an's Schwert die Hand,
Den trink ich, für das Vaterland
Zu ſterben, zu ſterben.

Und ſchnell den zweiten hinterdrein,
Und der ſoll für die Freiheit ſein,
Der zweite Schluck vom herben!
Dies Reſtchen — nun, wem bring' ich's gleich?
Dies Reſtchen Dir, o römiſch Reich,
Zum Sterben, zum Sterben!

Dem Liebchen — doch das Glas iſt leer,
Die Kugel ſauſt, es blitzt der Speer;
Bringt meinem Kind die Scherben!
Auf! in den Feind wie Wetterſchlag!
O Reiterluſt, am frühen Tag
Zu ſterben, zu ſterben!

Herwegh.

Reiters Morgengeſang.

Morgenroth,
Leuchteſt mir zum frühen Tod!
Bald wird die Trompete blaſen,
Dann muß ich mein Leben laſſen,
Ich und mancher Kamerad!

Kaum gedacht,
Ward der Luſt ein End' gemacht.
Geſtern noch auf ſtolzen Roſſen,
Heute durch die Bruſt geſchoſſen,
Morgen in das kühle Grab!

Ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Geſtalt!
Thuſt du ſtolz mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen?
Ach, die Roſen welken all'!

Darum still
Füg' ich mich, wie Gott es will.
Nun ſo will ich tapfer ſtreiten,
Und ſoll ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

W. Hauff.

Mantellied.

Schier dreißig Jahre biſt du alt,
Haſt manchen Sturm erlebt,
Haſt mich wie ein Bruder beſchützet,
Und wenn die Kanonen geblitzet,
Wir beide haben niemals gebebt.

Wir lagen manche liebe Nacht
Durchnäßt bis auf die Haut,
Du allein, du haſt mich erwärmet,
Und was mein Herz hat gehärmet,
Das hab' ich dir, Mantel, vertraut.

Geplaudert haſt du nimmermehr,
Du warſt mir ſtill und treu,
Du warſt getreu in allen Stücken,
Drum laß ich dich auch nicht mehr flicken,
Du, Alter, würdeſt ſonſt neu.

Und mögen ſie mich verſpotten,
Du bleibſt mir theuer doch;
Denn wo die Fetzen herunterhangen,
Sind die Kugeln hindurch gegangen,
Jede Kugel, die machte ein Loch.

Und wenn die letzte Kugel schlägt
Ins preuß'sche Herz hinein,
Lieber Mantel, laß dich mit mir begraben,
Weiter will ich von dir nichts mehr haben,
In dich hüllen sie mich ein.

Da liegen wir zwei Beide
Bis zum Appell im Grab!
Der Appell, der macht Alles lebendig,
Da ist es denn auch ganz nothwendig,
Daß ich meinen Mantel hab!

K. v. Holtei.

Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht wirbelnd auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton,
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grabe davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt zu Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand, —
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen's Gewehr zur Hand. —

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf lustigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an ſeiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan:
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht ſich die Truppen an.

Die Reihen präſentiren
Und ſchultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marſchäll und Generale
Schließen um ihn einen Kreis:
Der Feldherr ſagt dem Nächſten
In's Ohr ein Wörtlein leiſ'.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich" iſt die Parole,
Die Loſung: „Sankt Helena!" —

Dies iſt die große Parade
Im elyſeiſchen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäſar hält.

v. Zedlitz.

Des Deutschen Vaterland.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Preußenland? Iſt's Schwabenland?
Iſt's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Iſt's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein!

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Baierland? Iſt's Steierland?
Iſt's, wo des Marſen Rind ſich ſtreckt?
Iſt's, wo der Märker Eiſen reckt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein!

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Pommerland? Weſtfalenland?
Iſt's, wo der Sand der Dünen weht?
Iſt's, wo die Donau brauſend geht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein!

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Iſt's Land der Schweizer? Iſt's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl!
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein!

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß iſt es das Oeſterreich,
An Ehren und an Siegen reich?!
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein!

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt,
Das ſoll es ſein,
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein.

Das iſt des Deutſchen Vaterland,
Wo Eide ſchwört der Druck der Hand;
Wo Treue hell vom Auge blitzt,
Und Liebe warm im Herzen ſitzt —
Das ſoll es ſein,
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein.

Das iſt des Deutſchen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welſchen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutſche heißet Freund —
Das ſoll es ſein,
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein.

Das ganze Deutſchland ſoll es ſein.
O Gott vom Himmel ſieh darein,

Und gib uns rechten, deutſchen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut!
Das ſoll es ſein,
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein.

E. M. Arndt.

Der deutſche Rhein.

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,
Ob ſie, wie gier'ge Raben,
Sich heiſer darnach ſchrein;

So lang' er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang' ein Ruder ſchallend
In ſeine Woge ſchlägt!

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,
So lang' ſich Herzen laben
An ſeinem Feuerwein;

So lang' in ſeinem Strome
Noch feſt die Felſen ſtehn,
So lang' ſich hohe Dome
In ſeinem Spiegel ſehn.

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,
So lang' dort kühne Knaben
Um ſchlanke Dirnen frein;

So lang' die Floſſe hebet
Ein Fiſch auf ſeinem Grund,
So lang' ein Lied noch lebet
In ſeiner Sänger Mund!

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,
Bis ſeine Fluth begraben
Des letzten Manns Gebein.

N. Becker.

Schleswig-Holstein.

Schleswig-Holſtein meerumſchlungen,
Deutſcher Sitte hohe Wacht!
Wahre treu, was ſchwer errungen,
Bis ein ſchönrer Morgen tagt!
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Ob auch wild die Brandung toſe,
Fluth auf Fluth, von Bai zu Bai;
O laß blühn in deinem Schooße
Deutſche Tugend, deutſche Treu'!

Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

Doch wenn innre Stürme wüthen,
Drohend sich der Nord erhebt,
Schütze Gott die holden Blüthen,
Die ein mildrer Süd belebt!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Stehe fest, mein Vaterland!

Gott ist stark auch in den Schwachen,
Wenn sie gläubig ihm vertraun;
Zage nimmer, und dein Nachen
Wird trotz Sturm den Hafen schaun!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Harre aus, mein Vaterland!

Von der Woge, die sich bäumet
Längs dem Belt, am Ostseestrand,
Bis zur Fluth, die ruhlos schäumet
An der Düne flüchtigem Sand!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Stehe fest, mein Vaterland!

Und wo an des Landes Marken
Sinnend blinkt die Königsau,
Und wo rauschend stolze Barken
Elbwärts ziehn zum Holstengau:
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

Theures Land, du Doppeleiche
Unter Einer Krone Dach,
Stehe feſt und nimmer weiche,
Wie der Feind auch dräuen mag:
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

M. F. Chemnitz.

Deutſches Lied.

Von allen Ländern in der Welt
Das deutſche mir am beſten gefällt,
Es träuft von Gottes Segen;
Es hat nicht Gold noch Edelſtein,
Doch Männer hat es, Korn und Wein
Und Mädchen allerwegen.

Von allen Sprachen in der Welt
Die deutſche mir am beſten gefällt,
Iſt freilich nicht von Seiden;
Doch wo das Herz zum Herzen ſpricht,
Ihr nimmermehr das Wort gebricht,
In Freuden und in Leiden.

Von allen Mädchen in der Welt
Die deutſche mir am beſten gefällt,
Iſt gar ein herzig Veilchen;
Es duftet, was das Haus bedarf,
Iſt nicht, wie Roſe, dornenſcharf,
Und blüht ein artig Veilchen.

Von allen Frauen in der Welt
Die deutſche mir am beſten gefällt,
Von innen und von außen;
Sie ſchafft zu Hauſe was ſie ſoll,
Die Schüſſel und die Wiege voll,
Und ſucht das Glück nicht draußen.

Von allen Freunden in der Welt
Der deutſche mir am beſten gefällt,
Von Schaale wie von Kerne,
Die Stirne kalt, der Buſen warm,
Wie Blitz zur Hülfe Hand und Arm,
Und Troſt im Augenſterne.

Von allen Sitten in der Welt
Die deutſche mir am beſten gefallt,
Iſt eine feine Sitte;
Geſund an Leib und Geiſt und Herz,
Zu rechten Stunden Ernſt und Scherz,
Und Becher i der Mitte.

Es lebe die geſammte Welt!
Dem Deutſchen deutſch am beſten gefällt,
Er hält ſich ſelbſt in Ehren;
Und läßt den Nachbar links und rechts,
Weß Landes, Glaubens und Geſchlechts,
Nach Herzensluſt gewähren.

Schmidt von Lübeck.

Das Lied von Scharnhorst.

In dem wilden Kriegestanze
Brach die ſchönſte Heldenlanze,
Preußen, euer General.
Luſtig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen;
Doch ihn traf des Todes Strahl.

„Kugel, raffſt mich doch nicht nieder?
Dien euch blutend, werthe Brüder,
Führt in Eile mich nach Prag:
Will mit Blut um Oeſtreich werben,
Iſts beſchloſſen, will ich ſterben,
Wo Schwerin im Blute lag.“

Arge Stadt, wo Helden ſranken,
Heilge von den Brücken ſanken,
Reißeſt alle Blüthen ab!
Nennen dich mit leiſen Schauern,
Heilge Stadt, nach deinen Mauern
Zieht uns manches theure Grab.

Aus dem irdiſchen Getümmel
Haben Engel in den Himmel
Seine Seele ſanft geführt,
Zu dem alten deutſchen Rathe,
Den im ritterlichen Staate
Ewig Kaiſer Karl regiert.

„Grüß euch Gott, ihr theuren Helden!
Kann euch frohe Zeitung melden:
Unser Volk ist aufgewacht!
Deutschland hat sein Recht gefunden!
Schaut, ich trage Sühnungswunden
Aus der heilgen Opferschlacht.“

Solches hat er dort verkündet,
Und wir Alle stehn verbündet,
Daß dies Wort nicht Lüge sei.
Heer, aus seinem Geist geboren,
Jäger, die sein Muth erkoren,
Wählet ihn zum Feldgeschrei!

Zu den höchsten Bergesforsten,
Wo die freien Adler horsten,
Hat sich früh sein Blick gewandt;
Nur dem Höchsten galt sein Streben,
Nur in Freiheit konnt er leben;
Scharnhorst ist er drum genannt.

Keiner war wohl treuer, reiner,
Näher stand dem König Keiner,
Doch dem Volke schlug sein Herz!
Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben,
Besser als in Stein und Erz!

Schenkendorf.

Der alte Derffling.

Es haben alle Stände
So ihren Degenwerth,
Und ſelbſt in Schneiderhände
Kam einſt das Heldenſchwert;
Drum jeder, der da zünftig
Mit Nadel und mit Scheer',
Der mache jetzt und künftig
Vor Derffling ſein Honneur.

In ſeinen jungen Tagen
War das ein Schneiderblut,
Doch mocht' ihm nicht behagen
So Zwirn wie Fingerhut,
Und wenn er als Geſelle
So ſaß und fädelt' ein,
Schien ihm die Schneiderhölle
Die Hölle ſelbſt zu ſein.

Einſt, als das Nadelhalten
Ihm ſchier ans Leben ging,
Dacht' er: „das Schädelſpalten
Iſt doch ein ander Ding";
Fort warf er Maaß und Elle,
Voll Kriegsluſt, an die Wand,
Und nahm an Nadels Stelle
Den Säbel in die Hand.

Sonſt focht er ſtill und friedlich,
Nach Handwerksburſchen-Recht,
Jetzt war er unermüdlich
Beim Fechten im Gefecht;

Es war der flinke Schneider
Zum Stechen wohl geschickt,
Oft hat er an die Kleider
Dem Feinde was geflickt.

Er stieg zu hohen Ehren,
Feldmarschall ward er gar,
Es mocht' ihn wenig kehren,
Daß einst er Schneider war,
Nur fand er einen Spötter,
Verstund er keinen Spaß,
Und brummte: „für Hundsfötter
Sitzt hier mein Ellenmaaß!"

Krank lag in seinem Schlosse
Der greise Feldmarschall,
Keins seiner Lieblingsrosse
Kam wiehernd aus dem Stall;
Er sprach: „als alter Schneider,
Weiß ich seit langer Zeit,
Man wechselt seine Kleider, —
Auch hab' ich deß nicht Leid.

„Es fehlt der alten Hülle
In Breite schon und Läng',
Der Geist tritt in die Fülle,
Der Leib wird ihm zu eng;
Gesegnet sei dein Wille,
Herr Gott, in letzter Noth!"
Er sprach's, und wurde stille, —
Der alte Held war todt.

Th. Fontane.

Der alte Dessauer.

Ich will ein Lied euch ſingen!
Mein Held iſt eigner Art:
Auf Bruſt und Schultern hingen
Ihm Zopf und Knebelbart;
Den Puder und die Bürſten
Hielt er in ſeinem Sold, —
Ihr merkt, es gilt dem Fürſten,
Dem alten Leopold.

All' Wiſſenſchaft und Dichtung
Sein Lebtag er vermied,
Und ſprach er je von „Richtung",
Meint' er in Reih' und Glied;
Statt Opern aller Arten
Hatt' er nur einen Marſch,
Und ſelbſt mit Schriftgelahrten
Verfuhr er etwas barſch.

Nicht mocht' er Phraſen thürmen
Von Fortſchritt, glatt und ſchön,
Er wußte nur zu ſtürmen
Die Keſſelsdorfer Höh'n;
Er hielt nicht viel vom Zweifel,
Und wen'ger noch vom Spott,
Er war ein dummer Teufel,
Und glaubte noch an Gott.

Ja, ja! er war im Leben,
Was man ſo „Schwachkopf" heißt,
Und ſoll ich Antwort geben,
Warum mein Lied ihn preißt?

Nun denn, weil nie mit Worten
Er seine Feinde fraß,
Und weil ihm rechter Orten
So Herz wie Galle saß.

Wir haben viel vonnöthen,
Trotz allem guten Rath,
Und sollten schier erröthen
Vor solchem Mann der That;
Verschnittnes Haar im Schopfe
Macht nicht allein den Mann;
Ich halt' es mit dem Zopfe,
Wenn solche Männer dran.

Th. Fontane.

Der alte Zieten.

Joachim Hans von Zieten,
Husaren-General,
Dem Feind die Stirne bieten,
Thät er die hundert Mal;
Sie haben's All' erfahren,
Wie er die Pelze wusch,
Mit seinen Leibhusaren,
Der Zieten aus dem Busch.

Hei, wie den Feind sie bläuten
Bei Hennersdorf und Prag,
Bei Liegnitz und bei Leuthen,
Und weiter Schlag auf Schlag;

Bei Torgau, Tag der Ehre,
Ritt ſelbſt der Fritz nach Haus,
Doch Zieten ſprach: „ich kehre
Erſt noch mein Schlachtfeld aus.“

Sie kamen nie alleine,
Der Zieten und der Fritz,
Der Donner war der Eine,
Der Andre war der Blitz;
Es wies ſich Keiner träge,
Drum ſchlug's auch immer ein,
Ob warm', ob kalte Schläge,
Sie pflegten gut zu ſein. —

Der Friede war geſchloſſen;
Doch Krieges Luſt und Qual,
Die alten Schlachtgenoſſen
Durchlebten's noch einmal.
Wie Marſchall Daun gezaudert,
Und Fritz und Zieten nie,
Es ward jetzt durchgeplaudert
Bei Tiſch, in Sansſouci.

Einſt mocht' es ihm nicht ſchmecken,
Und ſieh', der Zieten ſchlief;
Ein Höfling will ihn wecken, —
Der König aber rief:
„Laßt ſchlafen mir den Alten,
Er hat in mancher Nacht
Für uns ſich wach gehalten, —
Der hat genug gewacht.“ —

Und als die Zeit erfüllet
Des alten Helden war,
Lag einſt, ſchlicht eingehüllet,
Hans Zieten, der Huſar;
Wie ſelber er genommen
Die Feinde ſtets im Huſch,
So war der Tod gekommen,
Wie Zieten aus dem Buſch.

Th. Fontane.

Seidlitz.

Herr Seidlitz, auf dem Falben,
Sprengt an die Front heran,
Sein Aug' iſt allenthalben,
Er muſtert Roß und Mann,
Er reitet auf und nieder
Und blickt ſo luſtig drein,
Da wiſſen's alle Glieder:
Heut wird ein Tanzen ſein.

Noch weit ſind die Franzoſen;
Doch Seidlitz will zu Ball,
Die gelben Lederhoſen,
Sie ſitzen drum ſo prall;
Schwarz glänzen Hut und Krämpe,
Im Sonnenſchein zumal,
Und gar die blanke Plempe,
Blitzt ſelbſt wie Sonnenſtrahl.

Sie brechen auf von Halle,
Die Tänzer allbereit,
Bis Gotha hin zu Balle
Iſt freilich etwas weit,
Doch Seidlitz, vorwärts trabend,
Spricht: „Kinder, wohlgemuth!
Ich denk', ein luſt'ger Abend
Macht Alles wieder gut."

Die Nacht iſt eingebrochen;
Zu Gotha, auf dem Schloß,
Welch Tanzen da und Kochen
In Saal und Erdgeſchoß,
Die Tafel trägt das Beſte
An Wein und Wild und Fiſch, —
Da, ungebet'ne Gäſte
Führt Seidlitz an den Tiſch.

Die Witz- und Wortſpiel-Jäger
Sind fort mit einem Satz,
Die Schwert- und Stulpen-Träger,
Sie nehmen hurtig Platz;
Herr Seidlitz bricht beim Zechen
Den Flaſchen all' den Hals,
Man weiß, das Hälſebrechen
Verſtund er allenfalls.

Getrunken und gegeſſen
Hat Jeder, was ihm ſcheint,
Dann heißt es: „aufgeſeſſen
Und wieder nach dem Feind!"

Der möchte ſich verſchnaufen,
Und hält bei Roßbach an,
Doch nur, um fortzulaufen
Mit neuen Kräften dann. —

Das waren Seidlitz Späße;
Bei Zorndorf galt es Zorn,
Als ob's im Namen fäße,
Nahm man ſich da auf's Korn;
Das ſlaviſche Gelichter —
Herr Seidlitz hoffte, traun,
Noch menſchliche Geſichter
Aus ihnen zuzuhau'n.

Des Krieges Mutwergnügen,
Die Fürſten kriegten's ſatt;
Nur Seidlitz wenig Freuden
An ihrem Frieden hat, —
Oft jagt er drum vom Morgen
Bis in die Nacht hinein,
Es können dann die Sorgen
So ſchnell nicht hinterdrein.

Er kam nicht hoch zu Jahren,
Früh trat herein der Tod:
Könnt' er zu Roſſe fahren,
Da hätt's noch keine Noth;
Doch auf dem Lager, balde
Hat ihn der Tod beſiegt,
Der draußen, auf der Halde,
Wohl nimmer ihn gekriegt.

Th. Fontane.

Der alte Courbière.

Nicht alle, die so heißen,
Sind drum auch brave Preußen,
Kamraden, glaubt es mir,
Nach dem verdammten Kleckse,
Bei Jena Anno Sechse,
Sah's jeder Fuselier.

Da gab's mit einem Male
Viel große Generale
Und Oberstlieutenants,
Die ihren König thaten
Und's Vaterland verrathen,
Sie waren's Teufels ganz.

Da konnt man deutlich sehen,
Wer that getreulich stehen
Zu seiner Majesté,
Am Elb- und Oderstrande
Ward Anno Sechs zu Schande
Manch große Renomée.

Doch wer's dem Feinde zeigte,
Und ihm die Wege zeigte
Auf Nimmerwiederkehr,
Das war der wohlbekannte
Graudenzer Kommandante,
Der alte Courbière.

Den wollten sie mit Lügen
Um seine Ehr' betrügen
Und sein' Reputation —
„Der König ist vertrieben,
Kein Land ist mehr geblieben
Bei Friedrich Wilhelm's Kron'!"

Das sagten sie dem Alten,
Der zog in tausend Falten
Sein grimmig Angesicht,
Und schrie: „ihr Schelmfranzosen
Mit euren rothen Hosen,
Ich glaub' kein Wort euch nicht!"

„Und wenn es wahr auch wäre,
Ihr kommt bei meiner Ehre
In Graudenz nicht hinein,
Fort, macht euch auf die Beine,
Ich will hinfort alleine
König in Graudenz sein."

Wer's so dem Feinde zeigte
Und ihm die Wege zeigte
Auf Nimmerwiederkehr,
Das war der wohlbekannte
Graudenzer Kommandante,
Der alte Courbière.

Georg Hesekiel.

Lützows wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hörts näher und näher brausen.
Es zieht sich hinunter in düsteren Reihn,
Und gellende Hörner schallen darein,
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt,
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald,
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt,
Das Hurrah jauchzt, und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt,
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühn, dort braust der Rhein,
Der Wüthrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein,
Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein,
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt,
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was braust dort im Thale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht,
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt,
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefallenen fragt,
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd,
Auf Henkers Blut und Tyrannen!
Drum die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land ist ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wirs auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkel zu Enkel sei's nachgesagt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd!

Th. Körner.

Germania.

Land des Rechtes, Land des Lichtes,
Land des Schwertes und Gedichtes,
Land der Freien
Und Getreuen,
Land der Adler und der Leuen,
Land, du bist dem Tode nah,
Sieh' dich um, Germania!

Dumpf in dir, o Kaiserwiege!
Gährt der Keim der Bürgerkriege,

Tauſend Zungen
Sind gedungen,
Tauſend Speere ſind geſchwungen,
Fieberträumend liegſt du da,
Schüttle dich, Germania!

Lautes Zürnen, leiſes Munkeln,
Lüge, die da würgt im Dunkeln,
Zucht und Glaube
Tief im Staube,
Und der Zweifel würgt die Taube;
Immer: nein: und nimmer ja!
Sage: ja! Germania!

Auf den Knien bete, bete,
Daß der Herr dich nicht zertrete,
Vor dem Zaren
Der Tartaren
Er dich möge treu bewahren,
Denn Sibirien iſt gar nah,
Sieh dich um, Germania!

Daß ſich Fürſt und Volk vertraue,
Dir kein Pfaff das Licht verbaue,
Daß kein Marat
Dich verführe,
Und dich dann septembriſire,
Denn die Marat's ſind ſchon da,
Wahre dich, Germania!

Daß dich Gott in Gnaden hüte,
Herzblatt du der Weltenblüthe.
Völkerwehre,
Stern der Ehre,

Daß du strahlst von Meer zu Meere,
Und dein Wort sei fern und nah
Und dein Schwert, Germania!

Graf v. Strachwitz.

Das Lied von Schill.

Es zog aus Berlin ein tapferer Held, Juchhe!
Er führte sechshundert Reiter ins Feld, Juchhe!
Sechshundert Reiter mit redlichem Muth,
Sie dürsteten alle Franzosenblut.
Juchhe! Juchhe! Juchhe!
O Schill, dein Säbel thut weh!

Auch zogen mit Reitern und Rossen im Schritt,
Wohl tausend der tapfersten Schützen mit;
Ihr Schützen, Gott segne euch jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblassen muß!

So ziehet der tapfre, der muthige Schill,
Der mit den Franzosen sich schlagen will,
Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus.

Bei Dodendorf färbten die Männer gut,
Das fette Land mit französischem Blut,
Zweitausend zerhieben die Säbel blank,
Die übrigen machten die Beine lang.

Drauf stürmten sie Dömitz, das feste Haus,
Und jagten die Schelmenfranzosen hinaus,
Dann zogen sie lustig ins Pommerland ein,
Da soll kein Franzose sein Kiwi mehr schrein.

Auf Stralſund brauſt dann der reiſige Zug,
O Franzoſen, verſtündet ihr Vogelflug!
O wüchſen euch Federn und Flügel geſchwind!
Es nahet der Schill und der reitet wie Wind.

Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
Die der Wallenſtein weiland belagert hat,
Wo der zwölfte Karolus im Thore ſchlief;
Jetzt liegen ihre Thürme und Mauern tief.

O weh euch, Franzoſen! jetzt ſeid ihr todt,
Ihr färbet die Säbel der Reiter roth,
Die Reiter, ſie fühlen das deutſche Blut,
Franzoſen zu tödten, das dünkt ihnen gut.

O Schill! o Schill! du tapfrer Held! O weh!
Was ſind dir für liſtige Netze geſtellt, O weh!
Viel ſchleichen vom Lande, es ſchleichet vom Meer
Der Däne, die tückiſche Schlange, daher.
O weh! O weh! O weh!
O Schill, dein Säbel that weh!

O Schill, o Schill! du tapferer Held!
Was ſprengteſt du nicht mit den Reitern ins Feld?
Was ſchließeſt in Mauern die Tapferkeit ein?
Bei Stralſund, da ſollſt du begraben ſein.

O Stralſund, du trauriges Stralesund,
In dir geht das tapferſte Herze zu Grund!
Eine Kugel durchbohret das redlichſte Herz,
Und Buben, ſie treiben mit Helden Scherz.

Da ſchreiet ein ſchnöder Franzoſenmund:
„Man ſoll ihn begraben wie einen Hund,
Wie einen Schelm, der an Galgen und Rad
Schon fütterte Krähen und Raben ſatt!“

So trugen ſie ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeifenſpiel und ohne Trommelklang,
Ohn Kartaunendonner, ohne Flintengruß,
Womit man den Wehrmann begraben muß.

Sie ſchnitten den Kopf von dem Rumpf ihm ab,
Und legten den Leib in ein ſchlechtes Grab;
Da ſchläft er nun bis an den jüngſten Tag,
Wo Gott ihn zu Freuden erwecken mag.

Da ſchläft nun der fromme, der tapfere Held,
Ihm war kein Stein zum Gedächtniß geſtellt;
Doch hat er gleich keinen Ehrenſtein,
Sein Name wird nimmer vergeſſen ſein.
Juchhe! Juchhe! Juchhe!
O Schill, dein Säbel that weh!

Denn zäumet ein Reiter ſein ſchnelles Pferd, Juchhe!
Und ſchwinget ein Reiter ſein blankes Schwert,
Juchhe!
So rufet er immer: Herr Schill, Herr Schill,
Ich an den Franzoſen euch rächen will!
Juchhe! Juchhe! Juchhe!
O Schill, dein Säbel that weh!

E. M. Arndt.

Das Lied von Blücher.

Was blaſen die Trompeten? Huſaren heraus!
Es reitet der Feldmarſchall im fliegenden Saus.
Er reitet ſo freudig ſein muthiges Pferd,
Er ſchwinget ſo ſchneidig ſein blitzendes Schwert!

O ſchauet, wie ihm leuchten die Augen ſo klar!
O ſchauet, wie ihm wallet ſein ſchneeweißes Haar!
So friſch blüht ſein Alter, wie greiſender Wein,
Drum kann er auch Verwalter des Schlachtfeldes ſein.

Er iſt der Mann geweſen, da Alles verſank,
Der muthig auf zum Himmel den Degen noch ſchwang.
Da ſchwur er beim Eiſen gar zornig und hart,
Franzoſen zu weiſen die deutſche Art.

Er hat den Schwur gehalten, als Kriegsruf erklang;
Hei, wie der weiße Jüngling im Sattel ſich ſchwang!
Da iſt er's geweſen, der Kehraus gemacht,
Mit eiſernem Beſen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue, da hielt er ſolchen Strauß,
Daß vielen tauſend Wälſchen die Haare ſtanden kraus,
Daß tauſende liefen gar haſtigen Lauf,
Zehntauſend entſchliefen, die nie wachen auf.

Bei Katzbach an dem Waſſer, da hat er's auch bewährt,
Da hat er viel tauſende ſchwimmen gelehrt,
Fahrt wohl ihr Franzoſen, zur Oſtſee hinab!
Und nehmt, Ohnehoſen, den Wallfiſch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
Da ſchirmte die Franzoſen nicht Schanze noch Burg.
Sie mußten wieder ſpringen wie Haſen über's Feld,
Und hinterdrein ließ klingen ſein Huſſa der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o ſchöne Ehrenſchlacht!
Da brach er den Franzoſen in Trümmer Glück und Macht;
Da liegen ſie ſo ſicher nach letztem hartem Fall,
Da ward der alte Blücher ein Feldmarſchall.

Drum blaſet, ihr Trompeten, Huſaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarſchall, wie Sturmwind im Saus!
Du reit' dem Glück entgegen, zum Rhein und übern Rhein,
Du alter, tapfrer Degen, und Gott ſoll mit dir ſein.

E. M. Arndt.

Vaterlandslied.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte;
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er beständ' bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde!

O Deutschland, heiliges Vaterland,
O deutsche Lieb und Treue!
Du hohes Land, du schönes Land,
Dir schwören wir auf's Neue!
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Den speisen Krähn und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsschlacht,
Und wollen Rache haben!

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutsche Alle, Mann für Mann,
Zum heilgen Krieg zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan,
Und himmelan die Hände,
Und rufet Alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute, Mann für Mann,
Mit Blut das Eisen röthen,

Mit Feindesblut, Franzosenblut,
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache!

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten wehn und Fahnen!
Wir wollen heut uns, Mann für Mann,
Zum Heldentode mahnen.
Auf, fliege, hohes Siegspanier,
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

E. M. Arndt.

Griechenlieder

von

Wilhelm Müller.

1. Der Mainottin Unterricht.

Viele weiße Schwäne schwimmen still auf des Eurotas Wogen,
Viele schwarze Raben kommen kreischend durch die Luft gezogen.

Weiße Schwäne, woher ſchwimmt ihr? Wißt ihr Kunde nicht zu ſagen,
Ob mein Sohn ſich wie ein Sparter in dem flachen Land geſchlagen?
Schwarze Raben, woher fliegt ihr? — Saht ihr nicht auf euren Zügen
Viele blut'ge Türkenſchädel in den Siegesfeldern liegen? —

In den grünen Lorbeerſträuchen, die zum Fluſſe niederſchauen,
Wo die Schwäne ihre Neſter unter dichtem Laube bauen,
Hängen viele weiße Federn, die will ich zuſammenraffen,
Und daraus für meinen Knaben ſchneiden ſpitze Köcherwaffen;
Will dann oben in den Lüften zeigen ihm die ſchwarzen Raben,
Sag' ihm: Das ſind Türken, die den Vater dir gemordet haben!

2. Der kleine Hydriot.

Ich war ein kleiner Knabe, ſtand feſt kaum auf dem Bein,
Da nahm mich ſchon mein Vater mit in das Meer hinein,
Und lehrte leicht mich ſchwimmen an ſeiner ſichern Hand,
Und in die Fluthen tauchen bis nieder auf den Sand.

Ein Silberſtückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
Und dreimal mußt' ich's holen, eh' er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn,
Er ſelber blieb zur Seite mir unverdroſſen ſtehn,
Wies mir, wie man die Woge mit ſcharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne ging's flugs in's große Schiff,
Es trieben uns die Stürme um manches Felſenriff,
Ich ſaß auf hohem Maſte, ſchaut' über Meer und Land,
Es ſchwebten Berg und Thürme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Maſt bis in die Fluth,
Und ſprützten dann die Wogen hoch über meinen Hut;
Da ſah der Vater prüfend mir in das Angeſicht —
Ich ſaß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht
Da ſprach er, und die Wange ward ihm, wie Blut, ſo roth:
Glück zu, auf deinem Maſte, du kleiner Hydriot! —
Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand,
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland;

Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zeh'n,
Mir war's, als thät ſein Auge hinab in's Herz mir ſehn.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel, und ſchaut' ihn ſicher an,
Und däuchte mich zur Stunde nicht ſchlechter, als ein Mann.
Da ſprach er, und die Wange ward ihm, wie Blut, ſo roth:
Glück zu, mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!

3. Die Mainottenwittwe.

Sieben Wunden vor der Stirne und drei Wunden auf der Bruſt,
In der Fauſt das rothe Eiſen und im Auge Siegesluſt —
Alſo lag er auf dem Felde, und im Kreis eng' um ihn her
Lagen ſeiner Feinde Waffen, Dolch und Büchſe, Schwert und Speer.
Aber ihrer Träger Leichen lagen ihm ſo nahe nicht,
Abgewendet von dem Helden barg in Staub ſich ihr Geſicht.
Tochter, hole mir das Kränzlein, welches hängt in meinem Schrein,
Aber faß es ſanft — es wird wohl dürre zum zerbrechen ſein,

Damit will ich heut mich kränzen, wie an meinem Ehrentag,
Will auf diesem Felde feiern noch einmal mein Brautgelag.
Schaff' auch schöne, frische Blumen für den Bräutigam herbei,
Daß das Lager weich und duftig meinem edlen Schläfer sei.
Einen Rosensenker steck' ich ihm in jedes offne Mal,
Daß sie einst aus seinem Hügel sprießen im Eurotasthal;
Und von diesen Rosen wind' ich dir den Kranz, mein Töchterlein,
Wenn einmal ein Heldenknabe wird um deine Liebe frei'n,
Einer, der zum Werbegelde so viel Türkenschädel gab,
Als bluthrothe Rosenstöcke blühn auf deines Vaters Grab.
Aber morgen in der Frühe, wenn mein Bräutigam nun ruht,
Zieh' ich aus die Festgewänder, nehm' den Kranz von meinem Hut,
Und im grauen Wittwenhemde schleich' ich durch den grünen Wald,
Nicht, zu lauschen, wo im Dickicht Nachtigallenschlag erschallt,
Nein, um einen Baum zu suchen ohne Blüth und ohne Blatt,
Den die Turteltaubenwittwe sich zum Sitz ersehen hat,
Und dabei die frische Quelle, die sie trübe macht zuvor,
Eh' sie trinkt und eh' sie badet, seit sie ihren Mann verlor.

Da will ich mich niederlegen, wo kein Schattendach mich kühlt,
Wo der Regenguß die Thränen kalt mir von der Wange spült,
Und mit meiner Turteltaube geh ich einen Wettstreit an,
Wer am jämmerlichſten klagen, wer am frohſten ſterben kann.

4. Konſtantin Kanari.

Konſtantin Kanari heiß' ich, der ich lieg' in dieſer Gruft,
Zwei Osmanenflotten hab' ich fliegen laſſen in die Luft,
Bin auf meinem Bett geſtorben in dem Herrn, als guter Chriſt;
Nur ein Wunſch von dieſer Erde noch mit mir beerdigt iſt:
Daß ich mit der dritten Flotte unſrer Feind', auf hohem Meer,
Mitten unter Blitz und Donner in den Tod geflogen wär'.
Hier in freie Erde haben meinen Leib ſie eingeſenkt —
Gieb, mein Gott, daß frei ſie bleibe, bis mein Leib ſie wieder ſprengt!

Hymne

auf den Tod des

Raphael Riego.*)

Muſe! Muſe! heran!
Schaudre nicht zurück
Vor dem hölzernen Thore der Schmach,
An deſſen Balken
Schwebet kein Held!
Muſe, hebe die Schleier auf,
Die dem ſterblichen Auge
Der Zukunft Nebelhöhn verhüllen —
Sieh, wie das nackte Blutgerüſt
Sich wölbt und ründet,
Und von Lorbeergewinden ergrünt!
Wie glüht im Morgenrothe
Der Bogen des Triumphes,
Und dein Bild,
Held der Freiheit,
Steht hoch oben
Winkend und ſegnend!

Held der Freiheit,
Schmählich gemordeter!

---

*) Gehangen zu Madrid am 7. November 1823.

Aber die Freiheit, wer kann sie morden?
Aus der zusammengeschnürten Kehle
Deiner Leiche
Schreit sie hell gen Himmel:
Gerechtigkeit!
Jammert sie dumpf hinab in die Tiefen:
Rache!

Henker, reißt ihn in Stücken nur,
Den heiligen Leib
Des Märtyrers!
Schleift sie durch die Straßen,
Seine zuckenden Glieder,
Schickt sie gen Osten und Westen,
Schickt sie gen Süden und Norden,
Legt sie auf die Altäre des Gottes,
In dessen Namen ihr würget.

Held der Freiheit,
Schmählich gemordeter!
In Norden und Süden,
In Westen und Osten
Flammen sie lodernd empor
Die Flammen der Freiheit
Aus deinen Adern,
Aus jedem Tropfen
Deines Blutes!

Und sein Haupt,
Steckt es auf,
Auf den höchsten Mast,

Dort, wo er der Freiheit Fahnen
Aufgepflanzt hat unter Sklaven!
Daß es schaue über die Lande,
Ueber die Meere,
Schaue nach der Morgenröthe —
Ach, der fernen Morgenröthe,
Deren Licht
Oeffne des träumenden Pöbels Augen,
Daß er erkenne
Sich und das Seine.

Und der Pöbel
Wird ein Volk,
Und die Schergen
Werden Krieger,
Und die Würger
Werden Richter,
Und die Klausen der Finsterniß
Und die Gewölbe der Folter
Und die Altäre des Blutes
Werden zu Tempeln,
Zu deinen Tempeln,
Gott des Lichts und der Liebe!

Und der da König heißt
Und trägt die Krone
Auf seinem gesalbten Haupte —
Der König wird
Ein Herr —
Herr, der sich selbst beherrscht,
Herr, der beherrscht die Seinen,
Herr des Scepters,

Herr des Schwertes,
Und ein Knecht des Herrn der Heeren.

Muſe! Muſe! heran!
Siehe, an einem Tage
Haben ſie Galgen und Ehrenpforten
Aufgebaut.
Aber du, hänge den Kranz
Deines unverwelklichen Lorbeers
An die ſchimmernden Bogen nicht auf!
Laß den Pöbel ſie umrauſchen,
Jenen flatternden Pöbel,
Der im Munde der Roſen
Küßte den Staub von deſſen Füßen,
Dem er im Munde der Winde
Höhnend und läſternd
Nachjubelte
Zum Blutgerüſt!
Muſe! Muſe! heran!
Kränze das Haupt
Des Gewürgten am Galgen,
Raphael Riego's Haupt!

Wilhelm Müller.

In der Schenke.

(Am Jahrestag der unglücklichen Polenrevolution.)

Unſre Gläſer klingen hell,
Freudig ſingen unſre Lieder;
Draußen ſchlägt der Nachtgeſell
Sturm ſein brauſendes Gefieder,
Draußen hat die rauhe Zeit
Unſrer Schenke Thür verſchneit.

Haut die Gläſer an den Tiſch!
Brüder, mit den rauhen Sohlen
Tanzt nun auch der Winter friſch
Auf den Gräbern edler Polen,
Wo verſcharrt in Eis und Froſt
Liegt der Freiheit letzter Troſt.

Um die Heldenleichen dort
Rauft der Schnee ſich mit den Raben,
Will vom Tageslichte fort
Tief die Schmach der Welt begraben;
Wohl die Leichen hüllt der Schnee,
Nicht das ungeheure Weh.

Wenn die Lerche wieder ſingt
Im verwaiſten Trauerthale;
Wenn der Roſe Knospe ſpringt,
Aufgeküßt vom Sonnenſtrahle:
Reißt der Lenz das Leichentuch
Auch vom eingeſcharrten Fluch.

Raſch aus Schnee und Eis hervor
Werden dann die Gräber tauchen;
Aus den Gräbern wird empor
Himmelwärts die Schande rauchen,
Und dem ſchwarzen Rauch der Schmach
Sprüht der Rache Flamme nach.

Lenau.

Der ſterbende Trompeter.

Der Teufel, daß ich daniederſank!
Wie werden die polniſchen Lanzen,
Wie werden die Schwerter bei anderem Klang
Den Schlachtenreigen nun tanzen!

Wohl ſtand ich ſo oft, wohl ſtand ich ſo oft,
Umbrauſt von grimmigen Wettern,
Und habe gehofft, und habe gehofft,
In befreiete Lüfte zu ſchmettern;

Ich habe gehofft, wenn der blutige Tod
Auf ſauſenden Kugeln geflogen,
Gehofft, wenn er donnernd um mich gedroht,
Gehofft, und hab' mich betrogen.

Daß die Seele leichter von hinnen zieht,
Kameraden, ſeid jetzo beſchworen!
Nehmt meine Trompete und blaſt mir das Lied:
„Noch iſt Polen nicht verloren!“

Und blaſt mir das Lied, ſonſt Nichts, ſonſt Nichts,
Und laßt es mich ſterbend noch hauchen!
Dann gebt ſie mir wieder; am Tag des Gerichts
Werd' ich die Trompete brauchen.

Denn wenn Gott den Todten auf Erden ruft,
Wenn er will aus den Gräbern ſie ſchrecken,
Da muß er zuerſt aus ihrer Gruft
Doch die Trompeter erwecken.

Das wird ein Tag der Freude, juchhei!
Wie ſpreng' ich den drückenden Raſen,
Um alle Völker der Erde herbei
Dann gegen die Ruſſen zu blaſen!

Herwegh.

Libertà.

(Viſion des neapolitaniſchen Improviſators.)

Erwacht auf, Ihr Pescatori auf der Mole!
Ein Meerbild ſteht in meinem neuen Liede;
Ihr habt genug gehört die Barcarole,
Genug auch von Rinaldo und Armide.

Seht dort im Golfe kühn die Barke ſteuern,
Auf ſchlankem Kiele mit den Wellen kriegend,
Ihr Silberbord flammt von Rubinenfeuern,
Der Fahnen Seide grüßt Euch, luſtig fliegend.

Und hoch auf goldnem Stuhle thront im Lichte
Ein hohes Weib in hellem Rosenkleide,
Euch lächelt sie mit holdem Angesichte,
Und naht, Euch zu befrei'n von allem Leide.

Nicht einen Scepter trägt sie in der Rechten,
Von Sceptern ließ sie ihren Stuhl sich zimmern;
Um keine Krone will ihr Haar sich flechten,
Vom Gold der Krone muß ihr Schemel schimmern.

Statt Scepters einen Griffel führt die Rechte,
Mit dem sie schrieb der Freiheit ewge Sätze;
Die bringt sie Euch, dem glücklichen Geschlechte,
In weißen Marmor grub sie die Gesetze.

Seht, wie ihr Nachen mit den Fluthen streitet,
Nicht hold der Göttin sind die Elemente;
Wer ist es, der sie in den Hafen leitet —
O daß bei uns, bei uns sie landen könnte!

Drum auf, Ihr Pescatori auf der Mole!
Macht Euer Sturmbot flott, das wetterstarke,
Daß es den Preis Euch aus den Fluthen hole,
Das holde Weib auf seiner Wunderbarke.

V. v. Lepel.

Freiheit.

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!
Magst du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt,
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?

Auch bei grünen Bäumen
In dem luftgen Wald,
Unter Blüthenträumen,
Iſt dein Aufenthalt.
Ach, das iſt ein Leben,
Wenn es webt und klingt,
Wenn dein ſtilles Weben
Wonnig uns durchdringt!

Wenn die Blätter rauſchen
Süßen Freundesgruß,
Wenn wir Blicke tauſchen,
Liebeswort und Kuß.
Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf,
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnſucht auf.

Aus den ſtillen Kreiſen
Kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweiſen,
Was es denkt und minnt.

Blüht ihm doch ein Garten,
Reift ihm doch ein Feld
Auch in jener harten
Steinerbauten Welt.

Wo ſich Gottes Flamme
In ein Herz geſenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt;
Wo ſich Männer finden,
Die für Ehr und Recht
Muthig ſich verbinden,
Weilt ein frei Geſchlecht.

Hinter dunklen Wällen,
Hinter ehrnem Thor
Kann das Herz noch ſchwellen
Zu dem Licht empor;
Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebſten fallen,
Wenn die Freiheit ruft.

Das iſt rechtes Glühen
Friſch und roſenroth;
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.
Wolleſt auf uns lenken
Gottes Lieb und Luſt,
Wolleſt gern dich ſenken
In die deutſche Bruſt.

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!
Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart,
Hast ja lang erlesen
Dir die deutsche Art.

Schenkendorf.

Zweites Buch.

Dulde, gedulde dich fein.

Dulde, gedulde dich fein!
Ueber ein Stündelein
Iſt deine Kammer voll Sonne.

Ueber den Firſt, wo die Glocken hangen,
Iſt ſchon lange der Schein gegangen,
Ging in Thürmers Fenſter ein,
Wer am nächſten dem Sturm der Glocken,
Einſam wohnt er, oft erſchrocken,
Doch am frühſten tröſtet ihn Sonnenſchein.

Wer in tiefen Gaſſen gebaut,
Hütt' an Hüttlein lehnt ſich traut;
Glocken haben ihn nie erſchüttert,
Ueber ihm iſt's, wenn's gewittert,
Aber ſpät ſein Morgen graut.

Höh' und Tiefe hat Glück und Leid.
Tu ſag' ab dem thörigen Neid!
Andrer Gram bringt andre Wonne.

Dulde, gedulde dich fein!
Ueber ein Stündelein
Iſt deine Kammer voll Sonne!

P. Heiſe.

Trost.

Wenn dich ein Herz voll Sorgen
Um deine Ruh' gebracht,
Wenn dir das dunkle Morgen
Ein dunkles Heute macht;

Dann tritt aus deiner Schwelle
In die Natur hinaus,
Wenn Abendsonnenhelle
Verklärt das Himmelshaus.

Und darfst du dir dann sagen:
Dein Herz ist ohne Schuld,
So wird es in dir tagen
Von himmlischer Geduld.

Ein Stücklein Sorge trage
An jedem Tage gern,
Und was zu viel wird, sage
Getrost an Gott den Herrn.

Friedrich Eggers.

Die Forelle.

In der hellen Felsenwelle
Schwimmt die muntere Forelle,
Und in wildem Uebermuth
Guckt sie aus der kühlen Fluth,

Sucht, gelockt von lichten Scheinen,
Nach den weißen Kieſelſteinen,
Die das ſeichte Bächlein kaum
Ueberſpritzt mit Staub und Schaum.

Sieh doch, ſieh, wie kann ſie hüpfen
Und ſo unverlegen ſchlüpfen
Durch den höchſten Klippenſteg,
Grad' als wäre das ihr Weg!
Und ſchon will ſie nicht mehr eilen,
Will ein wenig ſich verweilen,
Zu erproben, wie es thut,
Sich zu ſonnen aus der Fluth.

Ueber einem blanken Steine
Wälzt ſie ſich im Sonnenſcheine,
Und die Strahlen kitzeln ſie
In der Haut, ſie weiß nicht wie;
Weiß in wähligem Behagen
Nicht, ob ſie es ſoll ertragen,
Oder vor der fremden Gluth
Retten ſich in ihre Fluth.

Kleine muntere Forelle,
Weile noch an dieſer Stelle
Und ſei meine Lehrerin:
Lehre mir den leichten Sinn
Ueber Klippen weg zu hüpfen,
Durch des Lebens Drang zu ſchlüpfen,
Und zu gehn, ob's kühlt, ob's brennt,
Friſch in jedes Element.

W. Müller.

Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch die sandige Haide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Cimbal am Baum hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch ſchaun
Muſt' ich im Weiterfahren,
Nach den Geſichtern dunkelbraun,
Den ſchwarzlockigen Haaren.

Lenau.

Am Strande.

Auf hochgeſtapelte Ballen blickt
Der Kaufherr mit Ergötzen;
Ein armer Fiſcher daneben flickt
Betrübt an zerriſſnen Netzen.

Manch rüſtig ſtolz bewimpelt Schiff!
Manch morſches Wrack im Sande!
Der Hafen hier, und dort das Riff,
Jetzt Fluth, jetzt Ebb' am Strande.

Hier Sonnenblick, Sturmwolken dort;
Hier Schweigen, dorten Lieder,
Und Heimkehr hier, dort Abſchiedswort;
Die Segel auf und nieder!

Zwei Jungfraun ſitzen am Meeresſtrand;
Die Eine weint in die Fluthen,
Die Andre, mit dem Kranz in der Hand,
Wirft Roſen in die Fluthen.

Die Eine, trüber Wehmuth Bild,
Stöhnt mit geheimem Beben:
„O Meer, o Meer, so trüb und wild,
Wie gleichst du so ganz dem Leben!“

Die Andre, lichter Freude Bild,
Jauchzt selig lächelnd daneben:
„O Meer, o Meer, so licht und mild,
Wie gleichst du so ganz dem Leben!“

Fortbraust das Meer und überklingt
Das Jauchzen wie das Stöhnen;
Fortwogt das Meer und ach, verschlingt
Die Rosen wie die Thränen.

A. Grün.

Einem Knaben.

Was trauerst du, mein schöner Junge?
Du Armer, sprich, was weinst du so?
Daß treulos dir im raschen Schwunge
Dein liebes Vögelein entfloh?

Du blickest bald in deiner Trauer
Hinüber dort nach jenem Baum,
Bald wieder nach dem leeren Bauer
Blickst du in deinem Kindestraum.

Du legſt ſo ſchlaff die kleinen Hände
An deines Lieblings ödes Haus,
Und prüfeſt rings die Sproſſenwände
Und fragſt: „wie kam er nur hinaus?“

An jenem Baume hörſt du ſingen
Den Fernen, den dein Herz verlor,
Und unaufhaltſam eilig dringen
Die heißen Thränen dir hervor.

Gieb acht, gieb acht, o lieber Knabe,
Daß du nicht daſtehſt trauernd einſt,
Und um die beſte, ſchönſte Habe
Des Menſchenlebens bitter weinſt!

Daß du die Hand, die ſturmerprobte,
Nicht legſt, ein Mann, an deine Bruſt,
Darin ſo mancher Schmerz dir tobte,
Dir ſäuſelte ſo manche Luſt;

Daß du die Hand mit wildem Krampfe
Nicht drückeſt deinem Buſen ein,
Aus dem die Unſchuld dir im Kampfe
Entfloh'n, das ſcheue Vögelein.

Dann hörſt du flüſtern ihre leiſen
Geſänge aus der Ferne her;
Neigſt hin dich nach den ſüßen Weiſen,
Das Vöglein aber kehrt nicht mehr.

Lenau.

Würde selbst die Welt zertrümmert.

Würde selbst die Welt zertrümmert,
Nur der Ort nicht, wo ihr steht,
Ungerührt und unbekümmert
Säht ihr, wie sie untergeht.

Wollt ihr ewig lässig schweifen,
Müßig ohne festen Muth?
Faßt den Keim und laßt ihn reifen,
Der euch in der Seele ruht.

Lernt vor allen ird'schen Dingen,
Wer ihr seid und was ihr sollt:
Streben, wenn auch nicht vollbringen,
Eh der Vorhang niederrollt.

Platen.

Oft, wenn wir lang im Dunkel schweifen.

Oft, wenn wir lang im Dunkel schweifen
Durch eine tief verhüllte Nacht,
Dann werden uns die Purpurstreifen
Aurorens plötzlich angefacht.

Verzweifle Keiner an den Wegen,
Die das Verhängniß mächtig geht,
Sie bringen uns dem Glück entgegen,
Das wunderbar am Ziele steht.

Und hat dich Mißgeſchick betroffen,
Und hat dich mancher Schmerz verletzt,
Hör' dennoch nimmer auf zu hoffen,
Und die Erfüllung naht zuletzt.

Es quälen uns ſo manche Plagen,
Eh' uns der Götter Gunſt beglückt,
Wir müſſen manchen Dorn ertragen,
Eh' uns der Kranz der Freude ſchmückt.

Zwar kommt Erhörung oft geſchritten
Mit ihrer himmliſchen Gewalt,
Doch dann erſt hört ſie unſre Bitten,
Wenn unſre Bitten lang verhallt.

Platen.

Vom Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt.

Es iſt ein Bäumlein geſtanden im Wald,
In gutem und ſchlechtem Wetter;
Das hat von unten bis oben
Nur Nadeln gehabt ſtatt Blätter;
Die Nadeln, die haben geſtochen,
Das Bäumlein, das hat geſprochen:

„Alle meine Kameraden
Haben ſchöne Blätter an,
Und ich habe nur Nadeln,
Niemand rührt mich an;
Durft' ich wünſchen, wie ich wollt',
Wünſcht' ich mir Blätter von lauter Gold."

Wie's Nacht iſt, ſchläft das Bäumlein ein,
Und früh' iſt's aufgewacht;
Da hatt' es goldene Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein ſpricht: „Nun bin ich ſtolz;
Goldne Blätter hat kein Baum im Holz."

Aber wie es Abend ward,
Ging der Jude durch den Wald,
Mit großem Sack und großem Bart,
Der ſieht die goldnen Blätter bald;
Er ſteckt ſie ein, geht eilends fort,
Und läßt das leere Bäumlein dort.

Das Bäumlein ſpricht mit Grämen:
„Die goldnen Blättlein dauern mich;
Ich muß vor den Andern mich ſchämen,
Sie tragen ſo ſchönes Laub an ſich;
Dürft' ich mir wünſchen noch etwas,
So wünſcht' ich mir Blätter von hellem Glas."

Da ſchlief das Bäumlein wieder ein,
Und früh iſt's wieder aufgewacht;
Da hatt' es glaſene Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein ſpricht: „Nun bin ich froh;
Kein Baum im Walde glitzert ſo."

Da kam ein großer Wirbelwind
Mit einem argen Wetter,
Der fährt durch alle Bäume geſchwind,
Und kommt an die glaſenen Blätter;
Da lagen die Blätter von Glaſe
Zerbrochen in dem Graſe.

Das Bäumlein ſpricht mit Trauern:
„Mein Glas liegt in dem Staub,
Die andern Bäume dauern
Mit ihrem grünen Laub;
Wenn ich mir noch was wünſchen ſoll,
Wünſch' ich mir grüne Blätter wohl."

Da ſchlief das Bäumlein wieder ein,
Und wieder früh iſt's aufgewacht;
Da hatt' es grüne Blätter fein,
Das Bäumlein lacht,
Und ſpricht: „Nun hab' ich doch Blätter auch,
Daß ich mich nicht zu ſchämen brauch."

Da kommt mit vollem Euter
Die alte Geiß geſprungen;
Sie ſucht ſich Gras und Kräuter
Für ihre Jungen;
Sie ſieht das Laub, und fragt nicht viel,
Sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

Da war das Bäumlein wieder leer,
Es ſprach nun zu ſich ſelber:
„Ich begehre nun keiner Blätter mehr,
Weder grüner, noch rother, noch gelber!
Hätt' ich nur meine Nadeln,
Ich wollte ſie nicht tadeln."

Und traurig ſchlief das Bäumlein ein,
Und traurig iſt es aufgewacht;
Da beſieht es ſich im Sonnenſchein,
Und lacht, und lacht!
Alle Bäume lachen's aus;
Das Bäumlein macht ſich aber nichts draus.

Warum hat's Bäumlein denn gelacht,
Und warum denn ſeine Kameraden?
Es hat bekommen in einer Nacht
Wieder alle ſeine Nadeln,
Daß jedermann es ſehen kann;
Geh' 'naus, ſieh's ſelbſt, doch rühr's nicht an.
Warum denn nicht?
Weil's ſticht.

Friedrich Rückert.

Wie werden wir umhergetrieben.

Wie werden wir umhergetrieben
In dieſer wandelbaren Welt!
Warum ſo ferne, was wir lieben,
Warum ſo nahe, was mißfällt!

An Niedres ſelbſt gewöhnt man endlich,
An Schlechtes ſich, vom Beſten fern;
Die Hoffnungen ſind ganz unendlich,
Allein man hofft nur gar zu gern!

Die Stunde hat mich oft geſegnet,
Noch aber nie am rechten Ort,
Mir iſt das Schönſte nicht begegnet,
Doch leb' ich noch, und träume fort.

Platen.

Sich von den Menschen fern zu halten.

Sich von den Menschen fern zu halten,
Verarg' ich keinem Menschenkind.
Sie möchten uns die Seele spalten,
So lieblos wie die Meisten sind.

In wechselnder Zerstreuung fristen
Sie sich an tausendfachem Tand,
Und steinigen den als Egoisten,
Der tief're Lust und Qual empfand.

Doch rechte Keiner mit den Sternen,
Wie viel auch stets ihm mißbehagt;
Denn Jeder muß entsagen lernen,
Bis er dem Leben selbst entsagt.

Platen.

Gaben mir Rath und gute Lehren.

Gaben mir Rath und gute Lehren,
Ueberschütteten mich mit Ehren,
Sagten, daß ich nur warten sollt',
Haben mich protegiren gewollt.

Aber bei all ihrem Protegiren,
Hätt' ich können vor Hunger krepiren,
Wär' nicht gekommen ein braver Mann,
Wacker nahm er sich meiner an.

Braver Mann, er schafft mir zu essen!
Will es ihm nie und nimmer vergessen!
Schade, daß ich ihn nicht küssen kann,
Denn ich bin selbst dieser brave Mann.

H. Heine.

Gesegnete Mahlzeit.

Sie haben wundervoll dinirt;
Warm und behaglich rollt ihr Blut,
Voll Menschenliebe ist ihr Herz,
Sie sind der ganzen Welt so gut!

Sie schütteln zärtlich sich die Hand,
Umwandelnd den geleerten Tisch,
Und wünschen, daß gesegnet sei
Der Wein, der Braten und der Fisch.

Die Geistlichkeit, die Weltlichkeit,
Wie sie so ganz verstehen sich!
Ich glaube, Gott verzeihe mir,
Sie lieben sich herzinniglich.

Th. Storm.

An einen Liebesdichter.

Von Liebe ſingt ſo mancher Mann,
Damit er auch von Liebe ſinge,
Und hebt ein mächtig Klagen an,
Der Ruhm iſt groß, die Pein geringe.

Nun biſt du nicht im ſelben Fall,
Und läſſeſt auch Geſang erſchallen,
Obwohl noch keine Nachtigall,
Doch mehr als jene Nachtigallen.

Was iſt denn wohl der Unterſchied,
Freund, zwiſchen dir und zwiſchen jenen?
— Sie ſingen froh ein traurig Lied,
Und du ein fröhlichs unter Thränen.

E. Mörike.

Reſtauration.

(Nach Durchleſung eines Manuſcripts mit Gedichten.)

Das ſüße Zeug ohne Saft und Kraft!
Es hat mir all mein Gedärm erſchlafft.
Es roch, ich will des Henkers ſein,
Wie lauter welke Roſen und Camille-Blümlein.
Mir ward ganz übel, mauſerig, dumm,
Ich ſah mich ſchnell nach was Tüchtigem um,

Lief in den Garten hinter'm Haus,
Zog einen herzhaften Rettig aus,
Fraß ihn auch auf bis auf den Schwanz,
Da war ich wieder frisch und genesen ganz.

E. Mörike.

Es liegt an eines Menschen Schmerz.

Es liegt an eines Menschen Schmerz, an eines Menschen Wunde nichts,
Es lehrt an das, was Kranke quält, sich ewig der Gesunde nichts!
Und wäre nicht das Leben kurz, das stets der Mensch vom Menschen erbt,
So gäb's Beklagenswertheres auf diesem weiten Runde nichts!
Einförmig stellt Natur sich her, doch tausendförmig ist ihr Tod,
Es fragt die Welt nach meinem Ziel, nach deiner letzten Stunde nichts;
Und wer sich willig nicht ergiebt dem ehrnen Loose, das ihm bräut,
Der zürnt ins Grab sich rettungslos, und fühlt in dessen Schlunde nichts;
Dies wissen Alle, doch vergißt es Jeder gerne jeden Tag,
So komme denn, in diesem Sinn, hinfort aus meinem Munde nichts!
Vergeßt, daß euch die Welt betrügt, und daß ihr Wunsch nur Wünsche zeugt,

Laßt eurer Liebe nichts entgehn, entſchlüpfen eurer Kunde nichts.
Es hoffe Jeder, daß die Zeit ihm gebe, was ſie Keinem gab,
Denn Jeder ſucht ein All zu ſein, und Jeder iſt im Grunde nichts.

Platen.

Fragen.

Am Meer, am wüſten, nächtlichen Meer,
Steht ein Jüngling-Mann,
Die Bruſt voll Wehmuth, das Haupt voll Zweifel,
Und mit düſtern Lippen fragt er die Wogen:

„O löſt mir das Räthſel des Lebens,
Das qualvoll uralte Räthſel,
Worüber ſchon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und ſchwarzem Barett,
Perrückenhäupter und tauſend andre
Arme, ſchwitzende Menſchenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Menſch?
Woher iſt er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?"

Es murmeln die Wogen ihr ewiges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne, gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.

H. Heine.

Frage.

O Menſchenherz, was iſt dein Glück?
Ein räthſelhaft geborner,
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick!

Lenau.

Das Blockhaus.

Müdgeritten auf langer Tagesreiſe
Durch die hohen Wälder der Republik,
Führte zu einem Gaſtwirth mein Geſchick;
Der empfing mich kalt, auf freundliche Weiſe,
Sprach gelaſſen, mit ungekrümmtem Rücken:
„Guten Abend!“ und bot mir ſeine Hand,
Gleichſam guten Empfangs ein leblos Pfand,
Denn er rührte ſie nicht, die meine zu drücken.
Leſen konnt' ich in ſeinen feſten Zügen
Seinen lang und treu bewahrten Entſchluß:
Auch mit keinem Fingerdruck zu lügen;
Sicher und wohl ward mir bei ſeinem Gruß —
Wenig eilte der Mann, mich zu bedienen,
Doch nicht fand ich die Koſt ſo dürr und mager
Wie ſein Wort, ich ſollte bei ihm ein Lager
Finden weicher und wärmer als ſeine Mienen.

Winter war's, ich ſtarrte vom Urwaldfroſte;
Als ich eintrat in die geheizte Stube,
Sprang mit Fragen heran des Farmers Bube,
Was von meinem Gepäck dies, jenes koſte?
Emſig am Tiſch ſah ich die Weiber ſchalten;
Und es wurde die Mahlzeit raſch gehalten.
Später ſchwatzten die männlichen Hausgenoſſen
Am Kamin, die ſcharfe Cigarr' im Munde,
Von Geſchäft und Betrieb, bis eine Stunde
Mir in traulicher Langweil hingefloſſen.
Hörbar vor Allen ſprach des Hauſes Vater,
Als ein vielerfahrener Lenker und Rather,
Wechſelnd raucht' er und ſprach, und Aller Augen
Hingen an ſeinen Lippen, der Alte ſchien
Aus dem Cigarrenſtumpf Erfindung zu ſaugen;
Schweigend ließ ich die Reden vorüberziehn.
Endlich gewann der Schlaf den ſtillen Sieg
Und ſie gingen zu Bett; ich blieb allein,
Trank noch eine Flaſche vom lieben Rhein,
Als das engliſche Thalergelispel ſchwieg.
Und zur weitgewanderten deutſchen Flaſche
Holt' ich den Uhland aus meiner Satteltaſche.
Ferne der Heimath, tiefſt im fremden Wald,
Las ich mir laut den herrlichen „Held Harald."
Eichenſtämme warf ich in's luſtige Feuer,
Mir die Stube zu hellen und zu wärmen,
Denn die Elfen Haralds ſind nicht geheuer,
Lockend hört' ich ſie ſchon im Walde ſchwärmen.
Aber mit einmal war die Freude geſchwunden,
Und mir wollte der Rheinwein nicht mehr munden.
„Uhland! wie ſteht's mit der Freiheit daheim?" die Frage
Sandt' ich über Wälder und Meere ihm zu.
Plötzlich erwachte der Sturm aus ſtiller Ruh,

Und im Walde hört' ich die Antwortklage;
Krachend stürzten draußen die nackgeschälten
Eichen nieder zu Boden, die frühentseelten,
Und im Sturme, immer lauter und länger,
Hört' ich grollen der Freiheit herrlichen Sänger:
„Wie sich der Sturm bricht heulend am festen Gebäude,
„Bricht sich Völkerschmerz an Despotenfreude,
„Sucht umsonst zu rütteln die festverstockte,
„Die aus Freiheitsbäumen zusammengeblockte!"
Traurig war mir da und finster zu Muth,
Scheiter und Scheiter warf ich in die Gluth;
Mir erschien die bewegte Menschengeschichte
In des Kummers zweifelflackerndem Lichte.
„Diese Stämme verbrennen hier am Herde
Auf ein kurzes Stündlein mich warm zu halten,
Der ich bald doch werde müssen erkalten,
Der ich selber zu Asche sinken werde.
Giebt es vielleicht gar keine Einsamkeit?
Bin ich selber nur ein verbrennend Scheit?
Und wie ich mich wärme am Eichenflamme,
Wärmt sich vielleicht ein unsichtbarer Gast
Heimlich an meiner zehrenden Lebensflamme,
Schürend und fachend meine Gedankenhast?"
Also führt' ich mit mir ein wirres Plaudern;
(Hoffnungsloser Kummer ist ein Phantast.)
Und ich blickte mich um — und mußte schaudern.

Lenau.

Die sterbende Blume.

Hoffe! du erlebst es noch,
Daß der Frühling wiederkehrt,
Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbstes Wind verheert,
Hoffen mit der stillen Kraft
Ihrer Knospen winterlang,
Bis sich wieder regt der Saft,
Und ein neues Grün entsprang.

„Ach, ich bin kein starker Baum,
Der ein Sommertausend lebt,
Nach verträumtem Wintertraum
Neue Lenzgedichte webt.
Ach, ich bin die Blume nur,
Die des Maies Kuß geweckt,
Und von der nicht bleibt die Spur,
Wie das weiße Grab sie deckt."

Wenn du denn die Blume bist,
O bescheidenes Gemüth,
Tröste dich, beschieden ist
Samen allem, was da blüht.
Laß den Sturm des Lebens doch
Deinen Lebensstaub verstreun,
Aus dem Staube wirst du noch
Hundertmal dich selbst erneun.

„Ja, es werden nach mir blühn
Andre, die mir ähnlich sind;
Ewig ist das ganze Grün,
Nur das Einzle welkt geschwind.

Aber, ſind ſie, was ich war,
Bin ich ſelber es nicht mehr;
Jetzt nur bin ich ganz und gar,
Nicht zuvor und nicht nachher.

„Wenn einſt ſie der Sonne Blick
Wärmt, der jetzt noch mich durchflammt,
Lindert das nicht mein Geſchick,
Das mich nun zur Nacht verdammt.
Sonne, ja du äugelſt ſchon
Ihnen in die Aernen zu;
Warum noch mit froſtgem Hohn
Mir aus Wolken lächelſt du?

„Weh mir, daß ich dir vertraut,
Als mich wachgeküßt dein Strahl;
Daß in's Aug' ich dir geſchaut,
Bis es mir das Leben ſtahl!
Dieſes Lebens armen Reſt
Deinem Mitleid zu entziehn,
Schließen will ich krankhaft feſt
Mich in mich, und dir entfliehn.

„Doch du ſchmelzeſt meines Grimms
Starres Eis in Thränen auf;
Nimm mein fliehend Leben, nimm's,
Ewige, zu dir hinauf!
Ja du ſonneſt noch den Gram
Aus der Seele mir zuletzt;
Alles, was von dir mir kam,
Sterbend dank' ich dir es jetzt:

„Aller Lüfte Morgenzug,
Dem ich sommerlang gebebt,
Aller Schmetterlinge Flug,
Die um mich im Tanz geschwebt;
Augen, die mein Glanz erfrischt,
Herzen, die mein Duft erfreut, —
Wie aus Duft und Glanz gemischt
Du mich schufst, dir dank' ich's heut.

„Eine Zierde deiner Welt,
Wenn auch eine kleine nur,
Ließest du mich blühn im Feld
Wie die Stern' auf höhrer Flur.
Einen Odem hauch' ich noch,
Und er soll kein Seufzer sein;
Einen Blick zum Himmel hoch,
Und zur schönen Welt hinein.

„Ewges Flammenherz der Welt,
Laß verglimmen mich an dir!
Himmel, spann dein blaues Zelt,
Mein vergrämtes staket hier.
Heil, o Frühling, deinem Schein!
Morgenluft, Heil deinem Wehn!
Ohne Kummer schlaf' ich ein,
Ohne Hoffnung aufzustehn."

Friedrich Rückert.

Gesang der Blinden.

Horch, aus tiefstem Lebensabgrund,
Drin kein Lichtstrahl je hinabtaucht,
Sucht die Stimme frommer Blinden
Aufzutönen
Nach dem Schönen,
Im Gesang ein Licht zu finden.

Klaglos in der dunkeln Wohnung,
Wo kein Bild die kahle Wand schmückt,
Träumen sie hinab die Stunden
Still genügsam,
Fromm und fügsam,
Und in Eintracht gramverbunden.

Lichtlos sitzen sie beim Nachtmahl,
Wie die Schatten in der Grabnacht,
Keiner Lampe trautes Leuchten
Kann der Kranken
Nachtgedanken
Mit der Hoffnung Thau befeuchten.

Niemals können sie sich selig
Blick in Blick und liebend ansehn,
Nur im Hauch, nur im Berühren
Nahen süße
Seelengrüße,
Wenn sie Hand an Hand sich führen.

Steigt vor ihrem Geist die Schöpfung
Als ein Tönemeteor auf,
Schmerzlich ringen sie nach Bildern,

Ihr Entzücken
Auszudrücken,
Ewiges im Wort zu ſchildern.

Wie ein Sturm der Nacht durchathmet's
Ihre Bruſt in wilder Andacht,
Drängt ihr Herz, ein Wonnetoben
Auszuweinen
Vor dem Einen,
Den auch Sterne tönend loben.

Herrmann Lingg.

Zeit und Volk.

Das Menſchenvolk quält Papa, die Zeit,
Mit Grillen allerhand, und da der alte Herr
Es endlich ſatt, hielt eine Thronred' er:

„Silentium! Ihr ſeid zufrieden nicht mit Mir!
Eh bien, Wir danken ab zu Gunſten Unſrer Söhne vier,
Der Prinzen Frühling, Sommer, Herbſt und Winter;
Wählt Euch den König ſelber, Menſchenkinder."
„Gewählt," ſchrien ſie, „die Wahl iſt juſt nicht ſchwer:
Se. Hoheit, den Prinzen Frühling her!"

„Wir geruhen Prinz Frühling Euch zu geben,
Und da Ihr endlich 'mal zufrieden ſeid,
Könnt' ihr auch unſertwegen ewig leben,"
Sprach Se. alte Majeſtät die Zeit,
Und hielten huldreichſt auch ſofort — Ihr Wort.

Vivat! und ungeheure Heiterkeit!
Einzug, Huldigung, Gewerk und Stände,
Reden ohne Zahl und Ende,
Glaube, Liebe und Hoffnung — Transparente —
Illumination, Haus, Vater, Sohn,
Knecht, Magd und Vieh,
Kravall und Confuſion,
Dageweſen ſo was nie!

Doch kaum hat Allerhöchſt ein Vierteljahr regiert,
Man allgemein den Katzenjammer ſpürt.

Der hat an Neſſeln ſich die Finger arg verbrannt,
Der einen Roſendorn in's Auge ſich gerannt,
Und jener ſich mit Blüthenthau begoſſen,
Dem war kein goldner Regen in den Mund geſloſſen,
Dem zogen zu viel Schwalben ein,
Den plagt der Kukuk- und den andre Melodein,
Den Nachtigall, den Mückenſtich, den Fröſchehupfen,
Der hat die Grippe vom April
Und alle vom Pankratius den Schnupfen:
In Summa jeder Prinzen Sommer will.
„Still,"
Schreit Papa, „wir geruhen ſchon
Und geben Euch Prinz Sommer, Unſern lieben
Sohn,

Item das ewige Leben — nein! das habt ihr
schon!“
Wieder nun einmal
Lampenjubel und Scandal.

Doch war's dem Volke flau, nun wird's ihm schwül,
Die Wettergläser steigen ihm zu viel,
A Sonne und an Staub noch mehr,
Man kommt in Schweiß, weiß nicht woher —
Drauf gießt ein Donnerwetter — „l'arapluie!“
Schrein sie,
„Prinz Herbst, Ew. Majestät, wenn's irgend geht —“
„Es geht,“
Geruhn so eben,
Prinz Herbst zu geben.
Illumination et cetera,
Wie oben die Allotria.

Doch hat's Prinz Sommer arg gemacht,
Prinz Herbst hat's ganz verdorben:
An Pflaumen, Wein und morbus cholera
Wär's ganze Volk beinah
Trotz der Unsterblichkeit gestorben.
„Ex mit dem Herbst!“ schrie Alles auf einmal.
„Prinz Winter, Allerhöchste Zeit! O Carneval!
Sylvester, Schlittenfahrt und heil'ger Christ —
Wie Allergnädigst doch Prinz Winter ist!“

„Bon! Verfluchte Kerls und liebe Getreue!
Wir geruhen aufs Neue —“
Und Se. Majestät der Winter schneit sie huldreichst
ein.
„Puh!“ pusten sie, „der Winter? — Nein!
Der Patriotismus friert uns ein!“

„Silentium! der Teufel hol' euch Alle!"
Rief jetzt Papa in Allerhöchster Galle,
„Den Winter, Kerls, müßt ihr behalten,
Wir haben weiter nichts von königlichem Blut,
Und damit gut."
„Ach laſſen Ew. Majeſtät es nur beim Alten!"
Schrein ſie, „Vivat, es leb' die Zeit und Tod!
Das ſehen Allerhöchſtdieſelben ein:
Zufrieden' können wir nun 'mal nicht ſein."

Scherenberg.

Die Dicken und die Dünnen.

Funfzig Jahre ſind's, da riefen unſre Aeltern zu den Waffen:
Krieg und Kampf den dicken, plumpen, kugelrunden, feiſten Pfaffen!
Auch in Waffen ſtehn wir Enkel; jetzt doch muß die Loſung ſein:
Krieg und Kampf den dünnen, magern, ſpindelhagern Pfäffelein!

Aber wo gab's größre Arbeit, welcher Kampf bot mehr Gefahren?
Wo galt's feſter auszudauern, wo galt's klüger ſich zu wahren?
Lauthin ſchnaubt die plumpe Wildſau, wenn ſie durch das Dickicht keucht,
Aber leiſe kriecht die Viper, die nach deinen Ferſen ſchleicht!

Einſt verſchnarchten dicke Pfaffen ganze Tag' in ſüßem Schläflein,
Jetzt doch liegen auf der Lauer immer wach die dünnen Pfäfflein;
Jene brüllten ihre Inbrunſt heulend in die Welt hinein,
Dieſe winſeln ihren Jammer, Katern gleich im März, ſo fein.

Mächtgen, ſchweren Folianten glichen einſtens jene Dicken,
„Allgemeines, großes Kochbuch" ſtand als Inſchrift auf dem Rücken;
Einem ſchmalen, kleinen Büchlein ſind die Dünnen gleich, fürwahr,
„Kurzgefaßte Gaunerſtücklein" beut das Titelblatt euch dar.

Mit der Grobheit und der Dummheit hattet einſt den Kampf, ihr Alten,
Doch der Artigkeit und Schlauheit müſſen wir die Stange halten!
Einſtens rannten euch die Dicken mit dem Wanſt die Thüren ein,
Doch es kriechen jetzt die Dünnen uns durch's Schlüſſelloch herein.

Längſt ſchon hat ein tapfrer Ritter kühn der Dicken Heer gebändigt,
Und als goldner Stern des Tages jene finſtre Nacht geendigt!

Joſeph hieß der Stern und Ritter! Wien, du kannſt
ſein Denkmal ſehn!
Ach und will denn gen die Dünnen nimmer ſolch
ein Held erſtehn?

O ſo ſteigt ihr Dicken wieder lebend aus der
Todesurne!
Doch mit altem, gutem Magen! Werdet chriſtliche
Saturne,
Und verſchlingt den magern Nachwuchs, o dann
ſind wir beider los,
Denn nicht lange mehr kann leben, wer ſolch' giftge
Koſt genoß!

A. Grün.

Die ſixtiniſche Kapelle.

Zu Rom im Vatikan, dem Prachtpalaſte,
Ließ Sixtus ſchimmernd die Kapelle baun,
Drin rieſig Buonarotti's halbverblaßte
Geſtalten von den Wänden niederſchaun.

Sibyllen blicken, die Propheten alle
Mit dem verklärten Seherangeſicht,
Und über'm Hochaltar der heiligen Halle
Blickt ernſt herab das große Weltgericht.

Und hier ſitzt rings mit glänzendem Gepränge,
Als ob's ein Kreis von reichen Kön'gen ſei,
Sich blähend vor neugierigem Gedränge,
Der abgelebte Chor der Cleriſei.

Hernieder tönt das trübe Miſerere
Aus Mannesbruſt in klingendem Sopran,
Und aus dem Meßbuch ſchreit zu Gottes Ehre
Mit gold'nem Kleid behangen der Dekan.

Die rothen Kappen auf dem weißen Haare,
Die Cardinale murmeln ihr Latein,
Und unter'm Baldachin, mit der Tiare,
Sieht Einer lautlos wie ein Wachsbild drein.

Und drauf, nach alterfundnen Litaneien,
Vom Sitze ſtehn die Prieſterfürſten auf,
Sich neigend vor dem heil'gen Thron, zu Zweien,
Voll Scheu zum Handkuß ſteigen ſie hinauf.

So thun ſie ernſt, als ob ſie etwas thäten,
Und draußen harrt das Volk, dem viel gebricht,
Und draußen ringt die Welt, der viel gebricht —
Und von der Wand herab drohn die Propheten,
Ernſt mahnt Buonarotti's Weltgericht.

Lepel.

Ganganelli.

(Clemens XIV.)

Was sagt Ihr stolzen Priester vom Conclave,
Daß euch zum Trotze, statt des Flügellähmens,
Aufstand ein Papst, der nicht der Sclaven Sclave?

Seht da! Im Drange großen Unternehmens
Erhob sich nie, geschmückt mit der Tiare,
Ein edler Haupt, als einst das Haupt des Clemens.

Hinweg die Lüge, rief er, lehrt das Wahre!
Hinweg den Haß, daß Liebe uns versöhne,
Und endlich Christi Geist sich offenbare.

Er ruft's, und ob ein Murren auch ertöne,
Schon bebt der alte Bau bei seinem Schlage,
Und Euch zertritt sein Fuß, Loyola's Söhne!

Jetzt vor'm Altar, am grünen Donnerstage,
In Petri Dome soll' sein Fluch erschallen,
Der alle Ketzer in die Hölle jage;

Die Fackeln soll'n erloschen niederfallen,
Daß Dunkel rings und Graun im Tempel werde, —
Doch er gebeut, — und Licht durchfließt die Hallen!

Er ruft empor, mit flehender Geberde,
Ein Wort, das diese Säulen nie vernahmen:
Herr, segne alle Völker dieser Erde!

Und Clio zeichnet Ganganelli's Namen
In's große Buch der Welt, mit goldnen Schriften —
Euch aber frommt' es nicht ihn nachzuahmen,
Euch hat's allein gefrommt — ihn zu vergiften!

Lepel.

Hamlet.

Deutſchland iſt Hamlet! — Ernſt und ſtumm
In ſeinen Thoren jede Nacht
Geht die begrabne Freiheit um,
Und winkt den Männern auf der Wacht.
Daſteht die Hohe, blank bewehrt,
Und ſagt dem Zaudrer, der noch zweifelt:
„Sei mir ein Rächer, zieh' dein Schwert!
Man hat mir Gift in's Ohr geträufelt!“

Er horcht mit zitterndem Gebein,
Bis ihm die Wahrheit ſchrecklich tagt;
Von Stund an will er Rächer ſein —
Ob er es wirklich endlich wagt?
Er ſinnt und träumt und weiß nicht Rath;
Kein Mittel, das die Bruſt ihm ſtähle!
Zu einer friſchen, muth'gen That
Fehlt ihm die friſche, muth'ge Seele!

Das macht, er hat zu viel gehockt;
Er lag und las zu viel im Bett,
Er wurde, weil das Blut ihm ſtockt,
Zu kurz von Athem und zu fett.

Er ſpann zu viel gelehrten Werg,
Sein beſtes Thun iſt eben Denken;
Er ſtak zu lang in Wittenberg,
Im Hörſaal oder in den Schenken.

Drum fehlt ihm die Entſchloſſenheit;
Kommt Zeit, kommt Rath — er ſtellt ſich toll,
Hält Monologe lang und breit,
Und bringt in Verſe ſeinen Groll;
Stutzt ihn zur Pantomime zu,
Und fällt's ihm einmal ein, zu fechten:
So muß Polonius-Kotzebue
Den Stich empfangen ſtatt des Rechten.

So trägt er träumeriſch ſein Weh',
Verhöhnt ſich ſelber in's Geheim,
Läßt ſich verſchicken über See,
Und kehrt mit Stichelreden heim;
Verſchießt ein Arſenal von Spott,
Spricht von geflickten Lumpenkön'gen —
Doch eine That? Behüte Gott!
Nie hatt' er eine zu beſchön'gen!

Bis endlich er die Klinge packt,
Ernſt zu erfüllen ſeinen Schwur;
Doch ach — das iſt im letzten Akt,
Und ſtreckt ihn ſelbſt zu Boden nur!
Bei den Erſchlagnen, die ſein Haß
Preis gab der Schmach und dem Verderben,
Liegt er entſeelt, und Fortinbras
Rückt klirrend ein, das Reich zu erben. —

Gottlob, noch ſind wir nicht ſo weit!
Vier Akte ſahn wir ſpielen erſt!
Hab' Acht, Held, daß die Aehnlichkeit
Nicht auch im fünften du bewährſt!
Wir hoffen früh, wir hoffen ſpät:
O, raff' dich auf, und komm' zu Streiche,
Und hilf entſchloſſen, weil es geht,
Zu ihrem Recht der fleh'nden Leiche!

Mach den Moment zu Nutze dir!
Noch iſt es Zeit — drein mit dem Schwert,
Eh' mit franzöſiſchem Rapier
Dich ſchnöd vergiftet ein Laërt!
Eh' raſſelnd naht ein nordiſch Heer,
Daß es für ſich die Erbſchaft nehme!
O, ſieh' dich vor — ich zweifle ſehr,
Ob diesmal es aus Norweg käme!

Nur ein Entſchluß! Auf ſteht die Bahn —
Tritt in die Schranken kühn und dreiſt!
Denk an den Schwur, den du gethan,
Und räche deines Vaters Geiſt!
Wozu dies Grübeln für und für?
Doch — darf ich ſchelten, alter Träumer?
Bin ich ja ſelbſt ein Stück von dir,
Du ew'ger Zauderer und Säumer!

F. Freiligrath.

Knecht und Magd.

Es lüſtete nicht den Verwaiſten, den Ball in die Lüfte zu ſchlagen,
Ach, war er doch ſelber ein Ball, vom Sturme des Schickſals getragen;
Er fing die Vögelein nicht, die ſorgend im Laube niſten,
Er ſpähte, wie ſie, nach Körnern umher, ſein Leben zu friſten.

Er ſchleppte die Stufen hinan die Körbe, mit Scheiten belaſtet,
Den Eimer, mit Waſſer gefüllt, und hat erſt am Abend geraſtet,
Hat frierend den müßigen Hund ums bergende Lager beneidet,
Das ſpinnende Kätzlein, das Gott mit wärmendem Felle bekleidet.

Er reifte heran, es ward ſein Geſchick, ſich im Dienſte zu plagen,
Im farbigen Kleid ein farbiges Elend im Leben zu tragen;
Zu lächeln im Leid, zu füttern den Hund, zu ſatteln den Schecken,
Ein Blümlein der Sünde zur Nacht an die Bruſt des Gebieters zu ſtecken.

Er dachte mit redlichem Sinn, ſein wonniges Liebchen zu heuern;
Sie hatte nicht Hände wie Sammt, ſie hatte die Dielen zu ſcheuern.

Es floß ſtatt des würzigen Oel's der Rauch in die wallenden Locken,
Die zarte Sohle, wie ſchien ſie ſo plump in den bauſchigen Socken.

Ihr Bildniß ſandte ſie nicht, noch Briefe mit goldenem Rändchen,
Er ſchenkte kein Ringlein ihr und brachte kein girrendes Ständchen;
Sie ſahen ſich ſpärlich, ſie blieben getrennt in der Jugend Tagen,
Im rauſchenden Lenz, wann die Lerchen der Bruſt am lauteſten ſchlagen.

Sie alterten raſch, doch jugendlich blieb ihr gläubig Vertrauen,
Ihr Hoffen, es war wie die Blümchen im Korn, die ſchönen, die blauen;
Und haſt du tagüber gepflückt — du ſchauſt am künftigen Morgen
Ein letztes, ein eheletztes, ein allerletztes verborgen.

Ach nur im Traume ſchien's den gottgefälligen Seelen,
Als müßten ſie dienen nicht mehr, als dürften ſie ſelber befehlen;
Ihm war's, ob ein Bürger vor ihm den Hut in Demuth gerücket,
Und freundlich Herr ihn genannt und tief vor ihm ſich gebücket.

Und als ſie geſpart und zuſammengeſcharrt die Kreuzer und Gulden,
Und als ſie der Prieſter getraut nach jahrelangem Geduldeu,

Da kauft ſie die Spindel, den Flachs, um ſchneeiges Linnen zu ſpinnen,
Da kauft er die Hütte, mit Röhricht gedeckt, und ſie wohnten darinnen.

Sie ſtarrten in's züngelnde Licht, die Alten, die Endlichvereinten;
Es war nicht die Wonne der Liebe, daß ſie nun lachten und weinten:
Das war ja vorüber, ſie waren getrennt in der Jugend Tagen,
Im rauſchenden Lenz, wann die Lerchen der Bruſt am lauteſten ſchlagen.

Sich küſſen? ſie thäten es ſchämig! Sich necken? ſie thäten es leiſe!
Ach, Blumen waren es wohl, doch waren es Blumen im Eiſe;
Ein Tanz auf Krücken, o Gott! ein armer, verſpäteter Falter,
Der halb ein blühendes Kind und halb ein verwelkender Alter.

Es iſt nicht Wonne der Liebe, daß ſie nun jauchzen und beben,
Nein! nur daß am eigenen Herd die eigenen Pfühle ſich heben;
Nur Gott iſt ihr Herr, der die Sterne beruft, zu leuchten, wenn's nachtet,
Den Knecht, der die Kette zerbricht, mit ſeligem Auge betrachtet.

Karl Beck.

Das Gebet der Wittwe.

Die Alte wacht und betet allein
In ſpäter Nacht bei der Lampe Schein:
Laß unſern gnädigen Herrn, o Herr!
Recht lange leben, ich bitte dich ſehr.
Die Noth lehrt beten.

Der gnädige Herr, der ſie belauſcht,
Vermeint nicht anders, ſie ſei berauſcht;
Er tritt höchſt ſelbſt in das ärmliche Haus,
Und fragt gemüthlich das Mütterchen aus:
Wie lehrt Noth beten?

Acht Kühe, Herr, die waren mein Gut,
Ihr Herr Großvater ſog unſer Blut,
Der nahm die beſte der Kühe für ſich
Und kümmerte ſich nicht weiter um mich.
Die Noth lehrt beten.

Ich flucht' ihm, Herr, ſo war ich bethört,
Bis Gott, — mich zu ſtrafen — mich doch erhört;
Er ſtarb, zum Regimente kam
Ihr Vater, der zwei der Kühe mir nahm.
Die Noth lehrt beten.

Dem flucht' ich arg auch ebenfalls,
Und wie mein Fluch war, brach er den Hals;
Da kamen höchſt Sie ſelbſt an das Reich
Und nahmen vier der Kühe mir gleich.
Die Noth lehrt beten.

Kommt Dero Sohn erſt noch dazu,
Nimmt der gewiß mir die letzte Kuh —
Laß unſern gnädigen Herrn, o Herr!
Recht lange leben, ich bitte dich ſehr.
Die Noth lehrt beten.

v. Chamiſſo.

Irland.

An roſtiger Kette liegt das Boot,
Das Segel träumt, das Ruder lungert:
Das macht, der Fiſcherbub iſt todt,
Das macht, der Fiſcher iſt verhungert!
Denn Irland's Fiſch iſt Herrenfiſch;
Der Strandherr praßt vom reichen Fange,
Leer aber bleibt des Fängers Tiſch —
So ſtarb der Fiſcher, ſo ſein Range.

Die Heerde blökt, die Heerde brüllt;
Welch ein Gedräng von Küh'n und Schafen!
Der Hirt, von Lumpen ſchlecht verhüllt,
Treibt ſie an's Meer zum nächſten Hafen.
Denn Irlands Vieh iſt Herrenvieh:
Das gerne Paddy's Knochen ſtärkte
Und ſeiner Kinder brechend Knie —
Der Grundherr ſchickt's auf fremde Märkte.

Drum iſt ſein Viehſtall ihm ein Born
Der Ueppigkeit und des Genuſſes,
Und jeglich Kuh- und Bullenhorn
Wird ihm ein Horn des Ueberfluſſes.
Er läßt zu London und Paris
Den Spieltiſch unterm Gold ſich biegen: —
Sein Volk, das er zu Hauſe ließ,
Fällt unterdeß wie Winterfliegen.

Halloh, Halloh! Grün-Grins Jagd!
Paddy, lang' zu! Das nenn' ich Ziemer!
Umſonſt! Auch das wird fortgebracht,
Meerüber mit dem erſten Steamer!
Denn Irlands Wild iſt Herrenwild:
Es füllt des Grundherrn Bauch und Taſchen —
Der bleiche Knecht, des Elends Bild,
Hilf Gott! iſt ſelbſt zu matt zum Paſchen!

So ſorgt der Herr, daß Hirſch und Ochs,
Das heißt: daß ihn ſein Bauer mäſte;
Statt auszutrocknen ſeine Vogs:
Die öden iriſchen Moräſte!
Er läßt den Boden nutzlos ruhn,
Drauf Halm an Halm ſich wiegen könnte;
Er läßt ihn ſchnöd' dem Waſſerhuhn,
Dem Kibitz und der wilden Ente!

Ja doch, bei Gottes Fluche: — Sumpf
Und Wildniß vier Millionen Aecker!
Ihr aber ſeid blaſirt und ſtumpf,
Faul und verfault — euch weckt kein Wecker!

O, irisch Land ist Herrenland:
Drum stehn die Mütter an den Wegen,
Den todten Säugling im Gewand,
Und flehn euch, ihn ins Grab zu legen.

So schallt die Klage Tag und Nacht,
So grollt es Connaught durch und Leinster.
Der West hat mir den Schrei gebracht —
Er trug ihn schrill bis vor mein Fenster.
Matt, wie ein angeschossner Weih,
Herschwebt' er über Höh'n und Sunde —
Der Schrei der Noth, der Hungerschrei,
Der Sterbeschrei aus Erins Munde!

Erin — da liegt sie auf den Knien,
Bleich und entstellt, mit weh'ndem Haare,
Und streut des Shamrocks welkend Grün
Zitternd auf ihrer Kinder Bahre.
Sie kniet am See, sie kniet am Strom,
Sie kniet auf ihrer Berge Kronen —
Mehr noch, als Harold-Byrons Rom,
„Die Niobe der Nationen!"

F. Freiligrath.

Unsre Zeit.

Auf dem grünen Tiſche prangen Kruzifix und Kerzenlicht,
Schöff' und Räthe, ſchwarzgekleidet, ſitzen ernſt dort zu Gericht;
Denn ſie luden vor die Schranken unſre Zeit, die Frevlerin,
Weil ſie trüb' und unheildrohend und von ſturmbewegtem Sinn!

Doch es kommt nicht die Gerufne, denn die Zeit, ſie hat nicht Zeit,
Kann nicht ſtille ſtehn im Saale weltlicher Gerechtigkeit,
Während ſie zwei Stunden harren, iſt ſie ſchon zwei Stunden fern;
Doch ſie ſendet ihren Anwalt, alſo ſprechend zu den Herrn:

„Läſtert nicht die Zeit, die reine! Schmäht ihr ſie, ſo ſchmäht ihr euch!
Denn es iſt die Zeit dem weißen, unbeſchriebnen Blatte gleich;
Das Papier iſt ohne Makel, doch die Schrift darauf ſeid ihr!
Wenn die Schrift nicht juſt erbaulich, nun, was kann das Blatt dafür?

A. Grün.

Gastrecht.

Alexander Ypsilanti stürzt vom Schlachtfeld kampferhitzt,
Wo die Freiheit ihres Blutes letzten Tropfen hat verspritzt,
Wo er einen hohen Orden sich gewonnen, unbewußt,
Eine schöne Heldenwunde, klaffend vorn an seiner Brust.

So mit stolzer Purpurrose seinen Busen ausgeschmückt,
In der Hand den Stumpf des Schwertes kampfzerbrochen und zerstückt,
Tritt der Held auf Oestreichs Boden, — o beträt' er ihn doch nicht!
Heut vertrauend uns die Hände, tritt an unsern Herd und spricht:

„Wenig ist's, darum ich flehe! Gebt mir Linnen zum Verband,
Laßt an eurer Luft mich laben, und erfreun an eurem Land!"
Mächt'ger als der Mund des Gastes spricht sein rinnend Heldenblut!
Und sie heißen ihn willkommen, und zu bleiben wohlgemuth:

„„Munkats ist ein hübsches Schlößlein, Luft und Aussicht schön und rein!
Nur beschränkt Euch noch einstweilen auf ein einz'ges Fensterlein;

An Verband ſoll's auch nicht fehlen, der wohl feſt
und gut Euch paßt,
Scheint er auch zu ſein von Eiſen, gleicht er auch
den Ketten faſt."

Durch ſein Gitterfenſter nieder blickt der Griechen-
held auf's Land,
Das in ſchwelgeriſcher Fülle zaubervollen Lenzes
ſtand:
„O wie können Roſen duften, Saat und Frucht
noch ſchwellen dicht,
Saftge Reben lockend winken, wo des Gaſtes Recht
man bricht?" —

Sieben lange Jahr' in Ketten, trug der freiheits-
kühne Leu;
Sieh, nun löſt man ſie, daß wieder zwiſchen uns
er wandle frei!
Aber kaum nach ſieben Tagen brach der Tod ſein
Herz entzwei; —
Traun, mich dünkt, daß er geſtorben wohl an unſrer
Freiheit ſei!

A. Grün.

Ein Menſchenleben.

„Ihr, denen in die Hände ward gegeben,
Wenn ſich's die Händ' etwa nicht ſelbſt genommen,
Das Recht zu ſchalten über Menſchenleben,
Kennt ihr des Menſchenlebens Sinn und Frommen?

Ich rath' euch, wallt aus eurer goldnen Klauſe
Einmal hinaus in Frühlings Sonnenblicke,
Doch laßt mir fein den Doctorhut zu Hauſe,
Die grüne Brille, Coder und Perrücke!

Und wenn, von all dem Licht und Glanz entborget
Ein leiſer Abglanz ſchlich in eure Seele,
Dann iſt es Zeit, dann weilet nicht, und ſorget
Daß Flinte, Beil und Meſſer euch nicht fehle.

Seht dort den Roſenſtrauch im Duftmeer fluthen!
Das Meſſer her, vom Stamme ihn zu trennen! —
Er liegt im Staub, und ſcheint nun zu verbluten
Aus ſo viel Wunden, als da Knospen brennen.

Seht ihr die Lerche hoch im Frühroth ſchimmern?
Das Feuerrohr herbei, und ſtreckt ſie nieder! —
Vor euch im Raſengrün mit leiſem Wimmern
Verſiegt die holde Quelle ſüßer Lieder.

Seht dort der Linde Haupt die Wolken grüßen!
Die Art herbei, den Stamm ihr zu zerklüften!
Da liegt die Rieſenleiche euch zu Füßen,
Ihr Sterberöcheln iſt ein ſüßes Düften.

Und will euch Wehmuth nun in's Herz, ſo lenket
Heimwärts den Pfad, und nehmt an eurer Schwelle
Den Säugling aus der Gattin Arm, und ſenket
Eu'r ſinnend Haupt zu ſeiner Lockenhelle.

Und denkt des Baum's, zerſchellt zu todten Trümmern,
Und denkt der Knosp', erblaßt im Todesbeben,
Und denkt des Liedes, aufgelöſt in Wimmern,
Und ahnt es leiſe, was ein Menſchenleben!"

A. Grün.

Der künftige Held.

Rückwärts gewandt blickt oft in der Fabel Nacht
Der Dichter, ſpäht Heroën ſich aus, und forſcht
Durch manches Zeitlaufs Thatenwirrwarr
Liederbegierigen Sinn's nach Helden:

Ich wähle den mir, welcher dereinſt erſcheint,
Und will vom Tod nicht wecken Gemoderte:
Den Mann der Zukunft preiſend, wandelt
Vor dem Erwarteten mein Geſang her.

Er komme bald uns, welchem des Ewigen
Rathſchluß verliehn ruhmwürdiges Rächeramt
Gehäufter Unthat, aus den Zähnen
Reiß' er dem Wolfe das Lamm, er komme

Dem Stamm verderblich jener Semiramis,
Mit ihrem zahllos wimmelnden Buhlerheer,
Die ſchon der Vorzeit graues Wort uns
Als babyloniſche Metze weiſſagt.

Er komme, der, mit strafendem Geißelhieb,
Nach Asien heim, stumpfnüstrige Sklaven peitscht.
Sie selbst und ihre längst entnervten,
Weibisch entgürteten Dschingiskane,

Die nur des Mords noch pflegen, und nicht der Schlacht,
Des Völkermords! Dir, Siegender, möge dann
Mongolenblut aus jeder Locke
Ueber den faltigen Mantel triefen!

A. v. Platen.

Chidher.

Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, seit wann die Stadt hier sei?
Er sprach, und pflückte die Früchte fort:
Die Stadt steht ewig an diesem Ort,
Und wird so stehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Heerde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte: wie lang ist die Stadt vorbei?

Er ſprach, und blies auf dem Rohre fort:
Das eine wächſt, wenn das andre dorrt;
Das iſt mein ewiger Weideort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich deſſelbigen Wegs gefahren.

Da fand ich ein Meer, das Wellen ſchlug.
Ein Schiffer warf die Netze frei:
Und als er ruhte vom ſchweren Zug,
Fragt' ich, ſeit wann das Meer hier ſei?
Er ſprach und lachte meinem Wort:
So lang' als ſchäumen die Wellen dort,
Fiſcht man und fiſcht man in dieſem Port.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich deſſelbigen Wegs gefahren.

Da fand ich einen waldigen Raum,
Und einen Mann in der Siedelei,
Er fällte mit der Art den Baum;
Ich fragte, wie alt der Wald hier ſei?
Er ſprach: der Wald iſt ein ewiger Hort;
Schon ewig wohn' ich an dieſem Ort,
Und ewig wachſen die Bäum' hier fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich deſſelbigen Wegs gefahren.

Da fand ich eine Stadt, und laut
Erſchallte der Markt vom Volksgeſchrei.
Ich fragte: ſeit wann iſt die Stadt erbaut?
Wohin iſt Wald und Meer und Schalmei?

Sie ſchrien, und hörten nicht mein Wort:
So ging es ewig an dieſem Ort,
Und wird ſo gehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich deſſelbigen Weges fahren.

Friedrich Rückert.

Drittes Buch.

Die Lore Ley.

Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß ich ſo traurig bin;
Ein Mährchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft iſt kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein:
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendſonnenſchein.

Die ſchönſte Jungfrau ſitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr gold'nes Geſchmeide blitzet,
Sie kämmt ihr gold'nes Haar.

Sie kämmt es mit gold'nem Kamme,
Und ſingt ein Lied dabei;
Das hat eine wunderſame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er ſchaut nicht die Felſenriffe,
Er ſchaut nur hinauf in die Höh!

Ich glaube, die Wellen verſchlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore Ley gethan. —

Heinrich Heine.

Mährchen vom Mummelsee
im Schwarzwalde.

Im Mummelſee, im dunkeln See,
Da blühn der Lilien viele,
Sie wiegen ſich, ſie biegen ſich,
Dem loſen Wind zum Spiele;
Doch wenn die Nacht hernieder ſinkt,
Der volle Mond am Himmel blinkt,
Entſteigen ſie dem Bade
Als Jungfern an's Geſtade.

Es brauſt der Wind, es ſauſt das Rohr
Die Melodie zum Tanze,
Die Liliennmädchen ſchlingen ſich,
Als wie zu einem Kranze;
Und ſchweben leis umher im Kreis,
Geſichter weiß, Gewänder weiß,
Bis ihre bleichen Wangen
Mit zarter Röthe prangen.

Es brauſt der Sturm, es ſauſt das Rohr,
Es pfeift im Tannenwalde,
Die Wolken ziehn am Monde hin,
Die Schatten auf der Halde,
Und auf und ab, durch's naſſe Gras,
Dreht ſich der Reigen ohne Maß,
Und immer lauter ſchwellen
An's Ufer an die Wellen.

Da hebt ein Arm ſich aus der Fluth,
Die Rieſenfauſt geballet,
Ein triefend Haupt dann, ſchilfbekränzt,
Von langem Bart umwallet,
Und eine Donnerſtimme ſchallt,
Daß im Gebirg es wiederhallt:
„Zurück in eure Wogen,
Ihr Lilien ungezogen!“

Da ſtockt der Tanz — die Mädchen ſchrei'n
Und werden immer bläſſer:
„Der Vater ruft! puh! Morgenluft!
Zurück in das Gewäſſer!“ —
Die Nebel ſteigen aus dem Thal,
Es dämmert ſchon der Morgenſtrahl,
Und Lilien ſchwanken wieder
Im Waſſer auf und nieder.

Schnezler.

Mummelsee's Rache.

Glatt iſt der See, ſtumm liegt die Fluth,
So ſtill, als ob ſie ſchliefe,
Der Abend ruht wie dunkles Blut
Rings auf der finſtern Tiefe;
Die Binſen im Kreiſe nur leiſe
Flüſtern verſtohlener Weiſe:

„Wer ſchleicht dort aus dem Tannenwald mit ſcheuem Tritte her?
Was ſchleppt er in dem Sacke nach ſo mühſam und ſo ſchwer?"
— „Das iſt der rothe Dieter, der Wilderer benannt,
Dem Förſter eine Kugel hat er durch's Herz gebrannt;
Jetzt kommt er, in die Wogen den Leichnam zu verſenken,
Doch unſer alter Mummler läßt ſich ſo was nicht ſchenken."

Der Alte hat gar leiſen Schlaf, ihn ſtört ſogar ein Stein,
Den man vielleicht aus Unbedacht in's Waſſer wirft hinein;
Dann kocht es in der Tiefe, Gewitter ſteigen auf,
Und flieht nicht gleich der Wandrer, mit blitzgeſchwindem Lauf,
So muß er in den Fluthen als Opfer untergehen,
Kein Auge wird ihn jemals auf Erden wiederſehen.

Da ſteht der Frevler an dem See, wirft ſeine Bürde ab,
Und ſtößt hinab mit einem Fluch den Sack in's naſſe Grab:
„Da, jage du nun Fiſche, da drunten in dem See,
Jetzt kann ich ruhig jagen im Forſte Hirſch und Reh,
Kann mich nun ruhig wärmen an deines Holzes Gluthen,
Du brauchſt ja doch kein Feuer da drunten in den Fluthen.“

Er ſpricht's und will zurück, doch hält ein Dorngeſtrüpp ihn an,
Und immer feſter zerrt es ihn mit tauſendfachem Zahn;
Da kocht es in der Tiefe, Gewitter ſteigen auf,
Dumpf rollt ob dem Gebirge der Donner ſeinen Lauf;
Der See ſteigt über's Ufer, es glüh'n des Himmels Flammen,
Und hoch ſchlägt über dem Mörder die ſchwarze Fluth zuſammen.

Stumm liegt der See, als ob die Gluth
Der Rache wieder ſchliefe.
Glatt iſt die Fluth, im Monde ruht
Die unermeßne Tiefe, —
Die Binſen im Kreiſe nur leiſe
Flüſtern verſtohlener Weiſe.

Schnezler.

Harald.

Vor seinem Heergefolge ritt
Der kühne Held Harald.
Sie zogen in des Mondes Schein
Durch einen wilden Wald.

Sie trugen manch' erkämpfte Fahn',
Die hoch im Winde wallt.
Sie sangen manches Siegeslied,
Das durch die Berge hallt.

Was rauschet, lauschet im Gebüsch?
Was wiegt sich auf dem Baum?
Was senket aus den Wolken sich
Und taucht aus Stromes Schaum?

Was wirft mit Blumen um und um?
Was singt so wonniglich?
Was tanzet durch der Krieger Reih'n?
Schwingt auf die Rosse sich?

Was kost so sanft und küßt so süß?
Und hält so lind umfaßt?
Und nimmt das Schwert, und zieht vom Roß,
Und läßt nicht Ruh noch Rast?

Es ist der Elfen leichte Schaar;
Hilft hier kein Widerstand.
Schon sind die Krieger all dahin,
Sind all im Feenland.

Nur er, der Veſte, blieb zurück,
Der kühne Held Harald.
Er iſt vom Wirbel bis zur Sohl'
In harten Stahl geſchnallt.

All ſeine Krieger ſind entrückt,
Da liegen Schwert und Schild,
Die Roſſe, ledig ihrer Herrn,
Sie gehn im Walde wild.

In großer Trauer ritt von dann
Der ſtolze Held Harald,
Er ritt allein im Mondenſchein
Wohl durch den weiten Wald.

Vom Felſen rauſcht es friſch und klar,
Er ſpringt vom Roſſe ſchnell,
Er ſchnallt vom Haupte ſich den Helm
Und trinkt vom kühlen Quell.

Doch wie er kaum den Durſt geſtillt,
Verſagt ihm Arm und Bein;
Er muß ſich ſetzen auf den Fels,
Er nickt und ſchlummert ein.

Er ſchlummert auf demſelben Stein
Schon manche hundert Jahr',
Das Haupt geſenket auf die Bruſt,
Mit grauem Bart und Haar.

Wann Blitze zucken, Donner rollt,
Wann Sturm erbrauſt im Wald,
Dann greift er träumend nach dem Schwert,
Der alte Held Harald.

Uhland.

Geſicht des Reiſenden.

Mitten in der Wüſte war es, wo wir Nachts am Boden ruhten;
Meine Beduinen ſchliefen bei den abgezäumten Stuten.
In der Ferne lag das Mondlicht auf der Nilgebirge Jochen;
Rings im Flugſand umgekommner Dromedare weiße Knochen.

Schlaflos lag ich; ſtatt des Pfühles diente mir mein leichter Sattel,
Dem ich unterſchob den Beutel mit der dürren Frucht der Dattel.
Meinen Kaftan ausgebreitet hatt' ich über Bruſt und Füße;
Neben mir mein bloßer Säbel, mein Gewehr und meine Spieße.

Tiefe Stille; nur zuweilen kniſtert das geſunkne Feuer;
Nur zuweilen kreiſcht verſpätet ein vom Horſt verirrter Geier;

Nur zuweilen ſtampft im Schlafe eins der angebundnen Roſſe;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeſchoſſe.

Da auf einmal bebt die Erde; auf den Mondſchein folgen trüber
Dämm'rung Schatten; Wüſtenthiere jagen aufgeſchreckt vorüber.
Schnaubend bäumen ſich die Pferde; unſer Führer greift zur Fahne;
Sie entſinkt ihm, und er murmelt: Herr, die Geiſterkarawane! —

Ja, ſie kommt! vor den Kameelen ſchweben die geſpenſt'ſchen Treiber,
Ueppig in den hohen Sätteln lehnen ſchleierloſe Weiber;
Neben ihnen wandeln Mädchen, Krüge tragend, wie Rebekka
Einſt am Brunnen; Reiter folgen — ſauſend ſprengen ſie nach Mekka.

Mehr noch! — nimmt der Zug kein Ende? — immer mehr! wer kann ſie zählen?
Weh! auch die zerſtreuten Knochen werden wieder zu Kameelen,
Und der braune Sand, der wirbelnd ſich erhebt in dunkeln Maſſen,
Wandelt ſich zu braunen Männern, die der Thiere Zügel faſſen.

Denn dies iſt die Nacht, wo Alle, die das Sandmeer ſchon verſchlungen,
Deren ſturmverwehte Aſche heut' vielleicht an unſern Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unſrer Roſſe Huf zertreten,
Sich erheben und ſich ſchaaren, in der heil'gen Stadt zu beten.

Immer mehr! — noch ſind die Letzten nicht an uns vorbeigezogen,
Und ſchon kommen dort die Erſten ſchlaffen Zaums zurückgeflogen.
Von dem grünen Vorgebirge nach der Babelmandebenge
Sauſ'ten ſie, eh' noch mein Reitpferd löſen konnte ſeine Stränge.

Haltet aus! die Roſſe ſchlagen! jeder Mann zu ſeinem Pferde!
Zittert nicht, wie vor dem Löwen die verirrte Widderheerde!
Laßt ſie immer euch berühren mit den wallenden Talaren!
Rufet: Allah! — und vorüber ziehn ſie mit den Dromedaren.

Harret, bis im Morgenwinde eure Turbanfedern flattern!
Morgenwind und Morgenröthe werden ihnen zu Beſtattern.

Mit dem Tage wieder Asche werden diese nächt'gen Zieher! —
Seht, er dämmert schon! ermuth'gend grüßt ihn meines Thiers Gewieher.

Freiligrath.

Sonnenuntergang.

Die glühend rothe Sonne steigt
Hinab in's weitaufschauernde,
Silbergraue Weltenmeer;
Luftgebilde, rosig angehaucht,
Wallen ihr nach; und gegenüber,
Aus herbstlich dämmernden Wolkenschleiern,
Ein traurig todtblasses Antlitz,
Bricht hervor der Mond,
Und hinter ihm, Lichtfünkchen,
Nebelweit, schimmern die Sterne.

Einst am Himmel glänzten,
Ehlich vereint,
Luna, die Göttin, und Sol, der Gott,
Und es wimmelten um sie her die Sterne,
Die kleinen, unschuldigen Kinder.

Doch böse Zungen zischelten Zwiespalt,
Und es trennte sich feindlich
Das hohe, leuchtende Eh'paar.

Jetzt am Tage, in einsamer Pracht,
Ergeht sich dort oben der Sonnengott,
Ob seiner Herrlichkeit
Angebetet und vielbesungen
Von stolzen, glückgehärteten Menschen.
Aber des Nachts
Am Himmel wandelt Luna,
Die arme Mutter
Mit ihren verwaisten Sternenkindern,
Und sie glänzt in stiller Wehmuth,
Und liebende Mädchen und sanfte Dichter
Weihen ihr Thränen und Lieder.

Die weiche Luna! Weiblich gesinnt,
Liebt sie noch immer den schönen Gemahl,
Gegen Abend, zitternd und bleich,
Lauscht sie hervor aus leichtem Gewölk,
Und schaut nach dem Scheidenden, schmerzlich,
Und möchte ihm ängstlich rufen: „Komm!
Komm! die Kinder verlangen nach dir —"
Aber der trotzige Sonnengott,
Bei dem Anblick der Gattin erglüht er
In doppeltem Purpur,
Vor Zorn und Schmerz,
Und unerbittlich eilt er hinab
In sein fluthenkaltes Wittwerbett.

* * *

Böse, zischelnde Zungen
Brachten also Schmerz und Verderben
Selbst über ewige Götter.
Und die armen Götter, oben am Himmel
Wandeln sie, qualvoll,

Treſtlos unendliche Bahnen,
Und können nicht ſterben,
Und ſchleppen mit ſich
Ihr ſtrahlendes Elend.
Ich aber, der Menſch,
Der niedriggepflanzte, der Tod-beglückte,
Ich klage nicht länger.

H. Heine.

Der Blumen Rache.

Auf des Lagers weichem Kiſſen
Ruht die Jungfrau, ſchlafbefangen,
Tiefgeſenkt die braune Wimper,
Purpur auf den heißen Wangen.

Schimmernd auf dem Binſenſtuhle
Steht der Kelch, der reich geſchmückte,
Und im Kelche prangen Blumen,
Duft'ge, bunte, friſchgepflückte.

Brütend hat ſich dumpfe Schwüle
Durch das Kämmerlein ergoſſen,
Denn der Sommer ſcheucht die Kühle
Und die Fenſter ſind verſchloſſen.

Stille rings und tiefes Schweigen!
Plötzlich, horch! ein leiſes Flüſtern!
In den Blumen, in den Zweigen
Lispelt es und rauſcht es lüſtern.

Aus den Blüthenkelchen ſchweben
Geiſtergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen ſie und Schilde.

Aus dem Purpurſchooß der Roſe
Hebt ſich eine ſchlanke Frau;
Ihre Locken flattern loſe,
Perlen blitzen drin, wie Thau.

Aus dem Helm des Eiſenhutes
Mit dem dunkelgrünen Laube
Tritt ein Ritter kecken Muthes;
Schwert erglänzt und Pickelhaube.

Auf der Haube nickt die Feder
Von dem ſilbergrauen Reiher.
Aus der Lilie ſchwankt ein Mädchen;
Dünn, wie Spinnweb', iſt ihr Schleier.

Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger ſtolz gezogen;
Licht auf ſeinem grünen Turban
Glüht des Halbmonds goldner Bogen.

Prangend aus der Kaiſerkrone
Schreitet kühn ein Scepterträger;
Aus der blauen Iris folgen
Schwertbewaffnet ſeine Jäger.

Aus den Blättern der Narziſſe
Schwebt ein Knab' mit düſtern Blicken,
Tritt ans Bett, um heiße Küſſe
Auf des Mädchens Mund zu drücken.

Doch ums Lager drehn und ſchwingen
Sich die andern wild im Kreiſe;
Drehn und ſchwingen ſich, und ſingen
Der Entſchlafnen dieſe Weiſe:

„Mädchen, Mädchen! von der Erde
Haſt du grauſam uns geriſſen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, ſterben müſſen!

O, wie ruhten wir ſo ſelig
An der Erde Mutterbrüſten,
Wo, durch grüne Wipfel brechend,
Sonnenſtrahlen heiß uns küßten;

Wo uns Lenzesluft kühlten,
Unſre ſchwanken Stengel beugend;
Wo wir Nachts als Elfen ſpielten,
Unſerm Blätterhaus entſteigend.

Hell umfloß uns Thau und Regen;
Jetzt umfließt uns trübe Lache;
Wir verblühn, doch eh' wir ſterben,
Mädchen! trifft dich unſre Rache!“

Der Geſang verſtummt; ſie neigen
Sich zu der Entſchlafnen nieder.
Mit dem alten dumpfen Schweigen
Kehrt das leiſe Flüſtern wieder.

Welch ein Rauſchen, welch ein Raunen!
Wie des Mädchens Wangen glühen!
Wie die Geiſter es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen! —

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Schemen weichen.
Auf des Lagers Kiſſen ſchlummert
Kalt die lieblichſte der Leichen.

Eine welke Blume ſelber,
Noch die Wange ſanft gerötbet,
Ruht ſie bei den welken Schweſtern,
Deren Geiſter ſie getödtet.

Freiligrath.

Elfenwirthſchaft.

„Wo ſind ſie nur alle hingekommen,
Die Blumenglöcklein von zuletzt?“ —
Das Elfenvolk hat ſie mitgenommen
Und ſie als Helme ſich aufgeſetzt.

„Doch wo ſind die Hälmlein, möcht' ich wiſſen,
Die auf der Wieſe ſchwenkten frei?“ —
Das Elfenvolk hat ſie ausgeriſſen
Als Schwerter und Lanzen zum Feſtturnei.

„Wohin ſind alle die Bienen gegangen,
Die luſtig flogen und ſangten Duft?“ —
Das Elfenvolk hat ſie eingefangen
Und reitet turnierend durch die Luft.

„Wo aber blieb die ſchöne Roſe,
Die glühend mit tauſend Blättern ſtand,
Mit goldner Krone tief im Schooße,
Mit hellem Thau gefüllt zum Rand?“ —

Den Thau wird das Elfenvolk wohl trinken,
Trinkſchaalen müſſen die Blätter ſein.
Auf Elfenkönigs Stirn wird blinken
Die Roſenkrone mit goldigem Schein.

„Doch ſag'! was iſt's mit den Schmetterlingen?“ —
Die ſtarben der Roſe nach aus Schmerz.
Die Elfen nahmen die bunten Schwingen
Zum Putz für die Damen bei Tanz und Scherz.

„Wo aber blieben denn die Grillen,
Die ringsum zirpten mit luſtigem Schall?“ —
Die müſſen den Elfen zirpen und ſchrillen
Als Muſikanten beim feſtlichen Ball.

„Ach, auch die schönen Lilien schwanden,
Die hier geblüht in stiller Pracht!“ —
Die Elfen schleppten sich fast zu Schanden,
Bis sie sie endlich hinweggebracht.

Nun stehn sie als Säulen stolz und mächtig
Als Zier des Saales beim Elfenball,
Und auf den Blüthenkronen prächtig
Ruhet die Wölbung von lichtem Krystall.

Doch komm nach Haus! es dunkelt im Thale,
Heut leuchtet uns nicht der Würmlein Schein;
Die schweben als Lichter im Elfensaale,
Wetteifernd mit schimmerndem Edelgestein.

Nun freu'n sich die Elfen deß, was sie genommen;
Hörst du sie nicht jubeln im tiefen Haus?
Doch wenn der Frühling wiedergekommen,
Dann geben sie Alles wieder heraus.

Sallet.

Die verlassene Mühle.

Das Wasser rauscht zum Wald hinein,
Es rauscht im Wald so kühle;
Wie mag ich wohl gekommen sein
Vor die verlass'ne Mühle?

Die Räder ſtille, morſch, bemooſt,
Die ſonſt ſo fröhlich herumgetoſt.
Dach, Gäng' und Fenſter alle
Im drohenden Verfalle.

Allein bei Sonnenuntergang
Da kniſterten die Aeſte,
Da ſchlichen ſich den Bach entlang
Gar ſonderbare Gäſte,
Viel Männlein grau, von Zwergenart,
Mit dickem Kopf und langem Bart,
Sie ſchleppten Müllerſäcke
Daher aus Buſch und Hecke.

Und alſobald im Müllerhaus
Beginnt ein reges Leben,
Die Räder drehen ſich im Saus,
Das Glöcklein ſchellt daneben:
Die Männlein laufen ein und aus,
Mit Sack hinein und Sack heraus,
Und jeder von den Kleinen
Scheint nur ein Sack mit Beinen.

Und immer toller ſchwärmten ſie
Wie Bienen um die Zellen,
Und immer toller lärmten ſie
Durch das Getoſ der Wellen:
Mit wilder Haſt das Glöcklein ſcholl,
Bis alle Säcke waren voll,
Und klar am Himmel oben
Der Vollmond ſich erhoben.

Da öffnet sich ein Fensterlein,
Das einzige noch ganze,
Ein schönes bleiches Mägdelein
Zeigt sich im Mondesglanze,
Und ruft vernehmlich durch's Gebraus
Mit süßer Stimme Klang hinaus:
„Nun habt ihr doch, ihr Leute,
Genug des Mehls für heute!"

Da neigt das ganze Lumpenpack
Sich vor dem holden Bildniß,
Und jeder sitzt auf seinem Sack
Und reitet in die Wildniß.
Schön Müllerin schließt's Fenster zu,
Und Alles liegt in guter Ruh',
Des Morgens Nebel haben
Die Mühle ganz begraben.

Und als ich kam am andern Tag
In trüber Ahnung Schauern,
Die Mühle ganz zerfallen lag
Bis auf die letzten Mauern;
Das Wasser rauschet neben mir hin,
Es weiß wohl was ich fühle,
Und nimmermehr will aus dem Sinn
Mir die zerfall'ne Mühle.

Schnezler.

Der Klopfer.

O du neugierig Fräulein du,
Den Kobold willſt du ſehn!? —
Die Neugier läßt ihr keine Ruh,
Er muß von hinnen gehn! —

Da war er fort von unſerm Schloß,
Den man den Klopfer hieß;
Die Mädchen all' es ſehr verdroß,
Daß er das Schloß verließ.

Rein ward der Flur, indem man ſchlief,
Man ſah nicht wie's geſchah!
Fehlt' Einem was und Eines rief:
„Hol's, Klopfer!" — Klapp, war's da!

Eh man den Brunnen noch erreicht —
Schwapp! — war der Krug gefüllt,
Und hübſchen Mädchen doch ſo leicht,
Als ob ihn Jemand hielt.

Wenn einen Groſchen man verlor
Und Klopferchen war nah:
„Geh, Klopfer, hol' den Groſchen vor!" —
Klapp! — Lag der Groſchen da!

War man beſchneit, ſo rief man: „Oh!
Komm, Klopfer, klopf' mich ab!"
Wie war klein Klopferchen da froh
Und klopfte auf und ab!

Gar fein klopft' er die Pelzlein aus
Und putzte Mädchenschuh:
In Küch' und Keller, im ganzen Haus
Half er ohne Raſt und Ruh.

Und Erbſen leſen konnt' er flink!
Schirr, pirr! — war Alles rein:
Beim Rübchenſchaben ging: herblink!
Schibb, ſchibb, ſein Meſſerlein.

Wie fein ſchnitt er die Bohnen und
Die Gurken zum Salat:
Die Klöschen macht er niedlich rund,
Auch briet er delikat!

Mit Tellern klappern war ſein Spaß,
Er wuſch ſie — ach, ſo rein!
Kryſtallhell putzt' er jedes Glas
Und ſtellt es auf — ſo fein!

Recht wie ein Mäuslein kam er an
Und klapperte mit was — — —
„Du wieg' das Kindlein," ſprach man dann:
„Und hol mir dies und das!" —

Ach, in das gnäd'ge Fräulein gar
Schien er verliebt zu ſein,
Und ließ ſich placken immerdar
Mit tauſend Plackerein!

Er ſah ihr an den Augen ab,
Worauf ihr Wunſch geſtellt: —
Sie hetzte ihn Trepp' auf Trepp' ab
Und durch die ganze Welt!

Sie ſprach: „Da trag' das Brieflein fort
Und bring die Antwort mir:" —
Da klapperte Klopfer fort von dort:
Huſch! — war die Antwort hier.

„Wo mag mein Fingerhütchen ſein?" —
Tapp! lag es auf dem Tiſch. —
„Mein Seſſel iſt von Staub nicht rein" —
Huſch! — fegt' ein Federwiſch.

„Wer fädelt mir die Nadel ein?"
Zipp! — ſaß der Faden drin. —
„Die Kerze giebt ſo matten Schein" —
Putz! — flog die Schnuppe hin! —

„Mich drückt der Schuh! — Pantoffel her!"
Schurr, ſchurr, da ſtanden ſie!
„Ach wüßt' ich, wo die Hitſche wär'?"
Ruckruck, da bracht' er die.

„Ach, wär' der Junker hier, vom Stein!" —
Der Klopfer klapſt hinaus:
Da guckt der Junker ſchon herein,
Mit einem Blumenſtrauß.

Oft sagte: „lieber Klopfer," sie:
„Reich' mir dein Händlein dar:" —
Sie sah's nicht, doch sie fühlte, wie
Es weich wie Seide war.

Da hielt sie ihn, wollt' endlich dann
Ihn seh'n leibhaftiglich;
Doch Klopfer fing zu blitzen an
Und hub von dannen sich.

— Wenn nur kein Unheil d'raus entsteht,
Daß er im Zorne ging:
Denn wo ein Geist im Zorne geht,
Ist's ein gefährlich Ding!

Kopisch.

Der gestrichene Scheffel.

„O weh, o weh, ich armer Mann!
Ich hab' kein Geld, was fang ich an?
Und kann ich's nicht erschwingen,
So mag's der Teufel bringen!" —

Da kam der Teufel, bot dem Mann
Von Gold einen ganzen Scheffel an,
Gehäuft und sprach mit Tücke:
„Gieb ihn im Jahr zurücke!

Du kriegſt das Maaß gehäufet, Mann,
Geſtrichen nehm' ich's wieder an;"" —
Er denkt: das muß verführen,
Er wird's verjubiliren!

„Gern nehm' ich's," ſprach darauf der Mann! —
Und ſchrieb am Pakt: — „Doch ſag' mir an:
Darf ich dir's dann nur eben,
Nicht eher wiedergeben?" —

„„Auch eher! ja, mein lieber Mann!"" —
„Gut, ſchön! ſo nimm es jetzo an:
Ich hab' es abgeſtrichen;
So iſt das All verglichen!" —

Noch beut der Teufel unſerm Mann
Krumm, dumm und ſtumm den Scheffel an,
Doch der ſagt friſch und heiter:
„Ich dank', ich brauch' nichts weiter!"

Seit dieſer Zeit ſieht ſeinen Mann
Der Teufel ſich viel beſſer an!
Gar raffinirt im Takte
Sind jetzt Contrakt' und Pakte.

Kopiſch.

Die Eichensaat.

Wie waren die Mönche zu Dünwald so klug!
Sie suchten in den Briefen und fanden genug;
In alter Pergamente gebräunter Schrift
Sahen sie von mancher blökenden Trift.

Sie zeigten auch dem Junker zu Schlebusch eins,
Im krausen Stile guten Klosterlateins:
Des Klosters seien, wie da geschrieben stand,
Wohl hundert Morgen von des Junkers Land.

Das begriff der schlichte, bied're Junker schwer:
Was er besessen von Urvätern her,
Worauf er gearndtet so lang und so viel,
Wie der Acker plötzlich dem Kloster verfiel.

Der Prior brachte den Handel vor Gericht:
Da wußten sich die Schöffen zu rathen nicht.
Der Schultheiß dingte so manche Tagefahrt:
Der Verwicklung wurde kein Ende gewahrt.

Zuletzt der Junker üblen Muth gewann,
Als ihm die Mönche drohten mit Acht und Bann;
Man schürt' ihm von der Kanzel die Hölle so heiß,
Er dacht': Ich will bezahlen das Lügengeschmeiß.

„Wohlan, ich biete die Hand zum Frieden dar,
Ihr ſollt beſitzen, was niemals Euer war;
Doch weil ich ungezwungen Euch Abſtand that,
So ſei mir bewilligt noch eine letzte Saat."

Da ſchmunzelten die Brüder und ſchlugen ein:
Den Vergleich verbrieften die Schöffen fein,
Ihn bekräftigten beide mit heil'gem Schwur;
Jedweder zufrieden dann nach Hauſe fuhr.

Das währte von Weihnachten bis Hagelzeit:
Da flogen die Gläub'gen noch jetzt weit und breit
Mit Kreuz und Fahne die Felder zu umgehn,
Den Himmel um Gedeihen der Saaten zu flehn.

Als ſie nun kamen an das ſtreitige Feld,
Das im Herbſt der Junker zuletzt beſtellt,
Wohl haben die Mönche neugierig hingeſchaut,
Was doch auf ihrem Acker für Frucht ſei gebaut.

„Zartgrüne Blättchen, buchtig ausgeſchweift:
Was iſt's, das der Erndte hier entgegenreift?
Es iſt nicht Korn noch Waizen — o Schmach in der That! —
Wie ſind wir betrogen — es iſt Eichelſaat.

Uns wird kein Zahn mehr ſchmerzen, wenn man mäht:
Ein Fuchs iſt der Junker, das ſehn wir jetzt zu ſpät.
Was hilft uns, zu verſchreien den häßlichen Streich?
Zu deutlich redet der unſel'ge Vergleich."

Aber luſtig wuchſen die Eichen empor,
Bald knallte dort im Grünen des Junkers Rohr,
Noch ſah er zur Lohe ſchälen manchen Schaft,
Er trank ſich noch Stärkung aus braunem Eichelſaft.

Als aber weiter ſtürmte die Zeit im Saus,
Die Wipfel ſchauten über das Kloſterhaus,
Da ſahen ſie grüne Gräber, wo längſt in Ruh
Abt und Prior ſchliefen und die Mönche dazu.

Und höher hob ſich der ſtolze Eichenforſt,
Und als die grüne Rinde verkruſtend borſt,
Da ſchüttelten die Kronen ihr herbſtlich Laub
Auf des Kloſters Mauern in Schutt und Staub.

Simrock.

Der betrogene Teufel.

Die Araber hatten ihr Feld beſtellt,
Da kam der Teufel herbei in Eil;
Er ſprach: Mir gehört die halbe Welt,
Ich will auch von eurer Ernte mein Theil.

Die Araber aber ſind Füchſe von Haus,
Sie ſprachen: die untere Hälfte ſei dein.
Der Teufel will allezeit oben hinaus;
Nein, ſprach er, es ſoll die obere ſein.

Da bauten ſie Rüben in einem Strich;
Und als es nun an die Theilung ging,
Die Araber nahmen die Wurzeln für ſich,
Der Teufel die gelben Blätter empfing.

Und als es wiederum ging ins Jahr,
Da ſprach der Teufel in hellem Zorn:
Nun will ich die untere Hälfte fürwahr!
Da bauten die Araber Weiz und Korn.

Und als es wieder zur Theilung kam,
Die Araber nahmen den Aehrenſchnitt,
Der Teufel die leeren Stoppeln nahm,
Und heizte der Hölle Ofen damit.

Friedrich Rückert.

Der Trunk aus dem Stiefel.

Da droben ſaßen ſie allzumal
Und zechten im alten Ritterſaal;
Die Fackeln glänzten herab vom Stein
Und ſchimmerten weit in die Nacht hinein.

Es ſprach der Rheingraf: „Ein Kurier
Ließ jüngſt mir dieſen Stiefel hier;
Wer ihn mit einem Zug wird leeren,
Dem ſoll Dorf Hüffelsheim gehören!“

Und lachend goß er mit eigner Hand
Voll Wein den Stiefel bis an den Rand,
Und hob ihn mitten wohl in den Kreis:
„Wohlan, Ihr Herren, Ihr kennt den Preis!“

Johann von Sponheim hielt ſich in Ruh
Und wünſchte dem Nachbar Glück dazu,
Und dieſer, Meinhart war's von Dhaun,
Zog ſcheu zuſammen die dunkeln Brau'n;

Verlegen den Bart ſich Flörsheim ſtrich,
Und Kunz von Stromberg ſchüttelte ſich,
Und ſelbſt der muthige Burgkaplan
Sah den Koloß mit Schrecken an.

Doch Boos von Waldeck rief von fern:
„Mir her das Schlückchen! Zum Wohl, Ihr Herrn!"
Und ſchwenkte den Stiefel und trank ihn leer,
Und warf ſich zurück in den Seſſel ſchwer,

Und ſprach: „Herr Rheingraf, ließ der Kurier
Nicht auch ſeinen andern Stiefel hier?
Wasmaßen in einer zweiten Wette
Auch Rörheim gerne verdienet hätte."

Deß lachten ſie Alle und prieſen den Boos,
Und ſchätzten ihn glücklich als bodenlos;
Doch Hüffelsheim mit Maus und Mann
Gehörte dem Ritter Boos fortan.

Pfarrius.

Familienfest.

Der Vater ging auf die Jagd in den Wald;
Ein gutes Wild erſah er ſich bald.

Er legt wohl an, er drückte los,
Der Sperling fiel auf das weiche Moos.

Die Brüder luden zu Schlitten den Fang,
Und ſchleiften ihn heim, und jubelten lang.

Die Töchter ſchnell das Feuer geſchürt,
Sie rupften und ſengten ihn, wie ſich's gebührt.

Die Mutter briet und ſchmort' ihn gleich,
Der Braten war köſtlich und ſchmackhaft und weich.

Geſchäftig trugen die Schweſtern ihn auf;
Es kamen die fröhlichen Gäſte zu Hauf.

Sie ſetzten zu Tiſch ſich und ſaßen feſt,
Und thaten ſich gütlich beim weidlichen Feſt.

Sie ſchmauſten den Sperling in guter Ruh,
Und tranken drei Fäſſer des Bieres dazu.

v. Chamiſſo.

Vom Schneiderlein.

Ein Schneiderlein zog in die Fremd:
Frau Mutter, nur ein einzig Hemd;
Ich bin ein schmächtig Schneiderlein,
Zwei Hemden wollen getragen sein.
Herzliebster Sohn, mein einzig Kind,
Du bist ja leichter als der Wind,
Mach ich Dir nicht Dein Ränzel schwer,
Seh ich Dich nun und nimmermehr.
Und kommt ein Wind, lieb Mütterlein,
So kehr ich in ein Wirthshaus ein.
Da pack ich ein ein Dreierbrot,
Frau Mutter, hab Sie keine Noth.
Mein guter Sohn, vorherbedacht
Hat keinen noch in Leid gebracht:
Ich pack Dir ein zwei Hemdelein,
Es möcht kein Wirthshaus nahe sein.
Des Schneiders Seele ward gerührt,
Herzmutter ihm das Ränzel schnürt,
Früh Morgens zog er in die Fremd,
Im Ranzen schleppt er zweeen Hemd.
Er zog umher acht viertel Stund,
Bis daß er nicht mehr laufen kunnt,
Fünf Fuß vom ersten Meilenstein
Verschied das arme Schneiderlein.

Julius Vercht.

Storchenbotschaft.

Des Schäfers sein Haus und das steht auf zwei Rad
Steht hoch auf der Haiden, so frühe, wie spat.
Und wenn nur ein Mancher so'n Nachtquartier hätt'!
Ein Schäfer tauscht nicht mit dem König sein Bett.

Und käm' ihm zur Nacht auch was Seltsames vor,
Er betet sein Sprüchel und legt sich auf's Ohr,
Ein Geistlein, ein Herlein, so luftige Wicht',
Sie klopfen ihm wohl, doch er antwortet nicht.

Einmal doch, da ward es ihm wirklich zu bunt,
Es knovert am Laden, es winselt der Hund,
Nun ziehet mein Schäfer den Riegel — ei schau!
Da stehen zwei Störche, der Mann und die Frau.

Das Pärchen, es machet ein schön Kompliment,
Es möchte gern reden, ach, wenn es nur könnt'!
Was will mir das Zifer? ist so was erhört?
Doch ist mir wohl fröhliche Botschaft beschcert.

Ihr seid wohl dahinten zu Hause am Rhein?
Ihr habt wohl mein Mädel gebissen ins Bein?
Nun weinet das Kind und die Mutter noch mehr,
Sie wünschet den Herzallerliebsten sich her?

Und wünschet daneben die Taufe bestellt:
Ein Lämmlein, ein Würstlein, ein Beutelein Geld? —
So sagt nur, ich käm' in zwei Tag oder drei,
Und grüßt mir mein Bübel und rührt ihm den Brei!

Doch halt! warum ſtellt ihr zu Zweeen euch ein?
Es werden doch, hoff' ich, nicht Zwillinge ſein? —
Da klappern die Störche im luſtigſten Ton,
Sie nicken und knixen und fliegen davon.

E. Mörike.

Am Fenſter.

Sitzt die Mutter mit der ſchönen Tochter
An dem Fenſter in der Abendkühle,
Geht ein junger Wandersmann vorüber,
Blickt verſtohlen nach dem hohen Fenſter
Und ſein Auge trifft ein andres Auge,
Und wie Purpur glühen ſeine Wangen,
Und ein Zauber hemmet ſeinen Schritt.
Und zur Mutter ſpricht die Tochter haſtig:
„Wie ſo ſchwül doch iſt es noch im Zimmer!“
Und ſie eilet nach dem nächſten Fenſter,
Wo auf reich geſchmücktem Blumenbrette
Eine duftge Roſe ſich erſchloſſen.
Und ſie öffnet mit Geräuſch das Fenſter,
Beugt ſich weit hinaus und ruft erſchrocken:
„Mütterlein, ach wirſt du mir nicht zürnen?
Meine Roſe, meine ſchöne Roſe,
Die du mir am Namenstage ſchenkteſt
Und die heut ſo lieblich ſich erſchloſſen,
Hab ich Ungeſchickte abgebrochen.
Wäre ſie nur nicht hinabgefallen.
Blühte ſie mir lange noch im Glaſe;

Aber ſieh, dort hat ſie ſchon ein Fremder
Eilig von der Straße aufgehoben
Und mit ihr den Wanderhut geſchmückt."
Und ſie küßt die Hand der Mutter ſchmeichelnd,
Und es ruht der Mutter Auge ſelig
Auf dem ſchönen Kind und tröſtend ſpricht ſie:
„Sollt' ich wegen einer Roſe zürnen?
Mag der Wanderer ſich ihrer freuen,
Der vielleicht, der lieben Heimath denkend,
In der Roſe, die ein wildes Mädchen
Wider Willen ihm hinabgeſendet,
Einen Gruß ſieht, den ſein theures Liebchen
Nach ihm ausgeſandt in ferne Lande.
Wie! noch immer glühen deine Wangen?
Und nun Thränen gar noch in dem Auge?
Ei ſo tröſte dich doch nur, mein Kindchen!
Morgen ſchenk ich dir ein andres Röschen,
Viel noch ſah ich bei dem Gärtner ſtehen."
Und die Tochter birgt ihr weinend Antlitz
An der Mutter liebevollem Buſen,
Und die Mutter kann es nicht begreifen,
Daß ihr wildes, ausgelaſſ'nes Mädchen
Eines abgeknickten Rösleins willen
Gar ſo ſtill und traurig iſt.

Julius Sturm.

An meinem Geburtstage.

(1855.)

Ein für allemal verbeten,
Selbſt bei meinen beſten Freunden,
Hatt' ich's mir ſeit manchen Jahren
Und noch heuer ganz auf's Neue,
Daß an meinem Wiegenfeſte
Irgendwer ſich Mühe gäbe,
Irgendwie mich dran zu mahnen.

Mögen's Andre Narrheit nennen
Oder Sonderling mich ſchelten —
Wem erſt ſeine zweiundfünfzig
Sommer hinterm Rücken liegen,
Der entwöhnt ſich nachgerade,
Sich als Wiegenkind zu denken.

Vollends wer durch ſolche Friſt ſich
Mittelmäßig durchgeſtümpert,
Eben nur des Alltagsruhmes
Habhaft, nicht der Guten Einen,
Nur der Schlechten Keinen ſich zu
Wiſſen, — fragen mag der füglich,
Was da Feſtliches dabei ſei,
Daß er 'rumläuft hier auf Erden?

Item heute voll Behagen,
Daß die Gratulanten meiner
Wünſche liebſten mir erfüllten,

Mich mit mir allein zu laſſen,
Heim von einem Gange kehrend
Tret' ich arglos in mein Zimmer.

Und auf meinem Tiſch — der erſte
Blick fällt dorthin unwillkürlich —
Seh' ich eine Blume ſtehen,
Die ſich heimlich eingeſchlichen,
Um mir ſtill zu gratuliren!
Runzeln wollt' ich ſchon die Stirne
Und mit des Verdruſſes ſchnödem
Dank der Grüßenden begegnen.

Doch wie ſie ſo lächelnd blühte,
Duftend ſchwieg und harmlos blickte,
Nichts von meiner Laune ahnend,
— Wie Bekehrung überkam's mich,
Sauber trug ich ſie an's Fenſter,
Tränkte ſorglich ſie mit Waſſer,
Und zu ihrem Freunde hatte
Schlau die Freundin mich verwandelt.

Lachend ſprach ich zu mir ſelber
Und gerührt zugleich: Von allen
Grillen doch die lächerlichſte
Iſt es und die unfruchtbarſte,
Sich der Lieb' erwehren wollen!

W. v. Merckel.

Die Bilderbibel.

Du Freund aus Kindertagen,
Du brauner Foliant,
Oft für mich aufgeschlagen
Von meiner Lieben Hand;
Du, dessen Bildergaben
Mich Schauenden ergötzten,
Den spielvergeßnen Knaben
Nach Morgenland versetzten:

Du schobst für mich die Riegel
Von ferner Zone Pforten,
Ein kleiner, reiner Spiegel
Von dem, was funkelt dorten!
Dir Dank! Durch dich begrüßte
Mein Aug' eine fremde Welt.
Sah Palm', Kameel und Wüste,
Und Hirt und Hirtenzelt.

Du brachtest sie mir näher,
Die Weisen und die Helden,
Wovon begeisterte Seher
Im Buch der Bücher melden;
Die Mädchen, schön und bräutlich,
Wo ihre Worte schildern,
Ich sah sie alle deutlich
In deinen feinen Bildern.

Der Patriarchen Leben,
Die Einfalt ihrer Sitte,
Wie Engel sie umschweben
Auf jedem ihrer Schritte;

Ihr Ziehn und Heerdentränken,
Das hab' ich oft gesehn,
Konnt' ich mit stillem Denken
Vor deinen Blättern stehn.

Mir ist, als lägst du prangend
Dort auf dem Stuhle wieder,
Als beugt' ich mich verlangend
Zu deinen Bildern nieder;
Als stände, was vor Jahren
Mein Auge staunend sah,
In frischen, wunderbaren,
Erneuten Farben da!

Als säh' ich in grotesken,
Verworrenen Gestalten
Auf's Neue die Moresken,
Die bunten, mannigfalten,
Die jedes Bild umfaßten,
Bald Blumen, bald Gezweig,
Und zu dem Bilde paßten,
An sinniger Deutung reich;

Als trät' ich, wie vor Zeiten,
Zur Mutter bittend hin,
Daß sie mir sollte deuten
Jedweden Bildes Sinn.
Als lehrte zu jedem Bilde
Sie Sprüche mich und Lieder,
Als schaute sanft und milde
Der Vater auf uns nieder.

O Zeit, du biſt vergangen!
Ein Mährchen ſcheinſt du mir!
Der Bilderbibel Prangen,
Das gläub'ge Aug' dafür,
Die theuren Eltern beide,
Der ſtillzufriedne Sinn,
Der Kindheit Luſt und Freude —
Alles dahin, dahin!

Freiligrath.

Der Müllergeſell.

Ich hab' in dieſer Mühle gedienet ſchon als Kind,
Die Tage meiner Jugend mir hier entſchwunden ſind;
Wie war des Müllers Tochter ſo herzig und ſo traut,
Wie hat man zu den Augen ihr in das Herz geſchaut.

Sie ſetzte ſich vertraulich am Abend oft zu mir,
Wir ſprachen viel zuſammen und Alles ſagt' ich ihr;
Sie theilte meinen Kummer und theilte meine Luſt —
Das Eine nur verſchwieg ich, die Lieb' in meiner Bruſt.

Das hätte ſie geſehen, wenn ſelber ſie geliebt.
Iſt's denn das Wort, das arme, das die Verſtänd'gung giebt?
Ich ſprach zu meinem Herzen: Laß fahren und ſei ſtill!
Für dich, du armer Burſche, ſich's doch nicht ſchicken will.

Und wie ich ſtill mich härmte, da ſprach ſie liebereich:
„Wie haſt du dich verändert, wie biſt du worden bleich?
Mußt wieder fröhlich werden! Mir iſt um dich ſo bang!"
So kam's, daß ich aus Liebe die Liebe ſelbſt bezwang.

Sie kam mir nachgeſprungen einſt bei der Felſenwand,
Ihr Auge ſtrahlte heller, ſie faßte meine Hand:
„Nun mußt du Glück mir wünſchen, du grüßeſt eine Braut,
Und du, du biſt der Erſte, dem ich mein Glück vertraut."

Wie ich die Hand ihr küßte, verbarg ich mein Geſicht,
Es floſſen meine Thränen und reden konnt' ich nicht;
Es ward mir, als verſchlänge vor mir zur ſelb'gen Stund'
Mein Denken und mein Hoffen der Erde tiefſter Grund.

Am Abend war Verlobung, wobei ich ſelber war;
Ich ſaß am Ehrenplatze vor dem beglückten Paar;
Man ließ die Gläſer klingen und ſtimmte Lieder an;
Ich mußte fröhlich ſcheinen, da ſie mich Alle ſahn.

Es ging am andern Morgen mir in dem Kopf herum,
Inmitten ihrer Freude war ich verwirrt und ſtumm.
Was fehlte mir? Nur Eines! Es war ſo wunderſam;
Sie liebten ja mich Alle, ſie ſelbſt, ihr Bräutigam.

Sie trugen mich auf Händen, und wußten nicht mein Weh. —
Wie ſie einander liebten und koſ'ten, daß ich's ſeh',
Kam mir die Luſt zu wandern weit in die Welt hinein.
Ich ſchnürte gleich mein Bündel: Geſchieden mußt' es ſein.

Ich bat: Laßt jetzt mich ſehen die Welt und ihre Luſt;
Ich meinte nur: Vergeſſen die Welt in meiner Bruſt.
Sie ſah mich an und ſagte: O Gott! was fällt dir ein?
Wir lieben dich ſo herzlich; wo kannſt du beſſer ſein?

Da ſtürzten meine Thränen. Dies Mal war's guter Brauch;
Man weint ja, wenn man ſcheidet: Sie ſagt' es ſelber auch.
Sie haben mich geleitet, als ich mich fortgemacht, —
Sie haben krank zum Sterben mich wieder heimgebracht.

Sie pflegen in der Mühle mich gar mit Zärtlichkeit,
Sie kommt mit ihrem Liebſten zu mir zu aller Zeit;
Im Juli wird die Hochzeit, ſie aber wollen's ſo:
Ich ſoll mit ihnen ziehen und werden wieder froh.

Ich höre ſtumm dem Brauſen des Waſſerrades zu,
Und denke: Tief da unten, da fänd' ich erſt die Ruh!
Dann wär' ich ohne Schmerzen und ledig aller Pein!
Das wollen ja die Beiden: Ich ſoll zufrieden ſein.

v. Chamiſſo.

Jungfrau Lorenz.

(Langermündeſche Sage.)

„Guten Morgen, du Sonntagsglocken-Schall!
Guten Morgen, ihr meine Blümlein all!
Wie tragt ihr ſo blitzender Perlen Zier:
Wie neigt ihr euch grüßend herüber zu mir!

„Ich will mir winden einen ſchönen Kranz, —
Nicht für mein Haupt und nicht für den Tanz:
Für das arme leidende Gottesbild,
Dem das Blut hervor aus den Dornen quillt.

„Doch die Blumen im Garten ſind viel zu bunt,
Die Chriſtusſtirne, die iſt ja wund;
Ich will hinab auf die Wieſe gehn,
Wo ſtillere, kühlere Blümlein ſtehn.

„Und drüben, da zieht sich der duftige Wald, —
Wie der Amsel Flöten so lockend erschallt!
Waldblumen, sie tragen seltsamlich
Gar heilende, lindernde Kraft in sich.

„Wie ist es im Walde so heimlich und still!
Horch, horch, was der Specht nur, der klopfende, will?
Eichkätzlein, ei, wie hüpft ihr so flink?
Was schaust mich an, du listiger Fink?“

So wandelt das Mägdlein durch den Wald
Und pflückt sich Blumen mannigfalt:
Doch als der Kranz nun fertig ist,
Da hat sie des Weges Zeichen vermißt.

„Ach Thörin ich! und sollt' ich zu frät
Zur Kirche nun kommen und zum Gebet?“
Zur Linken eilt sie, zur Rechten bald,
Doch dichter und dichter nur wird der Wald.

Es schwinden die Stunden in flüchtigem Lauf,
Es zieht der Mittag drückend herauf;
Verstummt ist der Vöglein muntres Spiel,
Und unter den Kiefern, da weht es so schwül.

„Ach Vater, und rufst du dein Töchterlein?
Ich werde zu Tische nicht bei dir sein!
Ach Mutter, und sendest du Boten hinaus?
Sie werden mich finden in keinem Haus!“

Sie läßt sich nieder zur kurzen Rast,
Sie springt empor in erneuter Hast,
Sie eilet zur Linken, zur Rechten bald,
Doch dichter und dichter nur wird der Wald.

Es ſchwinden die Stunden in flüchtigem Lauf,
Es zieht der Abend, die Nacht herauf,
Dem Schrei der Eulen lauſchet ihr Ohr,
Irrlichtlein tanzen über dem Moor.

Da verſagt ihr der Athem, da wankt ihr Knie,
Da ſinkt ohnmächtig zu Boden ſie:
„Und muß es hier geſtorben ſein,
Herr Jeſu Chriſt, erbarm dich mein!“

Doch wie die Sinne ihr vergehn,
Iſt weiter ihr kein Leid geſchehn;
Ich glaub', es hat die ganze Nacht
Ein Engel über ihr gewacht. —

Es kam geflogen der Morgenwind:
Ihr Schläfer alle, wacht auf geſchwind!
Da ſchüttelten ſich Baum und Aeſt',
Da ſchwangen die Vögel ſich aus dem Neſt.

Und als das Mägdlein mit erwacht,
Was iſt's, daß ſie ſo fröhlich lacht?
Ein Hirſchlein, ſieh! das unerſchreckt
Liebkoſend ihr die Hände leckt.

Und ſeine Füße beugt es dann,
Und blickt ſie klugen Auges an;
„O ſprich, wer dich geſendet hat!
O ſprich, und führſt du mich zur Stadt?“

Sie ſchwingt ſich friſchen Muths hinauf,
Das Hirſchlein ſchickt ſich an zum Lauf;
Und noch war's eine Stunde nicht,
Da ward der finſtre Wald ſo licht.

Und nun lag frei die Stadt davor,
Nun ritt sie ein durch's alte Thor,
Nun ging's die Gassen ab und auf,
Zur Kirche noch in schnellem Lauf.

Da schwingt sie nieder sich zur Stund',
Lobpreisend Gott mit Herz und Mund;
Und mit den Blumen, die sie gepflückt,
Hat sie des Heilands Bild geschmückt. —

Franz Kugler.

Die alte Waschfrau.

Du siehst geschäftig bei dem Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß
Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen,
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt,
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Muth,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt
Entließ sie segnend ihre Lieben,
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Muth geblieben.

Sie hat gespart und hat gesonnen
Und Flachs gekauft und Nachts gewacht,
Den Flachs zu seinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Scheere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr erfrorter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen,
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;

Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

v. Chamisso.

Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind,
In dumpfer Stube beisammen sind,
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Thal und Höh'n,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir Alle fröhlich Gelag,
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheint die Sonne wie Gold!"
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter ſpricht: „Morgen iſt's Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag,
Sie kochet das Mahl, ſie ſpinnet das Kleid,
Das Leben iſt Sorg' und viel Arbeit;
Wohl dem, der that, was er ſollt'!“ —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne ſpricht: „Morgen iſt's Feiertag,
Am liebſten morgen ich ſterben mag:
Ich kann nicht ſingen und ſcherzen mehr,
Ich kann nicht ſorgen und ſchaffen ſchwer,
Was thu' ich noch auf der Welt?“
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, ſie ſehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht:
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl miteinander getroffen ſind,
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen iſt's Feiertag.

Schwab.

Die Mähderin.

„Guten Morgen, Marie! ſo frühe ſchon rüſtig und rege?
Dich, treuſte der Mägde, dich machet die Liebe nicht träge.

Ja! mähst du die Wiese mir ab von jetzt in drei Tagen,
Nicht dürft' ich den Sohn dir, den einzigen, länger versagen."

Der Pächter, der stattlich begüterte, hat es gesprochen,
Marie, wie fühlt' sie den liebenden Busen sich pochen!
Ein neues, ein kräftiges Leben durchdringt ihr die Glieder,
Wie schwingt sie die Sense, wie streckt sie die Mahden danieder!

Der Mittag glühet, die Mähder des Feldes ermatten,
Sie suchen zur Labe den Quell und zum Schlummer den Schatten.
Noch schaffen im heißen Gefilde die summenden Bienen,
Marie, sie ruht nicht, sie schafft in die Wette mit ihnen.

Die Sonne versinkt, es ertönet das Abendgeläute,
Wohl rufen die Nachbarn: „Marie, genug ist's für heute!"
Wohl ziehen die Mähder, der Hirt und die Heerde von hinnen,
Marie, sie dengelt die Sense zu neuem Beginnen.

Schon sinket der Thau, schon erglänzen der Mond und die Sterne,
Es duften die Mahden, die Nachtigall schlägt aus der Ferne.

Marie verlangt nicht zu raſten, verlangt nicht zu lauſchen,
Stets läßt ſie die Senſe, die kräftig geſchwungene, rauſchen.

So fürder von Abend zu Morgen, von Morgen zu Abend,
Mit Liebe ſich nährend, mit ſeliger Hoffnung ſich labend;
Zum drittenmal hebt ſich die Sonne, da iſt es geſchehen,
Dort ſeht ihr Marien, die wonniglich weinende, ſtehen.

„Guten Morgen, Marie! Was ſeh' ich! O fleißige Hände!
Gemäht iſt die Wieſe! Das lohn' ich mit reichlicher Spende;
Allein mit der Heirath — — Du nahmeſt im Ernſte mein Scherzen,
Leichtgläubig, man ſieht es, und thöricht ſind liebende Herzen.“

Er ſpricht es und gehet des Wegs, doch der armen Marie
Erſtarret das Herz, ihr brechen die bebenden Kniee,
Die Sprache verloren, Gefühl und Beſinnung geſchwunden,
So wird ſie, die Mähderin, dort in den Mahden gefunden.

So lebt ſie noch Jahre, ſo ſtummer, erſtorbener Weiſe,
Und Honig, ein Tropfen, das iſt ihr die einzige Speiſe.
O haltet ein Grab ihr bereit auf der blühendſten Wieſe!
So liebende Mähderin gab es doch nimmer, wie dieſe.

Uhland.

Die Löwenbraut.

Mit der Myrthe geſchmückt und dem Brautgeſchmeid,
Des Wärters Tochter, die roſige Maid,
Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
Der Herrin zu Füßen, vor der er ſich ſchmiegt.

Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
Schaut fromm und verſtändig zur Herrin empor;
Die Jungfrau, zart und wonnereich,
Liebſtreichelt ihn ſanft und weinet zugleich:

„Wir waren in Tagen, die nicht mehr ſind,
Gar treue Geſpielen wie Kind und Kind,
Und hatten uns lieb, und hatten uns gern;
Die Tage der Kindheit, ſie liegen uns fern.

„Du ſchütteltest machtvoll, eh' wir's geglaubt,
Dein mähnenumwogtes, königlich Haupt;
Ich wuchs heran, du ſiehſt es, ich bin
Das Kind nicht mehr mit kindiſchem Sinn.

„O wär' ich das Kind noch und bliebe bei dir,
Mein ſtarkes, getreues, mein redliches Thier;
Ich aber muß folgen, ſie thaten's mir an,
Hinaus in die Fremde dem fremden Mann.

„Es fiel ihm ein, daß ſchön ich ſei,
Ich wurde gefreiet, es iſt nun vorbei;
Der Kranz im Haare, mein guter Geſell,
Und nicht, vor Thränen, die Blicke mehr hell.

„Verſtehſt du mich ganz? Schau'ſt grimmig dazu;
Ich bin ja gefaßt, ſei ruhig auch du;
Dort ſeh ich ihn kommen, dem folgen ich muß,
So geb' ich denn, Freund, dir den letzten Kuß!"

Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
Da hat man den Zwinger erzittern geſpürt;
Und wie er am Gitter den Jüngling erſchaut,
Erfaßt Entſetzen die bangende Braut.

Er ſtellt an die Thür ſich des Zwingers zur Wacht,
Er ſchwinget den Schweif, er brüllet mit Macht;
Sie — flehend, gebietend und drohend begehrt
Hinaus; er im Zorn den Ausgang wehrt.

Und draußen erhebt ſich verworren Geſchrei,
Der Jüngling ruft: „Bringt Waffen herbei;
Ich ſchieß' ihn nieder, ich treff' ihn gut!"
Auf brüllt der Gereizte, ſchäumend vor Wuth.

Die Unſel'ge wagt's, ſich der Thüre zu nah'n,
Da fällt er verwandelt die Herrin an;
Die ſchöne Geſtalt, ein gräßlicher Raub,
Liegt blutig, zerriſſen, entſtellt in dem Staub.

Und wie er vergessen das theure Blut,
Er legt sich zur Leiche mit finsterem Muth,
Er liegt so versunken in Trauer und Schmerz,
Bis tödtlich die Kugel ihn trifft in das Herz.

v. Chamisso.

Löwenritt.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sycomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karroe,
Wenn im Busch die Antilope schlummert, und am Strom das Gnu:

Sieh', dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluthen sie die heiße, schlaffe

Zunge kühle; lechzend eilt ſie durch der Wüſte nackte Strecken,
Knieend ſchlürft ſie langen Halſes aus dem ſchlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es ſich im Rohre, mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch' ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
In den Marſtallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürſt beſtiegen?

In die Muskeln des Genickes ſchlägt er gierig ſeine Zähne;
Um den Bug des Rieſenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes ſpringt es auf und flieht gereinigt;
Sieh', wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt.

Sieh', die mondbeſtrahlte Fläche ſchlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten ſeine Augen; rieſelnd fließen
An dem braungefleckten Halſe nieder ſchwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die ſtille Wüſte klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Gaylands Herden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin, und röchelt leise.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.

Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen; —
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

Freiligrath.

Der Schiffsjunge.

1.

Das wilde, schäumende Roß,
Gejagt von der Sporen scharfem Stoß,
Auf krumm gewundener Reiterbahn
Mit seitwärts geneigtem Leibe stürmt:
So fliegt, wie die Fluth sich senkt und thürmt,
Das Schiff die Wellen hinab, hinan,
Vom mächtigen Seitenwinde gefaßt,
Mit tief bordüber geneigtem Mast.

Es braust das Meer, es kracht und stöhnt
Des beladnen Fahrzeugs schwere Wucht
Auf seiner rastlos eiligen Flucht;
Der Matrosen freudiges Hurrah! tönt.
Der Steuermann am Ruder steht,
Das Rad mit gewaltigen Armen dreht,
Stets blickend scharf auf's zitternde Schwanken
Der Boussole mit mancherlei frohen Gedanken:
Er überzählt sein Geldchen im Stillen;
Schon hört er am Strande die Fiedel klingen,
Wo blühende, lustige Dirnen springen,
Die gerne dem Seemann sind zu Willen.

Vergnügt, die Heimath wiederzusehn,
Am Verdeck frisch auf und nieder geht
Waghaltenden Schritts der Capitain,
Und lächelnd empor in die Segel späht,
Die voll ihm schwellen zur Augenlabe
Von des Windes köstlicher, flüchtiger Habe.

Dort klettert ein Junge gar flink und heiter
Die Sproffen hinauf der schwankenden Leiter;
Schon hat er erreicht in munterer Hast
Die höchsten Segel am stolzen Mast:
Den Lüftefänger, den Wolkenraser,
Den Mondespflücker, den Sternengraser:
Da bricht das morsche Tau entzwei,
Woran er geschwebt, — ein banger Schrei —
Er stürzt hinunter in's Meer,
Und über ihn stürzen die Wellen her.

Umsonst, Matrosen, ist euer Bemühn,
Den Jüngling zu retten, er ist dahin!
Wie hungernde Bestien stürzen die Wellen
Dem Opfer entgegen, sie schnauben und bellen;
Schon hat ihn die eine wüthend verschlungen,
Und über sie kommen die andern gesprungen,
Die um die Gierige neidisch schwärmen
Mit schäumendem Rachen und wildem Lärmen.

Die Sonne wiederum zu Himmel steigt,
Da ruhn die Winde, jede Welle schweigt,
Und traurig steht der feiernde Matrose,
Nachdenkend seinem wandelbaren Loose.
Klar blickt der alte Mörder Ocean
Dem Himmel zu, als hätt' er nichts gethan.

2.

Aus des Frühlings warmen, weichen Armen
Riß das ſchnelle Unglück ohn' Erbarmen
Ihn hinunter in das tiefe Meer.
Ueber ihm und ſeinen Jugendträumen
Seht ihr nun die kalten Wellen ſchäumen;
Seine Heimath grüßt er nimmermehr.

Oder hat der Frühling eine Kunde
Senden wollen nach dem kühlen Grunde,
Als er dieſen Jüngling fallen ließ?
Sammeln ſich um ihn die Seejungfrauen,
Froh erſtaunt, in der Korallenauen
Stillem, trübe dämmerndem Verließ?

Flechten ſie ſchon freudig und erſchrocken,
Schöner Fremdling, in die naſſen Locken
Muſcheln dir zum weißen Roſenkranz?
Werden ſie in ihren Felſenriſſen
Nicht von dunkler Sehnſucht ſchon ergriffen
Nach des Erdenfrühlings heiterm Glanz?

Lenau.

Der Reiter und der Bodenſee.

Der Reiter ritt durch's helle Thal,
Auf Schneefeld ſchimmert der Sonne Strahl.

Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodenſee,
Noch heut mit dem Pferd in den ſichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.
Auf ſchlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er brauſt auf rüſtigem Roß feldein.
Aus den Bergen heraus in's ebene Land,
Da ſieht er den Schnee ſich dehnen wie Sand.
Weit hinter ihm ſchwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.
In weiter Fläche kein Licht, kein Haus;
Die Bäume gingen, die Felſen aus;
So flieget er hin eine Meil' und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;
Es flattert das Waſſerhuhn empor,
Nicht andern Laut vernimmt ſein Ohr;
Keinen Wandersmann ſein Auge ſchaut,
Der ihm den rechten Weg vertraut.
Fort geht's wie auf Sammt auf dem weichen Schnee.
Wann rauſcht das Waſſer? Wann glänzt der See?
Da bricht der Abend, der frühe, herein;
Von Lichtern blinket ein ferner Schein,
Es hebt aus dem Nebel ſich Baum an Baum,
Und Hügel ſchließen den weiten Raum,
Er ſpürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Roſſe giebt er den ſcharfen Sporn.
Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.
„Willkommen am Fenſter, Mägdelein!
An den See, an den See, wie weit mag's ſein?"
Die Maid, ſie ſtaunt den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Kahn;
Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,

Ich ſpräch': Aus dem Nachen ſtiegeſt du."
Der Fremde ſchaudert, er athmet ſchwer: .
„Dort hinten die Ebne, die ritt ich her!"
Da reckt die Magd die Arm in die Höh':
„Herr Gott! ſo ritteſt du über den See;
An den Schlund, an die Tiefe bodenlos
Hat gepocht des raſenden Hufes Stoß.
Und unter dir zürnten die Waſſer nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
Und du wardſt nicht die Speiſe der ſtummen Brut
Der hungrigen Hecht' in der kalten Fluth?"
Sie rufet das Dorf herbei zu der Mähr',
Es ſtellen die Knaben ſich um ihn her;
Die Mütter, die Greiſe, ſie ſammeln ſich:
„Glückſeliger Mann, ja ſegne du dich!
Herein zum Ofen, zum dampfenden Tiſch,
Brich mit uns vom Brod und iß vom Fiſch!"
Der Reiter erſtarrte auf ſeinem Pferd,
Er hat nur das erſte Wort gehört.
Es ſtocket ſein Herz, es ſträubt ſich ſein Haar,
Dicht hinter ihm grinzt noch die grauſe Gefahr;
Es ſiehet ſein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geiſt verſinkt in den ſchwarzen Grund.
Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
Wie die Welt' umrieſelt ihn kalter Schweiß.
Da ſeufzt' er, da ſinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

Schwab.

Warnung.

Der bleiche, herbſtliche Halbmond
Lugt aus den Wolken heraus;
Ganz einſam liegt auf dem Kirchhof
Das ſtille Pfarrerhaus.

Die Mutter lieſt in der Bibel,
Der Sohn, der ſtarret in's Licht,
Schlaftrunken dehnt ſich die ältre,
Die jüngere Tochter ſpricht:

Ach Gott, wie Einem die Tage
Langweilig hier vergehn!
Nur wenn ſie Einen begraben,
Bekommen wir etwas zu ſehn.

Die Mutter ſpricht zwiſchen dem Leſen:
Du irrſt, es ſtarben nur Vier,
Seit man deinen Vater begraben
Dort an der Kirchhofsthür.

Die ältere Tochter gähnet:
Ich will nicht verhungern bei euch,
Ich gehe morgen zum Grafen
Und der iſt verliebt und reich.

Der Sohn bricht aus in Lachen:
Drei Jäger gehen im Stern,
Die machen Gold und lehren
Mir das Geheimniß gern.

Die Mutter wirft ihm die Bibel
In's magre Geſicht hinein:
So willſt du, Gottverfluchter,
Ein Straßenräuber ſein!

Sie hören pochen an's Fenſter,
Und ſehn eine winkende Hand;
Der todte Vater ſteht draußen
Im ſchwarzen Pred'gergewand.

H. Heine.

Tannhäuser.

Wie wird die Nacht ſo lüſtern!
Wie blüht ſo reich der Wald!
In allen Wipfeln flüſtern
Viel Stimmen mannigfalt.
Die Bäche blinken und rauſchen,
Die Blumen duften und gluhn,
Die Marmorbilder lauſchen
Hervor aus dunklem Grün.

Die Nachtigall ruft: Zurück! Zurück!
Der Knab' ſchickt nur voraus den Blick,
Sein Herz iſt wild, ſein Sinn getrübt,
Vergeſſen Alles, was er liebt.

Er kommt zum Schloß im Garten,
Die Fenſter ſind voll Glanz,
Am Thor die Pagen warten,
Und droben klingt der Tanz.

Er ſchreitet hinauf die Treppen,
Er tritt hinein in den Saal,
Da rauſchen die Sammetſchleppen,
Da blinkt der Goldpocal.

Die Nachtigall ruft: Zurück! Zurück!
Der Knab' ſchickt nur voraus den Blick,
Sein Herz iſt wild, ſein Sinn getrübt,
Vergeſſen Alles, was er liebt.

Die ſchönſte von den Frauen
Reicht ihm den Becher hin,
Ihm rinnt ein ſüßes Grauen
Seltſam durch Herz und Sinn.
Er leert ihn bis zum Grunde,
Da ſpricht am Thor der Zwerg:
Der Unſre biſt zur Stunde,
Dies iſt der Venusberg.

Die Nachtigall ruft nur noch von fern,
Den Knaben treibt ſein böſer Stern,
Sein Herz iſt wild, ſein Sinn getrübt,
Vergeſſen Alles, was er liebt.

Und endlich fort vom Reigen
Führt ihn das ſchöne Weib,
Ihr Auge blickt ſo eigen,
Verlockend glüht ihr Leib.
Fern von des Feſt's Gewimmel
Da blühen die Lauben ſo dicht,
In Wolken birgt am Himmel
Der Mond ſein Angeſicht.

Der Nachtigall Ruf iſt lang' verhallt,
Den Knaben treibt der Luſt Gewalt,
Sein Herz iſt wild, ſein Sinn getrübt,
Vergeſſen Alles, was er liebt. — —

Und als es wieder taget,
Da liegt er ganz allein;
Im Walde um ihn raget
Verwildertes Geſtein.
Kühl geht die Luft von Norden
Und ſtreut das Laub umher,
Er ſelbſt iſt grau geworden,
Und bang ſein Herz und leer.

Er ſitzt und ſtarret vor ſich hin,
Und ſchüttelt das Haupt in irrem Sinn,
Die Nachtigall ruft: Zu ſpät! Zu ſpät!
Der Wind die Stimme von dannen weht.

Geibel.

Der verlorne Sohn.

Und nun Ade, mein Sohn, nun thue gut
Und mach' deinem Vater kein Herzeleid.
Und nun Ade, mein Leben, mein Blut!
Gedenk' deiner Mutter auch alle Zeit!
Gedenk' deiner Eltern zu Land und See;
Du biſt unſre Freude, du biſt unſer Weh!

Herzvater, Herzmutter, mein ſchönſtes Ade!
Gedenk' wohl eurer zu Land und See,
Gedenk' auch eurer zu aller Zeit.
Dein Herz iſt willig und glatt dein Geſicht;
Mein Sohn! mein Sohn, nimm dich in Acht,
Wenn die böſen Buben locken —
Ich folge nicht! —
Das hat ſchon Mancher geſagt. —

In der Nacht, in der Nacht, der ſingenden Nacht!
Da flimmert der Saal, da ſchäumt der Pocal.
Ich tanze für zwei und trinke für drei!
Je wilder der Sprung, je heißer der Trunk!
Was kann ich dafür, ich bin noch jung!
Juchhei!
Herum, herunter, herum.
Die Leben glühn — die Funken ſprühn —
Die Kerzen ſich drehn, im Sturme wehn
Die Stunden vorbei!
Auf die Nacht, auf die Nacht, lieb Jungfer ſein!
Da wollen wir beide beiſammen ſein —
Juchhei!
So lang' wir zu zwei, hält unſere Treu,
Und wenn wir auseinander gehn,
So haben wir uns nicht geſehn —
Vorbei!

In der Nacht, in der Nacht, der klingenden Nacht,
Wo's grinſ't und ſtiert, und grimmt und giert,
Und bleich und ſtumm,
Als ginge der Tod im Saale um —
Zum Tiſch — zum Tiſch — zum grünen Tiſch!

Wo's lecket und rollt,
Das glitzernde Silber, das glühende Gold!
„Ich war kaum Vogel, nun bin ich Fisch!“
Verjubelt die Gluth, iſt kalt mein Blut.
Mein Sang iſt der Klang,
Mein Lieb iſt das Gold,
Va banque!
Juchhei!
Die Taſchen ſind voll! Noch mehr, noch mehr!
Gewagt, gewonnen!
Es ſteht!
La bête!
Vorbei!
Gewonnen, zerronnen!
Die Taſchen ſind leer! — Und ſind ſie leer —
Herzvater, Herzmutter, ſie ſchicken mehr.
Sie ſparen und ſcharren und kratzen zu Haus,
Und weinen zu ihrem Vergnügen;
Ich nehme die Gelder zum Briefe heraus
Und laſſe die Thränen drin liegen.
Juchhei!
Der Eine erwirbt, der Andre verdirbt,
Und jeder dran ſtirbt.
Vorbei!
Im Sturme, im Sturme wird's durchgebracht
Das Herz, das Leben, die Liebe!
Wir leben geſchwinde, wir Herren der Nacht,
Wir Schwelger, wir Spieler, wir — Diebe.

Ich bin gefahren zu Land und See,
Aus iſt mein Spiel und Tanz — Ade!
Die Eltern ſind verdorben,
An ihrem Sohn verſtorben,

Und Kreuz und Gras darüber,
Und Alles iſt hinüber!
Verwüſtet mein Leib, verſtürmt mein Sinn,
Nichts drinnen, nichts draußen: wo ſoll ich hin? —
O wie mich's gereut! O wie mich's gereut!
Ich habe verlungert die ganze Zeit
Und nichts errungen als Herzeleid;
Ich hab' nicht gelebt — wie ſoll ich ſterben?
Am Wege, am Wege muß ich verderben.

Scherenberg.

Schön-Rohtraut.

Wie heißt König Ringang's Töchterlein?
Rohtraut, Schön-Rohtraut!
Was thut ſie denn den ganzen Tag,
Da ſie wohl nicht ſpinnen und nähen mag?
Thut fiſchen und jagen.
O daß ich doch ihr Jäger wär'!
Fiſchen und jagen freute mich ſehr.
— Schweig ſtille, mein Herze!

Und über eine kleine Weil',
Rohtraut, Schön-Rohtraut,
So dient der Knab' auf Ringang's Schloß
In Jägertracht und hat ein Roß,
Mit Rohtraut zu jagen.
O daß ich doch ein Königsſohn wär'!
Rohtraut, Schön-Rohtraut lieb' ich ſo ſehr.
— Schweig ſtille, mein Herze!

Einſtmals ſie ruhten am Eichenbaum,
Da lacht Schön-Rohtraut:
Was ſiehſt mich an ſo wonniglich?
Wenn du das Herz haſt, küſſe mich!
Ach! erſchrak der Knabe!
Doch denket er: Mir iſt's vergunnt,
Und küſſet Schön-Rohtraut auf den Mund.
— Schweig ſtille, mein Herze!

Darauf ſie ritten ſchweigend heim,
Rohtraut, Schön-Rohtraut:
Es jauchzt der Knab' in ſeinem Sinn:
Und wür'ſt du heute Kaiſerin,
Mich ſollt's nicht kränken;
Ihr tauſend Blätter im Walde wißt,
Ich hab' Schön-Rohtraut's Mund geküßt!
Schweig ſtille, mein Herze!

Mörike.

Der Asra.

Täglich ging die wunderſchöne
Sultanstochter auf und nieder
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Waſſer plätſchern.

Täglich ſtand der junge Sclave
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Waſſer plätſchern;
Täglich ward er bleich und bleicher.

Eines Abends trat die Fürſtin
Auf ihn zu mit raſchen Worten:
Deinen Namen will ich wiſſen,
Deine Heimath, deine Sippſchaft!

Und der Sclave ſprach: Ich heiße
Mohamed, ich bin aus Yemen,
Und mein Stamm ſind jene Aſra,
Welche ſterben, wenn ſie lieben.

H. Heine.

Sie hatten ſich viel zu lieb.

Es war ein alter König,
Sein Herz war ſchwer, ſein Haupt war grau,
Der arme alte König,
Er nahm eine junge Frau.

Es war ein ſchöner Page,
Blond war ſein Haupt, leicht war ſein Sinn;
Er trug die ſeidne Schleppe
Der jungen Königin.

Kennſt Du das alte Liedchen?
Es klingt ſo ſüß, es klingt ſo trüb!
Sie mußten beide ſterben,
Sie hatten ſich viel zu lieb.

H. Heine.

Der schwarze Ritter.

Pfingsten war, das Fest der Freude,
Das da feiern Wald und Haide;
Hub der König an zu sprechen:
„Auch aus den Hallen
Der alten Hofburg allen
Soll ein reicher Frühling brechen!“

Trommeln und Trommeten schallen,
Rothe Fahnen festlich wallen;
Sah der König vom Balcone:
In Lanzenspielen
Die Ritter alle fielen
Vor des Königs starkem Sohne.

Aber vor des Kampfes Gitter
Ritt zuletzt ein schwarzer Ritter.
„Herr! wie ist eu'r Nam' und Zeichen?“
Würd' ich es sagen,
Ihr möchtet zittern und zagen,
Bin ein Fürst von großen Reichen.“

Als er in die Bahn gezogen,
Dunkel ward des Himmels Bogen,
Und das Schloß begann zu beben.
Beim ersten Stoße
Der Jüngling sank vom Rosse,
Konnte kaum sich wieder heben.

Pfeif' und Geige ruft zu Tänzen,
Fackeln durch die Säle glänzen;
Wankt ein großer Schatten drinnen.
Er thät mit Sitten
Des Königs Tochter bitten,
Thät den Tanz mit ihr beginnen.

Tanzt im schwarzen Kleid von Eisen,
Tanzet schauerliche Weisen,
Schlingt sich kalt um ihre Glieder;
Von Brust und Haaren
Entfallen ihr die klaren
Blümlein welk zur Erde nieder.

Und zur reichen Tafel kamen
Alle Ritter, alle Damen.
Zwischen Sohn und Tochter innen,
Mit bangem Muthe
Der alte König ruhte,
Sah sie an mit stillem Sinnen.

Bleich die Kinder beide schienen;
Bot der Gast den Becher ihnen:
„Goldner Wein macht euch genesen."
Die Kinder tranken,
Sie thäten höflich danken:
„Kühl ist dieser Trunk gewesen."

An des Vaters Brust sich schlangen
Sohn und Tochter, ihre Wangen
Thäten völlig sich entfärben.
Wohin der graue
Erschrockne Vater schaue,
Sieht er eins der Kinder sterben.

„Weh! die holden Kinder beide
Nahmſt du hin in Jugendfreude:
Nimm auch mich, den Freudeloſen!“
Da ſprach der Grimme
Mit hohler, dumpfer Stimme:
„Greis! im Frühling brech' ich Roſen!“

Uhland.

Rolf Düring.

(Volksmährchen.)

König Erich ſprach mit ernſtem Sinn:
„Meine Tochter iſt weg, ich weiß nicht wohin?
Ich möchte ſie ſuchen und weiß nicht, wie?“
Rolf Düring ſprach: „Ich ſuche ſie!“
Gar mannhaft ſprach Rolf Düring.

Rolf Düring ſprang in's Boot zur Stund'
Und ruderte über den Oreſund.
Es pfiff der Fant manch luſtigen Reim,
So fuhr Rolf Düring gen Rieſenheim,
Gar freudig fuhr Rolf Düring.

Und als er kam vor des Rieſen Thor,
Rolf Düring ritt die Stufen empor,
Wohl lag auf den Stufen manch' bleichend Gebein,
Rolf Düring pfiff und ſprengte hinein,
Nicht bange war Rolf Düring.

Und als er kam vor des Riesen Schwell',
Da stand im Saale ein langer Gesell,
Er stand und ragte, als wie ein Haus,
Rolf Düring sah wie ein Zaunkönig aus,
Was kümmerte das Rolf Düring!

Rolf Düring setzt die Sporen ein:
„Herr Riese, du mußt verloren sein!"
Der Riese lachte bei jedem Stich,
Das war Rolf Düring sehr ärgerlich,
Gar zornig ward Rolf Düring.

„Und wärest du länger, denn ein Mast,
Zu Boden mußt du grober Gast!"
Anprallte der Ritter im vollen Galopp,
Da fiel der Riese, das war ihm zu grob!
Und auf ihn sprang Rolf Düring:

„Heraus die Prinzessin im Augenblick,
Sonst schneid ich dir ab dein zottig Genick!"
Er stach drei Zoll tief oder mehr,
Da schrie der Riese: „Ich strecke die Wehr!"
Zu heftig stach Rolf Düring.

Rolf Düring zog, stolz war sein Zug,
Er hielt die Prinzessin im Sattelbug,
Vorn stapfte der Riese und zagte sehr,
Ihm saß im Nacken Rolf Düring's Speer;
Zu Meere zog Rolf Düring.

Rolf Düring schrie mit Ungestüm:
„Nun trag uns hinüber, du Ungethüm,
Auf den rechten Arm mich und mein Fräulein werth,
Und auf den linken nimm mein Pferd!"
Gar dräuend schrie Rolf Düring.

Der Rieſe hob das rechte Bein
Und ſtiefelte in den Sund hinein,
Er hätte ſich gerne geſchüttelt, der Wicht,
Allein er that es lieber nicht,
Er forchte ſich vor Rolf Düring. --

In Leire's Burg tanzt Herr und Geſind',
Da freit Rolf Düring des Königs Kind,
Und wenn es wahr iſt, was ſie ſagen,
So mußte der Rieſe in's Bett ſie tragen,
In's Brautbett zu Rolf Düring.

Moritz Graf v. Strachwitz.

Das Grab im Busento.

Nächtlich am Buſento liſpeln, bei Coſenza, dumpfe Lieder,
Aus den Waſſern ſchallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder!

Und den Fluß hinauf, hinunter, ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes beſten Todten.

Allzufrüh und fern der Heimath mußten hier ſie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken ſeine Schulter blond umgaben.

Und am Ufer des Vusento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.

Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Vusentowogen.

Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je das Grab verfehren!

Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze sie, Vusentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

Platen.

Die traurige Krönung.

Es war ein König Milesint,
Von dem will ich euch sagen;
Der meuchelte sein Bruders-Kind,
Wollte selbst die Krone tragen.
Die Krönung ward mit Prangen
Auf Liffey-Schloß begangen.
O Irland! Irland! wareſt du ſo blind?

Der König ſitzt um Mitternacht
Im öden Marmorſaale,
Er freut ſich ſeiner neuen Pracht
Beim einſamen Vocale;
Er ſpricht zu ſeinem Sohne:
„Noch einmal bring' die Krone!
Doch ſchau, wer hat die Pforten aufgemacht?“

Da kommt ein ſeltſam Todtenſpiel,
Ein Zug mit leiſen Tritten,
Vermummte Gäſte groß und viel,
Die Krone ſchwankt in Mitten;
Es drängt ſich durch die Pforte
Mit Fluſtern ohne Worte;
Dem Könige, dem wird ſo geiſterſchwül.

Und aus der ſchwarzen Menge blickt
Ein Kind mit friſcher Wunde,
Es lächelt ſterbensweh und nickt,
Es macht im Saal die Runde,
Es trippelt zu dem Throne,
Es reichet eine Krone
Dem Könige, deß Herze tief erſchrickt.

Darauf der Zug von dannen strich,
Von Morgenluft berauschet;
Die Kerzen flackern wunderlich,
Der Mond am Fenster lauschet;
Der Sohn mit Angst und Schweigen
Zum Vater thät sich neigen, —
Er neiget über eine Leiche sich.

E. Mörike.

Schwerting, der Sachsenherzog.

Der Schwerting, Sachsenherzog, der saß bei Festesmahl,
Da schäumten Weine perlend in eisernem Pocal,
Da rauchten Speisen köstlich in eisernem Geschirr,
Da war von Eisenpanzern ein wild und rauh Geklirr.

Der Dänenkönig Frotho genüber Schwerting saß,
Mit staunender Geberde die Eisenketten maß,
So diesem niederhingen von Hals und Brust und Hand,
Und dann die Eisenspangen am schwarzen Trau'rgewand.

„Sagt an, was soll das deuten? Herr Bruder, gebt mir kund,
Warum ihr mich geladen zu solcher Tafelrund?
Als ich herab gezogen aus meinem Dänenland,
Da hofft' ich euch zu finden in güldenem Gewand."

„Herr König, Gold dem Freien und Eisen für den Knecht!
Das ist der Sachsen Sitte, und so allein ist's recht.
Ihr habt in Eisenbande der Sachsen Arm gezwängt;
Wär' Eure Kette gülden, sie wäre längst zersprengt.

„Doch, mein' ich, giebt's noch Mittel, zu lösen solches Erz;
Ein biedrer Sinn und Glaube, ein hoch und muthig Herz,
Das muß den Arm befreien, gefesselt hundertfach,
Das muß den Eidschwur lösen und tilgen niedre Schmach!"

Als so der Fürst gesprochen, da traten in den Saal
Zwölf schwarze Sachsenritter, mit Fackeln allzumal.
Die harrten stumm und ruhig auf Schwerting's leises Wort
Und sprangen dann in Eile, die Brände schwingend fort.

Nicht lang, da scholl von unten zu Herrn und Gastes Ohr
Ein Knistern und ein Prasseln von Feuerswuth empor,
Nicht lang, da ward's im Saale gar schwül und sommerheiß,
Und: „'S ist die Stund' gekommen," sprach dumpf der ganze Kreis.

Der König will entfliehen, der Herzog hält ihn stark:
„Halt! steh' und laß erproben dein ritterliches Mark!

Hält es dem rauhen Gegner, der unten praſſelt, Stand,
Dein ſei die Sachſentreue, dein ſei das Sachſenland!"

Und heißer, immer heißer wird's in der weiten Hall',
Und lauter, immer lauter ertönt der Balken Fall,
Und heller, immer heller wird rings der rothe Schein,
Die Thüre ſinkt in Trümmer, die Lohe ſchießt hinein.

Da knieen betend nieder die wackern Ritterleut':
„Herr, ſei den Seelen gnädig, die ſelber ſich befreit!"
Der Herzog doch ſieht ruhig der Flamme Wind:lauf;
Der König ſinkt zu Boden, er reißt ihn wüthend auf.

„Schau hin, du ſtolzer Sieger! Erzittre, feiges Herz!
So löſt man Eiſenbande, ſo ſchmilzt dein mächtig Erz!"
Er ruft's, und ihn erfaſſet der Flamme wild Geſaus,
Und nieder ſtürzen Alle, und nieder ſtürzt das Haus.

Egon Ebert.

König Karl's Meerfahrt.

Der König Karl fuhr über Meer
Mit ſeinen zwölf Genoſſen,
Zum heil'gen Lande ſteuert' er,
Und ward vom Sturm verſtoßen.

Da ſprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und ſchirmen,
Doch hält mir dieſe Kunſt nicht Stand
Vor Wellen und vor Stürmen.“

Dann ſprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe ſchlagen;
Was hilft mir das, wenn alſo ſtark
Die Wind' und Wellen jagen?“

Herr Oliver war auch nicht froh,
Er ſah auf ſeine Wehre:
„Es iſt mir um mich ſelbſt nicht ſo,
Wie um die Altekläre.“

Dann ſprach der ſchlimme Ganelon,
Er ſprach es nur verſtohlen:
„Wär' ich mit guter Art davon,
Mocht' euch der Teufel holen!“

Erzbiſchof Turpin ſeufzte ſehr:
„Wir ſind die Gottesſtreiter;
Komm, liebſter Heiland, über das Meer
Und fahr' uns gnädig weiter!“

Graf Richard ohne Furcht hub an:
„Ihr Geiſter aus der Hölle!
Ich hab' euch manchen Dienſt gethan,
Jetzt helft mir von der Stelle!“

Herr Naimis dieſen Ausſpruch that:
„Schon Vielen rieth ich heuer,
Doch ſüßes Waſſer und guter Rath
Sind oft zu Schiffe theuer.“

Da ſprach der graue Herr Riol:
„Ich bin ein alter Degen,
Und möchte meinen Leichnam wohl
Dereinſt in's Trockne legen.“

Es war Herr Gui, ein Ritter fein,
Der fing wohl an zu ſingen:
„Ich wollt', ich wär' ein Vögelein,
Wollt' mich zu Liebchen ſchwingen.“

Da ſprach der edle Graf Garein:
„Gott helf' uns aus der Schwere!
Ich trink' viel lieber den rothen Wein,
Als Waſſer in dem Meere.“

Herr Lambert ſprach, ein Jüngling friſch:
„Gott woll' uns nicht vergeſſen!
Aeß' lieber ſelbſt 'nen guten Fiſch,
Als daß mich Fiſche freſſen.“

Da ſprach Herr Gottfried lobeſan:
„Ich laſſ' mir's halt gefallen,
Man richtet mir nicht anders an,
Als meinen Brüdern allen.“

Der König Karl am Steuer ſaß,
Der hat kein Wort geſprochen,
Er lenkt das Schiff mit feſtem Maß,
Bis ſich der Sturm gebrochen.

Uhland.

Das Thal des Espinga.

Sie zogen zu Berg, an den Bächen dahin,
Mauriſches Volk, reiſig und ſtolz.
Auf Kampf mit den Franken ſtand ihr Sinn,
In Zähnlein ging's an den Bächen dahin,
Drin Schnee der Pyrenäen ſchmelz.

In der feuchten Schlucht ihre Mäntel wehn,
Scharf von den Höhn tönet der Wind.
Ihre Lanzen drohn, ihre Augen ſpähn —
Kein baskiſcher Hut in den Klippen zu ſehn,
Und die Baskenpfeile, die fliegen geſchwind.

Sie reiten über den ganzen Tag,
Traurigen Pfad, haſtigen Ritt.
Endlos dünkt ſie der Tannenhag,
Und das Maulthier braucht ſchon der Geißel Schlag,
Und das ſchnaufende Roß geht müden Schritt.

Da neigt ſich der Weg. Aus den Klüften wild
Plötzlich geſenkt führt er zu Thal.
Da liegt zu Füßen, ein ſchimmernd Bild,
An die Berge geſchmiegt das weite Gefild;
Falter fliegen im Sonnenſtrahl.

Der Abend wie lau, und die Wieſen wie grün.
Ulmengezweig wieget die Luft.
Jasmin und gelbe Narciſſen blühn
Und die Halden entlang die Roſen glühn —
Die Näh' und Weite ſchwimmen in Duft.

Da wird den Mauren das Herz bewegt.
Seliger Zeit gedenken sie,
Wo sie Haurans schlanke Gazellen erlegt,
Wo sie Mädchen gelauscht und der Liebe gepflegt,
Und die Rosen gepflückt von Engadi.

Und sie steigen hinab und es löst sich das Heer.
Liebliche Luft säuselt sie an,
Wie in Rosenhainen um Bagdad her,
Wo die Schwüle lindert der Hauch vom Meer,
So haucht aus dem Grunde der See heran.

Ihre klugen Sorgen — wie bald sie vergehn!
Waffen und Wehr werfen sie ab.
Ihre Sinne berauscht wie von Wiedersehn;
Sie schweifen umher, wo die Rosen stehn,
Sie tauchen zum Bad in den See hinab.

O Heimathwonne! Die Wachen im Zelt
Lauschen mit Neid dem Jubel umher.
So friedlich dünkt sie die schöne Welt;
Es lockt sie hinaus in das duftige Feld,
Und die wachen sollen — sie wachen nicht mehr.

Sie wachen nicht mehr! Es wacht in der Nacht
Tücke, der Nacht lauerndes Kind.
Sie schleicht sich hervor aus der Waldung sacht,
Sie kriecht zu den Zelten — habt Acht, habt Acht!
Die Baskenpfeile, die fliegen geschwind.

Zu ſpät! Zu nah die grauſe Gefahr.
Waffenentblößt, unter Roſen roth
Zu Boden ſinken ſie Schaar um Schaar.
O ſeliger Traum, der ſo tückiſch war!
O Heimathwonne, du brachteſt den Tod!

Paul Heyſe.

Kaiser Heinrich's Gesellen.

Als Heinrich Kaiſer ward im Reich,
Schickt er zum Waffenſchmied ſogleich:
Er ſoll dem Kaiſer ſchaffen
Die kaiſerlichen Waffen.

Zu Goslar war's im hohen Schloß,
Da tummelt ſich der Diener Troß,
Da will der Kaiſer kühle
Ruh'n in der Mittagsſchwüle.

Gar bing er Schwert und Schildesrand
Zu ſeinen Häupten an die Wand,
Und ſtreckt' auf's Lager nieder
Die kaiſerlichen Glieder.

Da fuhr in's Schloß ein Donnerſchlag
Dicht neben, wo der Kaiſer lag;
Er aber ſchlief in Frieden,
Den Gott geſalbt hienieden.

Die Diener ſtürzen ſchnell zu Hauf,
Da wacht der Kaiſer ruhig auf,
Sieht ſtaunend ſeine Waffen
Noch heiß und umgeſchaffen.

Er rief mit freudigem Gemüth:
„Man ſchmiede, wenn das Eiſen glüht!“
Und ſchwang ſogleich den Hammer,
Daß dröhnte Haus und Kammer.

Und als darauf der Schmied erſchien,
Des Kaiſers Willen zu vollziehn,
Ganz ſeines Winks gewärtig:
War Schild und Schwert ſchon fertig.

Das Schwert, das er ſich ſelbſt gemacht,
Der Kaiſer ſchwang's in mancher Schlacht,
Der Schild, vom Blitz geſchmolzen,
Hielt gegen Spieß' und Bolzen.

Das Schwert von Gottes Blitz geweiht,
Schwang zürnend er wie Blitz im Streit,
In zwei und ſechzig Kämpfen
Des Reiches Feind zu dämpfen.

O. Gruppe.

Klaglied Kaiser Otto des Dritten.

O Erde, nimm den Müden,
Den Lebensmüden auf,
Der hier im fernen Süden
Beſchließt den Pilgerlauf!
Schon ſteh' ich an der Grenze,
Die Leib und Seele theilt,
Und meine zwanzig Lenze
Sind raſch dahin geeilt.

Voll unerfüllter Träume,
Verwaiſt, in Gram verſenkt,
Entfallen mir die Zäume,
Die dieſes Reich gelenkt.
Ein Andrer mag es zügeln
Mit Händen minder ſchlaff,
Von dieſen ſieben Hügeln
Bis an des Nordens Haff!

Doch ſelbſt im Seelenreiche
Harrt meiner noch die Schmach,
Es folgt der blaſſen Leiche
Vergangner Frevel nach:
Vergebens mit Gebeten
Beſchwör' ich dieſen Bann,
Und mir entgegen treten
Crescentius und Johann!

Doch nein! die Stolzen beugte
Mein reuemüthig Flehn;
Ihn, welcher mich erzeugte,
Ihn werd' ich wiederſehn!

Nach welchem ich als Knabe
So oft vergebens frug:
An ſeinem frühen Grabe*)
Hab' ich geweint genug.

Des deutſchen Volks Verräther
Umwandeln Gottes Thron:
Mir winkt der Aeltervater
Mit ſeinem großen Sohn.
Und während, voll von Milde,
Die frommen Hände legt
Mir auf das Haupt Mathilde,**)
Steht Heinrich tiefbewegt.

Nun fühl' ich erſt, wie eitel
Des Glücks Geſchenke ſind,
Wiewohl ich auf dem Scheitel
Schon Kronen trug als Kind!
Was je mir ſchien gewichtig,
Zerſtiebt wie ein Atom:
O Welt, du biſt ſo nichtig,
Du biſt ſo klein, o Rom!

O Rom, wo meine Blüthen
Verwelkt wie dürres Laub,
Dir ziemt es nicht zu hüten
Den kaiſerlichen Staub!
Die mir die Treue brachen,
Zerbrächen mein Gebein:
Beim großen Karl in Aachen
Will ich beſtattet ſein.

*) Otto II. liegt in der Peterskirche begraben.
**) Gemahlin Heinrich's I.

Die echten Palmen wehen
Nur dort um ſein Panier:
Ihn hab' ich liegen ſehen
In ſeiner Kaiſerzier.
Was durfte mich verführen,
Zu öffnen ſeinen Sarg?
Den Lorbeer anzurühren,
Der ſeine Schläfe barg?

O Freunde, laßt das Klagen,
Mir aber gebt Entſatz,
Und macht dem Leichenwagen
Mit euren Waffen Platz!
Bedeckt das Grab mit Roſen,
Das ich ſo früh gewann,
Und legt den thatenloſen
Zum thatenreichſten Mann!

Platen.

Kaiſer Heinrich der Zweite.

Das Haupt gebeugt, das Herz voll Leid,
Statt Purpurmantels im härenen Kleid —

Er trat in's Kloſter, ſtatt in's Zelt,
Der zweite Heinrich, müde der Welt.

Die goldene Kron' und des Scepters Stab
Trug ihm ſein treuſter Edelknab.

Und der Kaiſer ſprach: „Die irdiſche Zier,
Vor Gottes Altar ruhe ſie hier.“

Vortrat der Abt, in der Mönche Kreis,
Sein Kleid war ſchwarz, ſein Haupt war weiß.

Und der Kaiſer beugte vor ihm das Knie —
„Mein Leben,“ ſprach er, „beſchließ ich hie.

Mich drückt zu ſchwer der Krone Laſt,
Im Dienſt des Herrn drum ſuch' ich Raſt.

Mir wogt zu wild des Lebens Meer
Und treibt mich tückiſch hin und her.

Mein Schwert war tapfer früh und ſpat,
Doch liegt's gebrochen durch Verrath.

Nach Welſchland mußt' ich hinüber ziehn,
Zu bänd'gen den wilden Harduin.

Und als ich dort auf's Haupt ihn traf,
Lärmt' hier der Pole Boleslav.

Als dieſen bezwungen kaum mein Schwert,
Da brannt auf's Neue Welſchlands Herd.

So über die Alpen jagte das Spiel
Lang' hin und her mich, bis ich fiel. —

Der Freund verließ mich in der Schlacht,
Das hat dem Polen den Sieg gebracht,

Daß mich er, ſeinen Herrn, bezwang,
Und in das Mark des Reiches drang.

Mich drückt zu ſchwer der Krone Laſt,
O gönnt dem müden Kämpfer Raſt.

Hier ende ſtill einſt Heinrich's Lauf,
O, frommer Vater, nimm mich auf!"

Der Kaiſer ſprach's, tief lag er da,
Der Abt auf ihn hernieder ſah:

„Dein Schmerz hat Schmerz in mir erzeugt,
Es hat der Herr Dich tief gebeugt.

Doch kennſt Du auch, mein Sohn, mein Sohn,
Des Ordens Laſt und Mühen ſchon?

Wirſt Du ſie tragen ſonder Scheu,
Und ſchwörſt Du Gehorſam ihm und Treu?"

„Ich will ſie tragen treu und gern,
Und biete mich ganz dem Dienſte des Herrn.

Auf lege mir die ſchwerſte Laſt,
Die Du dem Geringſten zu geben haſt. —

Ich trage willig jede Noth,
Und ſchwöre Treue Dir bis zum Tod."

„Wohlan denn!" tönte gebieteriſch
Des Greiſes Stimme, jugendfriſch,

„Schwörſt Du Gehorſam ſonder Hehl,
So höre meinen erſten Befehl:

Setz auf Dein Haupt die Krone dort,
Und pflege Deines Amts hinfort."

Der Kaiſer ſah den hohen Greis —
Sein Odem ſtockt, ſeine Stirn ward heiß.

Seine Hände deckten der Wange Roth —
Und ſtumm befolgt er des Herrn Gebot. —

V. v. Lepel.

Archibald Douglas,

der Verbannte.

„Ich hab es getragen ſieben Jahr
Und ich kann es nicht tragen mehr,
Wo immer die Welt am ſchönſten war,
Da war ſie öd' und leer.

„Ich will hintreten vor ſein Geſicht
In dieſer Knechtsgeſtalt,
Er kann meine Bitte verſagen nicht,
Ich bin ja worden alt.

„Und trüg er noch den alten Groll,
Friſch wie am erſten Tag,
So komme, was da kommen ſoll,
Und komme, was da mag."

Graf Douglas ſpricht's. Am Weg ein Stein
Lud ihn zu harter Ruh,
Er ſah in Wald und Feld hinein,
Die Augen fielen ihm zu.

Er trug einen Harniſch roſtig und ſchwer,
Darüber ein Pilgerkleid, —
Da horch, vom Waldrand ſcholl es her
Wie von Hörnern und Jagdgeleit.

Und Kies und Staub aufwirbelte dicht,
Herjagte Meut' und Mann,
Und eh' der Graf ſich aufgericht't,
Waren Roß und Reiter heran.

König Jakob ſaß auf hohem Roß,
Graf Douglas grüßte tief,
Dem König das Blut in die Wangen ſchoß,
Der Douglas aber rief:

„König Jakob, ſchaue mich gnädig an,
Und höre mich in Geduld,
Was meine Brüder Dir angethan,
Es war nicht meine Schuld.

„Denk' nicht an den alten Douglas-Neid,
Der trotzig Dich bekriegt,
Denk' lieber an Deine Kinderzeit,
Wo ich Dich auf den Knieen gewiegt.

„Denk' lieber zurück an Stirling Schloß,
Wo ich Spielzeug Dir geſchnitzt,
Dich gehoben auf Deines Vaters Roß
Und Pfeile Dir zugeſpitzt.

„Denk' lieber zurück an Linlithgow,
An den See und den Vogelherd,
Wo ich Dich fiſchen und jagen froh,
Und ſchwimmen und ſpringen gelehrt.

„O denk' an Alles, was einſten war,
Und ſänftige Deinen Sinn,
Ich hab' es gebüßet ſieben Jahr,
Daß ich ein Douglas bin."

„„Ich ſeh' Dich nicht, Graf Archibald,
Ich hör' Deine Stimme nicht,
Mir iſt als ob ein Rauſchen im Wald
Von alten Zeiten ſpricht.

„„Mir klingt das Rauſchen ſüß und traut,
Ich lauſch' ihm immer noch,
Dazwiſchen aber klingt es laut:
Er iſt ein Douglas doch.

„„Ich ſeh' Dich nicht, ich höre Dich nicht,
Das iſt Alles, was ich kann,
Ein Douglas vor meinem Angeſicht
Wär' ein verlorener Mann.""

König Jakob gab ſeinem Roß den Sporn,
Vergan jetzt ging ſein Ritt,
Graf Douglas faßte den Zügel vorn
Und hielt mit dem Könige Schritt.

Der Weg war ſteil und die Sonne ſtach,
Und ſein Panzerhemd war ſchwer,
Doch ob er ſchier zuſammenbrach,
Er lief doch nebenher.

„König Jakob, ich war Dein Seneſchall,
Ich will es nicht fürder ſein,
Ich will nur tränken Dein Roß im Stall
Und ihm ſchütten die Körner ein.

„Ich will ihm ſelber machen die Streu,
Und es tränken mit eigner Hand,
Nur laß mich athmen wieder auf's Neu
Die Luft im Vaterland.

„Und willſt Du nicht, ſo hab' einen Muth
Und ich will es danken Dir,
Und zieh' Dein Schwert und triff mich gut
Und laß mich ſterben hier."

König Jakob ſprang herab vom Pferd,
Hell leuchtete ſein Geſicht,
Aus der Scheide zog er ſein breites Schwert,
Aber fallen ließ er es nicht.

„„Nimm's hin, nimm's hin und trag' es neu,
Und bewache mir meine Ruh,
Der iſt in tiefſter Seele treu,
Wer die Heimath liebt wie Du.

„„Zu Roß, wir reiten nach Linlithgow,
Und Du reiteſt an meiner Seit',
Da wollen wir fiſchen und jagen froh
Als wie in alter Zeit.""

Th. Fontane.

Taillefer.

Normannenherzog Wilhelm ſprach einmal:
„Wer ſinget in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer ſinget vom Morgen bis in die ſpäte Nacht
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?“

„Das iſt der Taillefer, der ſo gerne ſingt,
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen ſchwingt,
Im Saale, wann er das Feuer ſchüret und facht,
Wann er Abends ſich legt, und wann er Morgens erwacht.“

Der Herzog ſprach: „Ich hab einen guten Knecht,
Den Taillefer, der dienet mir fromm und recht;
Er treibt mein Rad, und ſchüret mein Feuer gut,
Und ſinget ſo hell, das höhet mir den Muth.“

Da ſprach der Taillefer: „Und wär' ich frei,
Viel beſſer wollt' ich dienen und ſingen dabei,
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich ſingen und klingen mit Schild und mit Schwert!“

Nicht lange, ſo ritt der Taillefer in's Gefild,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schweſter ſchaute vom Thurm in's Feld,
Sie ſprach: „Dort reitet, bei Gott! ein ſtattlicher Held.“

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Thurm,
Da ſang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie ſprach: „Der ſinget, das iſt eine herrliche Luſt!
Es zittert der Thurm und es zittert mein Herz in der Bruſt.“ —

Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer;
Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er ſprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand:
„Hei! rief er — ich faſſ' und ergreife dich, Engelland!“

Als nun das Normannenheer zum Sturme ſchritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„Manch Jährlein hab' ich geſungen und Feuer geſchürt,
Manch Jährlein geſungen und Schwert und Lanze gerührt.

„Und hab' ich Euch gedient und geſungen zu Dank,
Zuerſt als ein Knecht und dann als ein Ritter frank,
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag;
Vergönnet mir auf die Feinde den erſten Schlag!“

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Speer;
Er ſang ſo herrlich, das klang über Haſtingsfeld,
Von Roland ſang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze schwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth!
Der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß,
Davon ein englischer Ritter zur Erde schoß,
Dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag,
Davon ein englischer Ritter am Boden lag.

Normannen sahen's, die harrten nicht allzu lang,
Sie brachen herein mit Geschrei und mit Schilderklang.
Hei! sausende Pfeile, klirrender Schwerterschlag,
Bis Harold fiel, und sein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm steckte sein Banner auf's blutige Feld,
Inmitten der Todten spannt' er sein Gezelt;
Da saß er am Mahle, den goldnen Pocal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engelland.

„Mein tapfrer Taillefer! komm, trink' mir Bescheid!
Du hast mir viel gesungen in Lieb und in Leid,
Doch heut im Hastingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Lebenlang!"

Uhland.

Schlachtfeld bei Hastings.

Der Abt von Waltham ſeufzte tief,
Als er die Kunde vernommen,
Daß König Harold elendiglich
Bei Haſtings umgekommen.

Zwei Mönche, Asgod und Ailrik genannt,
Die ſchickt er aus als Boten,
Sie ſollten ſuchen die Leiche Harold's
Bei Haſtings unter den Todten.

Die Mönche gingen traurig fort
Und kehrten traurig zurücke:
„Hochwürdiger Vater, die Welt iſt uns gram,
Wir ſind verlaſſen vom Glücke.

„Wir ſuchten hin, wir ſuchten her,
Bis alle Hoffnung verſchwunden —
Den Leichnam des todten Königs Harold,
Wir haben ihn nicht gefunden.“

Asgod und Ailrik ſprachen alſo;
Der Abt rang jammernd die Hände,
Verſank in tiefe Nachdenklichkeit
Und ſprach mit Seufzen am Ende:

„Zu Grendelfield am Bardenſtein,
Juſt in des Waldes Mitte,
Da wohnet Edith Schwanenhals
In einer dürftigen Hütte.

„Man hieß ſie Edith Schwanenhals,
Weil wie der Hals der Schwäne
Ihr Nacken war, der König Harold
Er liebte die junge Schöne.

„Er hat ſie geliebt, geküßt und geherzt,
Und endlich verlaſſen, vergeſſen.
Die Zeit verfließt; wohl ſechszehn Jahr'
Verfloſſen unterdeſſen.

„Begebt euch, Brüder, zu dieſem Weib
Und laßt ſie mit euch gehen
Zurück nach Haſtings, der Blick des Weibs
Wird dort den König erſpähen.

„Nach Waltham-Abtei hieher alsdann
Sollt ihr die Leiche bringen,
Damit wir chriſtlich beſtatten den Leib
Und für die Seele ſingen."

Um Mitternacht gelangten ſchon
Die Boten zur Hütte im Walde:
„Erwache, Edith Schwanenhals,
Und folge uns alsbalde.

„Der Herzog der Normannen hat
Den Sieg davon getragen,
Und auf dem Feld bei Haſtings liegt
Der König Harold erſchlagen.

„Komm mit nach Haſtings, wir ſuchen dort
Den Leichnam unter den Todten,
Und bringen ihn nach Waltham-Abtei,
Wie uns der Abt geboten."

Kein Wort ſprach Edith Schwanenhals,
Sie ſchürzte ſich geſchwinde
Und folgte den Mönchen; ihr greiſendes Haar
Das flatterte wild im Winde.

Es folgte baarfuß das arme Weib
Durch Sümpfe und Baumgeſtrüppe.
Bei Tagesanbruch gewahrten ſie ſchon
Zu Haſtings die kreidige Klippe.

Der Nebel, der das Schlachtfeld bedeckt
Als wie ein weißes Lailich,
Zerfloß allmälig; es flatterten auf
Die Dohlen und krächzten abſcheulich.

Viel tauſend Leichen lagen dort
Erbärmlich auf blutiger Erde,
Nackt ausgeplündert, verſtümmelt, zerfleiſcht
Daneben die Aeſer der Pferde.

Es watete Edith Schwanenhals
Im Blute mit nackten Füßen;
Wie Pfeile aus ihrem ſtieren Aug'
Die forſchenden Blicke ſchießen.

Sie ſuchte hin, ſie ſuchte her,
Oft mußte ſie mühſam verſcheuchen
Die fraßbegierige Rabenſchaar;
Die Mönche hinter ihr keuchen.

Sie ſuchte ſchon den ganzen Tag,
Es ward ſchon Abend — plötzlich
Bricht aus der Bruſt des armen Weibs
Ein geller Schrei entſetzlich.

Gefunden hat Gith Schwanenhals
Des todten Königs Leiche;
Sie ſprach kein Wort, ſie weinte nicht,
Sie küßte das Antlitz, das bleiche.

Sie küßte die Stirne, ſie küßte den Mund,
Sie hielt ihn feſt umſchloſſen;
Sie küßte auf des Königs Bruſt
Die Wunde blutumfloſſen.

Auf ſeiner Schulter erblickt ſie auch —
Und ſie bedeckt ſie mit Küſſen —
Drei kleine Narben, Denkmäler der Luſt,
Die ſie einſt hinein gebiſſen.

Die Mönche konnten mittlerweil'
Baumſtämme zuſammenfügen;
Das war die Bahre, worauf ſie alsdann
Den todten König trugen.

Sie trugen ihn nach Waltham-Abtei,
Daß man ihn dort begrübe;
Es folgte Gith Schwanenhals
Der Leiche ihrer Liebe.

Sie ſang die Todtenlitanei'n
In kindiſch frommer Weiſe;
Das klang ſo ſchauerlich in der Nacht —
Die Mönche beteten leiſe. —

H. Heine.

Der Schenk von Limburg.

Zu Limburg auf der Veſte,
Da wohnt' ein edler Graf,
Den keiner ſeiner Gäſte
Jemals zu Hauſe traf.
Er trieb ſich allerwegen
Gebirg und Wald entlang,
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet ihm den Gang.

Er trug ein Wamms von Leder
Und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder:
Das ſteht dem Jäger gut;
Es hing ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er ſchreiten
Und war von hohem Wuchs.

Wohl hatt' er Knecht und Mannen
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Ging doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß.
Es war ſein ganz Geleite
Ein Jagdſpieß ſtark und lang,
Damit er über breite
Waldſtröme kühn ſich ſchwang.

Nun hielt auf Hohenſtaufen
Der deutſche Kaiſer Haus.
Der zog mit hellen Haufen
Einsmals zu jagen aus.

Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und haſtig vor,
Daß ihn ſein Jagdgeſinde
Im wilden Forſt verlor.

Bei einer kühlen Quelle
Da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
Mit Blumen mannigfalt.
Hier dacht' er ſich zu legen
Zu einem Mittagsſchlaf,
Da rauſcht' es in den Hägen
Und ſtand vor ihm der Graf.

Da hub er an zu ſchelten:
„Treff' ich den Nachbar hie?
Zu Hauſe weilt er ſelten,
Zu Hofe kommt er nie;
Man muß im Walde ſtreifen,
Wenn man ihn fahen will,
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonſt hält er nirgend ſtill."

Als nun ohn' alle Fährde
Der Graf ſich niederließ
Und neben in die Erde
Die Jägerſtange ſtieß,
Da griff mit beiden Händen
Der Kaiſer nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden,
Ich nehm' ihn mir zur Haft.

„Der Spieß iſt mir verſangen,
Deß ich ſo lang begehrt!
Du ſollſt dafür empfangen
Hier dies mein beſtes Pferd.
Nicht ſchweifen im Gewälde
Darf mir ein ſolcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel beſſer dienen kann."

„Herr Kaiſer, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir ſchwer,
Laßt mir mein freies Leben,
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich ſchon eigen,
Für Eures ſag' ich Dank;
Zu Roſſe will ich ſteigen,
Bin ich 'mal alt und krank."

„Mit dir iſt nicht zu ſtreiten,
Du biſt mir allzu ſtolz.
Doch führſt du an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz;
Nun macht die Jagd mich dürſten,
Drum thu mir das, Geſell,
Und gieb mir eins zu bürſten
Aus dieſem Waſſerquell!"

Der Graf hat ſich erhoben,
Er ſchwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiſer dar.

Der ſchlürft mit vollen Zügen
Den kühlen Trunk hinein
Und zeigt ein ſolch Vergnügen,
Als wär's der beſte Wein.

Dann faßt der ſchlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du ſchwenktest mir den Becher
Und füllteſt ihn zum Rand,
Du bietteſt mir zum Munde
Das labende Getränk!
Du biſt von dieſer Stunde
Des deutſchen Reiches Schenk!“

Uhland.

Vom treuen Walther.

Der treue Walther ritt vorbei
An unſrer Frau Kapelle.
Da kniete gar in tiefer Reu'
Ein Mägdlein an der Schwelle.
„Halt' an, halt' an, mein Walther traut!
Kennſt Du nicht mehr der Stimme Laut,
Die du ſo gerne hörteſt?“

„„Wen ſeh' ich hier? Die falſche Maid
Ach! weiland, ach, die Meine!
Wo ließeſt Du Dein ſeiden Kleid,
Wo Gold und Edelſteine?““

„O daß ich von der Treue ließ!
Verloren iſt mein Paradies,
Bei Dir nur find' ich's wieder."

Er hob zu Roß das ſchöne Weib,
Er trug ein ſanft Erbarmen;
Sie ſchlang ſich feſt um ſeinen Leib
Mit weißen, weichen Armen.
„Ach, Walther traut! mein liebend Herz,
Es ſchlägt an kaltes, ſtarres Erz,
Es klopft nicht an dem Deinen."

Sie ritten ein in Walthers Schloß,
Das Schloß war öd' und ſtille,
Sie band den Helm dem Ritter los;
Hin war der Schönheit Fülle.
„Die Wangen bleich, die Augen trüb,
Sie ſind Dein Schmuck, Du treues Lieb,
Du warſt mir nie ſo lieblich."

Die Rüſtung löſt die fromme Maid
Dem Herrn, den ſie betrübet.
„Was ſeh' ich? ach! ein ſchwarzes Kleid.
Wer ſtarb, den Du geliebet?" —
„Die Liebſte mein betraur' ich ſehr,
Die ich auf Erden nimmermehr,
Noch über'm Grabe finde.""

Sie ſinkt zu ſeinen Füßen hin
Mit ausgeſtreckten Armen.
„Da lieg' ich arme Büßerin,
Dich fleh' ich um Erbarmen.

Erhebe mich zu neuer Luſt!
Laß mich an Deiner treuen Bruſt
Von allem Leid geneſen!"

„„Steh auf, ſteh auf, Du armes Kind!
Ich kann Dich nicht erheben;
Die Arme mir verſchloſſen ſind,
Die Bruſt iſt ohne Leben.
Sei traurig ſtets, wie ich es bin!
Die Lieb' iſt hin, die Lieb' iſt hin,
Und kehret niemals wieder.""

Uhland.

Das Herz von Douglas.

O! Douglas, Douglas ſtolz und treu.
John Home.

„Graf Douglas, preſſe den Helm in's Haar,
Gürt' um Dein lichtblau Schwert,
Schnall' an Dein ſchärfſtes Sporenpaar
Und ſatt'le Dein ſchnellſtes Pferd!"

„Der Todtenwurm pickt in Scone's Saal,
Ganz Schottland hört ihn hämmern,
König Robert liegt in Todesqual,
Sieht nimmer den Morgen dämmern!" —

Sie ritten vierzig Meilen faſt
Und ſprachen Worte nicht vier,
Und als ſie kamen vor Königs Palaſt,
Da blutete Sporn und Thier.

König Robert lag im Norderthurn,
Sein Auge begann zu zittern:
„Ich höre das Schwert von Bannockburn
Auf der Treppe raſſeln und ſchüttern!“

„Ha Gottwillkomm, mein tapf'rer Lord,
Es geht mit mir zu End',
Und Du ſollſt hören mein letztes Wort
Und ſchreiben mein Teſtament:“ —

„Es war am Tag von Bannockburn,
Da aufging Schottlands Stern,
Es war am Tag von Bannockburn,
Da ſchwur ich's Gott dem Herrn:“

„Ich ſchwur, wenn der Sieg mir ſei verlieh'n
Und feſt mein Diadem,
Mit tauſend Lanzen wollt' ich zieh'n
Hin gen Jeruſalem.“

„Der Schwur wird falſch, mein Herz ſteht ſtill,
Es brach in Müh' und Streit,
Es hat, wer Schottland bändigen will,
Zum Pilgern wenig Zeit.“

„Du aber, wenn mein Wort verhallt
Und aus iſt Stolz und Schmerz,
Sollſt ſchneiden aus meiner Bruſt alsbald
Mein ſchlachtenmüdes Herz.“

„Du ſollſt es hüllen in rothen Sammt,
Und ſchließen in gelbes Gold,
Und es ſei, wenn geleſen mein Todtenamt,
Im Banner das Kreuz entrollt.“

„Und nehmen ſollſt du tauſend Pferd'
Und tauſend Helden frei,
Und geleiten mein Herz in des Heilands Erd',
Damit es ruhig ſei!“

„Nun vorwärts, Angus und Lothian,
Laßt flattern den Buſch vom Haupt.
Der Douglas hat des Königs Herz,
Wer iſt es, der's ihm raubt!“

„Mit den Schwertern ſchneidet die Taue ab,
Alle Segel in die Höh',
Der König fährt in das ſchwarze Grab
Und wir in die ſchwarzblaue See!“

Sie fuhren Tage neunzig und neun,
Gen Oſt war der Wind gewandt.
Und bei dem hundertſten Morgenſchein,
Da ſtießen ſie an das Land.

Sie ritten über die Wüſte gelb,
Wie im Thale blitzt der Fluß,
Die Sonne ſtach durch's Helmgewölb',
Als wie ein Bogenſchuß.

Und die Wüſte war ſtill und kein Lufthauch blies,
Und ſchlaff hing Schärpe und Fahn',
Da flog in Wolken der ſtäubende Kies,
D'raus flimmernde Spitzen ſah'n.

Und die Wüſte ward voll und die Luft erſcholl
Und es hob ſich Wolk' an Wolk',
Aus jeder berſtenden Wolke quoll
Speerwerfendes Reitervolk.

Zehntauſend Lanzen funkelten rechts,
Zehntauſend ſchimmerten links,
Allah, il Allah! ſcholl es rechts,
Il Allah! ſcholl es links. —

Der Douglas zog die Zügel an,
Und ſtill ſtand Herr und Knecht:
„Beim heiligen Kreuz und St. Alban,
Das gibt ein grimmig Gefecht!"

Eine Kette von Gold um den Hals ihm ging,
Dreimal umging ſie rund,
Eine Raſſel an der Kette hing,
Die zog er an den Mund:

„Du biſt mir immer gegangen voran,
O Herz! bei Tag und Nacht.
Drum ſollſt du auch heut', wie du ſtets gethan,
Vorangehn in die Schlacht."

„Und verlaſſe der Herr mich drüben nicht,
Wie ich hier dir treu verblieb,
Und gönne mir noch auf das Heidengezücht
Einen chriſtlichen Schwerteshieb."

Er warf den Schild auf die linke Seit'
Und band den Helm herauf,
Und als zum Würgen er faß bereit,
In den Bügeln ſtand er auf:

„Wer dies Geſchmeid mir wieder ſchafft,
Des Tages Ruhm ſei ſein!"
Da warf er das Herz mit aller Kraft
In die Feinde mitten hinein.

Sie ſchlugen das Kreuz mit dem linken Daum,
Die Rechte den Schaft legt' ein,
Die Schilde zurück und los den Zaum!
Und ſie ritten drauf und drein. —

Und es war ein Stoß und es war eine Flucht,
Und raſender Tod rundum,
Und die Sonne verſank in der Meeresbucht,
Und die Wüſte war wieder ſtumm.

Und der Stolz des Oſtens, er lag gefällt
Im meilenweiten Kreis,
Und der Sand ward roth auf dem Leichenfeld,
Der nie mehr wurde weiß.

Von den Heiden allen, durch Gottes Huld,
Entrann nicht Mann noch Pferd,
Kurz iſt die ſchottiſche Geduld
Und lang ein ſchottiſch Schwert!

Doch wo am dickſten ringsumher
Die Feinde lagen im Sand,
Da hatte ein falſcher Heidenſpeer
Dem Grafen das Herz durchrannt.

Und er ſchlief mit klaffendem Kettenhemd,
Längſt aus war Stolz und Schmerz.
Doch unter dem Schilde feſtgeklemmt
Lag König Robert's Herz.

v. Strachwitz.

Die Mühle ſteht ſtille.

Herr Irrwing reitet Nachts durch's Thal der Mühle,
Ein Lichtſtrahl folgt ihm und ein Windhauch kühle.
Herr Irrwing denkt: das iſt des Mondes Licht;
Da haucht es hohl: „Der Mondſtrahl redet nicht!"
Die Mühle ſteht ſtille.

Herr Irrwing denkt: das iſt des Baches Tönen!
Da haucht es hohl: „Vom Bach — aus Blut und Thränen!"
Herr Irrwing ſpornt ſein Roß zu ſchnellem Lauf,
Doch plötzlich geht ihm innres Schauen auf.
Die Mühle ſteht ſtille.

„Das iſt nicht Mondesſtrahl, nicht Baches Wogen,
Geſpenſtig kommt ein Weib mir nachgeflogen,
Vom Leichentuch getragen, bleich und wund,
Ein kalter Hauch entſtrömet ihrem Mund."
Die Mühle ſteht ſtille.

Herr Irrwing läßt dem ſcheuen Roß die Zügel,
Der Geiſt doch auf des Leichentuches Flügel
Ereilt ihn bald, und hauchet in die Luft:
„Schnell wie kein Vogel fliegt ein Geiſt der Gruft.“
Die Mühle ſteht ſtille.

Und wie Herr Irrwing ſchaut, ſieht er geſpalten
Des Geiſtes Haupt, er ſiehet in den kalten,
Geſpenſt'gen Schädel tief bis auf den Grund, —
Da haucht alſo des Geiſtes kalter Mund:
Die Mühle ſteht ſtille.

„Schau dieſe Spalte, draus entfloh mein Leben,
Sie hat mein Mann, John Mulling, mir gegeben,
Der Müller dort, den Sarg ſchlug ſelbſt er zu
Und ſprach: „„Ein Schlag gab ihr die ew'ge Ruh!““
Die Mühle ſteht ſtille.

„Nun irr' ich ungerechnet Weib als Schatte,
Johannens jüngern Leib umfängt mein Gatte,
Die trägt den Goldkranz mein im Haare dicht,
Der trinkt er zu mein röm'ſches Glas ſo licht.
Die Mühle ſteht ſtille.

„Die ſchläft im Bette mein, hat all mein Habe,
Hungrig mein Knäblein weint auf meinem Grabe.
Herr Irrwing! daß Ihr meinen Worten glaubt,
Werft euren Goldring mir in's offne Haupt!“
Die Mühle ſteht ſtille.

Herr Irrwing ſpricht: „In Jeſu Chriſti Namen
Werf ich den Goldring mein in's Haupt dir,
Amen!“

Er wirft den Goldring in der Spalte Blut,
Zuklappt der Schädel laut, der Wurf war gut.
Die Mühle ſteht ſtille.

Der Geiſt verſchwindet, aus löſcht alle Helle,
Ein kalter Graus Herrn Irrwing packt zur Stelle,
Er braucht zu ſpornen nicht ſein weißes Roß,
Von ſelber rennt es vor des Richters Schloß.
Die Mühle ſteht ſtille.

„Herr Richter," ſpricht er, „eine Bitt' ich habe,
Kommt auf den Kirchhof mit zu Elsbeth's Grabe!"
Sie graben lange da, ſie graben tief,
Bis zu dem Sarge, drin Frau Elsbeth ſchlief.
Die Mühle ſteht ſtille.

Sie brechen auf den Deckel, das es ſchallte,
Da liegt die Leiche mit des Schädels Spalte,
Herr Irrwing ſpricht: „So war's!" und plötzlich rollt
Hell aus der Spalte Irrwing's Ring von Gold.
Die Mühle ſteht ſtille.

Was ſammeln ſich die Raben dort in Banden?
John Mülling hat die blut'ge That geſtanden:
Hoch auf dem Berge bleichet ſein Gebein,
Frau Elsbeth ging in Gottes Himmel ein.
Die Mühle ſteht ſtille.

Juſtinus Kerner.

Der Mönch.

Auf steilem Felsenpfade, zur Klosterpforte
Heimkehrend, steigt der junge Mönch empor;
Tief lagert sich um die bewohnten Orte,
Die er verließ, der Ferne blauer Flor.

Kein Laut erreicht ihn aus dem nächsten Thale,
Verschwiegen ragt die Höhe um ihn her,
Und an des Himmels Rand, im Abendstrahle,
Wie ein metallner Spiegel ruht das Meer.

Aufathmend steht er still. Auf hellen Weiten
Verweilt sein schrankenlos entfernter Blick;
Dort liegt die Welt! In düstre Einsamkeiten
Führt ihn sein freudenloser Weg zurück.

Des Meeres leichte Segler und der Lüfte —
Vorüber sieht er Schiff und Wolken ziehn,
Vergessen saugt er aus dem Hauch der Düfte,
Und Freiheitsschauer überrieseln ihn.

Das Leben rührt ihn an mit tausend Ranken,
Es rauscht und flüstert durch den stillen Raum,
Und aus den Gräbern steigen die Gedanken,
Und aus dem Leichentuche schlüpft der Traum.

Hinüber schweift auf ausgespannten Schwingen
Sein Geist. Er sieht aus goldner Dämmerung
Der Jugend Alpen ihm entgegendringen
Und hört den Reigen der Erinnerung.

Herüber wogt's in lockenden Geſtalten,
Im Wetterleuchten glüht des Ruhmes Zirn,
Und lohlend ſenkt, von Seraphshand gehalten,
Der leichte Kranz ſich auf die heiße Stirn.

Und im Entzücken will die Bruſt ſich dehnen,
Das im Triumphe durch die Pulſe klopft; —
Da ſchrickt er auf. Es ſind zwei ſchwere Thränen,
Ein ſchmelzend Eis, das ſengend niedertropft.

Doch vor dem Gott, der die Geſchicke ſendet,
In Demuth beugt er ſich und betet ſtumm.
Gehorſam wird zur Kraft. Und ruhig wendet
Der Jüngling ſich zum Weitergange um.

Und jetzt, da er die Felſenwand umſchritten,
Entgegen kommt auf buntgeſchirrtem Thier,
Thalwärts gewendet eine Maid geritten,
Und in die blauen Augen ſchaut er ihr.

Sie ſchwingt ſich ab und wirft ſich vor ihm nieder,
Er kennt ſie wohl, doch ſie erkennt ihn nicht,
Denn eine Kutte deckt die ſchlanken Glieder,
Und die Entſagung furchte ſein Geſicht.

Das iſt der Blick, deß ſeliges Verklären
Einſt ſeines Hoffens Fernen überglänzt,
Die Lippe, die mit züchtigem Gewähren
Den erſten Kuß geduldet und geſegnet.

Die jetzt vor ihm in Andacht hingegossen —
Zu ihren Füßen einst war sein Altar,
Und diese blonde Lockenwogen flossen
Bei der Umarmung in sein braunes Haar.

Ihn liebte dieses Herz, das jetzt mit Zagen,
Ehrfürchtig pochend dieses Mieder hebt,
Und diese Hand hat in des Glückes Tagen
Im weichen Druck der seinigen gebebt.

Noch einmal ruhen läßt er seine Blicke,
Die letzten, auf der lieblichen Gestalt,
Und zieht aus ihrer frommen Hand zurücke
Die seinige mit zärtlicher Gewalt.

Lautlosen Hauches spricht er seinen Segen,
Und schlägt des Kreuzes Zeichen über sie.
Geschieden sind sie auf den Felsenstegen,
Fortan begegnen werden sie sich nie!

Des Saumthiers Glocken hört er tiefer klingen
Und tiefer, bis der letzte Ton versiegt,
Indeß von oben sich mit leisen Schwingen
„Ave Maria“ auf den Lüften wiegt.

W. v. Merckel.

Der Henker von Zürich.

Der greiſe Meiſter hängt ſich ſtumm
Den weiß und blauen Mantel um,
Den langen Mantel weiß und blau,
Beſpritzt von manchem rothen Thau;

Beſpritzt von manchem rothen Thau
Gerichteter — ſo Mann als Frau —
Dann geht er, ſelber lebensſatt,
Geſtützt auf's Richtſchwert, durch die Stadt.

Vor ihm verſchließt ſich jeglich Haus,
Ihm weicht die Menge furchtvoll aus;
So tritt er an den Limmatſtrand,
Wo in der Bucht ſein Fahrzeug ſtand.

Ein rothes Fahrzeug — ungefähr
So einſam und ſo alt wie er;
Er ſpringt hinein und lettet's los
Und fährt ſtromdurch mit feſtem Stoß.

Und fährt ſtromdurch mit feſtem Stoß;
Vor ihm erhebt ſich rieſengroß
Der Wellenberg, ein Thurmgebäu,
Von Fluth umrauſcht, umringt von Scheu.

Von Fluth umrauſcht, umringt von Scheu,
Bewohnt von unfruchtbarer Reu,
Von Seelenmartern, Körperpein:
Er iſt das Thor zum Rabenſtein.

Nach selbem Thurme fährt der Greis,
An's Eisenpförtchen klopft er leis;
Es öffnet sich, er tritt hinein,
Umwölbt von tropfendem Gestein.

Und eine Fackel nimmt er mit
Und niedersteigt er Tritt für Tritt
Mit Richtschwert und mit Schlüsselbund
Bis in des Thurmes Höllenschlund.

Drei Eisenriegel schiebt er schwer,
Und dreimal dreht den Schlüssel er,
In rost'gen Angeln knarrt die Thür
Und dumpfes Seufzen dringt herfür.

Und wie er eintritt in's Verließ,
In das man heut ihn geben hieß,
Nimmt er beim grellen Lichte klar
Sein junges zartes Opfer wahr.

Ein Mägdlein lag — noch Rose kaum —
Geknickt, verbleicht im Kerkerraum,
Und starrt mit des Entsetzens Wahn
Den schauerlichen Meister an;

Den Meister erst und dann das Schwert —
Und jach, mit einem Rucke fährt
Empor von feuchter Streue sie
Und stürzt vor ihm sich auf die Knie:

„Schon jetzt! schon jetzt! So jung! so jung!
Begnadigung! Begnadigung!
Ich war so kindisch-unerfahr'n,
Ich ging so gläubig in sein Garn!

„Wohl war er reich und ich gering,
Doch gab er ſchwörend mir den Ring;
Und ich? ich gab — er that ſo lieb! —
Bis Nichts mehr mir zu geben blieb.

„Als ich ihm Monden drauf entdeckt —
Ihr wißt ſchon was — ſtand er erſchreckt
Und ſtumm und ſtarr und liebeleer,
Dann ging er fort und kam nicht mehr.

„Und ließ mich einſam in der Noth,
Von ew'ger Schande rings bedroht;
Schon ſchaut' ich mich im Büßerhemd,
Sah mich gebrandmarkt und verfehmt.

„Noch ſtand vor mir der Eltern Paar
Argles und jeden Kummers baar;
Mir lacht' ihr freundlich Angeſicht:
Sie ahnten meine Sünde nicht.

„Dann hört ich ihren Jammerſchrei
In meinem Geiſt — nun war's vorbei,
Und vor Verzweiflung taub und blind,
Erwürgt' ich meiner Sünde Kind."

Darauf der Alte dumpf und hohl:
„Ich wußt' es wohl, ich wußt' es wohl!
Dein Pathe bin ich, arme Maid,
Nun ſchenk' ich Dir Dein letztes Leid.

„Mit heute ſind es achtzehn Jahr,
Daß Dein Erzeuger bei mir war:
„„Mir ward geſchenkt ein Töchterlein,
Freund, willſt Du mein Gevatter ſein?""

„Denk' an den Henker!" sagt' ich dann;
Und er: „„Du bist ein Ehrenmann;
Gott schaut auf's Herz, nicht auf die Hand,
Und auf den Sinn, nicht auf den Stand!"" —

„Wohlan! Wir setzten uns zu Tisch;
Der Wein war gut, die Butter frisch —
Drauf stieß ich an mit hellem Klang:
„„Dein Mägdlein lebe hoch und lang!""

„Horch, da entstand ein zweiter Klang:
Das Richtschwert im Gehäuse sprang,
Sprang grad hier unter'm Griff entzwei —
Das klang wie schrilles Wehgeschrei.

„Und auf den Boden fiel der Stahl,
Gebraucht schon zweiundachtzig Mal:
Ich wußte, wem die Mahnung scholl:
Dein Täufling macht das Hundert voll!

„Ich wußt' es wohl, doch sagt' ich's nicht
Und übte still die Patheuxpflicht,
Half Dich mit reinem Wasser weihn —
Nun wird der Tauf- zum Rabenstein.

„Sieh hier den Riß, schon längst geschweißt,
Sieh hier das Schwert mit Blut gespeist:
Schon Neunundneunzig hat's gefällt —
Heut wird's in ew'ge Ruh gestellt!

„O würd' auch mir, wie diesem Schwert,
Die ew'ge Ruhe heut beschheert!
O thät' ich meinen letzten Hieb!
Reich' deine Hand mir und vergieb!"

Sie gab die Hand ihm naß und kalt —
Ach, ſie ſo jung und er ſo alt! —
Bald klang die Todtenglocke dumpf,
Bald flog ihr blühend Haupt vom Rumpf.

Das Schwert, das Zehnmalzehn gefällt,
Ward dann in ew'ge Ruh geſtellt,
Und der es ſchwang, entſchlief zu Nacht
Und iſt nie wieder aufgewacht.

Am Morgen lag er ſtarr und ſtumm,
Den langen Mantel um und um,
Den langen Mantel weiß und blau,
Beſprizt von manchem rothen Thau.

Reitbard.

Der gefangene Admiral.

Sind heute dreiunddreißig Jahr,
Seit ich kein Segel ſah,
Es ſteht der Thurm unwandelbar,
Die Kett' iſt ewig da.
Sie haben gemauert den Delphin
In lichtlos Felsgeſtein,
Und unerreichbar über ihn
Ein winzig Fenſterlein.

Nicht, daß ich fern von Licht und Tag,
Macht mir das Herz so schwer,
Als daß ich dich nicht zu schaun vermag,
Mein heiliges blaues Meer!

Ich höre nicht, wie die Brandung rollt
Und keiner Möve Geschrill,
Und wenn die Kette nicht rasseln wollt',
So wär' es todtenstill.
Sie bauten wohl fern vom Meer den Thurm,
Wo keine Wege prallt,
Kein Bootsmann pfeift, und pfeift kein Sturm,
Kein Schuß den Sturm durchschallt.
Nicht daß man in schweigende Nacht mich warf,
Macht mir das Herz so schwer,
Als daß ich dich nicht hören darf,
Mein tiefaufdonnerndes Meer!

Mein greises Gebein ist schwer und leer,
Mein Leib wird nimmer heil,
Die Faust schwingt nimmer die Lunte mehr
Und nimmer das Enterbeil! —
Die große Flagge auf dem Mast,
Die Breitseit' lasset sehn,
Und Jungens, wen auf's Korn ihr faßt,
Der Teufel hole den! —
Nicht, daß ich verwelkt in Haft und Bann,
Macht mir das Herz so schwer,
Als daß ich auf dir nicht fechten kann,
Mein kampferschüttertes Meer! —

Nun drauf und dran, geentert keck,
Und feuert noch einmal!
Ha Schiff an Schiff und Deck an Deck,
Und ich der Admiral! —
O fiel ich doch im Kugelgezisch!
Hier lieg' ich siech und wund,
Hinschmachtend, wie im Sand ein Fisch
Und sterbend wie ein Hund.
Nicht, daß ich sterbe Zoll um Zoll,
Macht mir das Herz so schwer,
Als daß ich auf dir nicht sterben soll,
Mein oft bezwungenes Meer!

Die Segel hängt das Schiff in Leid,
Ein schwarzes, verwittwetes Weib,
Die Flagge deckt als Sterbekleid
Den todten Heldenleib.
Er sinkt in's Meer von der Spiegelwand,
Das bebt in heiliger Scheu. —
Mich aber scharren sie in den Sand
Und schießen nicht einmal dabei!
Nicht, daß mein Leben hier verrann,
Macht mir das Herz so schwer,
Als daß ich in dir nicht schlafen kann,
Du Heldengrab, mein Meer!

v. Strachwitz.

Schloss Eger

oder

drei böhmischer Grafen Tod.

Lärmend im Schloß zu Eger
Ueber dem Ungarwein,
Sitzen die Würdenträger
Herzogs Wallenstein:
Tertschka — des Feldherrn Schwager,
Ille und Kinsky dazu,
Ihre Heimath das Lager,
Und die Schlacht — ihre Ruh.

Lustig flackern die Kerzen;
Aber der Tertschka spricht:
„Ist mir's Nacht im Herzen,
Oder vor'm Gesicht?
Diese Lichter leuchten
Wie in dunkler Gruft,
Und die Wände, die feuchten,
Hauchen Grabesluft."

Feurig funkelt der Unger;
Aber der Kinsky spricht:
„Draußen bei Frost und Hunger
Schüttelte so mich's nicht,
Hielte lieber bei Lützen
Wieder in Qualm und Rauch;
Wolle Gott uns schützen,
Oder — der Teufel auch."

Illo nun, Herr wie Mehle
Hält er bei Laune ſich,
Dicht iſt ſeine Seele
Gegen Hieb und Stich,
Trägt ein Buffelkoller
Wie ſein Körper traun. —
Luſtiger und toller
War er nie zu ſchaun.

Und vom Trunke heiſer
Kreiſcht er jetzt und lacht:
„Das erſt iſt der Kaiſer,
Wer den Kaiſer macht;
Eid und Treue brechen
Schreckt den Feigen allein,
Hoch der König der Czechen,
Herzog Wallenſtein!“

Spricht's. Da neue Bewohner
Klirrend in Eiſen und Stahl,
Buttleriſche Dragoner
Nehmen Quartier im Saal;
Buttler ſelbſt, im Helme,
Tritt an den Illo: „Sprich,
Seid Ihr Schurken und Schelme,
Oder gut kaiſerlich?!“

Hei, da fahren die Klingen
Wie von ſelber heraus,
Von dem Pfeifen und Schwingen
Löſchen die Lichter aus;

Weiter geht es im Dunkeln,
Nein, im Dunkeln nicht:
Ihrer Augen Funkeln
Giebt das rechte Licht.

Tertschka fällt; daneben
Kinsky mit Fluch und Schwur;
Mehr um Tod wie Leben
Ficht selbst Ille nur,
Schlägt blindhin in Scherben
Schädel und Flaschen jetzt,
Wie ein Eber im Sterben
Noch die Hauer wetzt.

Licht und Fackeln kommen,
Geben düstren Schein:
In einander verschwommen
Blinken Blut und Wein;
Ueberall im Saale
Leichen in buntem Gemisch,
Stumm, vor seinem Mahle,
Sitzt der Tod am Tisch.

Buttler aber wie Wetter
Donnert jetzt: „Laßt sie ruhn!
Das sind erst die Blätter,
An die Wurzel nun."
Bald in Schlosses Ferne
Hört man's Krachen und Schrein; —
Schau nicht in die Sterne,
Rette dich, Wallenstein!

Th. Fontane.

Das Opfer.

In einem Reich gen Morgen
Da glühte der Sonne Brand,
Da ſchaut' in ſchweren Sorgen
Der König auf ſein Land:
„Es lechzen alle Felder,
Verſiegen geht der Fluß,
Es dorren ab die Wälder,
Weh, daß ich es ſchauen muß!

„Was hilft mir Scepter tragen?
Kann ich zum Strome: Fleuß!
Kann ich zur Wolke ſagen:
Die kühle Fluth ergeuß! —?“
So hat er lang in Kummer
Von Tag zu Tag gedacht,
So ſeufzt' er, ohne Schlummer,
Von Nacht zu heißer Nacht.

Und als nun ohne Wolke
Sechs Monden glänzt die Luft,
Tritt er hinaus zum Volke,
Das zu den Göttern ruft.
Es ſchallten Trauerpſalme,
Davon kein Strauch genas,
Und welk ſtand jede Palme,
Als wär' ſie junges Gras.

Die fetten Aecker darben,
Kein Dampf ſteigt aus dem Kraut,
Verblüht ſtehn, ohne Farben,
Die Blumen, wohin er ſchaut.'
Nicht webt ein Strom von Düften
Aus den Gewürzen mehr,
Nicht ſingt mehr in den Lüften
Der bunten Vögel Heer.

Und unter den Zelten lagen
Die Menſchen krank und matt,
Von glüh'nder Peſt geſchlagen
Auf ſchwüler Lagerſtatt.
Und war die Sonne geſunken
Nach langem, heißem Lauf,
So ſprühten die trüben Funken
Der Scheiterhaufen auf.

Da deckt mit beiden Händen
Der König ſein Geſicht:
„Ihr Götter, kann ich wenden
Vom Volk den Jammer nicht?
Gebt mir ein gnädig Zeichen,
Vor keiner Laſt will ich,
Vor keiner Schmach erbleichen,
Nur, eh'rner Himmel, ſprich!"

Da ſprachen zu ihm die Götter
Durch ſeiner Prieſter Mund:
„Du wirſt des Landes Retter,
Und ſchleuß'ſt mit uns den Bund,

Wenn zu des Volkes Heile
Das Opfer Du geſtellt,
Das unter des Prieſters Beile
Uns recht willkommen fällt!"

Er läßt Altäre zieren,
Der Hundert führt man drei
Von Schafen und von Stieren,
Die ſtattlichſten, herbei.
Kein Hauch vom Berge wehet,
Keine Wolk' am Himmel ſtand,
Mit lautem Schalle flehet
Der König und ſein Land.

Doch als die Prieſter hoben
Den blanken Opferſtahl,
Die Thiere begannen zu toben,
Und ſtarben in Wuth und Qual.
Es ſchaut auf das Gewimmel
Und auf das Blut, das floß,
Mit blauem Auge der Himmel
Hernieder erbarmungslos.

Der König in tiefer Trauer
Ging wieder in ſein Haus,
Durchwacht die Nacht in Schauer,
Und trat früh Morgens heraus.
„Ich weiß," ſprach er mit Stöhnen,
„Nicht anders kommt uns Heil,
Eh' von des Landes Söhnen
Zween fallen von dem Beil."

Zween Knaben widerſtrebend,
Bringt man, der Jugend Licht: —
„Weh!“ ruft der König bebend,
„Der Himmel will ſie nicht!
Die Opferflamme dunkelt,
Der Rauch verhüllt ſie ganz, —
Da droben aber funkelt
Die Sonn' in hellerm Glanz!“

Den König faßt ein Grauen,
Doch ſpricht er aus das Wort:
„So bringt mir drei Jungfrauen,
Die Knaben führet fort!“
Drei Mägdlein, jung, unſchuldig,
Führt man herbei bekränzt,
Sie neigen ſich geduldig,
Nur ihre Thräne glänzt.

„Laßt ab, laßt ab!“ ruft wieder
Der König zagend aus:
„Die Flamme ſinket nieder,
Erliſcht in Dampf und Graus!“
Und gräßlich tönt die Klage
Des Volkes in die Luft, —
Der König verſchließt drei Tage
Sich in der Väter Gruft.

Und an dem vierten Morgen
Tritt er an's Tageslicht,
Gewichen ſind die Sorgen
Von ſeinem Angeſicht.

Dem Purpur und der Krone
Hat er den Glanz erlaubt,
Er ſitzt auf ſeinem Throne
Mit hohem, frohem Haupt.

Er ſpricht: „Ich hab ein Zeichen,
Ich weiß, was ich ſoll thun;
Mir ſagten's der Väter Leichen,
Die in der Halle ruhn.
Es liegt in Balſamdüften
Jung, fröhlich von Geſtalt,
Dort mancher in den Grüften,
Und ich bin grau und alt!"

Er ſtieg von ſeinem Throne,
Zu Boden warf er ſich,
Bleich wurde da die Krone, —
Der Sonne Schimmer wich;
Und wie er vor dem Volke
Inbrünſtig betend ſteht,
Da flog empor als Wolke
Sein heiliges Gebet.

Er ſprach: „Ihr Götter! funden
Hab' ich das Opfer gut:
Man heilt des Volkes Wunden
Nicht mit des Volkes Blut.
Empfangt, empfangt mein Leben
Und laßt von eurem Sitz
Die Wolken ſegnend beben,
Mir aber ſchickt den Blitz!"

Und als er aufſtand, fertig,
Den Tod erflehend als Gunſt,
Umarmt' allgegenwärtig
Den Himmel dunkler Dunſt.
Kein Blitz zuckt ihm entgegen,
Es legt ſich nur der Staub,
Es ſäuſelt nur der Regen
Still durch der Bäume Laub

Die Menge ſtaunt und lauſchet,
Der Wind kühlt ab die Gluth,
Der Regen ſtrömt und rauſchet,
Er wird zu Guß und Fluth,
Durch Bart und graue Locken
Der Strom dem König quillt,
Sein Auge bleibt nicht trocken,
Von ſel'ger Thrän' es ſchwillt.

Die Vögel fangen zu ſingen,
Die Kräuter zu duften an,
Der Fluß ſich zu ſchwellen, zu ſchlingen
In ſeiner alten Bahn.
Es tönen der Prieſter Lieder,
Der Dichter Harfe klingt,
Das Volk, es wirft ſich nieder,
Den Scepter der König ſchwingt.

G. Schwab.

Der Tower-Brand.

Wenn's im Tower Nacht geworden, wenn die Höfe
leer und ſtumm,
Gehn die Geiſter der Erſchlag'nen in den Corri-
doren um,
Durch die Lüfte bebt Geflüſter klagend dann, wie
Herbſteswehn,
Mancher hat im Mondenſchimmer ſchon die Schatten
ſchreiten ſehn.

Vor dem Zug, im Purpurmantel, ſilberweiß von
Bart umwallt,
Schwebt des ſechsten Heinrich's greiſe, gramverwit-
terte Geſtalt,
Lady Gray dann, mit den Söhnen König Edward's
an der Hand;
Leiſe rauſcht der Anna Bulen langes ſeidenes
Gewand.

Zahllos iſt das Heer der Geiſter, das hinauf —
hinunter ſchwebt,
Das da murmelt: „Fluch dir, Tower, dran das
Blut der Unſchuld klebt;
Schutt und Trümmer ſollſt du werden!“ aber
machtlos iſt ihr Fluch,
Ehern hält den Bau zuſammen böſer Mächte
Zauberſpruch. —

Wieder nachtet's, wieder ziehn ſie durch die Räume
ſtill und weit,
Plötzlich ſtockt der Zug und ſchaart ſich um ein
glimmend Tannenſcheit,
Dann geſchäftig, wie die Bienen, tragen Schnitz-
werk ſie herzu,
Und zur hellen Flamme ſchüren ſie die matte Gluth
im Nu.

Wie das praſſelt, wie das flackert! einen ſprüh'nden
Feuerbrand
Nehmen ſie zum nächt'gen Umzug jetzt als Fackel
in die Hand,
Weithin wird die Saat der Funken in den Zim-
mern ausgeſtreut,
Flammen ſollen draus erwachſen; hei, der Fluch
erfüllt ſich heut!

Alles ſchläft; doch auf vom Lager ſpringt im Nu
der raſche Sturm,
Und er wirft ſich in das Feuer, und das Feuer in
den Thurm,
An des Towers Felſenwände peitſcht er ſchon das
Flammenmeer,
Und den Segen drüber ſprechend, wogt auf ihm
das Geiſterheer.

Doch, als ob das Salz der Thränen feuerfeſt die
Wände macht,
Wie wenn Blut der beſte Mörtel, den ein Meiſter
je erdacht, —

Seht, wie durſtig auch die Flamme ſich von Thurm zu Thurme wirft,
Hat ſie doch, als wären's Becher, nur den Inhalt ausgeſchlürft.

Wieder, wenn es Nacht geworden, wenn's im Tower leer und ſtumm,
Gehn die Geiſter der Erſchlagnen in den Corridoren um,
Durch die Lüfte bebt Geflüſter klagend dann, wie Herbſteswehn,
Mancher wird im Mondenſchimmer noch die Schatten ſchreiten ſehn.

Th. Fontane.

Der Polenflüchtling.

Im quellenarmen Wüſtenland
Arabiſcher Nomaden
Irrt, ohne Ziel und Vaterland,
Auf windverwehten Pfaden
Ein Polenheld und grollet ſtill,
Daß noch ſein Herz nicht brechen will.

Die Sonn' auf ihn herunterſprüht
Die heißen Mittagsbrände,
Von ihrem Flammenkuſſe glüht
Das Schwert an ſeiner Lende;
Will wecken ihm den tapfern Stahl
Zur Rachegluth der Sonnenſtrahl?

Sein Leib neigt ſich dem Boden zu
Mit dürſtendem Ermatten;
Der ſänke gern zu kühler Ruh
In ſeinen eignen Schatten,
Der tränke gern vor dürrer Gluth
Schier ſeine eigne Thränenfluth.

Doch ſolche Qual ſein Herz nicht merkt,
Weil's trägt ein tiefers Kränken.
Er ſchreitet fort, von Schmerz geſtärkt,
Vom Schlachtenangedenken.
Manchmal ſein Mund Kosziusko! ruft,
Und träumend haut er in die Luft.

Als nun der Abend Kühlung bringt,
Steht er an grüner Stelle:
Ein ſüßes Lied des Mitleids ſingt
Entgegen ihm die Quelle,
Und ſäuſelnd weht das Gras ihn an:
O ſchlummre hier, du armer Mann!

Er ſinkt, er ſchläft. Der fremde Baum
Einflüſtert ihn gelinde
In einen ſchönen Heldentraum;
Die Wellen und die Winde
Umrauſchen ihn wie Schlachtengang,
Umrauſchen ihn wie Siegesſang.

Dort kommt im Oſten voll und klar
Herauf des Mondes Schimmern;
Von einer Beduinenſchaar
Die blanken Säbel flimmern
Weithin im öden Mondrevier,
Der Wildniß nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
Von windverwandten Flüchern,
Die heißgejagt im Mondenglanz
Dem Quell entgegen wiehern.
Die Reiter rufen in die Nacht,
Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie laſſen, friſch und froh gelaunt,
Die Roſſ' im Quelle trinken,
Und plötzlich ſchauen ſie erſtaunt
Ein Schwert im Graſe blinken,
Und zitternd ſpielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angeſicht.

Sie lagern um den Fremden ſtumm,
Ihn aufzuwecken bange:
Sie ſehn der Narben Heiligthum
Auf blaſſer Stirn und Wange;
Dem Wüſtenſohn zu Herzen geht
Des Unglücks ſtille Majeſtät.

Dem ſchlafverſunknen Helden naht,
Mit Schritten gaſtlich leiſe,
Ein alter, finſterer Nomad;
Und Labetrunk und Speiſe,
Das Beſte, das er ihm erlas,
Stellt er ihm heimlich vor in's Gras.

Nimmt wieder ſeine Stelle dann. —
Noch ſtarrt die ſtumme Runde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht ſchon manche Stunde;
Bis aus dem Schlummer fährt empor
Der Mann, der's Vaterland verlor.

Da grüßen ſie den Fremden mild,
Und ſingen ihm zu Ehre
Geſänge tief und ſchlachtenwild
Hinaus zur Wüſtenleere.
Blutrache, nach der Väter Brauch,
Iſt ihres Liedes heißer Hauch.

Wie faßt und ſchwingt ſein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berückte!
— Er ſteht auf Oſtrolenka's Feld; —
Wie lauſchet der Entzückte,
Vom ſtürmiſchen Geſang umweht!
Wie heiß ſein Blick nach Feinden ſpäht!

Doch nun der Pole ſchärfer lauſcht,
Sind's fremde, fremde Töne;
Was ihn im Waffenglanz umrauſcht, —
Arabiens freie Söhne,
Auf die der Mond der Wüſte ſcheint:
Da wirft er ſich zur Erd' — und weint.

Lenau.

Das rothe Lied.

Sechs beißblutige Hengſte toſen
Ueber die Haide von Debreczin,
Sitzt ein Herzog der Franzoſen
Stolz im goldenen Wagen drin.

Träumt, auf's Haupt die Krone zu heben,
Flammt ſein Antlitz lichterloh;
Von der Heimath muthigen Reben
Träumt der Herzog von Bordeaux.

Nachten die Wolken trüb und trüber,
Jagen die Hengſte, ſtiebt der Sand,
Jagen an einer Schenke vorüber,
Einſam ſtehend im Haideland.

Aus dem Gehöft mit flatternder Mähne
Stürzen Zigeuner, mit Weib und Kind:
Herr, du hoher, und nimmer wähne,
Daß wir Räuber und Mörder ſind.

Redlich ſind wir, fromme Chriſten;
Von den Händen in den Mund
Leben wir, arm und ſtill, und niſten
Heimathlos auf fremdem Grund.

Herre, befiehl, das Inſtrumente
Jauchzt dir ein Lied mit Macht und Macht,
Das ein trotziger fremder Studente
Pfiff auf der Haide bei Nebel und Nacht.

Freudvoll und leidvoll hat er gepfiffen,
Herre, wir haben die Melodie
Flugs auf den Saiten nachgegriffen,
Noten lernt der Zigeuner nie.

War uns ſo bang an jenem Abend,
Jeſus! und Niemand wußte warum?
Geiſter, keine Ruhe habend,
Schlichen um unſre Streu herum.

Wünſchten der Nacht des Adlers Schwingen,
Wünſchten mit Schmerzen den Sonntag her,
Da wir wollten das Liedlein ſingen,
Hochroth, ſchön, wie keines mehr.

Da wir's ſpielten friſch in der Schenke,
Hat der Wirth mit den Gäſten gezecht,
Raſcher ſtieg in's Gehirn das Getränke,
Und ein Herre ſchien der Knecht. — —

Gnädig blickt er und nickt und winket,
Und ſie geigen mit mächtigem Zug. —
Und er zittert, die Thräne blinket,
Tonlos ruft er: Genug — genug!

Und er ſchleudert die Münzen zur Erde,
Und es greifen die Rappen aus. —
Schaut die Bande mit banger Geberde
Fliegen und ſchwinden das goldene Haus.

Was ihn ſchmerzt? wer kann es wiſſen,
Was ein ſchönes Lied verbricht?
Daß es ein Fürſtenherz zerriſſen,
Ahnen die kindlichen Seelen nicht.

Daß es den Ahn vom herrlichen Throne,
Freiheit predigend, trug zum Schaffott;
Daß es dem Ohm die theure Krone
Niedergewettert, ein Blitz von Gott;

Daß er ſelber ein flüchtiger König,
Gellt ihm „Allons enfants!“ in's Ohr,
Singt auf den Haiden unkentönig
Ihm des Zigeuners Geige vor. —

Sechs heißblutige Hengſte toſen
Ueber die Haide von Debreczin,
Sitzt ein Herzog der Franzoſen
Traurig im goldenen Wagen drin.

Karl Beck

Aus:

Waterloo.

von

Friedrich Scherenberg.

Der Kreuzzug in den Abend.

— Und in die Acht erklärt Europa ihn
Den Weltfeind Bonaparte.
Wieder geht
Durch alle deutſchen Gauen an ſein Volk
Das Fürſtenwort, und wieder glaubt auf's Wort
Das Volk, und liebt und hofft; und wieder wogt
Das Leben ſich auf ſeine Höhen; ſchwellend,
Durch alle Adern ſchlagend, treiben wieder
Die warmen Pulſe ihre Maienblüthen,
Und wieder blühen all die ſeltnen Blumen
Der unbewußten, ſelbſt ſich opfernden
Begeiſterung; in ſeine Himmel hell
Rankt wieder auf und grünt voll Waldesduft

Die heilge Hermanns-Eiche *eines* Deutſchlands,
Und wieder weihen gläubig ihrem Schatten
Sie Alle Gut und Blut, ihr beſtes, letztes:
Das Alter ſeine Ruh, das Weib den Mann,
Die Braut die Myrthe, Mütter ihre Söhne;
Pflug, Buch, Hammer und Webſchiff, Handel und
Wandel,
Lehr- und Nährſtand wird wieder Wehrſtand;
Waffen!
Ruft Bauer, Bürger; und all ſeine Städte
Rüſten, umgürten ſich mit Thurm und Wall,
Dem ſteinernen Schild und donnernden Schwert —
Ein Mann
Das Volk und *eine* Burg das Land!
Und in
Vier Heeresſtahlen ſchleudert ihren Bann
Europa.
Oben an iſt Marſchall Vorwärts!
Sieh da, — wie Pallas aus des Donn'rers Haupt —
Auf *einen* Schlag des alten Zahnenſchmieds,
Gerüſtet ſpringt aus ihrem Arſenal
Boruſſia, gewappnet von dem Geiſt
Scharnhorſt.
Nachſchifft aus ihrem Nebelland
Die ſtolze Königin der Wickinger,
Brittannia auf hundert ſchwimmenden
Paläſten, — ſchäumend wogt ihr Grund, die See,
Hoch fliegen die beflaggten Kupveln, donnernd
Um ihren Maſt, die ſchlanken Säulen, webt
Ein web'nder Marmor, ihre Segelwand, —
Als würde von des alten Haſſes Sturm
Die ganze Inſel flott. Die Anker wirft
Sie niederlandend auf Europa's Wieſe,
Beim blutsverwandten Volk, Amphibie.

Aufhebt im Süd das Land der deutschen Sonne
Sein alt romantisch Haupt voll ew'ger Jugend,
In jeder neuen Falte neuer Reiz.
Umschlei'rt von Abendduft — Erinnerung;
Aufsteht das Land der Kaiser und der Minnen,
Der Hohenstaufen, Welfen, Wittelsbacher,
Das Sänger-, Burgen- und das Rebenland.

In seine Königreiche winkt der Kaiser,
Herniederwehet Habsburg — Deutschlands Hochwacht,
In Thale steigen von beschneiter Alp,
Wie seine Sturzlavine schnell, das Volk
Der Sennen und der Gemsenjäger mit
Dem Stutz und noth- und rachgeschärften Sinn.
Nicht Föhn noch Gletscher kühlt die heiße Kugel,
Die dem Passeyer Sandwirth forsentückisch
In's Herz gerollt — der Schuß traf ganz Tyrol.

Verhängten Zügels über ihre Donau
Herstürmen leck Europa's Skythe, Volk
Der Palatine und Woiwoden, der
Sarmat, der königsstolze Magyar; —
Am Rossschweif bunt, in lockerer Gefranschaft,
Hängt ihm das beutelust'ge, fingerfert'ge
Gemengsel der Panduren und Kroaten.

„Glück auf!" fährt aus dem deutschen Siedekessel,
Aus seinem Schacht der Erden tief, hoch nieder
Von seinem Wald, als kämen seine Tannen,
— Mit sonn'gem Wipfel, drinnen düstrer Schatten, —
Der Czeche und der sangesreiche Böhme.
Und nach, gemüthlich hinter seinem Kaiser,
Folgt Austria, das alte Kind.

Herüber
Noch nebelfern aus schneidend kaltem Osten,
Vom Brande seiner heil'gen Mosław, über
Die große Welschen-Bleiche ueben stumm
In starren Säulen Murits starke Söhne.
Schon tausend Werst weg sehnend heim der Weib
Und Kinder liebende Komare, da
Bannt, hart vor seinen heimathlichen Hürden,
„Napoleon!" das alte Feldgeschrei.
Sein Vaterherz zurück in's alte Schlagen,
Und fügsam seinem Czar, wie seinem Gott,
Umwendet schweigend sich das Volk der Slaven.
Vorschwärmt ein nadelvoller Föhrenwald —
Mit Pike, Pfeil und Bogen der Kosak
Und seine haar'gen Bruder von der Steppe:
Ihr Sattel: Haus und Herd, — Polar-Centauren,
Halb Mensch, halb Thier —
Und all die Völkerschaften,
Der ganze Orient, verbrüdern sich
Mit Leib und Seel' zum Kreuzzug in den Abend:
All ihre Stämme eine Meute, all
Die Glauben ein Gebet: Erlös' uns Herr
Von diesem Uebel! —

Nun grüsse dich Gott, Frau Minne!

Ein Lied, ein Lied, der Tag verhallt,
Die Wälder athmen kaht,
Und über die Thale woat und wallt
Das Ambrabaar der Nacht.

Die Erde wie tief, und um mich her
Eine Fülle erster Gestalten,
Tief in der Brust ein fluthend Meer
Vollklingender Gewalten;
Und hast du lang verflucht gewohnt,
O freudige Kraft der Lieder,
So schüttle heut in den silbernen Mond
Dein silbernes Gefieder! —

Herr Walter war ein Ritter jung,
Er hatte lang gestritten,
Bis ihm ein scharfer Schwertesschwung
Zu's freudige Herz geschnitten.

Herr Walter glitt in den blutigen Sand,
Sein Hengst floh in die Wüste,
Sie trugen ihn aus dem Sonnenbrand
Unter die breite Linde.

Sie rissen entzwei den Zahnensaum,
Zu stillen das Blut dem Degen;
Auf den Sterbenden vom Lindenbaum
Fiel reifer Blüthenregen.

Das war des Königs Töchterlein,
Ihr Aug' in Thränen glühte,
Sie hielt ihm einen Becher Wein
An des Mundes welkende Blüthe.

Das war des Königs Töchterlein,
Sie kniete zu ihm nieder,
Da drang ein schneller Rosenschein
Durch die sinkenden Augenlider.

Es ging ein Schauer durch sein Mark,
Ein Schauer jäher Wonne,
Er sah sie an, so voll und stark,
Wie der sterbende Aar die Sonne.

Die Binden riß er, die er trug:
„Nun rinne, mein Blut, o rinne!“
Er trank den Becher auf einen Zug: —
„Nun grüße dich Gott, Frau Minne!“

In der Nacht, in der seligen Sommernacht,
Wo Niemand traurig bliebe,
Da hab' ich Euch dennoch ein Lied gebracht,
Ein Lied von blutender Liebe.
Verzeiht, es ist das alte Lied
Von Seligkeit und Verderben,
Wenn der Dichter dem Himmel in's Auge sieht,
Dann muß er jubelnd sterben.
Der Himmel ist fern und hoch und hehr,
Nun rinne, mein Blut, o rinne!
Die Wunden brechen, der Becher ist leer,
Nun grüße dich Gott, Frau Minne!

v. Strachwitz.

Druck von Georg Westermann in Braunschweig.

10 Juni 1918

Unserm Fritz.

Zwei Hände sind müde gesunken,
Die uns den Himmel geschmückt,
Zwei Augen sind uns erloschen,
Die sehnend auf uns geblickt.

Ein Herz voll Güte und Liebe
Das ewig nicht mehr schlägt...
O du Deutschland, armes Deutschland,
Was wurde dir auferlegt!!

Wir haben auch ihn erwartet
Ein langes, ein schreckliches Jahr;
Mein theures Herz war [illegible]
Der Schrecken [illegible] durchgefahr.

Wir sagten einer zum Andern:
Habt Kraft u. Mut u. Geduld,
Wir werden ihn wiedersehen
Der alten Züge [illegible] Huld.

Den Mund mit dem lieben Lächeln
In den Augen den strahlenden Blick,
Wir werden ihn wiedersehen
Unseren Helden u. Herrn, unsern Fritz.

Er hat zu dem Tode [illegible]
Das manchmal in blutiger Schlacht
So wird er den Rückweg finden
Auch jetzt aus der Todesnacht.

da, wo dein Herz am wärmsten,
da nimmt sie zu dir hin [illegible]
Gieb deinem [illegible]
Ein [illegible] Grab.

Und sage der [illegible]
Wenn [illegible] Deutschland für [illegible]
daß sie [illegible]
[illegible] begraben liegt.

daß, so oft die jubelnde Lerche
zum Himmel [illegible] den Gesang,
Ihr Ruf vom [illegible],
der ihr [illegible].

daß er lausche, horche u. höre,
Wie vom Herz [illegible] u. spricht,
daß er lausche in [illegible]
„Mein Deutschland vergaß mich nicht.

Ich hab ihm Treue gehalten
bis in [illegible] Leid —
Nun [illegible] meinem Herzen
Für ewige [illegible] Zeit."

Ernst v. Wildenbruch.

Aus England.

Studien und Briefe

über

Londoner Theater, Kunst und Presse.

Von

Th. Fontane.

Stuttgart.
Verlag von Ebner & Seubert.
1860.

Schnellpressendruck der J. G. Cotta'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Seinem Freunde

Wilhelm Lübke.

Vorwort.

Die Aufsätze, die ich in Nachstehendem zu einem Buche zusammengestellt habe, sind Arbeiten, die während eines beinah vierjährigen Aufenthalts in England (von 1855—59) niedergeschrieben und zum allergrößten Theil unmittelbar nach ihrer Abfassung in den Beilagen und Feuilletons verschiedener Zeitungen veröffentlicht wurden. Zeitungsaufsätze führen ein kurzes Leben, das heut Erschienene macht das Gestrige vergessen, und wer den Wunsch hat, seine ehrliche Arbeit wenigstens über die nächste Stunde hinaus zu retten, wird sich gezwungen sehn, das vereinzelt Erschienene zu einem kompakteren Ganzen zusammenzustellen. Die Frage kann nur immer die sein, ob dergleichen rasch vergessene Dinge, nach Form und Inhalt eine Wiederbelebung erfahren dürfen, oder ob es heißen muß: laß die Todten ruhn.

Es kann mir nicht zukommen, in vorliegendem Falle diese Frage selbst zu entscheiden, vielleicht aber werden Publikum und Kritik durch jene für mich selber maßgebend gewesene Erwägung zu einer freundlichen Beantwortung gestimmt werden, durch die Erwägung nämlich, daß was immer die Mängel, die Einseitigkeiten und Fehler dieser Studien sein mögen, sie wenigstens das für sich in Anspruch nehmen können, über bisher wenig oder gar nicht behandelte Themata sich verbreitet zu haben.

Dem ersten Abschnitt, „die Londoner Bühnen ꝛc., habe ich an dieser Stelle nur wenige Bemerkungen hinzuzufügen. In den betreffenden Aufsätzen selbst hab' ich mehr denn einmal mein Bedauern darüber ausgesprochen, daß ich bei der zu ziehenden Parallele einer allgemeineren Kenntniß der heimischen Bühnenzustände entbehrte und in den meisten Fällen nicht im Stande war, die Londoner Theater mit der deutschen Bühne überhaupt, sondern eigentlich nur mit einem Bruchtheil derselben — mit der Berliner zu vergleichen. Es ist sehr

wahrſcheinlich, daß meine Urtheile an mehr denn einer Stelle günſtiger für die deutſche Heimath ausgefallen wären, wenn ich über ein größeres und vielleicht überhaupt über ein andres Vergleichs-Material verfügt hätte. Denn ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich das Berliner Weſen, die geiſtige Atmoſphäre unſerer Stadt, als im Allgemeinen ungünſtig für die Hervorbringung oder Conſervirung tüchtiger ſchauſpieleriſcher Kräfte anſehe. Das Genie freilich kommt über alles hinweg; — die Ludwig Devrients aber ſind allerorten dünn geſät. Viele von den Unleidlichkeiten unſerer Bühne ſind, meiner Meinung nach, vielweniger ein Produkt mangelnden Talents oder mangelnden Eifers, als vielmehr ein Reſultat jenes berliniſchen je ne sais quoi, deſſen künſtleriſch-nachtheiligen Einwirkungen ſich wenige zu entziehn vermögen. Ganz abgeſehn von dem Berliner Organ (worauf ſich allenfalls erwidern ließe, daß ein Sachſe ebenfalls ein bedenklicher Macbethſpieler ſei) drückt das Berliner Weſen, die vieljährige Berührung mit dem Berliner Geſchmack — auch in Dingen und auf Gebieten, die in keiner direkten Beziehung zur Bühne ſtehen — dem Schauſpieler einen Stempel auf, der der Löſung letzter großer Aufgaben ſchwerlich zu gute kommt. Die Berliner, wie ſich von ſelbſt verſteht glänzende Ausnahmen im Einzelnen zugegeben, ſind auf den Witz geſtellte Naturen. Der Sinn für das Ganze fehlt; man läßt ein Buch, ein Stück, um eines Witzes, um einer guten Scene oder eines überraſchenden Tableau's willen gelten und verwirft oder ignorirt das Tüchtige, das ſchmucklos ſeines Weges zieht. Unſer großes Publikum hat nicht das Bedürfniß, ſich zum Herzen ſprechen, ſich in Wahrheit erheben zu laſſen, es hat nur das Bedürfniß des Geſtreichelt- und Gepricktwerdens, ſei es durch Witz oder Rührung. So iſt der vorherrſchende Geſchmack. Wer wäre ſtark genug, ſich zwanzig Jahre lang (eine kurze Zeit für königliche Hofſchauſpieler) ſiegreich dagegen zu wehren? Das pointirte Weſen, das unſere Stadt ſo ſehr charakteriſirt, führt zu dem ſich Vordrängen der einzelnen Perſönlichkeit, zur Forcirtheit, d. h. zum Virtuoſenthum des großen Talents und zur Geckenhaftigkeit des kleinen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß wir von letzterem mehr beſitzen als andere deutſchen Bühnen, und daß ich minder triftigen Grund gehabt hätte, dem Naturburſchenthum der engliſchen Bühne relativ das Wort zu reden, wenn ich mit der Art und Weiſe anderer deutſcher Bühnen vertrauter geweſen wäre.

Den zweiten Abſchnitt des Buches bilden Briefe „aus Manchester," die, zur Zeit der dortigen großen Kunſtausſtellung geſchrieben, die Abſicht verfolgen, auf das reiche, nach Zahl und Werth gemeinhin weit unterſchätzte Material hinzuweiſen, das die engliſche Malerſchule ſeit 120 Jahren oder, wenn wir von Hogarth abſehn, ſeit gerade 100 Jahren geſchaffen hat. Nicht die geſammten Bilderſchätze der Manchester-Ausſtellung — die zu mehr als zwei Drittheilen

aus alten Gemälden beſtanden — ſondern nur das kleinere Drittel derſelben, das ausſchließlich die Werke engliſcher Meiſter umfaßte, hab' ich zu beſchreiben und zu gruppiren geſucht. Ich bekenne, daß ich mich dieſer Arbeit, an die ich völlig als Laie, im beſten Falle als Amateur herantrat, nicht ohne Bedenken unterzogen habe. Bedenken, die in verſtärktem Maaße wieder lebendig wurden, als es ſich jetzt darum handelte, die damals geſchriebenen Briefe zu überarbeiten (einzelne Kapitel mußten, ſpäter in London gemachten Studien zu Liebe, völlig umgeſchrieben werden), zu erweitern und zu einem Ganzen zuſammenzuſtellen. Die Erwägung indeß, daß, ein paar Namen und Kupferſtiche abgerechnet, engliſche Kunſt und Malerei eine völlige terra incognita für uns ſind und daß das einzige Werk, das an dieſer Stelle genannt werden könnte (die Treasures of Art in Great Britain unſeres hochverdienten Profeſſor Waagen), theils überwiegend ein Bibliothek- und Nachſchlagebuch bildet, theils zu neun Zehnteln ſeines Raums die Beſchreibungen alter, d. h. nicht-engliſcher Gemälde bringt, — dieſe Erwägung war es, die für mich entſcheidend wurde und mich an die oft ſelbſt gemachte Erfahrung erinnerte, daß in einem fremden Lande jeder wohlmeinende, d. h. nicht abſichtlich irre leitende Führer beſſer ſei, als gar keiner, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß er gelegentlich den rechten Weg verfehle. Der dieſem zweiten Abſchnitt beigegebene Anhang, worin ich zu Nutz und Frommen aller derer, die nur auf kurze Zeit in London verweilen können, eine kurze Zuſammenſtellung des Sehenswertheſten der engliſchen Meiſter ſeit Hogarth gegeben habe, wird ſich hoffentlich als praktiſch und zweckentſprechend dem Urtheil der Leſer empfehlen.

Der dritte Abſchnitt, richtiger der dritte und vierte zuſammen, beſprechen die Londoner Zeitungspreſſe, der dritte Abſchnitt die Wochenblätter, der vierte die Tagesblätter. Der letztere Abſchnitt (namentlich der Aufſatz über die Times, worin ich meine Geſammt-Erfahrungen auf dieſem Gebiet noch einmal zuſammenfaßt habe) muß für ſich ſelber ſprechen; ich wüßte nichts hinzuzufügen, mit Ausnahme der Bemerkung etwa, daß das „Chronicle" inzwiſchen erklärtes imperialiſtiſches Organ, die „Poſt" aber, die bis dahin ziemlich unverhohlen ein Moniteur jenſeits des Kanales war, wieder ausſchließlich palmerſtoniſches Organ geworden zu ſein ſcheint. Dies genüge. Nur hinſichtlich der Wochenblätter ſeien mir noch einige Bemerkungen erlaubt. Es war ſchwer, in Beſprechung dieſer Organe das richtige Maaß zu treffen, und ich ſelber muß bezweifeln, daß es mir überall geglückt ſei. Ich hatte vor, dieſe Dinge in einer gewiſſen ſtatiſtiſchen Vollſtändigkeit zu geben, und konnte mir doch andrerſeits kaum verhehlen, daß ein längeres Verweilen bei allerhand Zeitungen, die von je hundert meiner Leſer kaum einer geleſen, geſchweige geleſen haben dürfte, nothwendig zur Langenweile führen müſſe. Ich hatte daher zwiſchen Wunſch und Beſorgniß

beſtändig zu vermitteln und darf nicht annehmen, überall die rechte Mitte getroffen zu haben. So wenig ich gegeben habe, ſo wird man auch das Wenige an einigen Stellen noch zu viel finden und umgekehrt an anderen Stellen mit Recht den Vorwurf äußern, daß das Wenige ein zu wenig ſei.

Das Gefühl begleitet mich, daß ich bei Aufzeichnung aller dieſer Aufſätze nach meinem beſten Wiſſen und Können, niemandem zu Liebe und zu Leide verfahren bin. Der Wunſch, gegen Heimath und Fremde gerecht zu ſein, war jederzeit lebendig in mir und mag dem Buche, wie viel auch ſonſt ihm fehlen mag, zur Empfehlung und wo es Noth thut, zur Entſchuldigung dienen.

Berlin im Juli 1860.

Th. Fontane.

Die Londoner Theater.

(Insonderheit mit Rücksicht auf Shakespeare.)

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Zu unſren mannigfachen Einbildungen über England gehört auch die, daß wir den Shakeſpeare häufiger und beſſer ſpielten als die Engländer ſelbſt. Was die erſtere Hälfte dieſer Annahme angeht, ſo verweiſ' ich auf die Thatſache, daß bis vor Kurzem in Shadwell und Whitechapel (öſtliche Stadttheile Londons) Penny-Theater exiſtirten, auf denen in ununterbrochener Reihenfolge Shakeſpeare'ſche Stücke ſeit Shakeſpeare's Zeiten gegeben wurden, und füge für diejenigen, die, nicht ganz ohne Grund, dieſe Penny-Theater nicht gelten laſſen wollen, die vorläufige Notiz hinzu, daß Mr. Phelps, der Director des trefflichen Sadlers-Wells Theaters, vor einigen Monaten das dreißigſte Shakeſpeare-Stück auf ſeiner Bühne zur Aufführung brachte. Ob wir den Shakeſpeare beſſer ſpielen, das iſt die Frage, die ich mir geſtellt habe und worauf dieſer Aufſatz die Antwort verſuchen ſoll. So gewiß ich dabei nach meinem beſten Wiſſen und Gewiſſen verfahren bin, ſo bemerk' ich doch gleich im Voraus, daß ich während des Verlaufs der Arbeit oft die Unzureichendheit meiner Kräfte empfunden, und lebhaft bedauert habe, mit unſeren heimiſchen Bühnenzuſtänden nicht inniger vertraut geweſen zu ſein. Ich fühlte, daß die bloße Bekanntſchaft mit der Berliner Bühne nicht ausreichend ſei, um zwiſchen engliſchem und deutſchem Theater überhaupt eine Parallele zu ziehen und konnte mir in vielen Fällen nicht einmal verhehlen, daß ich ſelbſt von den Berliner Shakeſpeare-Vorſtellungen nur die Total-Eindrücke mit nach Hauſe genommen und die Einzelzüge verloren hatte. Ein Edward Devrient, der mit gründlicher literariſcher Bildung und eingehender Shakeſpeare-Kenntniß zugleich die Kenntniß ſo ziemlich aller deutſchen Bühnen verbindet, wäre der

Mann gewesen, sich einer Arbeit, wie ich sie jetzt biete, mit größerem Erfolg zu unterziehen, und nur der eine Umstand mag umgekehrt zu meinen Gunsten sprechen, daß ein mehrjähriger Aufenthalt hier am Ort mich mit dem, was London bietet, allerdings vertrauter gemacht hat, als das dem eifrigsten und sachkundigsten Beobachter, bei einem Besuche von gewöhnlicher Zeitdauer, möglich gewesen wäre.

Der Hochmuth, mindestens das Gefühl der Ueberlegenheit, mit dem man sich bei uns daran gewöhnt hat, auf die englischen Bühnenzustände herabzusehen, ist meinem Erachten nach völlig unangebracht, und hat nicht mehr Anspruch auf Geltung, als die übliche Beurtheilung der englischen Küche, deren ganzer Fehler auch darin besteht, daß sie anders kocht, als wir zu essen gewohnt sind. Die englische Bühne sollte schon um deßhalb gegen jede allzurasche Verurtheilung gesichert, vielmehr ein Gegenstand unseres aufmerksamen Studiums sein, weil es gar keine Frage ist, daß sie ihre Traditionen bis auf Shakespeare selbst zurückführen kann. Wo mögen wir nur den Muth hernehmen, über Auffassungen und Anordnungen ohne Weiteres den Stab zu brechen, die möglicherweise, unter den Augen des Meisters, sich der Zustimmung desselben zu rühmen hatten! Die bloße Möglichkeit erheischt Vorsicht.

Aber wo ist der Beweis, daß die Traditionen des englischen Theaters bis zu Shakespeare selbst zurückreichen? Ich will ihn anzutreten suchen. Niemand leugnet, daß der aufgeführte Shakespeare, wie er sich bis diesen Tag auf der modernen englischen Bühne präsentirt, im Wesentlichen in Garrick wurzelt.*) Hat nun Garrick diese Typen ge-

---

*) Das ergibt sich am besten aus folgenden Zahlen:

	Erstes Auftreten.	Letztes Auftreten.
Garrick	1741	1776
Mrs. Siddons	1775	1816
John Kemble	1783	1817
Charles Kemble	1794	1840
Edmund Kean	1806	1833
Macready	1816	1851
Charles Kean, Mr. Phelps	seit den zwanziger Jahren.	

John Kemble, wiewohl er erst 1783 in London auftrat, hatte, bevor er

ſchaffen? ſind ſie ganz und gar ſein? Gab es vor ihm keinen Falſtaff oder keinen Richard III., den es ſich verlohnt hätte, anzuſehen? entdeckte er abſolut neues Land, oder eroberte er nur ein neues Terrain? Es kann kein Zweifel ſein, daß er ein bloßer genialer Erweiterer war; er ſtand auf den Schultern Anderer ſo gut, wie Shakeſpeare ſelbſt. Ich glaube, daß die zweideutige Wendung „Garrick, der Wiederbeleber Shakeſpeare's" zu der irrthümlichen Annahme geführt hat, es habe zwanzig oder fünfzig oder noch mehr Jahre vor Garrick's erſtem Auftreten gar keinen Shakeſpeare auf der engliſchen Bühne gegeben. Das iſt aber durchaus falſch. Auch Charles Kean, der gegenwärtige Direktor des Prinzeß-Theaters, ſpricht Tag um Tag, in Zeitungsannoncen und in Theaterzetteln, von ſeinen Wiederbelebungen Shakeſpeare's, aber weder er noch irgend ein Andrer verſteht darunter, daß Shakeſpeare, wie von den Todten auferweckt, wieder unter den Lebenden erſchiene, ſondern Alles, was damit geſagt ſein ſoll, iſt das, daß das Intereſſe an Shakeſpeare durch ſeine Bemühungen einen neuen Impuls erhalten habe. Das iſt die „Wiederbelebung" jetzt, und in ähnlicher Weiſe war es zu Garrick's Zeiten. Am 19. Oktober 1741 trat dieſer zum erſten Male in London auf und zwar als Richard der III. Die ganze Stadt war wie „toll vor Entzücken;" Walpole aber konnte „nichts beſonderes dran finden," und Gray war „unerſchütterlich in ſeiner Oppoſition." So wird berichtet. Klingt das wie ein Urtheil, dem die Möglichkeit eines Vergleiches, eines Abwägens zwiſchen älterer und neuerer Auffaſſung fehlte? Sicherlich nicht. Walpole „fand nichts beſonderes dran," weil ihm der Richard III. eines anderen und etwas älteren Künſtlers jener Epoche eben ſo gut oder beſſer gefiel.

Aber es iſt unnöthig, zu bloßen Schlußfolgerungen Zuflucht zu nehmen, wo Thatſachen ſprechen. Das zwanzigjährige puritaniſche Interregnum hatte den Faden der Tradition nicht abzuſchneiden vermocht. Hier und dort im Lande, auf den Edelhöfen der Cavaliere, hatten die Schauſpieler, deren Jugend in die Zeit Shakeſpeare's zurückreichte, willige Aufnahme gefunden, und mit dem Augenblick der Reſtauration war auch ein

---

ſelber Schauſpieler wurde, mannigfach Gelegenheit gehabt, Garrick zu ſehn. Mrs. Siddons (die Schweſter der Kemble's) wurde 1775 durch Garrick ſelbſt nach London berufen.

Shakespeare-Theater wieder da. Das elisabethische Drama — so les' ich in Mittheilungen über die damalige englische Bühne — war nicht vergessen, gegentheils. Alle Theater füllten sich bis auf den letzten Platz, schon aus Opposition gegen den puritanischen Rigorismus, unter dem man so lange geseufzt hatte. Viele Shakespeare'sche Stücke wurden mit Meisterschaft gegeben, einzelne der besten Schauspieler waren noch aus der alten Schule, und Thomas Betterton (geb. 1635), an Bedeutung den Richard Burbage der Shakespeare'schen Zeit überragend und unzweifelhaft der Garrick seiner Epoche, begann unmittelbar nach der Restauration seine fünfzigjährige Triumph-Laufbahn. Neben ihm glänzte Joseph Harris als Romeo, Kardinal Wolsey und Sir Andrews Aguecheek (in Twelfth night) und Betterton selbst riß hin als Hamlet und Macbeth. Noch 1709, als ganz alter Herr, gab er den Hamlet, und das berühmte Wochenblatt, der „Tatler," brachte eine Kritik voll warmer Anerkennung über das Spiel des alten Mannes. Im nächsten Jahre (1710) starb er; aber schon blühten neue Kräfte, die sich nach ihm gebildet hatten, um ihn her: Rich, Steele, Dogget, vor allen Barton Booth und Colley Cibber. Barton Booth starb 1733 und es ist zweifelhaft, ob Garrick (geb. 1716) ihn sah, aber Cibber (freilich nur groß in der Komödie), der das erste Auftreten Garrick's um sechzehn Jahre überlebte, war schon eine Berühmtheit, als Letzterer zur Bühne kam. Da haben wir die Leiter, auf der Garrick stand. Von Garrick abwärts sind die Stufen aller Welt bekannt. Noch einmal: die Traditionen der englischen Shakespeare-Bühne reichen bis zu Shakespeare selbst hinauf, so durchaus unmöglich es sein mag, in diesem oder jenem Einzelfalle, den ganzen Weg schrittweise zurückzuverfolgen. Das habe Jeder im Auge, der sich an die Beurtheilung des englischen Theaters macht.

Die nennenswerthesten Theater in London sind die folgenden achtzehn:

Her Majesty's Theater in Haymarket,
Coventgarden " " Bow-Street,
Drury-Lane " " Great Russell Street,
Lyceum " " Upper Wellington Street,

Haymarket-Theater	in	Haymarket,
Prinzeß	„	„ Oxford Street,
Adelphi	„	am Strand,
Olympic	„	in Wych Street,
Strand	„	„ Strand,
Sadlers Wells	„	„ Islington,
Soho	„	„ Dean-Street,
Marylebone	„	„ Church Street, Paddington,
St. James	„	„ King Street, St. James,
Surrey	„	„ Blackfriars Road,
Aſtley	„	„ Bridge Road, Lambeth,
Victoria	„	„ New Cut, Lambeth,
Standard	„	„ Shoreditch,
Pavilion	„	„ Whitechapel.

Zwei derſelben, das Coventgarden- und das Pavilion-Theater, brannten im Winter 1856 nieder und das letztere iſt noch nicht wieder aufgebaut. Her Majeſty's Theater iſt ausſchließlich Opernhaus.

Auf den übrigen fünfzehn Theatern werden Shakeſpeare'ſche Stücke entweder wirklich gegeben, oder können wenigſtens jederzeit gegeben werden. Auf folgenden neun: dem Lyceum-, Haymarket-, Prinzeß-, Sadlers Wells-, Soho-, Marylebone-, Surrey-, Aſtley- und Standard-Theater kamen im Lauf der letzten zwei Jahre mehr oder weniger Shakeſpeare'ſche Stücke zur Aufführung; auf dem Drury Lane-, St. James,-*) Adelphi-, Olympic-, Strand- und Victoria-Theater dagegen keins. Dieſer Zuſtand der Dinge aber iſt keineswegs konſtant und kann täglich eine Aenderung erfahren. Drurylane (neben Coventgarden) war vor zwanzig Jahren noch die eigentliche Shakeſpeare-Bühne, und wiewohl in dieſem Augenblick Kunſtreiter ihr Weſen darin treiben, ſo liegt nicht der geringſte Grund vor, warum nicht nach drei oder ſechs Monaten wiederum Macbeth oder Hamlet darin heimiſch ſein ſollten. Das Victoria-Theater ſteht auf gleicher Stufe wie das Standard-Theater in Shoreditch und

*) Das St. James-Theater iſt kaum unter den engliſchen Bühnen aufzuzählen; während der Saiſon pflegt eine franzöſiſche Truppe darin zu ſpielen, dann und wann auch eine deutſche. Emil Devrient ſpielte hier 1852 und 53.

kann ſich wie dieſes jeden Augenblick gemüßigt ſehen, „Antonius und Cleopatra“ zu den verſammelten Theerjacken ſprechen zu laſſen. Adelphi, Olympic- und Strand-Theater bringen nur Luſtſpiele, aber das gilt vom Haymarket-Theater auch, und doch war „Twelfth Night“ während der vorigen Saiſon ein oft wiederholtes Kaſſenſtück des letzteren. „Viel Lärm um Nichts,“ die „Komödie der Irrungen,“ die „bezähmte Widerſpenſtige,“ alle drei könnten jeden Augenblick im Adelphi- oder Olympic-Theater gegeben werden und es iſt rein zufällig, daß die letzten Jahre ſolche Shakeſpeare-Aufführungen auf dieſen Bühnen nicht gebracht haben. Was ich damit geſagt haben möchte iſt das, daß Shakeſpeare auf allen londoner Theatern zu finden iſt, daß keins ihn gefliſſentlich vermeidet, und daß da, wo er eine oder zwei Saiſons hindurch gefehlt hat, die Chance um ſo größer iſt, ihn in der dritten erſcheinen zu ſehn.

Zweites Kapitel.

Aſtley. Soho. Standard. Surrey. Lyceum. Haymarket.

Dieſe vorſtehenden ſechs Theater ſind nicht eigentliche Shakeſpeare-Bühnen; Shakeſpeare kommt auf ihnen vor, herrſcht vorübergehend, aber er prädominirt nicht überhaupt. Ihrer ganzen Weiſe, ihrem Werth und ihrem Publikum nach ſind dieſe ſechs Theater ſo verſchieden unter einander wie nur möglich. Keines derſelben, mit Ausnahme des vortrefflichen Haymarket-Theaters, möcht ich unſren Bühnen zu beſonderer Nachahmung empfehlen, aber andererſeits bietet auch das ſchlechteſte unter ihnen reichlichen Stoff zur Betrachtung (namentlich in Bezug auf die Haltung des Publikums) und weiſt Züge und Einzelnheiten auf, die wenigſtens Prüfung verdienen. Ich verweiſe beſonders auf die Aufführung Richard's III. im Soho-Theater.

Das Aſtley-Theater. Wenn ein Berliner Kritiker ſeine Elsler- oder Taglioni-Begeiſterung bis zu dem bedenklichen Ausdruck ſteigerte: „ſie tanzt Goethe,“ ſo darf ich mich um ſo unbedenklicher dahin äußern,

daß im Aſtley-Theater der Shakeſpeare geritten wird. Das iſt nicht bildlich geſprochen, ſondern die nackte Wahrheit. Das Aſtley-Theater iſt ein Circus, und ſeine Bühnen-Aufführungen gehen immer Hand in Hand mit allerhand Scenen zu Pferde. Jetzt wird Il Trovatore in dieſer Weiſe gegeben; während des letzten Winters aber waren (neben Rob Roy) Richard III. und Macbeth die Kaſſenſtücke. Von ſolchen Aufführungen à cheval iſt freilich in direkter Weiſe nichts zu lernen, aber ſie zeigen die ſtoffliche Gewalt und das durch und durch dramatiſche Leben der Shakeſpeare'ſchen Stücke.

Ein ſolcher gerittener Shakeſpeare iſt übrigens ganz engliſch und gar nicht ſo ſchlimm, wie es auf den erſten Blick erſcheint. Es gab eine Zeit bei uns, wo man Alles in's Ballet transponirte und ſich wenig den Kopf darüber zerbrach, ob das Profanation einer Dichtung war oder nicht. So iſt es hier mit dem Shakeſpeare zu Pferde. Es ſpricht ſich ein nationaler Zug darin aus. Und man denke ſich, wie es wirken muß, wenn Richard III. „ein Pferd, ein Pferd" ſchreit — „ein Königreich für ein Pferd" und in demſelben Augenblick auch ſchon im Sattel eines pechſchwarzen Hengſtes ſitzt, verfolgt von Richmond auf einer Schimmelſtute. Die Sache hat natürlich ihr Lächerliches, aber es gewährt einem eine gewiſſe Befriedigung, daß auf die Weiſe alle jene Schlachtſcenen, die man in der Heimath ſo lange als traurige Schatten hat einherſchleichen ſehen, zu wirklichem Leben erwachen und nachträglich die Schulden bezahlen, die königliche Hofbühnen jahrelang bei dem kampfluſtigen Shakeſpeare gemacht haben. — Das Aſtley-Theater, in Southwark, dem Südtheil der Stadt, gelegen, exiſtirt ſeit 1774 und war immer ein Circus. Philipp Aſtley, ein Dragoner, der in General Elliotts (des Vertheidigers von Gibraltar) Regiment gedient hatte, erhielt bei ſeiner Rückkehr die Conzeſſion. Der jetzige Direktor iſt William Cooke.

Das Soho-Theater.

Dean-Street iſt eine Querſtraße von Orford-Street und gehört dem ehemaligen Quartier latin, dem Studenten- und Künſtler-Viertel von London, an. Ob alle dieſe Straßen, deren Mittelpunkt der Soho-Square iſt, noch jetzt Anſpruch auf dieſen auszeichnenden Namen haben,

möcht' ich bezweifeln; wenigstens wies das Publikum keinen einzigen Kopf auf, den ich als das wahrscheinliche Besitzthum eines Malers hätte bezeichnen können. Nur an Modellen war kein Mangel. Aber eben die Untergeordnetheit, respektive die „Zweifelhaftigkeit" des Publikums gab dieser Aufführung (Richard III.) einen besonderen Reiz. Vielleicht ist dieser Theil der Gesellschaft für jeden Fremden der interessanteste und lehrreichste. Der Adel gleicht sich überall; dasselbe gilt vom Pöbel; nur in der mittleren Schicht der Gesellschaft, und zwar da, wo eine starke Neigung nach unten anfängt, treten die Unterschiede der Nationalität in aller Frische und Lebendigkeit zu Tage.

Es mochte 7 Uhr sein, als ich im ersten Rang, zu einem äußerst civilen Preise, meinen Platz einnahm. Mir blieb noch eine volle halbe Stunde, um Haus und Zuhörerschaft zu mustern. Die Damentoiletten um mich her bestanden, von Kopf zu Fuß, aus dem hier unvermeidlichen schwarzen Kamelot und machten mich lachen darüber, daß wenige Minuten zuvor die Aufschrift „dress-boxes" (Logen, in denen man in Staatskleidern erscheinen muß) ein lebhaftes Bedenken hinsichtlich meiner eigenen Garderobe in mir angeregt hatte. Die Damenhände lagen in ihrer natürlichen Hülle, zum Theil mit etwas dunklem Farbenton, auf dem Rand des Balkons. Im Orchester war alles leer. Wenige Minuten vor halb acht nahm ein Klavierspieler Platz, und unter Begleitung von einem Baß, einem Cello und einer Geige zur Rechten und von Pauke, Trompete und türkischer Trommel zur Linken begann der Abend mit der Ouvertüre aus Tancred.

Laß ich jetzt den Scherz, zu dem diese Aeußerlichkeiten unwiderstehlich anregen, und versuch' ich es vielmehr, Ihnen eine Art Scenarium zu geben, aus dem Sie einmal den Unterschied zwischen einer kontinentalen und einer Londoner Vorstellung Richards III., dann aber überhaupt ersehen mögen, wie ungenirt man hier den Shakespeare zuzuschneiden versteht: *)

---

*) Diese Ungenirtheit ist übrigens in England von altem Datum. Früherer Shakespeare-Verunglimpfungen unter Karl II. und Jacob II. ganz zu geschweigen, darf man jedenfalls nicht vergessen, daß Garrick die Shakespeare'schen Stücke (so viel ich weiß ausnahmelos) in seiner Bearbeitung vorführte.

Ouvertüre aus Tancred.

Erſter Akt.

Scene I. Im Tower. Ein Zwiegeſpräch zwiſchen Lord Stanley und Sir Richard Ratcliffe gibt in wenigen Worten die Situation. Der gefangene Heinrich VI. tritt hinzu; ihm folgt alsbald Graf Orford und berichtet über den unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Tewksbury, endlich auch über die ſchnöde Ermordung des Prinzen von Wales durch die drei Yorks: König Edward, Clarence und Gloſter. (Die ganze Scene iſt ein Machwerk der Soho-Theater-Direction.)

Scene II. Gloſters berühmter Monolog:

Now is the winter of our discontent
Made glorious summer by this sun of York etc.

Scene III. Im Tower. Gloſter ermordet Heinrich VI. (Dieſe Scene iſt dem dritten Theil von Shakeſpeare's Heinrich VI. — fünfter Akt, vorletzte Scene — entlehnt und hier eingelegt.)

Im Zwiſchenakt: Rattenfänger-Polka. *)

Zweiter Akt.

Scene I. Gloſter und Anna am Sarkophage Heinrichs VI. (Die Scene mit der alten Königin Margarethe, ferner die Ermordung des Clarence im Tower und die Sterbeſcene Eduards fallen fort.)

Scene II. Dem Gloſter wird gemeldet, daß König Eduard todt ſei.

Scene III. Klage Eliſabeths und der alten Herzogin von York über den Tod des Königs.

Scene IV. Gloſter und Buckingham beſchließen, ſich der Söhne Eduards zu verſichern.

Scene V. Königin Eliſabeth (die Gemahlin Eduards IV.) und die Herzogin von York. Zu ihnen geſellt ſich der kleine Richard von York und ſpöttelt über ſeinen Onkel Gloſter. (Eine prächtige Scene; ſie fällt zwar, glaub' ich, bei uns nicht weg, allein es wird dieſer reizenden Knabenrolle nicht Genüge gethan.)

Im Zwiſchen-Akt: Alma-Quadrille.

---

*) Auf dem Theaterzettel ſind die Tänze, die die Zwiſchenakte ausfüllen, ſämmtlich namhaft gemacht.

Dritter Akt.

Scene I. Eduard V. als junger König. Das Wiederſehen und die herzliche Freude beider Brüder. Neue Neckereien des jungen Richards von York. (Die berühmte Erdbeerſcene und die ſchnöde Verurtheilung des Lord Haſtings fallen fort. Ueberhaupt entſtehen hier — auch bei uns — durch allzuſtarke Kürzungen bedenkliche Lücken, die das Verſtändniß gefährden.)

Scene II. Gloſter und Buckingham verabreden eine Komödie in Bezug auf die City-Deputation.

Scene III. Der Lord-Mayor trägt dem Protektor die Krone an. Scene mit dem Gebetbuch (das auch hier zur Erde geſchleudert wird, ſo daß die Erfindung dieſes Coup Herrn Deſſoir weder anzurechnen, noch vorzuwerfen iſt).

Im Zwiſchenakt: Roſenwalzer.

Vierter Akt.

Scene I. Im Tower. Eliſabeth, Anna und Herzogin von York kommen, um den jungen Prinzen zu ſehen. Catesby verweigert es. (So iſt's im Original.) Auf dem Soho-Theater ſehen wir den jungen Prinzen wirklich auf der Bühne und im herzlichſten Geſpräch mit ihrer Mutter. Catesby reißt ſie mit Gewalt aus der mütterlichen Umarmung.

Scene II. Anna klagt der Eliſabeth und der Herzogin von York das Entſetzliche ihrer Ehe mit Richard. (So iſt's im Original.) Das Soho-Theater hat hieraus eine beſondere Scene, einen ehelichen Disput zwiſchen Anna und König Richard gemacht, worin dieſer ihr unter furchtbarem Geſchrei verſichert, er hoffe, ſie nächſtens todt gequält zu haben.

Scene III. Die bekannte Scene zwiſchen König Richard und Buckingham, wo jener ſich taub ſtellt gegen die Bitten und Fragen des Letztern.

Scene IV. Statt Tyrrels berühmte Schilderung von der Lieblichkeit der ermordeten Prinzen zu vernehmen, ſehen wir den König ſelbſt — vor der That — in einer Halle des Towers auf- und abgehen, halb voll Entſetzen und halb voll ungeduldiger Erwartung. Dieſe Scene exiſtirt im Shakeſpeare gar nicht; um ihr indeß einen Shakeſpeare'ſchen Charakter zu geben, murmelt der verſtörte König den Schluß jenes Macbeths-Monologs (Iſt das ein Dolch, was ich da vor mir ſehe) vor ſich

hin. — Dann tritt Tyrrel auf und meldet einfach die vollbrachte Unthat.

Scene V. Meldung vom Abfall Buckinghams und von der Landung Richmonds.

Scene VI. Eliſabeth und die Herzogin von York treten dem König in den Weg, als er ſich anſchickt, in den Kampf zu ziehen. — Richards Werben um Eliſabeths Tochter.

Im Zwiſchenakt: Freiſchütz („Kartenſpiel und Würfelluſt").

Fünfter Akt.

Scene I. Richmond tritt auf.

Scene II. König Richard mit Truppen.

Scene III. Richmond empfängt den Lord Stanley; entläßt die Seinen zur Nacht; er betet.

Scene IV. König Richard, nachdem er, wie geiſtesgeſtört, mit ſeinem Schwerte allerhand Kreiſe auf der Bühne beſchrieben hat, theilt Befehle aus. Dann tritt er in ſein Zelt. Ehe er ſich zum Schlaf niederlegt, ſpricht er die bekannten, aus Heinrich IV. entlehnten und für die Situation Richards etwas zugeſtutzten Worte: How many thousand of my poorest subjects, Are at this hour asleep. Während ſeines Traumes ſprechen die Geiſter (und zwar hinter der Scene) nur zu ihm. Die an Richmond gerichteten Worte fallen fort.

Scene V. Kampf. Beide Gegner fechten lange Zeit vor den Augen des Publikums. Dann wenige Worte Stanley's und raſcher Schluß.

Ich fürchte nicht, daß der Abdruck dieſes Scenariums Ihren Leſern als überflüſſig erſcheinen wird. Zunächſt läßt ſich auf's Beſtimmteſte daraus erkennen, daß der Richard III. auf der Berliner Bühne dem Richard III. auf dem Sohe-Theater kaum ähnlich ſieht.

Das Hineinziehen der Geſtalt Heinrichs VI. iſt nicht verwerflich und vielleicht nachahmenswerth. Ganz abgeſehen davon, daß die Scene zwiſchen Richard Gloſter und dem gefangenen Lancaſter-König beſondere Schönheiten aufweiſt, iſt dieſe Art der Expoſition zu leidlichem Verſtändniß des ganzen Stücks und ſeiner Vorgänge ſogar nothwendig. Es iſt ſeiner Zeit (bei den in Berlin wieder aufgenommenen Vorſtellungen Richards III.) mit Recht bemerkt worden, daß das ganze Stück eigentlich nur ein fünfaktiger Abſchluß und ohne Kenntniß alles deſſen, was vor-

hergeht, kaum zu verstehen, sicherlich aber nicht ausreichend zu würdigen sei. Diesem Uebelstande wird durch Hineinziehen Heinrichs VI. und durch eine Schilderung der Vorgänge bei Tewksbury allerdings so viel wie möglich abgeholfen, und es empfiehlt sich ein gleiches oder doch verwandtes Verfahren um so mehr, als wir im fünften Akt die Geistererscheinung Heinrichs VI. haben, die bei uns jeden in der englischen Geschichte schlecht Bewanderten — da die Scene am Sarge des Königs ihm so gut wie keinen Aufschluß darüber gibt — nicht wenig in Verlegenheit setzen muß.

In ähnlicher Weise ist ein stärkeres Gewichtlegen auf die Rollen der beiden Prinzen, die zu allen Zeiten ein Gegenstand besonderer Sympathie gewesen und von Shakespeare keineswegs so kärglich bedacht worden sind, als man unseren kontinentalen Aufführungen nach schließen sollte, dringend zu empfehlen. Der junge Richard von York, gut gespielt, muß jede Zuhörerschaft fortreißen.

Im vierten Akt ist so eigentlich kein Stein auf dem andern geblieben. Dennoch ist diese Umarbeitung von höchstem Interesse, weil sie im Guten und Schlechten aufs Evidenteste zeigt, was der Geschmack des heutigen Publikums (ich meine jene Mittelschicht, von der ich oben sprach) erheischt. — Catesby bedauert, die Ladies nicht einlassen zu dürfen; — ein solcher Dialog wäre interesselos. Was macht man daraus? Die beiden Prinzen bleiben nicht hinter der Scene, sondern hängen weinend am Halse der Königin, und der arme Catesby, der schon eine traurige Figur spielt, hat auch noch die neue, harte Verpflichtung, die hübschen Jungen aus der Umarmung ihrer Mutter zu reißen. Das beizt die Augen wie Senf. Dreadful! shame! murmelt Alles.

Die nächste Scene ist noch charakteristischer. Richard Gloster ist ein Monster nach allen Seiten hin, selbst als Sohn ist er entartet und hat nur Hohn und Spott für die eigene Mutter. Nur als „Haustyrannen" hat Shakespeare verabsäumt, ihn zu zeichnen. Das muß nachgeholt werden. Das englische Publikum will ihn auch im „Familienzirkel" als einen Quäler, als einen villain und rascal sehen, der sein Weib schlägt, und die wenigen Worte, die Shakespeare der unglücklichen Anne (im Gespräch mit der Elisabeth) in den Mund legt: „for never yet one hour in his bed etc." sind dem dramatischen Zuschneider des Soho-Theaters hinreichend, um dem tiefgefühlten Bedürfniß des Publikums durch eine entsprechende Scene zu genügen. Hierher gehört auch der Coup, die Er-

mordung der Söhne Eduards das Publikum nicht bloß erfahren, sondern vielmehr mit erleben zu lassen. Man kann wenigstens daraus ersehen, daß das englische Volk einen ausgebildeten dramatischen Sinn bewahrt, dem die Erzählung nie genügt, der nicht hören will, sondern sehen.

Ich füge noch einige Worte über die Schauspieler hinzu. Auch hier erwies sich nicht Alles verwerflich, wiewohl das Soho-Theater kaum prätendiren mag, den Theatern zweiten Ranges zugezählt zu werden. — Die verschiedenen Lords waren entsetzlich; aber mit Trauer sprech' ich es aus: wo wären sie's nicht? Am schlechtesten wurde die Titelrolle gespielt. Vom Könige kein Zoll, aber sechs Fuß Metzgergeselle. Nichtsdestoweniger hatte sein Spiel gelungene Momente; der Humor schlug mitunter durch, und sein geistiges Gestörtsein im 5ten Akte war sogar von bedeutender Wirkung. Wieviel hiervon ihm selber gehört, laß ich dahin gestellt sein; jede bedeutende Rolle hat ihre Tradition und so zu sagen ihr Rezept. — Der Buckingham war tüchtiger, als wir ihn daheim, trotz eines ungleich besseren Pelzmantels, zu sehen gewohnt sind. — Die Zierde des Abends waren die Damen. Sie schienen einer ganz anderen Truppe anzugehören. Wie sich ihre eleganten Kostüme aufs Vortheilhafteste von der Dürftigkeit der männlichen Theater-Garderobe unterschieden, so unterschied sich auch ihr Spiel. Die Elisabeth war gut und die Königin Anna über allen Vergleich besser als Fräulein Fuhr, die diese Rolle zu geben pflegte. Ihr liebenswürdiges Talent ist dieser Aufgabe nicht gewachsen. — Die beiden Prinzen wurden von Damen repräsentirt, und die Vortrefflichkeit ihres Spiels, vereint mit der Lieblichkeit ihrer Erscheinung, mag mit ein Grund gewesen sein, daß gerade die entsprechenden Scenen zu so außerordentlicher Geltung kamen.

Natürlich können wir, wie bereits hervorgehoben, aus einer solchen Soho-Aufführung nicht direkt etwas lernen. Es ist keiner deutschen Regie zuzumuthen, nach einer ähnlichen Vorschrift Richard III. zuzuschneiden (wiewohl sich, Einzelnes ins Auge gefaßt, auch darüber rechten ließe); aber mittelbar ist solcher Aufführung viel zu entnehmen. Vor Allem lernen wir kennen, was wirkt, was das Volk und sein natürlicher Sinn fordern, und wenn wir solcher Forderung auch nicht ohne Weiteres Concessionen machen sollen, so soll sie uns doch zum Nachdenken, zur Prüfung anregen. Was ich meinerseits aus dieser Vorstellung mit heimnahm,

war die Ueberzeugung von der Shakespeare'schen Popularität gerade bei den unteren Schichten der Gesellschaft.

Das Standard-Theater. Es liegt im Osttheil der Stadt (Shoreditch, gegenüber dem Eastern Counties Bahnhof) und steht, seinem Publikum wie seinen Bühnenkräften nach, unter allen Theatern, die ich hier zu besprechen gedenke, auf der niedrigsten Stufe. Taschenspieler, indische Jongleurs, Balletkräfte dritten Ranges und ähnliche Elemente sind, neben einem Dutzend Spießgesellen, die sich Schauspieler nennen, auf dieser Bühne gewöhnlich zu Hause, und nur von Zeit zu Zeit unterbricht das Gastspiel einer Celebrität die regelmäßige Aufführung von Farcen und Schauerstücken. Dann ist das Theater bis auf den letzten Platz gefüllt und führt dem Unternehmer den Beweis, daß Shakespeare auch in Kassenfüllungs-Sachen den Wettlauf mit allermodernstem französischen Fabrikat nicht zu scheuen braucht. Gewöhnlich im April und Mai pflegt Mr. Phelps mit den besten Mitgliedern seiner Truppe im Standard-Theater zu spielen. Dann hört es natürlich auf, das eigentliche Standard-Theater zu sein, und ist vielmehr das Sadlers-Wells-Theater unter einem andern Namen. Gewöhnlich indeß ist es nur eine einzelne Größe, die sich zum Gastspiel meldet, oder, wie man hier sagt, starring geht (d. h. „als Stern leuchtend," von star, der Stern).

Ich sah „Antonius und Cleopatra" in diesem Theater. Mr. Marston (Antonius) und Miß Glyn (Cleopatra) waren Gäste; jener schlecht, diese vortrefflich. Das Stück hielt sich durch sich selbst;*) wenn außerdem noch etwas zum Erfolge beitrug (immer mit Ausnahme der Miß Glyn, die eben eine bedeutende Künstlerin ist), so war es die völlig kunstlose Derbheit, die nichts Böses ahnende Dreistigkeit, das äußerste Naturburschenthum, womit die Schauspieler an ihre Arbeit gingen. Man schrie und tobte prächtig drauf los, und ein Kind hinter den Cou-

*) Ich kann mir nicht versagen, an dieser Stelle die treffenden Worte zu citiren, die bei Gelegenheit der Berliner Cymbeline-Aufführung von kompetenter Seite geschrieben wurde: „Wir möchten nicht denjenigen unbedingt beistimmen, die Shakespeare am liebsten gar nicht vorgestellt als entstellt sehen möchten. Ein siebenmal um die Mauern Troja's geschleifter Hektor ist noch immer kein Thersites. Der Zipfel von Sauls Mantel, in Davids Hand, wird immer ein Stück vom Königspurpur des Gesalbten bleiben."

liſſen, das den Keuchhuſten hatte, accompagnirte alle fünf Akte hindurch. Nur an den Effektſtellen wurde ſein Keuchen überſchrieen, und ich konnte zuletzt den Verdacht nicht unterdrücken, daß man es wie eine Art Stimmmeſſer hinter die Couliſſe peſtirt habe, um die Mitſpielenden nolens volens auf einer gewiſſen Stimmhöhe zu erhalten. Das Ganze war nichts. Dennoch muß ich auf die Bemerkungen zurückkommen, womit ich meine Beſprechung Richards III. im Soho-Theater geſchloſſen habe. Kann einem Arbeitsmann von den Werften und einem Grenadier von der ſchottiſchen Füſilir-Garde (zwiſchen beiden ſaß ich) irgend etwas auf der Gottes Welt fremder und gleichgültiger ſein, als das Schickſal des Antonius und der Cleopatra? Sicherlich nicht. Und doch enthält das Stück die Elemente, die, bei richtiger Benutzung, zunächſt in alleräußerlichſter Weiſe den Arbeiter oder den Soldaten damit befreunden müſſen. Die Sphinxe (die, beiläufig bemerkt, überall umherlagen wie Kieſel oder Hausgeräth) beſchäftigen entweder ſeine Einbildungskraft oder ſind ihm liebe Bekannte vom Sydenham-Palaſt oder dem brittiſchen Muſeum her; die Trinkſcene, wo er die Großwürdenträger Roms wie engliſche Matroſen umherſtolpern und unter den Tiſch fallen ſieht, erinnert ihn an ſeine eigene Gebrechlichkeit und führt ihm die alten Triumvirn „menſchlich näher;“ die Koketterie Cleopatra's, die den zürnenden Geliebten gefügig macht, mahnt ihn an die verſchiedenen Niederlagen ſeiner eigenen Konſequenz und Mannhaftigkeit, und das Körbchen züngelnder Schlangen im 5ten Akt, endlich der Giftwurm an der weißen Bruſt Cleopatra's, geben ihm ein Bild, das er ſo bald nicht wieder los wird und das, wenn irgend was von geiſtigem Leben in ihm ſteckt, ihn andern Tages treibt, nach dem „wie“ und „wo“ zu fragen. So iſt die Brücke für ihn geſchlagen, die ihn zur Kenntniß und (wenn die Götter ihm wohlwollen) zur Erkenntniß führt. Warum alſo ein ſolches Stück nicht aufführen? warum ſich damit entſchuldigen, daß die große Menge keinen Sinn und kein Verſtändniß dafür habe? Es iſt Aufgabe des Theaters, dieſen Sinn zu wecken; das Verſtändniß wird dann folgen und mit dem Verſtändniß wiederum ein *feinerer* Sinn. Die Schwierigkeit iſt nur die, nicht fehl zu greifen, wenn es ſich um die Erweckung jenes Sinnes handelt. Was noth thut, *das iſt ein kühner Griff*. Wer ängſtlich und zaghaft verfährt, macht ſich und die Sache lächerlich, wer tapfer zufaßt, der hat's. Es iſt deßhalb ſehr wohl möglich, daß Shakeſpeare

noch mehr auf die Vorstadt-Bühnen, als auf die königlichen Theater gehört. Dreist gespielt, mag er gelegentlich zu derb sein für Plüschsitze und hundertarmige Kronleuchter, und an unrechter Stelle mag komisch wirken, was auf Tragik berechnet ist; aber unter natürlichen Menschen schweigt wie von selbst ein überfeinerter Geschmack, und wir lernen Theil nehmen an einer Freude, die uns an andrem Orte und unter andrer Umgebung versagt geblieben wäre.

Man spricht immer von einem „Volkstheater" und bildet sich ein, ein solches geschaffen zu haben, wenn man allerhand trivialen Unflath, scheußliche französische Marquis und edle Droschkenkutscher auf die Bühne bringt. Das aber ist so wenig ein Volkstheater, wie die Kavallerie-Poesieen eines alten Rittmeisters aus der Scherenberg-Schule ein Volkslied sind. Der echte Volksdichter ist zugleich ein *Lehrer* des Volks, und seine beste Kunst ist die, daß er lehrt ohne die Miene des Lehrers, daß er zu spielen und leicht zu unterhalten scheint, wo er bildet und die Samenkörner guter Gedanken und guter Thaten streut. Das sind bekannte Sätze. Niemand bestreitet, daß Schiller in diesem Sinne ein echter Volksdichter gewesen sei; aber Shakespeare gilt noch immer als etwas Apartes bei uns, als caviar for the people. Ein Häuflein Gebildeter bildet sich ein, einzig und allein im Schooß des allein-seligmachenden Shakespeare Platz zu haben. Bei uns haben sie Recht; aber auch *nur bei uns*. Woran liegt das? Es liegt daran, daß man bei uns den Shakespeare nur für die *Gebildeten spielt*. Das klingt sonderbar und ist dennoch klar und verständlich für Jeden, der Gelegenheit gehabt hat, eine deutsche Aufführung des Shakespeare mit einer englischen zu vergleichen. Wir sind beständig darauf aus, abzutönen, die krassen Stellen wegzuschneiden, nirgends Anstoß zu geben, weder durch die äußersten Schrecken, noch durch den äußersten Humor; wir sind in beständiger Furcht, was unsere Neunmalklugen dazu sagen werden, wir finden die Kampf- und Schlachtscenen und vieles Andere noch absolut lächerlich, und Schauspieler und Zuschauer gratuliren sich gegenseitig, wenn der Waffen- und Trommellärm vorüber ist. Ich will nicht vom Standard-Theater sprechen, aber man muß im Charles Kean'schen Prinzeß-Theater gewesen sein, um eine Vorstellung davon zu haben, was man hier aus dem Material zu machen versteht, das *uns eine Last* ist. Wir wissen alle, daß namentlich die historischen Stücke reich

sind an Scenen, die unsere Directionen in Verlegenheit und hinterher die Zuschauer in Langeweile versetzen. Dieselben Scenen sind hier das Gaudium des Publikums. Diesen Zustand der Dinge muß man, so weit er berechtigt ist, bei uns wieder herzustellen suchen. Wir sind zu fein und haben nichts Anderes von dieser Feinheit, als Einbuße an künstlerischem Genuß. Shakespeare ist ein Volksdichter, ein Dichter für alle Schichten des Volks. Verlieren wir das nicht aus dem Auge und sorgen wir dafür, daß unsere Hamlets nicht nur ihre Monologe deklamiren, sondern im fünften Akt mit dem französischen Rappier auch fechten können.

Das Surrey-Theater liegt, wie Astley's, im Südtheil der Stadt; daher sein Name. (Der Südtheil von London nämlich, oder, was dasselbe sagt, das London jenseits der Themse, liegt in der Grafschaft Surrey). Dies unter Direction der Herren Shepherd und Creswick stehende Vorstadttheater zählt mit zu den besten Bühnen Londons. Es befriedigt namentlich dadurch, daß es mit kluger Geflissentlichkeit den bloßen Ruf eines Volkstheaters aufrecht erhält und hinterher mehr bietet, als man erwarten konnte. Es ist groß, geräumig und zum Theil mit einer Pracht und einem Geschmack ausgestattet, zu dem das Publikum paßt wie ein Thranstiefel auf einen Plüschsopha. Die Direction indeß scheint das Prinzip gescheidter Gastwirthe zu befolgen, die da sagen: „immer vom besten," und sich nicht darum kümmern, ob die Majorität ihrer Gäste allenfalls auch mit Schlechterem zufrieden sein würde. Im Allgemeinen führt sie krasse Produkte der französischen Schule (die auch hier vertreten ist) auf, und wenn diese Wahl auch unbestritten ihr Mißliches hat, so muß doch geltend gemacht werden, daß einmal das Neuigkeitsbedürfniß des Publikums durchaus befriedigt sein will, und daß unter allen Umständen die Aufführungen selbst mit Aufwand von vielem und großem Talent geschehen. Dann und wann erscheint auch ein Shakespeare'sches Stück, um drei- oder sechsmal im Zeitraum von ein oder zwei Wochen gegeben zu werden, und verschwindet dann wieder auf Monate. Othello, Macbeth, Hamlet und Heinrich IV. pflegen sich in dieser Weise abzulösen. Ich sah Othello und Heinrich IV. (erster Theil). In beiden Fällen wurde nicht das Höchste, aber sehr Gutes geleistet.

Zunächst ein paar Worte über Heinrich IV. Die scenische Einrichtung war genau dieselbe wie im Sadlers-Wells Theater (siehe daselbst). Nur die erste Scene im dritten Akt (der Streit zwischen Percy und dem renommirenden Glendower), die in Sadlers-Wells fortfällt, kam im Surrey-Theater zur Aufführung und bildete den Glanzpunkt des Abends. Mr. Creswick, ein ganz ausgezeichneter Schauspieler, gab den Percy, und ich habe diese Rolle niemals auch nur annähernd mit gleicher Vortrefflichkeit durchführen sehen. Herr Dessoir, wie das im Wesen dieses sonst trefflichen Künstlers liegt, gibt einen malkontenten Percy, einen Percy, der von Anfang bis Ende an der Leber leidet. Ja, er sieht schon so aus. Es ist ein Mißgriff, daß Herr Dessoir diese Rolle spielt; seine Natur verbietet sie ihm, und die Kunst kann nicht Alles. Grämliches, malkontentes Wesen ist aber keineswegs der Charakter Percy's. Percy hat vielmehr alle die Züge des Prinzen Heinrich selbst; er ist nur, nach außen hin, ehrgeiziger, weil er zufällig nicht Prinz ist; im Uebrigen, an Muth, Beweglichkeit, ritterlichem Sinn, Gefühl der Ueberlegenheit, ja selbst an Witz und Humor ist er ihm theils völlig, theils annähernd gleich. Auch das „sich gehen lassen" hat er mit ihm gemein; nur ist es beim Percy das Aufbrausen des Sanguinikers, beim Prinzen hingegen die Sorglosigkeit des Genies. In diesem Sinne gab Mr. Creswick den Heißsporn, heftig und ungeduldig zwar, aber doch immer ein Seitenstück zum Prinzen. Beide sind Aepfel mit rothen Backen, nicht der eine ein Gallapfel. Der Falstaff wurde gut gegeben, aber gewöhnlich. Von der Feinheit der Phelps'schen Auffassung, wonach der „Kavalier" nie ganz außer Acht gelassen wird, keine Spur. Nur der Falstaff als Vielfraß, als Feigling und Mann der unerschöpflichen Ausflüchte, der Falstaff, der so verlogen wie dick ist und umgekehrt, dieser Falstaff kam zur Erscheinung, nichts weiter. Er war ein dicker Clown, der sich vorgesetzt hat, sein Publikum zum Lachen zu bringen, und diese Aufgabe löste er vollkommen. (Der Leser wird ersucht, hiermit die später folgende Besprechung desselben Stücks in Sadlers-Wells zu vergleichen.).

Die Aufführung des „Othello" im Surrey-Theater war ebenfalls eine sehr lobenswerthe. Unter allen Shakespeare'schen Dramen ist dies in England das populärste; es wird hier überall gegeben und häufig. Daher mag es kommen, daß die Aufführungen desselben sich durch ganz

beſondere Abgerundetheit auszeichnen und ſelbſt da mit einer gewiſſen Tadelloſigkeit vorübergehen, wo man ſonſt nur gewohnt iſt, Halbes und Mittelmäßiges zu ſehen. Die heranwachſenden Schauſpieler haben es bei dieſem Stücke doppelt leicht, gute Vorbilder auf ſich wirken zu laſſen und ihr Spiel darnach zu modeln. Beiläufig ſei es bemerkt, daß das Auftreten des Ira Aldridge auf die Ausbildung jener Type, die jetzt für den Othello gilt, nicht ohne Einfluß geblieben zu ſein ſcheint. Mr. Creswick gab die Titelrolle und hob die Gegenſätze zwiſchen dem harmloſen und dem tigerhaften Naturmenſchen, die hinſchmelzende Weichheit und die afrikaniſche Wuth, das noble Vertrauen und den raſch wachſenden Verdacht, in einer Weiſe hervor, wie ſich's von einem Künſtler ſeines Ranges erwarten ließ. Ein paar Worte hab' ich auch über die Emilia zu ſagen. Bei uns iſt das eine Nebenrolle; hier aber, auf den verſchiedenen Bühnen, wo ich den Othello geſehen, wird überall, während des vierten und fünften Aktes, dieſe Rolle zur Hauptſache. Im Surrey-Theater war es ganz gewiß ſo. Eine Miß Marriott, vom Theater in Exeter, *gaſtirte* als Emilia, auch ſchon ein Beweis, wie hoch man die Rolle ſtellt. Miß Marriott war eine große, ſtarke Dame mit blendend weißem Nacken und einer wohltönenden, mächtigen Altſtimme. Alles, was ſie in den letzten zwei Akten ſprach, war wie ein Sturmläuten gegen hereinbrechenden Verrath. Die bloße Wirkung der Stimme war außerordentlich. Ich ſah nun erſt klar in dieſer Partie; Emilia iſt nicht die zufällige Geſellſchafterin Desdemona's, ſie iſt vielmehr deren Gegenſtück, ihre *Ergänzung*. Sie hat den Muth der Treue und geht unter in dieſem Kampf, wie eine noble Dogge, die ihren Herrn ſchützt. (Die Vertretung dieſer Rolle bei uns, wenn ſie nicht neuerdings in andere Hände übergegangen iſt, iſt das Schwächſte, was man ſehen kann.)

Das Lyceum-Theater iſt ein ziemlich ſtattliches Gebäude, mit einem ſäulengetragenen Portikus, an der Ecke von Strand und Wellington-Street. Der Strand, annähernd wie Leiceſter-Square und Haymarket, iſt Fremdenquartier und weiſt um deßhalb mehr oder minder jenen kosmopolitiſchen Charakter auf, der überall da herrſcht, wo Fremde aus allen Himmelsgegenden auf länger oder kürzer ſich niederlaſſen. Dieſen Charakter trägt keine Lokalität am Strand entſchiedener zur Schau, als das Lyceum-Theater; es *iſt durchaus unenglisch*.

Während der Saison (wie jetzt) füllt das nicht auf. Um diese Zeit singen die Italiener ihre Trovatore's und Traviata's in dem hübsch dekorirten Hause mit dem sauber gemalten Vorhang, und Jeder, der sich verführen läßt, für passable Musik einen ungeheuren Preis bei ungeheurer Hitze zu bezahlen, wird Haus, Musik, Künstler und Publikum — Alles im schönsten Einklang finden. Anders ist es im Winter, wenigstens an den Abenden, wo Shakespeare gegeben wird. Da will Alles nicht recht passen, und allerhand Theaterplunder, Beauveste von Ballet- und Opern-Aufzügen, goldbesetzte Sammtmäntel, kokette Frauenzimmer, die laut kichern und zu glauben scheinen, die Bühne sei nichts wie ein Sockel zur besseren Schaustellung aller ihrer Reize, — all dieser Jammer, sag' ich, macht sich alsdann in störender Weise breit und widert denjenigen an, der um Hamlets und nicht um der ersten besten Blendine willen sein Billet gelöst hat.

Ich habe Othello und Hamlet in diesem Theater gesehen, vom Hamlet nur den ersten Akt, weil ich es vor Verstimmung und selbst vor Langerweile nicht länger aushalten konnte. Der Genuß, den ich diesen beiden Vorstellungen verdanke, ist begreiflicherweise gering gewesen, aber lehrreich waren sie mir im höchsten Grade. Sie gaben mir nämlich Gelegenheit, die Probe zu machen auf eine wenigstens subjektive Richtigkeit der Urtheile, die ich bis dahin, zwischen kontinentalen und englischen Shakespeare-Aufführungen gewissenhaft abwägend, gefällt hatte. Ich leugne nämlich nicht, daß ich allmälig mißtrauisch gegen mein eigenes Urtheil geworden war und anfing, die Befriedigung, so zum Theil die Begeisterung, mit der ich den Vorstellungen im Sadlers-Wells Theater folgte, aus anderen Ursachen herzuleiten als aus dem Werth derselben. Von der Stunde an, wo ich im Lyceum-Theater gewesen war, wußt' ich, daß ich Recht hatte, daß es nicht der Reiz des Fremdartigen und Abweichenden, oder die Unvertrautheit mit den Schwächen und Manieritheiten der Schauspieler gewesen war, was mich im Sadlers-Wells Theater so sehr zu Gunsten der ganzen Truppe gestimmt hatte, sondern daß diese kleine Musterbühne in der That über all das verfügte, was unsern Hoftheatern im Großen und Ganzen fehlt, und (noch wichtiger als das) daß sie denselben negativ überlegen sei durch Nichtbesitz all der großen und kleinen Unausstehlichkeiten, die theils der Affectation entsprießen, theils einem mangelnden Verständniß von dem,

worauf es eigentlich ankommt. Mit jeder neuen Scene fühlt' ich mehr und mehr: „Das iſt gerade ſo wie bei uns daheim," und die Schwächen, an denen wir laboriren, wurden mir niemals klarer aufgedeckt. Es wäre unbillig, wenn ich verſchweigen wollte, daß das Lyceum-Theater dieſe Schwächen in einem Grade zur Schau ſtellte, wie es bei uns nicht wohl möglich iſt; aber wenn uns die Häßlichkeit und Verwerflichkeit eines Fehlers gezeigt werden ſoll, eines Fehlers, der ſich ſo eingebürgert hat, daß wir faſt die Wahrnehmungsgabe dafür verloren haben, ſo kann nur noch die Steigerung, die Uebertreibung deſſelben uns fühlbar machen, daß es überhaupt ein Fehler iſt. Theaterfigur, Theaterſtimme, Theater „r" — das alles ſind ſchlimme Dinge, wenn ſie mehr ſein wollen, als ſie ſind. Woran wir kranken, vor Allem in den Mittel- und Nebenrollen, das iſt die eitle Geltendmachung der Perſon und als Folge davon eine total mangelnde Hingebung an die Sache. Jeder iſt ſelbſt die Hauptſache und kennt weder Beſcheidung noch Unterordnung. Ich dank' es dem Lyceum-Theater, mir mit einem Schlage klar gemacht zu haben, warum die Schlichtheit, ja die Unzulänglichkeit einer kleinen Bühne (Sadlers-Wells) mich befriedigen und mir mehr werth ſein konnte, als die Schauſtellung von Glanz und Pracht und ſelbſt von Talent.

Die Aufführung des Othello war keine ganz mißlungene, konnte es nicht ſein, aus Gründen, die ich, bei Beſprechung deſſelben Stücks im Surrey-Theater, bereits hervorgehoben habe. Einzelne Arrangements z. B. in der Trink- und Streitſcene, dann das Dazwiſchentreten Othello's u. dgl. m. war alles untadelhaft. Im fünften Akt befand ſich neben der Vertiefung der Niſche, in der man das Lager Desdemona's ſah, und zwar nur durch einen Wandpfeiler davon geſchieden, ein hohes breites Balkonfenſter, durch das der Vollmond ſein helles, ruhiges Licht goß. Dieſer Gegenſatz zwiſchen dem Frieden der Natur da draußen und dem wilden Sturm innerhalb des Gemachs kam zu voller Wirkung. Der Othello (Mr. Dillen) wurde brav geſpielt. Desdemona (Mrs. Dillen) gab ihre Rolle in einer Weiſe, daß ich den Othello hätte ſehen mögen, der nicht eiferſüchtig geworden wäre. Sie lieh ihrer Rolle nichts Ordinaires, auch nichts Unweibliches, aber ſehr viel ſchwach-Weibliches, etwas bedenklich Putzmacherinnenhaftes. Ihr Benehmen und ihre Worte, namentlich im letzten Akt, ſchienen ſagen zu

wollen; „allerdings bin ich es gewesen, aber sei vernünftig und verlange nicht, daß ich's bekennen soll.“ Der Rodrigo wird hier auf allen Bühnen gleich gegeben, er ist die komische Figur, und der Kavalier geht im Narren völlig unter. Die Emilia ähnlich wie im Surrey-Theater, nur nicht so gut. Was den Jago angeht und alle Jago's, die ich hier und anderwärts gesehen, so bin ich unserem viel geschmähten Döring (viel geschmäht namentlich auch um dieser Rolle willen) die Erklärung schuldig, daß sein Jago unter allen bei Weitem der beste ist. Er hat sich doch wenigstens ein bestimmtes Bild von diesem Monster-Charakter gemacht und führt es konsequent durch. Auch der Jago (Mr. Stuart) im Lyceum-Theater gab nur den ganz trivialen Theater-Bösewicht, hier und da passend, im Allgemeinen aber unpassend, plump, unwahr und ohne alle Durchdringung des Charakters.

Den „Hamlet,“ den ich einige Wochen später sah, konnt' ich nicht ertragen und mußte nach dem ersten Akt das Haus verlassen. Das Erscheinen des Geistes, auch sein Sprechen, war nicht schlecht, aber doch gar nicht zu vergleichen mit dem, was das Sadlers-Wells Theater leistet. Der Hamlet hatte jedenfalls nicht in Wittenberg studirt und war von keines Gedankens Blässe angekränkelt; wär' er ganz dumm gewesen, so hätt' ich ihn vielleicht tolerirt, aber in seiner schalen Mittelmäßigkeit konnt' ich ihn nicht aushalten. Dazu all der sich breitmachende Theaterplunder: blonde Pagen mit Ringellöckchen, rechts und links in's Parterre hineinkichernd, viel Gold- und Silberbarten und all der Schaumschlag, der Ballet-Abhub, den ich weiter oben beschrieben habe. Das Tollste aber war Ophelia. Miß Woolgar, der Liebling des Publikums, maltraitirte diese Rolle. Nach dem Hamlet wurde noch, laut Theaterzettel, ein Kassenstück gegeben, eine Farce in der Miß Woolgar, wie ich weiß, die Hauptrolle spielt. Dagegen wäre nichts einzuwenden; aber wenn solche Publikums-Favoritin so weit geht, daß sie lacht und durch die Nase gähnt, während ihr Polonius Verhaltungen macht, und dabei in's Parterre hineinsieht, als wollte sie sagen: „haltet nur aus, ich muß es ja auch aushalten, in zwei Stunden ist alles vorbei, und dann sollt ihr mich sehen, mit Silberflügeln und in Gaze; und ich sag' euch, ein wahrer Engel von Kopf bis zu Fuß,“ so ist das wirklich mehr, als Jemand ertragen kann, der bis dahin gewohnt war, die Ophelia's wenigstens anständig erscheinen zu sehen.

Das Haymarket-Theater. Es ſteht unter Leitung des vortrefflichen Schauſpielers Buckſtone und iſt in gewiſſem Sinne die gute Kehrſeite vom Lyceum-Theater. Noch entſchiedener im Fremdenviertel gelegen, als das letztere, und ganz unbeſtreitbar ein Fremdentheater, zählt es doch anerkanntermaßen zu den beſten Bühnen Londons. Das darf nicht Wunder nehmen. Es kann mir nicht in den Sinn gekommen ſein, zu behaupten, daß die Berührung mit dem Fremden und das Acceptiren kontinentaler Abweichungen und Eigenthümlichkeiten nothwendig zur Verſchlechterung und Oberflächlichkeit führen muß; es beſchwört nur die Gefahr herauf und ſchafft Klippen, die in der Regel nicht vermieden werden. Es iſt damit wie mit dem Reiſen: die meiſten werden durch eine Reihe von Eindrücken mehr verwirrt als gebildet, aber es wird dadurch die alte Erfahrung nicht erſchüttert, daß es unter Umſtänden gar kein beſſeres Bildungsmittel gibt. Die Berührung mit dem Fremden (und das Haymarket-Theater übernimmt den Beweis dafür) kann eben ſo zum Wetteifer anſpornen, wie es in anderen, leider häufigeren Fällen alle Selbſtſtändigkeit und Tüchtigkeit untergräbt und die bis dahin angeſpannten Kräfte lax und ſchlaff macht. Mr. Buckſtone hat ſich zu helfen gewußt; er hat eine Art getheilter Wirthſchaft eingeführt, und während er den guten Elementen, die z. B. von Paris aus herüberkamen, Einfluß auf die künſtleriſche Seite ſeiner Beſtrebungen geſtattete, hat er ſpaniſche Tänzer, Gliederverrenker und Wunderkinder, und wie ſie alle heißen mögen, die heutzutage ihr Unweſen auf der Bühne treiben, in die Zwiſchenakte eingepfercht, oder ihnen eine Nachſpiels-Halbeſtunde angewieſen.

Man kann nichts Abgeſchmackteres ſehen, als Sheridan'ſche Komödien (wie die „Lästerſchule“ oder „die Nebenbuhler“) im Haymarket-Theater. Shakeſpeare iſt nicht heimiſch auf dieſer Bühne, gaſtirt aber von Zeit zu Zeit. Das Talent und die Neigung Mr. Buckſtones, ſo wie die Zuſammenſetzung der ganzen Truppe bringt es mit ſich, daß man ſich bei Auswahl unter den Shakeſpeare'ſchen Stücken auf die Luſtſpiele beſchränkt. Im vorigen Sommer wurde „Twelfth Night“ gegeben; ich ſah es zwei Mal, weil ich das erſte Mal einen ſchlechten Platz hatte und nur mangelhaft ſehen konnte. Da man das Stück bei uns nicht gibt, ſo verbietet ſich ein Vergleich und, über die Dichtung ſelbſt zu ſprechen, iſt hier, wie überhaupt, nicht Zweck dieſes Aufſatzes.

Nur wie ich weiterhin, bei Besprechung des „Sturmes“ und der „beiden Edlen von Verona,“ nicht umhin gekonnt habe, auszurufen: warum gibt man es nicht? so frag' ich dasselbe auch schon hier. Jede Bühne, die über drei, vier gute Komiker (dieß ist unerläßliche Bedingung) Verfügung hat, sollte sich an dies Stück machen. Ob die zum Grunde liegende Geschichte, die Schürzung und Lösung des Knotens besonders ansprechen würde, weiß ich nicht, fast möcht' ich es bezweifeln, wenngleich die Fabel nicht ohne Reiz und Lieblichkeit ist. Aber der Faden, der sich hindurchzieht, ist verhältnißmäßig ohne Bedeutung und die komischen Scenen, die wie Schmucksteine demselben angereiht sind, erscheinen (versteht sich neben der Charakterzeichnung, ohne welche jene Scenen nicht wären, was sie sind) entschieden als die Hauptsache. Der Malvolio, dieser ernste Narr, übergeschnappt vor Eitelkeit, ist eine Figur ganz einzig in seiner Art und, wie mir's schien, durchaus populär beim englischen Volk. Wie viel Leute haben wir, die diese Rolle kennen? Die drei anderen komischen Figuren des Stücks bleiben kaum hinter dem Malvolio zurück. Der Gegensatz zwischen dem derb-martialischen, flaschenfreundlichen Onkel Toby und dem feigen, weichlich-flachshaarigen Sir Andrew Ague-cheek, ferner das sich Unterordnen beider unter die superiore Narrheit des Narren vom Fach, und schließlich die alle drei als Freundschaftsbund umschließende Lust am Spaß, ihr gemeinschaftlicher ungeheurer Jubel bei jedem guten Witz, das alles kam trefflich zur Erscheinung und riß den Zuschauer mit in den Strom beständiger guter Laune hinein. Die ausübenden Künstler waren: Mr. Chippendale (Malvolio), Mr. Rogers (Onkel Toby), Mr. Buckstone (Sir Andrew Ague-cheek) und Mr. Compton (Narr). Alle vier ganz vorzüglich.

Drittes Kapitel.

Das Prinzeß-Theater.

Wir nähern uns nun dem eigentlich Shakespeare'schen Grund und Boden immer mehr, ja wir sind hier bereits auf seinem eigentlichsten Terrain, wenn wir diese Bezeichnung und das Lob, das darin liegt, von der bloßen Zahl der Aufführungen abhängig machen wollen. Das möcht' ich aber nicht gern, aus Gründen, die sich sehr bald herausstellen werden, und so betracht' ich denn das Prinzeß-Theater als eine Uebergangsstufe zum Sadlers-Wells-Theater, worin ich, im Einklang mit der öffentlichen Meinung, die eigentliche Shakespeare-Bühne erblicke. Im Sadlers-Wells-Theater ist nämlich der ganze Shakespeare zu Haus, und wiewohl es nicht selten vorkommt, daß acht oder vierzehn Tage lang ausschließlich Sheridan'sche Komödien oder französische Lustspiele gegeben werden, so darf man doch annehmen, daß im Verlauf der sechs Wintermonate wenigstens zwölf bis fünfzehn Shakespeare'sche Stücke daselbst zur Aufführung kommen. Diese Mannigfaltigkeit, diesen Reichthum in der Zahl der Stücke (im Gegensatz zu der Zahl der Aufführungen) finden wir auf dem Prinzeß-Theater nicht. Es bietet uns den Shakespeare beinahe ohne jegliche Unterbrechung, aber viele Monate lang immer dasselbe Stück, so daß Heinrich VIII. z. B. hundert und fünfzig Vorstellungen hintereinander erlebte. Dies hängt genau mit den Prinzipien zusammen, nach denen Charles Kean, der Direktor des Prinzeß-Theaters, die Shakespeare-Aufführungen („Wiederbelebungen" wie er sich auszudrücken liebt) leitet. Er verfährt dabei mit einem Aufwand von Pracht und Wissenschaftlichkeit, wie er vielleicht nie der Darstellung irgend welchen Stückes zu gute gekommen ist. Dies Studium aber und die Fülle komplizirtester Vorbereitungen lassen es für jeden, der solcher Aufführung einmal beiwohnte, als selbstverständ-

lich erſcheinen, daß mit Rückſicht auf die Zeit ſowohl, wie auf die Koſten, die von ſolcher Inſcenirung unzertrennlich ſind, die monatelange Wiederholung eines und deſſelben Stückes gar nicht vermieden werden kann. So kommt es, daß während Mr. Phelps vom Sadlers-Wells-Theater bereits die Darſtellung des dreißigſten Shakeſpeare-Stückes angekündigt hat, Mr. Charles Kean vom Prinzeß-Theater, während ziemlich derſelben Zeitdauer, nicht über einen Kreis von fünf oder ſieben Shakeſpeare-Stücken hinausgekommen iſt. Dieſe Stücke ſind die folgenden: König Johann, Heinrich VIII., Richard II., Sommernachtstraum und Wintermährchen. Auch Hamlet, Macbeth und Richard III. gehören hierher; doch ſind dieſelben innerhalb der letzten zwei Jahre, ſo viel ich weiß, im Prinzeß-Theater nicht gegeben worden.

Bevor ich nun in meiner Beſprechung dieſes letztgenannten Theaters weitergehe, ſei es mir geſtattet, eine völlig unkritiſch gehaltene, blos die äußeren Lebensfakten gebende Biographie Mr. Charles Kean's hier einzuſchalten, bei deren Aufzeichnung ich einfach einem engliſchen Original-Aufſatz folge. Es ſteht dieſe Biographie, wie ſich von ſelbſt verſteht, in keiner direkten Beziehung zu den Shakeſpeare-Aufführungen der Londoner Theater, wird aber dafür deſto mehr geeignet ſein, auf manche Eigenthümlichkeiten dieſer Theater überhaupt ein ſcharfes Licht zu werfen. „Hofbühnen," „königliche Theater" fehlen in England, das iſt eins; von Engagements auf Lebenszeit iſt keine Rede und alle jene humanen Verkehrungen exiſtiren nicht, die den Schauſpieler zu einer Art „Beamten" machen, den man, einmal angeſtellt, hinnehmen muß, ſo lang er nur ein braver Mann bleibt. Dieſe humanen Verkehrungen, ſag ich, exiſtiren in England nicht und wer ſich in ſeinen alten Tagen der Segnungen einer Penſion erfreuen will, muß Sorge dafür tragen, daß er dieſe Penſion, in Geſtalt von Zinſen, von ſeinem eignen, erübrigten Vermögen bezieht. Das Anſammeln eines ſolchen Vermögens wird denn auch von jedem erſtrebt und durch die hohen Honorare allerdings ermöglicht.

Charles Kean wurde am 18. Januar 1811 zu Waterford (Irland) geboren. Sein Vater, damals ſelbſt erſt 23 Jahr alt, war der berühmte Tragöde Edmund Kean. Dieſer, einer jener ſittlich-verkommnen Künſtlergenies, wie ſie jetzt, zum Beſten der Geſellſchaft aber auf Koſten der Kunſt, immer ſeltner werden, hatte, bei Geburt ſeines Sohnes Charles,

wenig Urſach, dieſen Zuwachs der Familie willkommen zu heißen, da Noth und Elend im Hauſe herrſchte und das tägliche Brod nur mit Aufwand aller Kräfte gewonnen wurde. Edmund Kean fungirte gerade damals in Waterford als das, was man in England einen „Schauſpieler für alles“ (actor-of-all-work) nennt und ſah ſich genöthigt, für ein Wochenhonorar von etwa 8 Rthlr. Richard III. und Harlequin an einem und demſelben Abend zu ſpielen, nachdem er bereits im Lauf des Tages Unterricht im Boxen, Fechten, Tanzen und Reiten ertheilt hatte. Erſt drei Jahre ſpäter (1814) kam er nach London. In einem kümmerlichen Planwagen hielt er ſeinen Einzug; nach acht Tagen ſchon war er berühmt und auf dem Wege ein reicher Mann zu werden. Charles Kean wuchs in London unter den Augen ſeines Vaters heran und beſuchte von 1824—1827 die berühmte Schule zu Eton (Eton College), wo er, jährlich 2000 Rthlr. Penſion zahlend, neben den Söhnen der engliſchen Ariſtokratie erzogen wurde. Zart und ſchwächlich wie er war, zeichnete er ſich doch in allen Leibesübungen aus und handhabte Ruder und Rappier mit gleichem Geſchick. Damals für die juriſtiſche Carrière beſtimmt, hatte er keine Ahnung davon, daß ihm ſein fechterisches Geſchick dermaleinſt als „Macbeth“ und „Hamlet“ zu ſtatten kommen werde. 1827 empfing er unerwartet einige Zeilen von ſeiner Mutter, die ihm in kurzen Worten die zerrüttete finanzielle Lage der Familie darlegte und ihn zurückrief. Edmund Kean, trotz der glänzendſten Erfolge und trotz Einnahmen, wie ſie ſeit Garrick's Zeiten kein andrer Künſtler gehabt hatte, war durch ſchlechte Wirthſchaft dem Bankrotte nahe gebracht. Verſchwendungsſucht und eine ausgeprägte Paſſion für liederliche Geſellſchaft, hatten ihn ſeiner Familie entfremdet; wüſtes Leben zehrte an ſeiner Geſundheit, mit ſeiner Geſundheit ſank ſeine Kunſt und mit ſeiner Kunſt endlich auch — ſeine Popularität. Moraliſch und phyſiſch ein Wrack, ſo ſtand er mit 36 Jahren da. 1824 noch fähig 2000 Rthlr. Penſion für ſeinen 13jährigen Sohn zu zahlen, war er 1827 wenig beſſer als ein Bettler, ſo raſch hatte er alles verbraucht, was er an äußerem Reichthum und an innren Mitteln beſaß. So waren die Verhältniſſe, in die Charles Kean bei ſeiner Rückkehr von Eton eintrat. Als ein beſonderes Glück mußt' er das Anerbieten des Direktors vom Drury-Lane Theater anſehn, der durch Rückſicht oder alte Freundſchaft beſtimmt, dem jungen Kean ein Offiziérspatent im Dienſt der Oſtindiſchen Compagnie offerirte.

Charles Kean lehnte das Anerbieten ab; die hülfloſe Lage ſeiner kranken, ſchwer heimgeſuchten Mutter, deren einzige Stütze er war, beſtimmte ihn in England zu bleiben. Sein Vater zeigte die äußerſte Gereiztheit, als er von dieſem Entſchluſſe ſeines Sohnes erfuhr. Er rief ihn zu ſich und ſeinem Zorn jede Art der Aeußerung geſtattend, warf er zuletzt die Frage hin: „was er (Charles) zu thun gedenke?“ „Ich bin entſchloſſen für meine Mutter zu ſorgen und zu arbeiten,“ antwortete dieſer, „und wenn mir kein anderes Mittel übrig bleibt, werd' ich zur Bühne gehn.“ Der Vater nahm dieſe Worte mit höhniſchem Lachen auf, zu dem er freilich nur allzuſehr berechtigt war. Klein, ſchmächtig und ohne jede Spur von dem, was man „äußere Mittel“ zu nennen pflegt, ſtand der 16jährige Etonianer vor ihm, in Erſcheinung noch ein halbes Kind und ſprach davon, „ſeinen und ſeiner Mutter Unterhalt als Schauſpieler verdienen zu wollen.“ Vater und Sohn trennten ſich, ohne daß eine Verſtändigung erreicht worden wäre.

In dieſer Zeit preſſendſter Noth kam Hülfe. Der Director des Drury-Lane Theaters hatte Differenzen mit dem älteren Kean gehabt und dieſen letzteren veranlaßt, unter Abbrechung ſeiner Beziehungen zum Drury-Lane Theater, ein Engagement beim Covent-Garden Theater zu ſuchen. Dies Engagement erfolgte. Um dieſe Zeit war es, daß Mr. Price, der Pächter*) des Drury-Lane Theaters, von der Lage erfuhr, in der ſich der jüngere Kean befand und zugleich von der Abſicht deſſelben hörte, wohl oder übel, zur Bühne zu gehn. Sein Entſchluß war

---

*) Man hat bei den engliſchen Theatern (zumal bei den beiden alten: Drury-Lane und Covent-Garden) drei ſehr verſchiedene Perſönlichkeiten zu unterſcheiden: 1) den Eigenthümer des Hauſes (proprietor), 2) den Pächter des Hauſes (lessee) und 3) den Director des Theaters ſelbſt (manager). Von dem Eigenthümer (gemeinhin eine Aktien-Geſellſchaft) hört man nichts. Der Pächter pachtet das Haus auf ein oder mehrere Jahre und engagirt nun eine Truppe, an deren Spitze natürlich ein „Director“ ſteht. Der „Director“ muß immer ein Mann ſein, der entweder Schauſpieler war oder noch iſt; der Pächter aber iſt natürlich ein bloßer Geld- und Geſchäftsmann, der eine Truppe auf gut Glück engagirt, wie man auf gut Glück in der Lotterie ſpielt. Natürlich ſteht es dem Pächter allenfalls auch frei, das Perſonal des Directors nach ſeinem eigenen Geſchmack zu vervollſtändigen. Das ſind Details, die von dem Wortlaut des Contractes abhängen.

bald gefaßt: der ältere Kean war ihm entgangen, so galt es denn, es mit dem jüngeren zu versuchen; war es doch auch ein „Kean“ und wenn die Person nicht ausreichte, so mußte der Name für alles Fehlende eintreten. Es kam zu einem Engagement auf drei Jahre und dem 16jährigen Charles Kean, der nie die Bretter betreten, nie ein Zeugniß seines Talents abgelegt hatte, wurden ohne weiteres 12 Lstr. wöchentliche Gage, also über 600 Lstr. (4000 Rthlr.) Jahresgehalt geboten. An solchem Beispiel kann man am besten die Unterschiede erkennen, die nach dieser Seite hin, zwischen englischem und continentalem Leben existiren. Am 1. Oktober 1827 sollte Charles Kean zum ersten Male auftreten und zwar als Norval in dem Home'schen Trauerspiel „Douglas.“ Seine äußere Erscheinung war noch so knabenhaft, daß man schwankte, ob man ihn auf dem Theaterzettel als Mister oder Master Kean ankündigen sollte.*) Er selbst indeß wies die letztere Bezeichnung mit so viel Verachtung zurück, daß man nachgab und ihn ohne Weiteres als Mister Kean zum auf den Zettel setzte. Das Publikum, das aus doppelten Gründen ihm wohlwollte, einmal weil er der Sohn seines berühmten Vaters war und dann wiederum weil dieser berühmte Vater so unverantwortlich gegen ihn und die Seinen überhaupt gehandelt hatte, nahm ihn mit Beifall auf; die Zeitungskritik aber fiel anderen Tags in schonungsloser Weise über ihn her und verbat sich in ziemlich dürren Worten das fernere Auftreten von „Schulknaben.“ Charles Kean war auf's Tiefste niedergedrückt und erklärte dem Mr. Price, daß er (Kean)

---

*) „Master“ ist ein vieldeutiges, meist nur zu umschreibendes, selten durch zu übersetzendes Wort. Unsere Newton-Uebersetzer sündigen viel nach dieser Seite hin. So gibt drei Arten von „Masters.“ Nehmen wir an, daß Mister Huskisson drei Söhne hat: William 16 Jahr alt, John 12 und Richard 8. Will ich nun den Vater, den Mister Huskisson, besuchen, so frag' ich: is master at home (ist der Herr zu Hause), denn Mister Huskisson ist „Master“ (Herr) in seinem eigenen Hause. Gilt mein Besuch dem William, der mit seinen 16 Jahren an der Grenze zwischen einem Herrn und einem Knaben steht, so frag' ich: ist „Master Huskisson“ zu Haus, und will ich einen der jüngeren Söhne sprechen, die beide noch Knaben sind, so frag' ich nach Master John oder Master Richard. Also „Master“ allein ist der Hausherr; Master vor dem Familiennamen bezeichnet den halberwachsenen ältesten Sohn; Master vor dem Taufnamen einen der jüngeren Söhne, auch wenn er noch in der Wiege liegt.

auf die Ansprüche, die ihm sein Contrakt gebe, gern Verzicht leiste, da er nicht wolle, daß Mr. Price seine freundliche Gesinnung mit allzugroßen Opfern zu erkaufen habe. Mr. Price indeß lehnte dies wohlgemeinte Anerbieten ab und Charles Kean fuhr fort, vor dem Londoner Publikum zu erscheinen. Die Presse blieb einig in ihrer Verurtheilung und Kean, unfähig ihre Bitterkeiten länger zu ertragen, gab nach einem halben Jahre sein Engagement beim Drury-Lane Theater auf und ging in die Provinzen. Sein Gastspiel führte ihn auch nach Glasgow. Nachdem er einige Male daselbst aufgetreten und günstig beurtheilt worden war, beschloß er, seinen Vater zu besuchen, der damals in der Nähe von Glasgow auf der schönen Insel Bute wohnte, wo er sich von dem geringen Vermögen, das ihm geblieben war, ein Landhaus nach seinem Geschmack errichtet hatte. Der Vater nahm ihn herzlicher auf als nach der heftigen Scene des vorigen Jahres zu gewärtigen stand. Edmund Kean versprach nach Glasgow zu kommen und am Benefiz-Abend seines Sohnes mit diesem gemeinschaftlich aufzutreten. Man wählte Howard Payne's Tragödie „Brutus." Edmund Kean gab die Titelrolle (in der er, beiläufig bemerkt, auch in London schon ganz besonders geglänzt hatte), Charles den Titus. Das Haus war überfüllt; die Einnahme überstieg 300 Lstr. (2000 Rthlr.). 1829 kehrte Charles Kean nach London zurück, die Kritik aber immer noch unerbittlich findend, gab er die Hauptstadt rasch wieder auf und versuchte abermals sein Glück auf den Provinzial-Bühnen; Bassanio, Jago und Macduff waren unter seinen besten Rollen. 1830 abermals ein Versuch in London. Diesmal drang er durch. Wie er selbst sich ausdrückt: ‚das süße Gefühl eines Erfolges kam zum ersten Male über mich." Auch der Widerstand der Presse war jetzt gebrochen. Ermuthigt und gehoben, beschloß er einen Besuch in den Vereinigten Staaten. Sein Empfang und seine Einnahmen waren glänzend. Er gastirte in allen großen Städten der Republik und kehrte erst 1833 nach London zurück. Hier begann er einen Cyclus von Vorstellungen am Covent-Garden Theater. Aber der Geschmack des Publikums schien sich in drei Jahren verändert oder sein Interesse für den Künstler nachgelassen zu haben. Man tadelte viel und war selten hingerissen. Um diese Zeit war es auch, daß er seinen Vater noch einmal wieder sah und am 10. Mai, gemeinschaftlich mit ihm, vor dem Londoner Publikum erschien. Wieder wurde „Bru-

tus" gegeben. Edmund Kean, nicht älter als 46 Jahr, war inzwiſchen völlig zuſammengebrochen und betrat die Bretter nur in der Hoffnung, daß ihm der Anblick eines vollen Hauſes alle Lebensgeiſter auf einmal zurückgeben werde. Aber vergeblich. Die Flamme war im Erlöſchen; er ſtarb faſt während des Spiels. Ein wunderliches Seitenſtück zum älteren Pitt (Lord Chatham), der ſterbend aus dem Sitzungsſaale der Lords getragen wurde, trug man hier den ſterbenden Tragöden von den Brettern. Und wohin? in eine benachbarte Taverne; in eines jener Bier- und Weinhäuſer, drin er die Nächte verzecht und Genie und Geſundheit vergeudet hatte. Anderen Tages brachte man ihn nach Richmond, wo er am 16. Mai ſtarb, nachdem es ſeinem Sohne noch geglückt war, eine völlige Verſöhnung zwiſchen den beiden Eltern zu Stande zu bringen.

Edmund Kean war zur Ruh und das Gaſtſpiel des Sohnes auf dem Covent-Garden Theater hatte ſeinen Fortgang. Man ließ ihn gelten, aber er war noch immer weitab davon, ein Liebling des Publikums, eine Notabilität zu ſein. Sein Gaſtſpiel am Covent-Garden Theater ging zu Ende und der Schatzmeiſter des rivaliſirenden Drury-Lane Theaters trat in Unterhandlungen mit unſerm Künſtler. Seine Angebote waren aber viel zu gering und Charles Kean erwiederte nicht ohne Selbſtgefühl (ein Selbſtgefühl, das damals faſt als Anmaßung erſcheinen mußte), daß er nicht eher wieder in London auftreten werde, als bis ihm, von der einen oder andern Theater-Direktion, 50 Lſtr. (330 Rthlr.) per Abend bewilligt würden. Mr. Dunn, der Schatzmeiſter, erwiederte lächelnd: „da wird London muthmaßlich lange auf das Vergnügen Verzicht leiſten müſſen, Sie wiederzuſehn." Charles Kean replicirte „wer weiß." So trennte man ſich, übrigens in beſtem Einvernehmen.

Ein neuer Zug in die Provinzen (zunächſt nach Hamburg, der aber bald an einem Verbot der Stadtbehörden ſcheiterte) begann und dehnte ſich diesmal über eine Reihe von Jahren aus. Alle drei Königreiche wurden bereist; Edinburg und Dublin zeigten ſich ihm beſonders gewogen, nächſtdem Manchester, Bath, Exeter und Waterford. Faſt fünf Jahre dauerten dieſe Provinzial-Engagements, die ihm die enorme Summe von zuſammen 20,000 Lſtr. eintrugen.

1838 kehrte Charles Kean nach London zurück. Am Tage nach seiner Ankunft fuhr er in eigner glänzender Equipage vor dem Drury-Lane Theater vor, um dem Schatzmeister Mr. Dunn seine Antritts-Visite zu machen. In seinem Notizbuch führte er bereits einen Contrakt mit sich, der da lautete: „Mr. Charles Kean verpflichtet sich für die Dauer von drei Monaten zu 40 Vorstellungen im Drury-Lane Theater und empfängt per Abend 50 Lstr. Spielhonorar;" nur die Namensunterschrift Mr. Dunns fehlte noch. In zehn Minuten war man einig und Kean überreichte lachend den im Voraus geschriebenen Contrakt, der seine Bedingungen enthielt.

Der erst 27jährige Kean war nun eine fest etablirte Größe. Natürlich hatte er Gegner, besonders die Macready'sche, später die Phelps'sche Partei, aber das große Publikum hielt treulich bei ihm aus und die salonfähige Presse, die ihm zehn Jahre früher so hart zugesetzt hatte, wurde mehr und mehr seine Stütze. Sie ist es jetzt bis zu einem Grade, der nur allzu oft zur Ungerechtigkeit gegen die Leistungen anderer Künstler, besonders rivalisirender Shakespeare-Spieler, wird.

1842 erfolgte seine Vermählung mit Miß Ellen Tree vom Haymarket-Theater, einem entschiednen Liebling des Londoner Publikums. Unmittelbar nach der Hochzeit trat das junge Paar, an dem die ganze Stadt den regsten Antheil nahm, in einem oft wiederholten Lustspiel auf, das den Titel führte: „die Flitterwochen." So brachten sie ihre eignen Flitterwochen hin, unter dem Jubel und Beifall des Publikums.

Nun folgten wieder Kunstreisen über den Ocean, das erstemal nach Havannah, das anderemal nach Boston und New-York, endlich 1850 trat er als Direktor an die Spitze des Prinzeß-Theaters, das bis dahin ein bloßes Nichts gewesen war und nun plötzlich zur fashionablen Bühne par excellence wurde. Charles Kean empfing die mannigfachsten Huldbeweise von Seiten des Hofes. Die Königin nahm eine Loge in seinem Theater und ernannte ihn zum Intendanten und leitenden Direktor für jene Privat-Vorstellungen, die damals anfingen in Windsor-Castle gegeben zu werden. Am Prinzeß-Theater begann nun, unter Mitwirkung von Mrs. Kean, seine aufreibende, aber in jeder Beziehung mit Erfolg gekrönte Doppelthätigkeit als Direktor und erster Akteur. Was er sonst nur zersplittert hatte bieten können, das war er nun in der Lage, als ein Ganzes vorführen zu können. Nicht in

einzelnen Shakeſpeare'ſchen Parthieen (wie früher am Drury-Lane- und Covent-Garden-Theater), ſondern in faſt allen hervorragenden Rollen erſchien er jetzt vor dem Publikum und jene reichausgeſtatteten, gelegentlich allzu pomphaften „Wiederbelebungen" des großen nationalen Dichters begannen, deren ich bereits flüchtig erwähnt habe und auf die ich nunmehr ausführlicher zurückkomme.

Was nun dieſen mit Ballet- und Opernpracht hergerichteten, dieſen *verkeanisirten* Shakeſpeare angeht, ſo iſt derſelbe, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſehr verſchieden beurtheilt worden. Bei Hofe, wie bereits erwähnt, ſchätzt man Kean außerordentlich, aber es fehlt auch nicht an ſolchen, die ihn wie einen Baumbeſchädiger oder Palaſtbeſchmutzer in Anklagezuſtand verſetzen möchten.*)

Was mich anbetrifft, ſo hab' ich mich zu einer Würdigung des Mannes allmälig durchgearbeitet. Sein Heinrich VIII., überhaupt alle von ihm in Scene geſetzten *hiſtoriſchen* Stücke, ſind meiſterhaft arrangirt und müſſen ſelbſt den mäkligſten Shakeſpeare-Puriſten befriedigen. Aber dies ſelbige Prinzip peinlich hiſtoriſcher Treue, hat Kean auf Stücke übertragen, auf die es, milde geſprochen, nicht recht paßt und die dadurch aus dem Leichten und Phantaſtiſchen in's einigermaßen Philiſterhafte und aus dem Innerlichen in's Aeußerliche gezogen werden ſind. Dies gilt namentlich von ſeiner Inſceneſetzung des „Wintermährchens," bei dem noch hinzukommt, daß er ſich erſt eine *hiſtoriſche Baſis willkürlich ſchuf* (indem er aus Bohemien Bithynien machte), um hinterher hiſtoriſch-gewiſſenhaft ſein zu können. Nichtsdeſtoweniger

*) Es iſt übrigens noch ſehr die Frage, ob ſich das „eliſabethiſche Drama" in jeglicher Beziehung durch Einfachheit ausgezeichnet hat. Das Gegentheil iſt ſehr wahrſcheinlich. In einem zu Anfang dieſes Jahrhunderts geſchriebenen Buche über engliſches Theater fand' ich die Bemerkung: „In Kleidung und überhaupt in allen Aeußerlichkeiten (verſteht ſich mit Ausnahme der Decorationen) ſcheint die Shakeſpeare-Bühne reich genug geweſen zu ſein, um den Vergleich mit der Gegenwart nicht ſcheuen zu brauchen" und aus dem Jahre 1672 berichtet ein Tagebuch, daß bei Aufführung von Lord Orrery's (nicht von Shakeſpeare's) Heinrich V., die Schauſpieler Harris, Betterton und Smith, die wirklichen Staatsreben und den Krönungsſchmuck Karls II., des Herzogs von York und des Grafen von Oxford trugen.

stehe ich jetzt, nachdem ich mich lange dagegen gesträubt habe, entschieden auf Seiten der Kean'schen Partei und rechtfertige, auch was die nichthistorischen Stücke angeht, durchaus ein Prinzip, das neben dem Streben, zu fesseln und die Sinne zu bestechen, darauf aus ist, zu belehren. Halb Staatsdame, halb Gouvernante, so wird uns die Shakespeare'sche Muse vorgeführt. Mißbillige das, wer mag, ich habe nicht den Muth dazu. Alle Versuche englischer Dramatiker, sich neben Shakespeare zu behaupten, sind mit Ausnahme von einem halben Dutzend Stücken, total gescheitert; so blieb denn für alle diejenigen, die des Shakespeare satt waren, nichts übrig, als das französische Machwerk. Gerade die Gebildeten, wie überall, griffen nach diesem Marzipan. Eine Reaction dagegen zu schaffen, war unmöglich, wenn es nicht glückte, den Shakespeare oder richtiger, das Interesse, die Begeisterung an ihm wieder zu beleben. Diesem unterzog sich Kean und er hat seine Aufgabe glänzend gelöst. Der Shakespeare, den er gibt, ist ein neuer Shakespeare; Großes und Kleines muß ihm dienen: Archäelegen und Theater-Schneider; britisches Museum und Feuerwerker; Heraldik, Numismatik und die neuen Gesetze über Farbenzusammenstellung — Alles wird herangezogen, um die Apathie der Gebildeten zu überwinden und den Shakespeare, auch in den höheren Kreisen der Gesellschaft, auf's Neue zu popularisiren. Es ist geglückt. Wie verändert er sich auch den Zuhörern präsentiren mag, es ist immer noch Shakespeare, immer noch das Beste, was die moderne englische Bühne hat, und jedenfalls schon dadurch ein Gewinn, daß es das englische Theater national erhält und es vor der totalen Ueberschwemmung durch französische Pointirtheiten, oder gar noch Schlimmeres, schützt.

Bevor ich zu einer Besprechung der einzelnen Shakespeare-Stücke übergehe, die auf dem Prinzeß-Theater heimisch sind, will ich mir noch einzelne Bemerkungen über die hervorragendsten Mitglieder dieser Bühne erlauben.

Zunächst Charles Kean selbst. Den biographischen Notizen über ihn lasse ich hier einige kritische Bemerkungen folgen. Ich halt' ihn mehr für einen klugen, strebsamen und wohlunterrichteten Mann, als für einen großen Künstler. Zweierlei hat ihm die Natur unbedingt versagt: Figur und Stimme; der Bruchtheil, den er davon hat, kommt ihm gelegentlich zu Statten, wo zufällig die Unzureichendheit beider die Treue des Cha-

rakterbildes unterſtützt (z. B. als Ludwig XI.), aber im Allgemeinen liegen „die Helden und Könige“ jenſeits ſeiner Mittel. Sein Spiel reißt ſelten und immer nur in ſolchen Partieen, die ihm einigermaßen paſſen, den Zuſchauer mit fort; aber noch ſeltener macht er Fehler oder bietet dem Tadel eine Blöße. Er gleicht darin völlig jener ganzen Klaſſe von Künſtlern, die viel Verſtand, Ernſt und Eifer, aber wenig eigentliches Talent haben. Ihre Gaben befähigen ſie in der Regel mehr zum Theater-Direktor, als zum ausübenden Künſtler. So iſt es auch bei Kean, ſein Beſtes ſind nicht ſeine Rollen, ſondern die Leitung des ganzen Inſtituts. Am entſchiedenſten zeigt er ſein dirigirendes Talent als „Direktor von Ihrer Majeſtät Privat-Theater.“ Dies iſt ein ganz beſonderes Amt, das er bekleidet, und völlig unabhängig von der Leitung *ſeines* Theaters, des Prinzeß-Theaters. Die Königin nämlich, wenn ſie in Windſor reſidirt, wünſcht von Zeit zu Zeit dies oder jenes Stück, alt oder modern, in Windſor-Caſtle aufgeführt zu ſehen und erläßt in ſolchen Fällen eine entſprechende Ordre an Charles Kean. Dieſer geht alsdann an's Werk und rekrutirt die Truppe, mit deren Hülfe er dem königlichen Befehl nachzukommen verhat, nicht blos aus Mitgliedern des Prinzeß-Theaters, ſondern unter Heranziehung aller Künſtlerkräfte, die die Londoner Theater überhaupt beſitzen. Er tritt dann an die Spitze einer derartig *gemiſchten* Geſellſchaft, und wenn es bekanntlich ſchwer hält, eine *eigne* Truppe in Ordnung zu halten, ſo mag man ſich vorſtellen, wie viel Gewandtheit, Menſchenkenntniß und Autorität dazu gehört, einen ſolchen „Conſturus unabhängiger Künſtler“ zu dirigiren.

Es geht denn auch nicht immer ohne Conflikte ab und mittelbar gehört dahin ein Streit, der vor ungefähr drei Monaten zwiſchen Charles Kean einerſeits und Mr. Rogers vom Olympic-Theater andrerſeits in den öffentlichen Blättern ausgefochten wurde. Mr. Rogers hatte in Windſor *nicht* geſpielt, fand aber ſeine Abfindungsſumme (der nähere Zuſammenhang wird ſich gleich herausſtellen) zu gering und griff Kean deſhalb an. Dieſer antwortete darauf in einer Weiſe, die den ganzen Mann charakteriſirt: fein, ſcharf, geſchäftsmäßig und etwas maliziös. Ich laſſe hier den Brief folgen, der die Leſer auch anderweitig intereſſiren wird. Kean ſchreibt: „Nach langem begreiflichen Zögern ſeh ich mich endlich genöthigt, auf die Auslaſſungen zu antworten, die Mr.

Rogers vom Olympic-Theater in verſchiedenen Blättern veröffentlicht hat. Die Sache iſt einfach die. Wenn künſtleriſche Kräfte behufs einer Vorſtellung in Windſor engagirt werden, ſo erfolgen die Honorarzahlungen nach einem feſtſtehenden Satze, gegen den niemals eine Klage laut geworden iſt. Trifft es ſich, daß jene künſtleriſchen Kräfte überwiegend einem Theater entlehnt werden und ſieht ſich der Eigenthümer und Direktor deſſelben in Folge davon veranlaßt, an dem betreffenden Abend überhaupt keine Theatervorſtellung zu geben, ſo erhält er eine beſtimmte Summe Geldes, die ausreicht, ihn und ſeine Truppe für den Ausfall eines Spielabends in der Stadt (London) zu entſchädigen. Jeder Schauſpieler erhält alsdann ſo viel, wie er erhalten haben würde, wenn die übliche Theatervorſtellung ſtattgefunden hätte, während diejenigen Kräfte der Bühne, die in Windſor vor der Königin zur Verwendung kamen, zu ihrer gewöhnlichen Gage noch ein Extra-Honorar empfangen. Mr. Rogers war nicht unter den letztern, weßhalb ſich ſeine Anſprüche nicht über die gewöhnliche Gage erheben konnten. Der Direktor des Olympic-Theaters, Mr. Wigan, hat ihm (nach Empfang einer Totalſumme für alle Mitglieder ſeiner Bühne, ob beſchäftigt geweſen oder nicht) die Summe von 13 Shilling 4 Pence*) (4 Thlr. 12½ Sgr.) ausgezahlt. Erſt aus den öffentlichen Auslaſſungen Mr. Rogers hab' ich erſehen, was ich bisher nicht wußte, daß ſich ſeine Abend-Einnahme ſo hoch beläuft."

Vor Kurzem hieß es, daß Charles Kean zum Baronet erhoben werden würde; andre lachten darüber. Ich halte ſolche Ernennung für ſehr wahrſcheinlich, wenn ſeine guten Beziehungen zum Hofe dieſelben bleiben. Die engliſche Schauſpielkunſt ſteht ſeit lange ebenbürtig unter den andern Künſten da und ihre Jünger haben unter dem Naſenrümpfen ehrbarer Philiſter und dem ſtillen Vorwurf der „Komödiantenſchaft" vielleicht weniger zu leiden, als in irgend einem andern Lande der Welt. Als General York außer ſich darüber war (1810), im weißen Saale „Iffland, dem Komödianten," zu begegnen, der, gleich ihm, den Rothen Adler-Orden erhalten hatte, erhob ſich bereits das Denkmal Garricks in der großen Ruhmeshalle von Weſtminſter und zwei andere Namen:

*) Dies iſt nach engliſchen Begriffen eine ſehr geringe Summe Geldes.

John Kemble und die Siddons, haben ſich ſeitdem hinzugeſellt. In keinem andern Lande vielleicht, hat eine von Frauenreiz und Schönheit getragene Kunſt ſo oft die tiefe Kluft überſprungen, die zwiſchen dem Hoch und Niedrig der Geſellſchaft liegt und der Schritt von den Brettern bis in die höchſten Kreiſe der Ariſtokratie ſcheint nirgends leichter zu ſein als hier. Ich will nicht an Nell Gwyn zweideutigen Angedenkens erinnern, nur dies Jahrhundert ſoll ein paar Beiſpiele für die Wahrheit meines Ausſpruchs geben. Miß Harriet Mellen — Herzogin von St. Albans; Miß Stephens — Gräfin von Eſſex; Miß O'Neill — Lady Beecher; Miß Fenton — Herzogin von Bolton; Miß Farren — Gräfin von Derby; Miß Paton — Lady W. Lennox; Miß Foote — Gräfin von Harrington ꝛc. Wo das Theater ſeit lange eine ſolche Poſition, wie ſie aus dem Verſtehenden erhellt, in der Geſellſchaft eingenommen hat, würde die plötzliche Baronetſchaft Charles Keans ſchwerlich überraſchen. Auch glaub' ich in der That, daß der Zweifel und das Lächeln, deſſen ich erwähnte, mehr dem nicht ausreichenden Maß ſeiner Schauſpielerſchaft, als dem Schauſpielerthum überhaupt gegolten hat.

Frau Charles Kean (früher Miß Ellen Tree) iſt jedenfalls bedeutender als ihr Mann, wiewohl ſie nicht mehr iſt was ſie war. Eine lebensgefährliche Krankheit, die ſie vor ungefähr zwei Jahren durchzumachen hatte, hat ihre Kraft gebrochen. Zudem iſt ein gut Theil Manier an die Stelle friſcher, immer neu geſtaltender Künſtlerſchaft getreten, eine Erſcheinung, die, um billig zu ſein, kaum ausbleiben kann, wenn man die Königin Katharine (in Heinrich VIII.) hundertfünfzigmal hintereinander ſpielen muß. Sie hat, wohin die Manier leicht führt, eine Vorliebe für die Extreme und thut als Conſtanze im König Johann gerade ſo des Guten zu viel, wie als Katharina in Heinrich VIII., als Conſtanze in ſchreiender Verzweiflung, als Katharina in lautlos hinſterbender Ergebung. Sie ſpielt die letztgenannte Partie faſt durchweg im Flüſterton.

Unter den Damen des Prinzeß-Theaters ſind noch Miß Heath und Miß Carletta Leclercq zu nennen, die letztere ein Prachtſtück von einer blonden Soubrette, jene ſchon von einer mehr tragiſchen Weihe und wie geſchaffen zur Darſtellung einer Anna Bolen. Ueberhaupt zeichnet ſich das ganze Damenperſonal dieſer Bühne durch Schönheit und eine ari-

ſtokratiſch-vornehme Haltung aus. Man merkt ihnen an, daß ſie oft vor Hof und Königin ſpielen.

Von Männern wäre noch Mr. Ryder und Mr. Walter Lacy hervorzuheben. Ich komme bei Beſprechung „König Johann's“ auf Beide zurück.

Ich gehe nun zu den einzelnen Aufführungen über, denen ich auf dieſer Bühne beiwohnte. Zuerſt

König Johann. Viele Ihrer Leſer werden ſich noch des jetzt in Wien engagirten Herrn Wagner in dieſer Rolle entſinnen. Es hieß damals, der alte Tieck habe ſich geäußert: das ſei der Nonpareil, dieſer ſei der ächte, dramatiſch beglaubigte König Johann. Es iſt bekannt, daß alte, berühmte Herren die allerſchnurrigſten Einfälle zu haben pflegen. Unter den jungen Poeten, die ſich des Tieck'ſchen Patronats erfreuten, hat, ſo viel ich weiß, auch kein einziger was getaugt. Das iſt ganz natürlich. Große Männer haben ihre Zeit; ſchließlich überleben ſie ſich und dieſe, und man lieſt von ihnen und ihren Jugendthaten in der Literaturgeſchichte bereits, während ſie ſelber noch als Schatten umherſchwanken, berühmt, geehrt vielleicht, aber ohne allen Einfluß auf das neue, junge Leben um ſie her. Viele haben Weisheit genug, ſich in dieſen immer wiederkehrenden Lauf der Dinge ruhig und lächelnd ſelbſt zu finden, andere werden bitter, abſprechend und ſitzen mit dem Bewußtſein in ihrem Lehnſtuhl, daß mit ihnen ein für allemal das heilige Feuer erliſcht. Klopft in ſolcher Stunde ein ſchüchterner Poet an ihre Thür und überreicht dem greiſen Dichter ein handliches Manuſkript, das im Weſentlichen aus Variationen über die Themata des Herrn und Meiſters beſteht, ſo iſt dem bewundernden Jünger eine Vorrede ſicher, worin er dem armen deutſchen Volk als deſſen letzte Hoffnung warm und dringend an's Herz gelegt wird. Iſt der Jünger ein Schauſpieler, der um den Rath, ſelbſt um den Tadel des alten Meiſters bittet, ſo iſt die Sache dieſelbe. Ich glaube, daß Herr Wagner (der, wenn man von ſeinem wunderlichen Organ abſah, ein guter Max Piccolomini, überhaupt ein jugendlicher Held war) auf ähnliche Weiſe das Teſtimonium erwirkt hat, das ihn als ächten König Johann beglaubigen ſollte.

Charles Kean iſt ein ächter König Johann. Aus der Einleitung zu dieſem Kapitel wird der Leſer erſehen haben, daß ich durchaus kein unbedingter Verehrer Kean's bin, gegentheils, daß ich ihm nur eine

ſehr bedingte Bedeutung zuſchreibe, aber in dieſer Partie iſt er vortrefflich. Die Mängel ſeiner Figur und Stimme kommen ihm hier zu Statten und vervollſtändigen das Charakterbild einer kleinen und furchtſamen und zugleich tückiſchen und rückſichtsloſen Natur. Die berühmte Scene im dritten Akt zwiſchen Hubert und dem König kam zu vollendeter Wirkung. Ich gebe hier, aus Gründen, die gleich erhellen werden, die Schlußworte engliſch.

King. . . . Dost thou understand me?
Thou art his keeper.
Hubert. And I will keep him so,
That he shall not offend your Majesty.
King. Death.
Hubert. My Lord?
King. A grave.
Hubert. He shall not live.
King. Enough. — I could be merry now.

Es läßt ſich an dem Vorſtehenden trefflich wahrnehmen, welche Macht unter Umſtänden in dem zufälligen Klange eines Wortes liegen kann, ganz abgeſehen von ſeiner Bedeutung. Die beſte Ueberſetzung dieſer Scene kann den Effekt des Originals nicht haben. Wenn im Deutſchen der König ausruft: „Tod;“ „ein Grab,“ ſo hat das nicht annähernd die Wirkung von „Death;“ „a grave.“ Tod und Grab ſind noble Wörter, kurz, ernſt, ſie haben ihre Bedeutung und damit gut. Das engliſche th aber in Death klingt an dieſer Stelle wie das Ziſchen einer Schlange, die nach Arthur's Ferſe ſticht, und bei dem lang ausgezogenen „ä“ in grave ſieht man ſich ein ſechs Fuß tiefes deutſches Grab bis auf die vorſchriftsmäßigen vierzehn Fuß eines engliſchen grave vertiefen.

Frau Charles Kean als Conſtanze, wie ſchon eben hervorgehoben, outrirte etwas. Die Scene, wo ſie den Erzherzog verhöhnt, vortrefflich.

Prinz Arthur wurde von einem halberwachſenen Mädchen (Miß Kate Terry) gegeben. Das ſcheint mir das Richtige. Frau Hepp-, ſelbſt als ſie noch die jugendliche Clara Stich war, brachte doch zu viel weibliche Formen für dieſe Rolle mit: Je mehr wir bei Darſtellung dieſer ſchönen Partie den Eindruck des Knabenhaften, d. h. des noch

halb-Kind-seins haben, deſto größer wird die Wirkung ſein. Ein erwachſenes Mädchen, eine Jungfrau, kann kindlich ſein, aber ſie iſt trotzdem kein Kind mehr.

Vortrefflich waren Hubert (Mr. Ryder) und der Baſtard (Mr. Walter Lacy). Ueber Beide ein paar Worte.

Mr. Ryder, in jeder Partie, worin er auftritt, hat im erſten Augenblick etwas Ungeſchlachtes. Ich hatte immer das Gefühl: was will der Mann auf der Bühne? aber durch ſein ſchlichtes Spiel und Weſen immer mehr Terrain in mir gewinnend, mußt' ich ſchließlich jedesmal einräumen, daß ich mit meinem: „was will dieſer Mann auf der Bühne?“ eigentlich das höchſte Lob ausgeſprochen hatte. Er iſt keine Theaterfigur, er iſt ein wirklicher Menſch; vielleicht daß ihm ein bischen mehr Idealität zu wünſchen wäre.

Der Baſtard (Mr. Walter Lacy) war ein Prachtſtück. Wenn ich mir den Faulconbridge des guten Rott, vergleichshalber, ins Gedächtniß zurückrufe, ſo muß ich lachen. Rott gab nicht den Sohn des Löwenherz, ſondern die ſtehende Figur des humoriſtiſchen Polterers, in eine Rüſtung geſteckt; einen Renommiſten, einen Löwen ohne Zähne. Das ſoll kein großer Vorwurf ſein; der Baſtard iſt eine ſo durch und durch engliſche Figur, daß ihn nur ein Engländer vollkommen darſtellen kann. Es gibt Muth überall, aber der deutſche Muth hat etwas kritiſch-beſcheidenes und der franzöſiſche etwas ſchwunghaft-eitles. Nur in England gedeiht dieſe Miſchung von Muth, Unverſchämtheit und breiteſtem Behagen, ein Muth, der alle Kennzeichen der Renommage trägt, aber doch keine Renommage iſt, ſondern einſteht für die Situation, die er geſchaffen. In dieſen Worten hab' ich zugleich eine Kritik des Walter Lacy'ſchen Baſtards gegeben. Er war „der Baſtard.“ Ich werde das berühmte: „häng' dir ein Kalbfell um die ſchnöden Glieder“ niemals ähnlich wieder hören.

Heinrich VIII. Es war die hundertſte Aufführung, der ich beiwohnte. Der drei oder vier Seiten füllende Theaterzettel (nicht ein einfaches Blatt, wie bei uns) verbreitet ſich in einer Art Rechenſchaftsbericht über die Intentionen und Anſtrengungen Mr. Keans wie folgt:

„Dem noblen Stücke, das wir diesmal dem Publikum bieten, auch die vollſte Wirkung möglich zu machen, ſind wir bemüht geweſen, alles in Erfahrung zu bringen, was geeignet ſein möchte, über die Sitten des

engliſchen Hofes vor 300 Jahren, Licht und Aufklärung zu geben. In vielen Scenen iſt Shakeſpeare ſo ganz den Angaben des Cavendiſh gefolgt, daß es nur nöthig war, das intereſſanteſte Werk dieſes ächteſten Wolſey-Biographen zur Hand zu haben. Die große Feſtlichkeit im Palaſt des Kardinals von York (1. Akt, letzte Scene), die Shakeſpeare als eine der glänzendſten Scenen ſeinem Stücke einverleibt hat, iſt vor allem hierher zu zählen. Auch die Unterbrechung der Feſtlichkeit durch den König und ſeine Hofleute — die als Schäfer verkleidet, unter Vorausmarſch von ſechszehn Fackelträgern und eben ſo vielen Trommlern und Pfeifern in den Saal treten — fand damals wirklich ſtatt, und die minutiöſe Schilderung derſelben in dem Cavendiſh'ſchen Werke hat uns das Arrangement dieſer Scene verhältnißmäßig leicht gemacht. Auch bei Herrichtung der Bühne für den Prozeß der Königin Katharina in Blackfriars, ſind wir den Angaben des alten Biographen gefolgt und haben nur die korreſpondirenden Mittheilungen d'Aubigné's in ſeiner „Geſchichte der Reformation" benutzt. — Die Taufe des königlichen Kindes, der ſpäteren Königin Eliſabeth, fand in der Kirche der grauen Brüder (Grey Friars) zu Greenwich ſtatt, und der hiſtoriſch verbürgte Umſtand, daß der Lordmayor und die City-Aldermen in ihren Staatsbarken die Themſe hinabfuhren, um der Feierlichkeit beizuwohnen, hat uns Gelegenheit gegeben, ein Panorama von London, wie es damals war, vor den Augen der Zuſchauer zu entrollen. Es ſchließt ab mit dem alten Palaſt von Greenwich, den Anne Bulen damals bewohnte. — Alle dieſe Bilder ſind mit gewiſſenhafter Benutzung einer Zeichnung von Anton van den Wynrede hergeſtellt worden, eines werthvollen Blattes, das ſich in der Sutherland-Sammlung zu Oxford vorfindet und in der That die einzige Autorität bildet, die wir über dieſen Gegenſtand haben. — Die Viſion im Zimmer der ſterbenden Königin, zu Schluß Kimbelten, iſt von uns an Stelle des ſonſt üblichen Geſangſtückes (von Händel) eingelegt worden, und man wird dieſe Aenderung um ſo freudiger begrüßen, als ſie in demſelben Maße der Situation wie den eigentlichen Intentionen Shakeſpeare's entſpricht. — Strutt in ſeinen „Sitten und Gewohnheiten der Engländer" macht die Bemerkung, daß das ganze Leben Heinrichs VIII. (beſonders aber zu Lebzeiten Kardinals Wolſey) von Aufzügen und glänzenden Schauſtellungen aller Art geſtrotzt habe. Dies bloße Gepränge hat Shakeſpeare durch die Macht ſeines poetiſchen Genius zu beleben und auf die Weiſe

ein Stück zu produziren gewußt, das Coleridge mit vielem Recht einen „hiſtoriſchen Maskenball“ genannt hat.

„Inſoweit es möglich war, muſikaliſche Compoſitionen ausfindig zu machen, die der Regierungszeit Heinrich's VIII. angehören, ſind dieſelben dieſem Stücke einverleibt worden. Die Arie, die den Tanz des Königs bei der großen Feſtlichkeit in York-Palaſt begleitet, und damals „Wolſey's-Feger“ *) genannt wurde, haben wir aus William Ballet's Lauten- oder Zither-Buch genommen, einem Manuſcript, das ſich in der Bibliothek von Trinity-College in Dublin vorfindet. Die Melodien, die darin vorkommen, laſſen keinen Zweifel darüber, daß ſie zu Zeiten Maria Tudor's geſammelt worden ſind, und mithin aller Wahrſcheinlichkeit nach bis zu Lebzeiten ihres Vaters, Heinrich's VIII., zurückgehen. Der Fackelträgertanz (den wir nach einem franzöſiſchen Kupferſtich, der einen Maskenball aus der Zeit Franz I. darſtellt, arrangirt haben) wird in unſerem Stück von der Melodie des älteſten aller in England bekannten Morris-Tänze begleitet. Die Arie, die im vierten Akt dem Traum der Königin Katharina vorangeht und folgt, iſt die von „Lightie Love Ladies,“ von der es heißt, daß ſie die Lieblings-Melodie Shakeſpeare's geweſen ſei.

„Sei es mir an dieſer Stelle noch geſtattet, die Namen einzelner Gentlemen anzuführen, die mich zu beſonderem Danke verpflichtet haben. Es ſind dies: Hamilton Smith, der Verfaſſer von „Alte Trachten in Großbritannien und Irland;“ Henry Shaw, Verfaſſer von „Koſtüme, Schmuck und Putz im Mittelalter“ und Sir Charles Young vom College of Arms. Für alles Architektoniſche bin ich dem Rath und Beiſtand Godwin's aufs Lebhafteſte verbunden.

„Auch bei Inſcenirung Heinrich's VIII. wiederum, ebenſo wie bei Aufführung andrer Shakeſpeare'ſcher Stücke, iſt es — ſoweit es der Theater-Effekt irgend geſtattete, — unſer Beſtreben geweſen, im Einklang mit den Rathſchlägen unſeres berühmten Alterthumsforſchers Francis Douce zu handeln, um auf dieſe Weiſe die Bühne zu dem zu machen, was ſie ſein ſoll — ein treuer und vollkommener Spiegel der Geſchichte und der Sitten eines Volks.

„Ich kann dieſe Mittheilungen nicht abbrechen, ohne ſchließlich noch

---

*) „Wolsey's Wild“ ſteht im Original, und ich glaube, das von mir gewählte vulgaire Wort iſt die zutreffendſte Ueberſetzung.

des Wiederauftretens von Mistreß Charles Kean (nach langer, schwerer Krankheit) mit einigen Worten gedacht zu haben. Nur der Freude hierüber kann ich es zuschreiben, daß die anderweitig in diesem Stücke unbeschäftigten Damen unsrer Gesellschaft sich meine Zustimmung erbaten, als die Kammerfrauen der Königin (Akt III. und IV.) erscheinen zu dürfen. Solch ein Anerbieten ist um so werthvoller, als es neben einem liebenswürdigen Ausdruck persönlicher Hochachtung auch das eifrige Bestreben an den Tag legt, die Interessen des Theaters nach Kräften aufrecht zu erhalten."

Es kann nicht ausbleiben, daß sich einem bei Durchsicht dieses interessanten Komödienzettels und im gleichzeitigen Hinblick auf unsre heimischen Theaterzustände allerhand Wünsche und Fragen aufdrängen. Wo haben wir Schauspielerinnen, die, wenn Frau Crelinger nach langer Krankheit wieder die Bühne beträte, bereit wären, die stummen Rollen pflegender, aufwartender Dienerinnen eine ganze Saison hindurch in hundert aufeinander folgenden Vorstellungen zu übernehmen? Und doch sind diese Dinge von Wichtigkeit. Spiele man den Shakespeare in einer Scheune, und lasse man die Gentlewomen der Königin Katharina durch eben so viele Heu- und Strohbündel vertreten sein, — ich habe nichts dagegen; es ist dann eine Art Rückkehr zur epischen Kunst; wir haben die Worte des Dichters und unsre eigne Phantasie. Will man aber umgekehrt durch die handgreifliche Wahrheit der Darstellung wirken, will man die Phantasie in Ruhestand versetzen, sollen die Sinne unmittelbar zu Gericht sitzen, so kann man nicht peinlich genug verfahren, und an dem Ungeschick einer dürftig ausgestatteten Choristin kann die Wirkung einer ganzen Scene scheitern.*) — Eine andere Frage, die sich mir aufdrängt, will mir noch wichtiger erscheinen. Sind selbst unsere Hofbühnen im Stande, einen ähnlichen Rechenschaftsbericht abzulegen und dem Publikum, gestützt auf ein gutes Gewissen, zu sagen: kein Bild, kein Buch, kein Kenner ist

*) Ich verweise hier auf das, was ich bei Gelegenheit von „Antonius und Cleopatra" im Standard-Theater gesagt habe. Man bringt unwillkürlich mit in Anschlag, wo man sitzt und mißt die Dinge selbstverständlich mit der Elle, mit der sie ausdrücklich gemessen sein wollen. So kann es kommen, daß eine anspruchslos-schlechte Vorstellung mehr befriedigt, als eine anspruchsvollbessere.

unbefragt geblieben, als es sich darum handelte, dies Stück in Scene zu setzen?*) Ich wage nicht, die Frage, die ich aufwerfe, mir selbst zu beantworten. Nur kann ich nicht leugnen, daß, abgesehen von einzelnen, in die Augen springenden Fehlern, derartige Aufführungen bei uns zu Lande nur allzuoft den Charakter der blassen Allgemeinheit tragen. Man hat gewisse Vorschriften, nach denen man verfährt; man kennt die Röcke und Mäntel der Reformationszeit, die Tracht Philipps II. und die Kostüme des dreißigjährigen Krieges, aber man gibt sich wenig Mühe, den Rock und Mantel der einzelnen Persönlichkeit ausfindig zu machen. In dieser Wahrhaftigkeit waltet aber ein ganz besonderer Zauber, vielleicht um deshalb, weil das Gefühl instinktmäßig die interesselose Schablone von der reizvollen Besonderheit zu unterscheiden weiß.**)

Dies führt mich nun auf das Stück selbst, das, so viel ich weiß, (wenigstens seit mehreren Jahrzehnden) in Deutschland keine Aufführung erlebt hat. Es ist auch gewiß wenig daran verloren. Wenn der feingeistige Coleridge das Ganze einen „historischen Maskenball" genannt hat, so hat er sicherlich kein besonderes Lob damit aussprechen wollen. Das Stück trägt zu entschieden den Charakter des Gelegenheitlichen und zu sehr den Stempel einer gewissen Unfreiheit in der Bewegung, als daß es mit den besten historischen Stücken Shakespeare's in Vergleich gestellt werden könnte. Es war der Stoff zu einem Drama ersten Ranges unter dem Titel „Wolsey;" wie es da liegt, ist es nicht Fleisch, nicht Fisch; als Drama ist es eine Skizze geblieben, als dramatisirte Geschichte aber entbehrt es des nothwendigen Reichthums an fesselnden Charakteren; der Wolsey selbst ist eins und alles.

Sehen wir aber davon ab, daß es vielleicht rathsam gewesen wäre, unter den historischen Stücken Shakespeare's anderes zu wählen, lassen wir diese Wahl einmal gelten, so können wir nicht umhin, das zu be-

*) Bei Gelegenheit des „Macbeth" in Sadlers Wells (siehe weiter unten) habe ich mich ausführlicher über diesen Punkt verbreitet.

**) In einer Nummer von Blackwoods Magazin fand' ich, bei Besprechung der neuesten historischen Romane, folgende hierher gehörige Worte: „Das äußere Kleid und Wesen dieser Welt ist etwas mehr als bloße Hülle und das geheimnißvolle Innere, das in uns wirkt und schafft, nimmt oftmals seine Farbe und seinen Impuls von der Stoffwelt draußen, die auch ein Geschöpf Gottes ist und gewiß ein minder vulgäres, als wir anzunehmen gewohnt sind."

wundern, was kritiſcher Takt, feines Gefühl für theatraliſche Wirkung und hiſtoriſches Studium daraus gemacht haben. Zunächſt möcht' ich es loben, daß die beiden letzten Akte, nach der Anordnung Keans nichts ſind wie lebende Bilder. Das eigentliche Stück ſchließt mit dem dritten Akt und der Beginn eines neuen iſt ſicherlich nicht das, was man wünſcht. In richtiger Erkenntniß hiervon rollen die beiden letzten Akte überwiegend wie ein Panorama an einem vorbei, man ſieht den Triumphzug der ſchönen Anna, man ſieht die Traumerſcheinungen und den Tod der Königin, man ſieht die Citymänner in ihren Staatsbarken dem Palaſt von Greenwich entgegenſchwimmen und endlich die ſchöne, von vielen hundert Lichtern ſchimmernde Kirche, darin, unter Pracht und Glanz des Hofes, Eliſabeth, das königliche Kind, die Taufe empfängt. Alles ein Bild nur, oder doch wenig mehr.

Es ſpricht ſich hierin der Geſchmack unſrer Zeit, ein Hang zum Ballet- und Opernhaften aus; aber dieſem Hange zu genügen, iſt nicht immer und nicht abſolut verwerflich; es kommt darauf an, ob man einen Bilderbogen oder ein hiſtoriſches Bild gibt.

Die ganze Vorſtellung übte eine ähnliche Wirkung auf mich aus, wie meine erſten Beſuche in der künſtleriſch-mittelmäßigen, aber hiſtoriſch unvergleichlichen Bilder-Gallerie zu Hampton-Court. Ich fühlte mich damals in eine wie durch Zauber wiederbelebte Zeit mitten hineinverſetzt, und die Geſtalten um mich her, Leben gewinnend, berührten mich mit einer unwiderſtehlich poetiſchen Gewalt. Ein Drama ſoll freilich mehr ſein als ein bloßer Gemäldeſaal; aber die Aufführung dramatiſcher *Anhängſel*, in dieſem Falle alſo des vierten und fünften Aktes, leiſtet immerhin das Mögliche, wenn ſie Empfindungen in uns lebendig macht, die ein gutes hiſtoriſches Bild in uns wachzurufen pflegt.

Noch einiges über das Spiel der einzelnen Mitglieder. Das ganze Stück hat nur drei Scenen, wo es dem Schauſpieler möglich wird, ſich der Herzen der Zuſchauer zu bemächtigen. Das iſt die Rede Buckinghams (zu Anfang des zweiten Akts), in der er, auf ſeinem Todesgange, von dem verſammelten Volke Abſchied nimmt: dann der Prozeß der Königin in Blackfriars und ſchließlich der Sturz Wolſey's, am Schluß des dritten Aktes.

Der Buckingham wurde gut geſpielt und die Wirkung auf das Publikum war erſichtlich. Ich, für mein Theil, wäre befriedigter geweſen,

wenn Se. Lordſchaft etwas mehr den Eindruck der Nobleſſe auf mich hätte machen können. Die engliſche Zuhörerſchaft ſchien das nicht zu fühlen, und da dieſelbe eine ſehr gewählte war, ſo bin ich geneigt, zu glauben, daß ich mich im Unrecht befinde und ein äußerſtes Maß von Schlichtheit, Einfachheit und Anſpruchsloſigkeit für weniger vornehm hingenommen habe, als es in der That iſt. Ich habe mich ſchon bei Beſprechung von „König Johann“ über dieſen Punkt geäußert. In der That ſpielt uns die Macht der Gewohnheit ſchlimmere Streiche, als wir glauben. Ich mag nicht Namen nennen, aber es iſt keine Frage, daß man, in Berlin z. B., derartige Rollen gelegentlich mit Tanzmeiſter-Anſtand vollführen ſieht. Wenn man nun auch ein Auge dafür hat und ſolche Ziererei verwirft, ſo gewinnt dieſelbe dennoch, wenn ſie nur ſtereotyp iſt und immer wiederkehrt, Gewalt über uns und raubt uns das unbefangene Urtheil über eine beſſere Leiſtung. Es bedarf einer eminenten Künſtlerſchaft, um uns mit einem Schlage der Macht der Gewohnheit zu entziehen.

Mrß. Charles Kean gab die Königin Katharine. Bei vielem Vortrefflichen kam ihr Spiel doch nicht zu rechter Wirkung. Die Prozeß-Scene hat, zum Theil in Folge der Pracht, mit der ſie aufgeführt wird, zu viel von einer Staatsaction an ſich, um anders, als wie ein intereſſantes und belebtes Bild wirken zu können. Die rührende Klage der Königin (Mrß. Kean) verklang darin halb ungehört. —

Dagegen war das Spiel ihres Mannes (Wolſey) mehrfach vom glänzendſten Erfolge gekrönt, gleich zu Anfang z. B. wo er und der am Wege ſtehende Buckingham Blicke des Zorns und der Verachtung wechſeln. Die Krone des Ganzen iſt die Schlußſcene des dritten Akts. Der bis dahin ſtolze, ungebeugte Greis iſt plötzlich alt geworden; die aufgehende Sonne Anne Bulen's hat ihm das Mark ſeiner Kraft genommen. Sein Geiſt iſt nicht mehr frei und klar und die Ahnung einer Niederlage wirft zum erſten Male ihre Schatten in ſeine Seele. Noch einmal will er durch kluge Rechnung die klugen Augen Annen's zu Schanden machen und er murmelt vor ſich hin:

Anne Bullen! No! I'll no Anne Bullen's for him:
There is more in it than fair visage. — Bullen!
No, we'll no Bullen's .....
The late Queen's gentlewoman! a knight's daughter

To be her mistress' mistress! the queen's queen!
This candle burns not clear, 't is I must snuff it;
Then, out it goes. *)

Der Vortrag dieſer Stelle, langſam, mit vielen Pauſen des Nachdenkens, ſpöttiſch, zornig und bang zugleich, war unvergleichlich ſchön und wurde im weitern Verlauf der Scene nur noch zweimal erreicht, einmal, wo er nach langem Anſichhalten und leiſem, ruhigen Sprechen plötzlich, ſchreiend beinah, in die Worte ausbricht: „proud lord thou liest," und zweitens zum Schluß, wo er mit einem Ausdruck tiefſter Wehmuth und unter mühvoll zurückgehaltenen Thränen die hiſtoriſch berühmten Worte ſpricht:

O Cromwell, Cromwell, hätt' ich Gott gedient
Mit halb dem Eifer nur, wie meinem König,
Er gäbe nicht, in meinem Alter noch,
Mich nackend meinen zorn'gen Feinden preis.

Und nun noch ein Wort über die ſchöne Anne: Miß Heath. Ihre Rolle iſt nichts weiter als ein kurzer Dialog mit einer befreundeten, älteren Hofdame — im Uebrigen wirkt ſie nur als Bild. Aber wer ſo ſchön iſt, braucht nicht viel zu ſprechen. Es ſah prächtig aus, wie ſie ſtrahlenden Geſichts zur Krönung ſchritt. — Geſtern Abend las ich, daß die wirkliche Anne Bulen auf dem Schaffott nicht zu bewegen war, ſich die Augen verbinden zu laſſen. Sie legte ihr Haupt auf den Block, ſeitwärts und ſah den Henker mit ihren großen Augen an. Er konnt's nicht thun und Minuten vergingen; endlich half ihm eine Liſt. Ich mag nicht erzählen welche, es iſt häßlich; aber wenn Anne Bulen nur halb ſo ſchön war, wie Miß Heath, und ihre Locken nur halb ſo blond, ſo begreif' ich die Henker-Verlegenheiten.

Sommernachtstraum. Akt für Akt durchnehmend, will ich

*) Anna Bulen! — Nein! keine Anna Bulens will ich für ihn! —
Ein ſchön Geſicht reicht hier nicht hin. — Wie! Bulen!
Wir wollen keine Bulen! — — — — —
Der Königin Fräulein! Eines Ritters Tochter!
Der Herrin Herrin! Ihrer Königin Königin!
Dies Licht brennt trüb; an mir iſt, es zu ſchnuzen;
So, dann geht's aus.

hervorzuheben versuchen, wodurch sich diese Aufführung von der bei uns üblichen unterscheidet. Daß wir der Mendelssohn'schen Musik hier so gut wie bei uns begegnen, versteht sich von selbst. Solche Dinge läßt sich Kean nicht entgehen. Die Wiedereinführung der alten, originalen Shakespeare-Bühne indeß, worauf wir bei Aufführung dieses Stückes vielleicht stolzer sind, als nöthig wäre, fehlt hier. Die allermodernsten Decorations- und Maschinenkünste haben helfen müssen, und haben, glaube ich, ihre Aufgabe besser als der grüne Kasten mit seiner Treppe rechts und links erfüllt. In Bezug auf die Dichtung selbst, ich möchte fast sagen, auf „den Text," ist wenig geändert, aber desto mehr gekürzt.

Die scenische Eintheilung des Stücks hat Kean im Wesentlichen beibehalten. Nur Kleinigkeiten weichen ab: die erste Scene des dritten Akts ist zur letzten Scene des zweiten Akts gemacht, und im vierten Akt erwacht Bottom und spricht seinen Monolog unmittelbar nach der Versöhnung und dem Verschwinden Oberons und Titanias, während im Original die ganze Jagdscene (Theseus, Hippolyta u. s. w. im Walde) dazwischen liegt. Der zweite Akt beginnt bei Shakespeare mit einem Dialog zwischen Puck und einer Else. Kean läßt zwei Elfen sprechen und erst nach einigen Minuten den Puck auf einem Pilz aus der Erde wachsen. Andere hervorzuhebende Punkte und Abweichungen von der bei uns üblichen Darstellungsweise wären etwa die folgenden:

Erster Akt, erste Scene. Ein prächtiges Panorama von Athen zur Zeit seiner Blüthe. In Bezug auf die Liebespaare, die auseinander zu halten meinem Vorstellungsvermögen immer herzlich sauer wird, ist ein glückliches Arrangement getroffen: der chamoisfarbene Lysander gehört zur himmelblauen Hermia und der himmelblaue Demetrius zur chamoisfarbenen Helena. Zweite Scene: Werkstatt des Quinz. Geräthschaften und Handwerkszeug nach Ausgrabungen in Herculanum. *)

Zweiter Akt. Das Erscheinen des Puck auf einem Erdpilz (siehe oben). Puck selbst wird hier von einem Kinde, einem blonden schelmischen Mädchen von etwa zehn Jahren, gespielt. Das hat sehr viel für sich und stimmt mit den landesüblichen Vorstellungen von „Robin Goodfellow" zusammen. Das Kostüm ist gut gewählt: dunkel rothbraunes

*) Ich citire dies nur, um die etwas zum Humbug gehörige Richtung zu kennzeichnen, die Kean als Mischling vom Professor und Theater-Direktor einschlägt.

Kleid, mit blutrothem Moos und Flechten garnirt; einen eben ſolchen Kranz im blonden, etwas wirr herabhängenden Haar. Dazu dünne nackte Arme und ſo lang, als gehöre das Mädchen zum Clan der Campbels, deren Arme bis zum Kniegelenk reichen. Im Princip bin ich mit dieſer Art, den Puck darzuſtellen, durchaus einverſtanden; aber die Ausführung wird immer auf große Schwierigkeiten ſtoßen. Dieſe zehnjährige Miß Ellen Terry war eigentlich unausſtehlich, ein frühreifes, echt engliſch verzogenes unkindliches Kind. Dennoch war der Eindruck der bloßen Erſcheinung ſo bedeutend, daß ich mir einen erwachſenen Puck, mit vollem Nacken und runden Armen, gar nicht mehr denken kann. Noch will ich die Art und Weiſe bemerken, wie Puck an zwei Stellen (wo er eilen ſoll und zu eilen verſpricht) verſchwand. Das erſte Mal ſchien er auf einem Brett zu ſtehen, das ihn mit einem einzigen Ruck hinter die Couliſſen ſchnellte; das zweite Mal flog er faktiſch wie ein Pfeil durch die Luft. Beides war von Wirkung. — Zweite Scene. Nach der prachtvollen Begegnung Oberons und Titanias und dem Ausbruch der letzteren ſtellt ſich Oberon an den Rand des Waldes und beginnt mit ſeinem goldenen Speer, wie mit einem Zauberſtabe, Figuren in die Luft zu zeichnen. Alsbald beginnt der Wald zu tanzen, Baumgruppen nähern ſich einander, ſcheinen ſich zu begrüßen und ziehen an einander vorüber; was rechts war, wird links und umgekehrt, und dann und wann bricht Mondlicht durch die lichten Stellen des Waldes. Endlich ſchweigen die Klänge und die Tänzer ſtehen ſtill. Ein Waldrain, eingefaßt von Bäumen, durch die der Zuſchauer hindurchſieht, liegt vor unſeren Blicken, und auf der mondhellen, beinahe ſilberweißen Wieſenfläche ſpielt und tanzt Titania mit dreien ihrer Elfen. Das Licht (wahrſcheinlich elektriſch) iſt ſo hell, daß die Tänzerinnen Schatten werfen und nun mit ihren Schattenbildern die neckiſchſten Spiele aufführen. Endlich iſt Titania ermattet und ſie ſtreckt ſich auf ihr Blumenbett. Der Waldrain wird jetzt dunkel und das Silberlicht fällt nur auf das Lager der Feenkönigin und dieſe ſelbſt. Der Elfengeſang beginnt, während das Geſicht der Schläferin noch leis gerötet iſt vom Tanz und die Bruſt athmet und wogt. Endlich iſt Alles regungslos und ſtill; immer blaſſer werdend, ſchläft Titania ein und liegt nun da wie ein Silberbild auf ihrem eigenen Grabe. Das Ganze gehört zu dem Lieblichſten, das ich je geſehen. Wenn das Poeſie iſt, was poetiſch auf uns wirkt, ſo war es Poeſie.

Der dritte Akt hat eine Scene, die mit der eben beſchriebenen allenfalls rivaliſiren möchte; aber ſie bleibt dahinter zurück. Dies iſt der Tanz des Elfengefolges des Oberon, während die beiden atheniſchen Liebespaare im Schlummer liegen. Dieſe Scene verſucht durch Goldglanz zu wirken, wie jene erſte durch Silberſchimmer. Aber Mond und Silber behalten den Preis. Das Arrangement iſt nichtsdeſtoweniger eigenthümlich. Eine rieſige Flechte faſt wie eine Agave mit fleiſchigen bis zum Boden herabhängenden Blättern ſteht in der Mitte der Waldwieſe. Plötzlich wächst dieſelbe zu einem Baum an, ein hoher Schaft ſteht inmitten der Bühne, und aus der Krone des Baumes fallen endles weiße und rothe Roſenketten herab. Jede der Elfen ergreift eine derſelben, und nun beginnt ein phantaſtiſcher Tanz um den Baum. — Der dritte Akt enthält bekanntlich auch die Scene, wo Lyſander und Demetrius ſich ſuchen, ſich Feigheit vorwerfen und ſich nicht finden können. Man hat dieſe Scene gern als einen Beweis citirt, daß ohne Wiederherſtellung der alten Shakeſpeare'ſchen Bühneneinrichtung die Shakeſpeare'ſchen Stücke nicht ordentlich, nicht mit dem nöthigen Grade von Wahrſcheinlichkeit gegeben werden könnten. Gerade dieſe Scene indeß ſcheint mir nichts weniger als einen Beweis dafür zu enthalten. Shakeſpeare läßt den Oberon zum Puck ſagen, „daß er Nebel, ſchwarz wie Acheron, auf den Wald herniederſenken möge," und Puck gehorcht dieſem Gebot. Wir ſehen hier (im Prinzeß-Theater) Schleier auf Schleier, Wolke auf Wolke fallen, und jeder Zuſchauer wird es nicht mehr als in der Ordnung finden, daß ſich die beiden ſchimpfenden Nebenbuhler in dieſem Nebel nicht finden können. Das Verſteckſpiel hinter dem grünen Kaſten iſt gar nicht nöthig.

Ueber den fünften Akt noch wenige Worte. Die Rüpelkomödie vor dem fürſtlichen Paar weiſt hier in der Art, wie ſie dargeſtellt wird, eine Menge kleiner Züge auf, die wohl angethan ſind, die komiſche Wirkung zu unterſtützen. Ich beſchreibe aber lieber die letzte Scene, den Feenumzug durch das hochzeitliche Haus. Es iſt ein Pallaſthof gedacht, deſſen vierte Seite, nach den Zuſchauern hin, offen iſt und dieſen geſtattet, den Hof und die Marmorgebäude, die ihn bilden, zu überblicken. Von oben leuchtet der dunkelblaue ſüdliche Nachthimmel hinein; Elfen ſchweben in der Luft. Die langen Seitenflügel, die in ihrer obern Hälfte aus einem mächtigen Säulengange beſtehen, flachen ſich nach dem Hof

hin in zwei Marmortreppen ab, die ſelbſt wieder von treppenartigen Bauten, zumal im Vordergrunde der Bühne, vielfach unterbrochen ſind. Auf dieſen Treppen nun, mit leuchtenden Blumen in der Hand, gleiten die Feen unhörbar auf und ab. Das Ohr vernimmt nichts, nur das Auge folgt einem endloſen Strom von Licht. Dazu die Klänge der Muſik. Das Ganze iſt wie Zauber und zieht die nüchternſte Seele mit in ſeinen Bann.

Das Wintermärchen. Dies Stück, wie es im Princeß-Theater gegeben wird, befriedigt nicht. Es iſt nicht leicht, ſich über das „warum" klar zu werden. Ich glaube, es liegt allerdings an der Aufführung, aber es liegt auch am Stück. Dinge, die bei der Lectüre nicht ſtören, können bei der Darſtellung unüberwindliche Schwierigkeiten bieten. Das Wickelkind, das der eiferſüchtige, irregeleitete Leontes als die muthmaßlich illegitime Frucht Hermionens und des Polixenes anſehen läßt, tritt zu ſehr in die Erſcheinung, um anders als komiſch zu wirken. Dieſe Rieſenpuppe, die wir bald auf dem Arm der Wärterin, dann zu den Füßen des Leontes mitten auf der Bühne, endlich unter Donner und Blitz in den Händen des alten Antigonus ſehen, ſtimmt durchaus zur Heiterkeit und wir lachen nur um ſo mehr, je pathetiſcher der zürnende Leontes ſich geberdet. Dabei iſt es nicht mal ein herzliches Lachen; das Gefühl der Störung, der Einbuße an künſtleriſchem Genuß, wird man nicht los und man iſt verſtimmt, während man lacht. Ueber den Bären am Schluß des dritten Akts, der ſich mit furchtbarer Natürlichkeit über die Bühne wälzt, verlohnt es ſich nicht zu ſprechen; es iſt weder grauſig noch komiſch und ſteigert nur das Unbehagen, das die erſten drei Akte ſo mannigfach angeregt haben.

So weit erſtrecken ſich meine Bedenken gegen jede Aufführung des Wintermärchens und in der That möcht' ich kaum rathen, auf unſeren deutſchen Bühnen einen Verſuch damit zu machen. Es verſteht ſich andererſeits von ſelbſt, daß die Kean'ſche Aufführung des Stücks, in ihrer düſtelnden, des Guten leicht zu viel thuenden Weiſe noch beſondere Bedenken neben den allgemeinen hervorgerufen hat. Die beiden letzten Akte ſind unbeſtreitbar vortrefflich arrangirt; man kann nichts Lieblicheres, Sinnigeres ſehn als das Schäferſpiel im vierten Akt und nichts Zauberhafteres, als (in der Schlußſcene) das Herabſteigen der marmorweißen, allgemach vom Reiz des Lebens wieder angeflogenen

Hermione von ihrem Piedestal; aber so reich an Schönheit diese letzten Akte sind, so haben sie doch nicht rückwirkende Kraft genug, um uns vergessen zu lassen, was wir während der größeren Hälfte des Stücks gelitten haben. Man sieht im Verlauf der ersten drei Akte überall die Schweißtropfen des Kean'schen Studiums, und diese Schwere und Absichtlichkeit, ja ich muß hinzusetzen: diese Prätension, die Allem anhaftet, peinigt den Zuschauer geradezu und erzeugt in ihm ein Kribbeln der Ungeduld. Gleich der erste Eindruck ist ein entschieden ungünstiger. Der Vorhang geht auf, und wir sehen eine Halle, zum Festmahl hergerichtet. Während Polirenes spricht und ein Dialog sich entspinnt, dem wir lauschen wollen, wird im Vordergrunde der Bühne in goldenen Schalen Wein gemischt. Dagegen ließe sich nichts sagen; aber diese Weinmischung geschieht in einer Weise, wie sie gewiß nie und nimmer auf irgend welcher Bühne stattgefunden hat. Knaben kommen mit Terracotta-Vasen auf ihren Schultern und, mit ausgestreckten Armen die Krüge hoch in die Luft haltend, gießen sie den Wein in zwei Ellen langen, rothblinkenden Strahlen in die Mischgefäße. Diese Weinmischung dauert mindestens fünf Minuten, und man ist während der ganzen Zeit geradezu gezwungen, auf die Weinstrahlen zu achten, statt auf den Gang des Gesprächs. Von solchen Ungeschicklichkeiten wimmelt die Aufführung. Der kleine Mamilius ist eine peinliche Erscheinung und ruinirt durch seine Ziererei eine ganze Scene. England ist überhaupt das Land der gezierten Kinder, und das Großgezogenwerden hinter der Coulisse ist am wenigsten geeignet, aller Affectation ein Ende zu machen. „Spiele Kind!" ruft der eifersüchtige, vor Bewegung zitternde Leontes seinem Knaben zu und Mamilius läßt sich das nicht zweimal sagen. Neben dem Thron seines Vaters, mit dem linken Arm auf die Lehne gestützt, steht er da und zieht mit der Rechten ein Wägelchen (eine Duodezausgabe von einem Siegeswagen) auf und ab, Dutzende von Malen, wie die kleinen Eichkätzchen, die man abgerichtet hat, sich ihren Futtervorrath selbst heranzuziehen. Das sind Kleinigkeiten, aber wenn sie nicht abreißen, reichen sie völlig aus, einem die Freude an der ganzen Darstellung zu verderben. Ob diese Freude, unter Fortfall solcher Störungen, wie ich sie geschildert habe, eine wesentlich größere gewesen sein würde, muß ich dahin gestellt sein lassen. Ich bezweifle es aber. Nirgends wollt' es mir glücken, in eine herzliche Beziehung zur Dichtung selber zu kommen; so viele Schönheiten im Detail

ſich bieten, das Ganze blieb mir fremd. Erſt mit dem Auftreten Perditas und Florizels begann meine Theilnahme, aber das iſt wie eine Liebe in der Scheideſtunde. Die drei erſten Akte haben nur eine Oaſe, das iſt die große Gerichtsſcene, wo der Ausſpruch des delphiſchen Orakels die Unſchuld Hermionens verkündet. Dieſe Scene war voll dramatiſcher Gewalt.

Geſpielt wurde von keiner Seite beſonders. Perdita und Florizel wirkten überwiegend durch die Situation und den Reiz ihrer Erſcheinung. — Vortrefflich war nur Autolykus. In komiſchen Partieen excelliren nun mal die Engländer.

Mein Nachbar im Theater faßte ſein Urtheil in die Worte zuſammen: „it is to heavy“ (es iſt zu ſchwer). Da hat er den Nagel auf den Kopf getroffen. Alles an dieſer Aufführung iſt überladen und vielleicht hat kein anderes Stück berechtigteren Anſpruch auf „Leicht Gepäck,“ als eben dieſes. Die Dichtung bricht zuſammen unter der Laſt des ihr aufgebürdeten Apparates.

Richard II. Dies iſt das neueſte der „Wiederbelebungen,“ Innerhalb weniger Tage indeß wird der „Sturm“ folgen; er iſt bereits angekündigt. *)

Wie immer iſt der Dialog (in Richard II.) gekürzt und beſchnitten. Von ſonſtigen Aenderungen ſind die folgenden hervorzuheben.

Erſter Akt. Die vierte Scene fällt weg. Sie iſt nicht unwichtig, in ſo weit ſie bereits des beabſichtigten Zuges nach Irland Erwähnung thut und ganz beſonders ein klares Licht wirft auf das ſonſt etwas räthſelhafte Verhältniß zwiſchen König Richard und Bolingbroke.

Zweiter Akt. In der erſten Scene fehlt die Königin am Sterbebette Johann von Gaunts. — Die vierte Scene fällt fort.

Dritter Akt. Die erſte Scene (die Verurtheilung der Günſtlinge) fällt fort. — Die vierte Scene (die Königin in Langley-Gardens) bildet die erſte Scene des vierten Akts.

---

*) Vielfache Aufführungen des „Sturm“ haben ſeitdem ſtattgefunden; ich habe keiner beigewohnt. Was ich darüber vernommen, klingt den Bedenken ſehr ähnlich, die ich gegen die Darſtellung des „Wintermärchens“ geäußert habe. Ich glaube indeß, daß der „Sturm“ einen ungleich ſchwereren Apparat tragen kann, ohne zuſammenzubrechen. Ich verweiſe auf die Beſprechung dieſes Stücks im Sadlers-Wells-Theater.

Zwiſchen dem dritten und vierten Akt ein von Kean arrangirtes Zwiſchenſpiel; der Einzug des vergötterten Bolingbroke in London; hinter ihm her der zuerſt mit Schweigen, dann mit Murren und Flüchen vom Volk empfangene König Richard. — Kean hat dazu die Schilderung benutzt, die der Herzog von York (in der zweiten Scene des fünften Akts), ſeiner Frau gegenüber, von dieſem Einzug entwirft. Ob ſolche Kean'ſchen Zwiſchenſpiele gut zu heißen ſind, laß ich dahin geſtellt; ich glaube übrigens nicht, daß ſich viel dagegen ſagen läßt. Jedenfalls iſt die Darſtellung (ob berechtigt oder nicht) ein Meiſterſtück. Ich ſage nicht zu viel, wenn ich das Ganze ein auf die Bühne geſtelltes Stück Straße nenne, mit einem wirklichen Londoner Leben und Treiben darin. Ich ſtehe ungern davon ab, eine Beſchreibung zu geben; nur Kean iſt der Beobachtung und der Wiedergabe ſolcher Details fähig.

Vierter Akt. In der großen Abdankungs-Scene fällt das Auftreten des Biſchofs von Carliſle und ſeine berühmte Rede zu Gunſten Richard's fort. Natürlich fehlt auch im fünften Akt die entſprechende Begnadigung des Biſchofs.

Fünfter Akt. Der intendirte Verrath des Herzogs von Aumerle (Sohn des Herzogs von York) und alle Scenen, die damit zuſammenhängen, fallen fort.

Wenn ich dieſem Richard den Zweiten unter den fünf Shakeſpeare-Aufführungen, denen ich im Prinzeß-Theater beigewohnt habe, einen beſtimmten Rang anweiſen ſoll, ſo ſteht er obenan oder doch unmittelbar neben König Johann. Was der Aufführung dieſer beiden Stücke einen ſo großen Reiz gibt, das iſt das ſchöne Verhältniß zwiſchen Dichtung und Apparat. Die Menge des Aeußerlichen iſt enorm und jedenfalls nicht geringer, als bei den drei andern Stücken. Aber während in Heinrich VIII. Pracht und Poeſie ſich unter einander ablöſen; während das Wintermärchen (wie hervorgehoben) zuſammenbricht unter der unverhältnißmäßigen Wucht des äußerlichen Apparats; und während der Sommernachtstraum zu einer Art Ballet wird, das ſich nur hinterher gegen die mal vorhandene, überall eindringende Macht der Dichtung ſelbſt nicht wehren kann, begegnen wir in König Johann und Richard II. einer ununterbrochenen, immer den Mittelpunkt des Intereſſes bildenden lyriſchen Kraft, die groß genug iſt, den auferlegten Reichthum zu tragen. Die Aufführung ſelbſt gab mir Gelegenheit, die Probe auf die Richtig-

keit dieſer meiner Anſicht zu machen. Während der erſten Akte, wo die lyriſche Kraft geringer und die auferlegte Laſt von Pomp und Glanz, wie z. B. beim Tournier, größer iſt als im Verlauf der Dichtung, fürchtete ich mit jedem Augenblick ein ähnliches Reſultat wie im Wintermärchen hereinbrechen zu ſehen; das richtige Verhältniß zwiſchen Aeußerlichem und Innerlichem war nicht da und die Dichtung drohte zu ſinken. Aber das ſchönſte Gleichgewicht ſtellte ſich alsbald her. Als Richard, unmittelbar vor ſeiner Unterwerfung unter die Macht des ſiegreichen Bolinbroke, die berühmten Worte von der Gottgeſchütztheit königlicher Gewalt ſprach, war (trotz aller Mängel der Kean'ſchen Declamation) ſicherlich Niemand unter den Zuhörern, dem das Küſtenſchloß Flint-Caſtle zu maleriſch, das brandende Meer zu blau und die niederraſſelnde Zugbrücke zu natürlich geweſen wäre. Darum handelt es ſich, dies Gleichmaß zu wahren und dem Inhalt nicht mehr aufzuladen, als er ſich zu nutze machen kann. Was er dann trägt, iſt zugleich ſeine Zierde.

Es iſt mir ziemlich unzweifelhaft, daß ſich die Aufführung Richard's II. noch wirkſamer erwieſen und ſelbſt die von König Johann überflügelt hätte, wenn nicht die Perſönlichkeit Charles Kean's eben ſo ſehr für die letztere Rolle befähigt, als wie unfähig zur Darſtellung Richard's II. wäre. In ſeiner direktorlichen Machtvollkommenheit geht er mitunter zu weit, findet es ſelbſtverſtändlich, daß ihm und ſeiner Frau alle Hauptrollen zufallen und ſcheint ſich durchaus nicht die Frage vorzulegen, ob er zu dieſer Rolle auch paßt oder nicht. Es iſt eben die Hauptrolle, das genügt.

Der hiſtoriſche Richard II. hat viel Analoges mit dem drei hundert Jahre ſpäter lebenden Karl II. Jener war blond und dieſer ſchwarz, das iſt vielleicht der größte Unterſchied. Sie waren beide ſinnlich, von Günſtlingen und ſchönen Weibern umgeben, nicht fromm, aber der Kirche zugethan; leichtfertig, dem rauhen Kriegsleben abhold; aber kunſtſinnig, poetiſch, geiſtreich und bei manchem Verſteckten dennoch voll Freimuth und königlicher Würde. Die Shakeſpeare'ſche Zeichnung Richard's II. ſtimmt hiermit überein. In Dresden gab Emil Devrient vor Zeiten die Titelrolle. Ich wüßte keine Partie, die mehr dazu geeignet geweſen wäre, von ihm geſpielt zu werden, als eben dieſe. Jugend, Schönheit, Schwung (oder doch die Fähigkeit, dieſe Dreiheit im beſten Sinne zu erkünſteln)

Wohlklang der Stimme, und Augen, aus denen der Glaube an ſich ſelber leuchtet, gehören zu einem Darſteller Richards II.

Von Alledem hat Kean abſolut nichts, ſo daß ſein Richard in der Schauſpielkunſt ohngefähr dieſelbe Poſition einnimmt, wie der Goethe'ſche Egmont in der Dichtkunſt — beide kümmern ſich nicht um die Geſchichte. Der Unterſchied iſt nur der: Goethe gab was er *wollte*, Kean gibt was er *kann*. Ich bezweifle nicht, daß er ihn gern anders gäbe, aber er kann nicht. Man mißverſtehe mich übrigens nicht. Wenn ich auch zu denen gehöre, die das Recht der Hiſtorie ſo viel wie möglich gewahrt ſehen wollen, ſo bin ich doch nicht peinlich und kleinlich darin. Kean mit ſeinem Stubbsnäschen hat von dem hiſtoriſchen Kardinal Wolſey, der ſtattlich war und eine Habichtsnaſe hatte, gerade ſo viel und ſo wenig an ſich wie von Richard II.; aber dieſe körperlichen Unzulänglichkeiten ſind in der Wolſey-Darſtellung von gar keinem Belang. Wer von dem hiſtoriſchen Wolſey nichts weiß (und warum ſollte man viel von ihm wiſſen), der wird den Kean'ſchen Wolſey und den Wolſey der Dichtung nicht in Widerſpruch mit einander erblicken; *die Worte und die Charakterzeichnung widerlegen nicht die Erſcheinung.* Das aber iſt der Fall in Richard II. Wenn der Kean'ſche Richard (Akt V. Scene 1) im Towerhof von ſeiner Königin Abſchied nimmt und Worte jugendlicher Zärtlichkeit zwiſchen den Gatten gewechſelt, Kuß und Thränen getauſcht werden, ſo hat man nur das Gefühl: „wie glücklich wird dieſe Wittwe in ihrer Einſamkeit leben," und wenn er vorher, am Todtenbette Johann von Gaunts, das Vermögen und Silbergeſchirr ſeines Onkels einzuziehen befiehlt, ſo iſt das nicht die Ordre eines Lebemannes, der kein Geld hat, ſondern eines Geizhalſes, der *mehr* haben will. In der Abdankungs-Scene vor den Lords in Weſtminſter-Hall präſentirt er ſich nicht wie ein entthronter Fürſt, ſondern etwa wie der berüchtigte Titus Oates, oder wie ein kleiner, fanatiſcher Pfaff aus der ſpaniſchen Schule, der königsmörderiſche Plakate vertheilt hat und dabei ertappt worden iſt.

Der Shakeſpeare'ſche König Richard iſt vor allem ein *König* und gleich hinterher ein *Poet*. Der wahre Darſteller dieſer Rolle wird *beides* zur Anſchauung bringen; aber auf das eine oder das andere wenigſtens muß ich beſtehen. Der Kean'ſche König Richard iſt keins von beiden. Er iſt ein König ohne den Königsſtempel, ja er glaubt nicht

einmal an ſich aus der Fülle eines poetiſchen Herzens heraus, ſondern er hat ſich dieſen Glauben nur zurecht gemacht. Dieſem zurecht gemachten Glauben fehlt es nicht an Intenſität, ja er hat etwas von Fanatiſchem, aber der Eindruck wird dadurch zum Theil nur verſtärkt, daß wir es mit einem Verſtandesmenſchen, einem Doktrinair zu thun haben, mit einem Pfaffenkönig, dem man ſeine königliche Gewalt bewieſen und durch Sprüche belegt hat. Sein Königthum iſt eine bloße fixe Idee. Im fünften Akt (im Gefängniß zu Pomfret, unmittelbar vor der Ermordung *) erlaubt dies die Dichtung und an dieſer einzigen Stelle traf das Kean'ſche Spiel das Richtige. Hier haben wir in der That einen König Richard, der, unter dem Einfluß tiefen Gemüthsleidens, die poetiſchen Reflexionen zu Grübeleien ausgebildet hat, die an Wahnſinn ſtreifen. Und hier war dies Grübelſpiel am Platz.

Ich brauche wohl kaum hinzuzuſetzen, daß ein ſolcher Richard wie der Kean'ſche, trotz ſeiner falſchen Anlage von Grund aus, durchaus nicht unwirkſam iſt. Es iſt eine Darſtellung ganz aus einem Guß: ein kleiner, heiſerer, tyranniſcher und jähzorniger Mann, ein fanatiſcher Anhänger ſeiner ſelbſt. Das iſt ein Charakter, der ſeines Erfolges gewiß iſt, und alles, was ſich dagegen ſagen läßt, iſt eben das, daß es weder der Richard der Geſchichte noch der Dichtung iſt. Er iſt ein entthronter Ludwig XI. oder König Johann.

Mr. Ryder als Bolingbroke war wieder ganz vortrefflich. Ich fand diesmal weniger jene leiſen Anflüge von Gewöhnlichem an ihm, über die ich bei anderer Gelegenheit geſprochen habe.

Von ganz beſonderem Zauber war die dritte Scene im zweiten Akt (Wildniß in Gloucesterſhire), wo ſich der junge Percy, noch halb ein Knabe, zum Heere Bolingbroke's geſellt. Er ſpricht nur wenige Worte, naiv, beſcheiden und keck zugleich; ganz die Worte eines Knaben, aber eines

*) Dieſe Kampf- und Mordſcene war wieder ein Meiſterſtück. Die Kreaturen Exetens trugen Helm und Harniſch; und die Axt, die Kean dem einen entriß, war muthmaßlich von Holz. Daraus ergab ſich eine Art Möglichkeit, auf dem halbdunkeln durch dicke Pfeiler vielfach unterbrochenen Bühnenraum eine wirkliche Kampfſcene aufzuführen und vier der unglücklichen Statiſten faktiſch niederzuſchlagen. Die Täuſchung iſt vollkommen und man glaubt den Ernſt eines wirklichen Kampfes vor ſich zu haben. Von Lächerlichkeit iſt keine Rede mehr; und das iſt ſehr viel.

Knaben, der eben Heinrich Percy ist. Wir haben hier den Helden noch in der Schale, der zehn Jahre später der Neid jedes Vaters in England und vor allem des Königs selber war. Ein bildhübsches Mädchen (Miß Buston) gab die Partie; ich weiß nun für alle Zeit, wie der junge Percy ausgesehen hat.

Viertes Kapitel.

Das Sadlers-Wells Theater.

Hier haben wir die eigentliche Shakespeare-Bühne, den Platz, wo wir ihm am öftesten begegnen. Das Theater selbst ist seinen Baulichkeiten wie seiner ganzen Lage nach höchstens zweiten Ranges, und auch die Mitglieder der Bühne, mit Ausnahme von Mr. Phelps, Miß Atkinson und den Komikern, stehen auf keiner höheren Stufe. Dennoch paßt und klappt hier Alles; man merkt die geschickte Hand, die das Ganze leitet und durch kluge Benutzung untergeordneter Kräfte zu verdecken weiß, daß sie untergeordnet sind. Die Rollen von Bedeutung sind immer in besten, wenigstens in ausreichenden Händen, und die Nebenparthieen werden in einer schlichten, anspruchslosen Weise gegeben, die oft kaum irgendwelche „Kunst“ verräth, aber in ihrer Kunstlosigkeit wohlthuender wirkt, als eine prätentiöse, am rechten Ziel noch weiter vorbeischießende Geläufigkeit.

Im Großen und Ganzen ist „Sadlers Wells“ (wie man der Kürze wegen gewöhnlich zu sagen pflegt) eine Volksbühne, etwa wie das Surrey-Theater, und das keineswegs elegante Publikum von Islington, das am Ende eben so gern ein französisches Melodrama wie den Hamlet sehen würde, muß den Unternehmer auf seine Kosten bringen. In den Logen des ersten Ranges indeß sieht man auch Köpfe und Toiletten, die Islington nicht ihre Heimath nennen, und diese sind es, die den Ruf des Theaters über ganz England verbreitet oder aber, herbeigelockt von diesem Ruf, eine zweifelhafte Gesellschaft nicht gescheut haben, um einen unzweifelhaften Genuß an derselben Stelle zu haben.

Mr. Phelps gilt jetzt als der beste Shakespearespieler. Er ist dem Charles Kean eben so gewiß an Talent überlegen, wie dieser ihm an Studium und Wissenschaftlichkeit. Bedeutender als Beide scheint mir Miß Atkinson zu sein, die Momente großer Künstlerschaft hat! — Ich sah zuerst Hamlet.

Hamlet. Die Unterschiede, die ich Gelegenheit nehmen werde, hervorzuheben, sind fast ausnahmlos allerfeinster Natur, und nur darin ergab sich eine auch äußerlich in die Augen springende Abweichung, daß man die verletzte Scene des dritten Akts (der am Betpult knieende König und das im Flüsterton gehaltene Selbstgespräch Hamlet's: „Now might I do it, put, now he is praying etc.") fortgelassen hatte. Dies ist ein großer Mangel, weil dadurch, ganz abgesehen von dem dramatisch Erschütternden der Scene, dem Charakterbilde Hamlets ein wesentlicher Zug genommen wird. Nichtsdestoweniger ist diese Fortlassung oder, wenn man will, diese Veruntreuung jener Art von Bearbeitung vorzuziehen, die immer nur das Fesselnde der einzelnen Scenen in's Auge faßt, den Sinn für das Ganze verliert und statt eines organisch zusammenhängenden, sich in seinen Theilen gegenseitig bedingenden Kunstwerks eine Mosaik von bunten Steinen gibt. Es ist (oder war) in Berlin z. B. Sitte, die Sendung des Prinzen nach England, seine wunderbare Rettung und seine Rückkehr in einer Weise zu behandeln, die den Zuschauer völlig verwirren muß. Eine Aufführung soll nicht nur das Interessante, sondern vor allem das Nöthige geben.

Ich gehe nun zur Besprechung der einzelnen Rollen über und werde dabei hauptsächlich auf alles das Gewicht legen, was mir abweichend von der bei uns üblichen Auffassung erschienen ist. Der „König" war unbedeutend, aber er verdarb nichts. Den Horatio spielte ein junger Mann, steif und ungelenk, aber er verhalf nichtsdestoweniger der Rolle zu einer Art Triumph. Er besaß nämlich eine so schöne, klangvolle Baßstimme, wie ich mich nicht entsinnen kann, sie vorher irgendwo gehört zu haben. Ueber der Bühne lag Nacht; im ganzen Hause kein Laut; jeder erwartete von Moment zu Moment die stahlblanke Gestalt des alten Königs vorüberschreiten zu sehen und durch diese, von Geisternähe durchschauerte Nacht klang wie eine Glocke tief, klar und moneten die erzählende Stimme Horatio's. Es war ganz wunderbar schön. Mir wurde heiß und kalt. — Was läßt sich an dem Sadlers-Wells'schen Horatio lernen? daß eine

gute Direction die jedesmalige Situation begreifen und erfinderisch in der Wahl, wie klug in der Verwendung ihrer Mittel sein muß. Gegen diese einfache Wahrheit wird beständig verstoßen. Die Directionen haben oft mehr Kräfte, als sie wissen und glauben, sie stecken nur tief im Schlendrian, und sollten das Motto der hiesigen Administrativ-Reformer auch zu dem ihrigen machen: den rechten Mann an den rechten Platz.

Nun aber zurück zu den Personen unseres Stücks. Polonius und Ophelia sind wir gewöhnt besser zu sehen, namentlich höher gegriffen in der ganzen Auffassung. Im Polonius mischen sich bekanntlich Weisheit und Narrheit in wunderbarer Weise. Der Unterschied zwischen der englischen und deutschen Auffassung dieses Charakters liegt nun einfach darin, daß wir den weisen Polonius prävaliren lassen, während die Engländer den närrischen in den Vordergrund stellen. Seit Hoppé ist der feinere Polonius ein- für allemal bei uns eingebürgert. Dieser verschiedenen Auffassung entsprechend war auch die Haltung des Publikums. Wir pflegen auf dem Kontinent mit ganz besonderer Aufmerksamkeit den Lebensregeln zu folgen, die Polonius dem Laërtes mit auf die Reise gibt; diese Weisheitsworte verhallten hier ohne allen Anklang. Dagegen war das Zwiegespräch zwischen Vater und Tochter, in dem er ihr befiehlt, vor Hamlet und seinen Anträgen auf der Hut zu sein, — von einem beständigen herzlichen Lachen des Publikums begleitet. Ich war überrascht und prüfte beim Nachhausekommen die betreffende Stelle auf ihren komischen Gehalt. Zwei oder drei Wendungen abgerechnet, ist nichts Komisches darin zu finden; die ganze Scene erträgt die Komik recht gut, aber hat sie nicht in sich und erfordert sie auch nicht. Die Ophelia wurde von einer ziemlich hübschen, etwas robusten Dame gespielt. Das letztere soll kein Vorwurf sein; es ist kein Zweifel, daß die Nordlandtöchter zu Zeiten des Königs Claudius noch höher und breiter waren als Miß Margaret Eburne. Fräulein Bauer in Dresden (unvergeßlichen Andenkens) war auch stattlicher noch und war doch eine Ophelia:

> Schwermuth und Trauer, Leid, die Hölle selbst,
> Macht' sie zur Anmuth und zur Lieblichkeit.

Man darf mit gutem Gewissen sagen, daß Miß Eburne über ihre Rolle im Unklaren war. Sie gab sie höchst anständig, — conventionelles englisches Ladythum. Was alles, namentlich über die feinsinnliche Seite

dieses lieblichen Frauencharakters, gesagt ist, schien ihr ein Buch mit sieben Siegeln geblieben zu sein. Auch ihre Sprache war „aus der guten Gesellschaft," aber auch nicht mehr. Eigenthümliche Kehltöne, wie das Gurren einer Taube. Dieser Vergleich klingt nun zwar schmeichelhaft genug, ist es aber keineswegs und soll es auch nicht sein. Die menschliche Stimme geht weit über alles Girren, und wenn's auch das einer Turteltaube wäre. — Die eingestreuten Volkslieder sang die junge Dame. Das war nicht wohlgethan. Shakespeare schreibt es zwar vor, aber er würde heutzutage schwerlich darauf bestehen. Die Gesangskunst, namentlich der Vortrag von Volksliedern, hat seitdem unermeßliche Fortschritte gemacht; vielleicht sind wir lange über das rechte Ziel hinaus, aber wie dem auch sein mag, eine Hamlet-Aufführung ist nicht der rechte Moment zur Umkehr. Zudem, wer diese Umkehr zum Schlichten und Einfachen hin einleiten will, muß in der Schlichtheit ein Meister sein. Jenny Lind könnte diese Volkslieder singen; da hätten wir beides. Die Ungeschmücktheit des Vortrags würde dem Volksliede sowohl, wie der Intention des Dichters entsprechen, während zugleich die Meisterschaft des Gesanges unsern gesteigerten und berechtigten Anforderungen Genüge leistete. Es bedarf durchaus dieses Zusammenwirkens, und wessen Kehle nur über die Schlichtheit eines Hausmädchens, nicht aber gleichzeitig über die einfache Sicherheit eines Meisters verfügt, der singt so zu sagen mit schlechtem Gewissen und seine zitternde, verlegene Stimme ängstigt das Ohr und das Herz des Zuhörers.

Wir kommen nun zum Hamlet selbst. Mr. Phelps gab ihn durchaus so, wie wir gewohnt sind, ihn in Deutschland von Künstlern ersten Ranges gespielt zu sehen. Ich wurde unendlich oft an Emil Devrient erinnert. Ob das Gastspiel des Letzteren hier in London (was ganz besonders in dieser Rolle von außerordentlichen Erfolgen begleitet war und zu seiner Aufnahme in den Garrick-Klub führte) auf die Phelps'sche Auffassung irgendwie influirt hat, bin ich außer Stande festzustellen. Einiges spricht dafür, anderes dagegen. Es versteht sich, daß der Phelps'sche und Devrient'sche Hamlet immer noch wesentliche Verschiedenheiten bieten. Der Hauptunterschied ist der, daß der Hamlet des Mr. Phelps älter an Jahren und reifer an Erfahrungen ist, als der Devrient'sche, und von der, bis zum Wahnsinn sich steigernden Aufgeregtheit des Prinzen keine Spur zur Schau trägt. Ich muß einräumen, daß mir die Devrient'sche

Auffassung die richtigere zu sein scheint. Die gewaltigen Ereignisse haben, um modern zu sprechen, das Nervensystem Hamlets zerrüttet, sein Geist unterliegt der Wucht dieser Erscheinungen und irrt an der Grenze des Wahnsinns umher. Das ist eins. Ebenso muß er jugendlich gespielt werden. Seine Jugend macht nicht nur seine Excentricität begreiflicher, sondern läßt auch die Liebe des Königs Claudius zu seiner Mutter natürlicher erscheinen. Der Phelps'sche Hamlet hat wenig von Jugend und Excentricität.*) Er gibt ausschließlich den Prinzen, der in Wittenberg studirt hat, der das Uebergewicht eines philosophischen Kopfes in sich fühlt und seine Umgebung geistig tyrannisirt. Der Phelps'sche Hamlet ist ein Tyrann, der seine doppelt überlegene Stellung als Prinz und als seiner Kopf dazu mißbraucht, alle Welt zu maltraitiren. Die Rolle erlaubt das; aber es ist das erste Mal, daß ich diese Seite des Charakters so bedeutsam hervorgehoben sah. Ich mag an dieser Stelle nicht über die größere oder geringere Befugniß zu dieser Auffassung rechten; doch ist kein Zweifel darüber, daß sie im höchsten Maße wirksam war.

Ich wende mich nun zu Einzelnheiten. Jene drei berühmten Monologe: „O, schmelze doch dies allzufeste Fleisch," „O, welch' ein Schurk' und niederer Sklav' bin ich!" und schließlich: „Sein oder Nichtsein, das ist die Frage!" sprach er schlicht, beinah zu schlicht, ohne allen Lärm und Affekt.**) Man findet sich solchen Stellen gegenüber fast immer

---

*) An keiner Stelle tritt das deutlicher hervor, als am Schluß des ersten Akts, wo er den Horatio schwören läßt, über den Vorfall zu schweigen. Die Stimme des Geistes klingt von unten herauf: „schwört!" und Hamlet mit einem „brav alter Maulwurf" wechselt den Platz u. s. w. Es ist kein Zweifel, daß sich Hamlet dabei in einer Aufregung befindet, die von Wahnsinn wenig verschieden ist. Mr. Phelps spielt das völlig abweichend davon. Bei ihm ist es der Ausdruck eines tiefen, unendlichen Weh's, das keine entsprechenden Worte finden kann und deßhalb zu dem letzten Mittel, zu einem stillen, resignirenden Humor greift.

**) Ich habe hier, als besonders charakteristisch, auch den Moment zu erwähnen, wo Horatio und die Uebrigen ihn zurückhalten wollen, als er vorhat, dem Geist zu folgen. By heaven. I'll make a ghost of him etc. „Den mach' ich zum Gespenst, der mich zurückhält!" — Diese Worte sprach er rasch, halblaut, kaum verständlich. Seine Intention ist sein genug. Ihm erscheint diese plötzlich aufgethane Geisterwelt so groß und gewaltig, daß selbst das Niederstoßen eines Freundes wie eine Bagatelle dagegen erscheint und nicht Anspruch darauf hat, mit besonderer Emphase annoncirt zu werden.

enttäuscht. Man verlangt thörichter Weise, daß der Schauspieler aus ihnen etwas Besonderes machen und seine Kunst mit der des Dichters zu einer Art Wettlauf anstacheln soll. In der That ist das nur allzuhäufig geschehen und hat nicht nur den Geschmack verbildet, sondern auch den lächerlichen Wunsch erzeugt, diese berühmten Monologe von jedem berühmten Darsteller anders aufgefaßt und gesprochen zu sehen. Glücklicherweise ist, wie durch stillschweigende Uebereinkunft unter den guten Schauspielern, eine Reaction dagegen eingetreten. Dawison hatte den Muth, in dieser Weise das Publikum zu enttäuschen, und an Mr. Phelps erkenne ich dasselbe Bestreben.*) Ich wiederhole, er ging darin zu weit, und am Schlusse des zweiten Aktes, wo er die heftigsten Schmähworte gegen den König ausstößt und dann kaum minder heftig sich gegen sich selbst und seine keifende Zunge wendet, hätte sein Vortrag stärkere Farben vertragen können. Uebrigens war auch diese Stelle nicht ohne Feinheit, und die Worte: Why, what an ass am I. etc. sprach er total ermattet und zusammenbrechend, wie Jemand, der nicht nur Worte, sondern seine ganze Kraft aus sich heraus geschimpft hat.

Die Scene im dritten Akt, wo vor versammeltem Hof die „Mausefalle“ aufgeführt wird, unterschied sich nur quantitativ von der Art, wie wie sie auf dem Kontinent zu sehen gewohnt sind. Das will freilich auch etwas bedeuten. Ja, die Scene gewann dadurch eine Macht über mich, daß ich mich, wenn auch irrthümlich, versucht halten könnte, sie als eine neue und verschiedene anzusehen. Bis zu diesem Mittelpunkte des Stücks hatte Mr. Phelps alle Kraft seiner Stimme und alle Energie seines Geistes aufgespart, und dieser wilde Siegesjubel, der plötzlich und immer wachsend aus ihm hervorbrach, war von einer Wirkung auf mich, daß ich das Theater vergaß und auf die ganze Scene starrte, wie auf eine Naturerscheinung.

Noch ein Paar Kleinigkeiten. In dem Zwiegespräch mit Ophelia (zu Anfang des dritten Akts „geh in ein Kloster“) verläßt Hamlet mehrmals die Bühne und kehrt rasch zurück. Immer nach dem Wort

---

*) Freilich gestattet er sich auch Ausnahmen. Ich sah ihn später als Macbeth (siehe daselbst), wo er, dem Publikum zu Gefallen, einige Lieblingsstellen donnert, die in aller Schlichtheit gesprochen werden sollten.

„Ich wohl" verschwindet er, ist aber plötzlich wieder da, um seine Bitterkeiten zu wiederholen. Es ist nicht ohne Wirkung. Ich entsinne mich nicht, die Scene bei uns in gleicher Weise dargestellt gesehn zu haben. In Shakspeare steht weder exit noch eventum. — Der erwartete Polonius blieb hinter der Tapete, während er nach Anordnung des Stücks hervorgezogen und am Schluß der Scene von Hamlet fortgeschleppt wird. — Die Verwechslung der Rapiere im fünften Akt geschah in einer geschickteren Weise, als ich es bisher gesehen habe. Hamlet wird so bedeutend getroffen, daß ihm das Rapier entsinkt. Laërtes hebt es auf. In demselben Augenblick ermannt sich Hamlet, dringt auf Laërtes, der jetzt mit zwei Rapieren vor ihm steht, ein und entreißt ihm das eine mit Gewalt. Es ist das vergiftete. Man muß einsehen, daß hier die so oft citirte Unwahrscheinlichkeit der Scene völlig fortfällt.

Und nun zum Schluß, der „Geist" und sein Erscheinen im ersten und dritten Akt.

Beide Scenen waren vortrefflich arrangirt und erschütterten mich in einer Weise, wie ich nicht wüßte (vielleicht mit Ausnahme der Gretchen-Scenen im Faust) jemals im Theater erschüttert worden zu sein. Ich käme in Verlegenheit, wenn ich sagen sollte, wem das Verdienst davon in specie anzurechnen sei. Es war das abgerundete, an keiner Stelle den Zauber unterbrechende Ensemble, was so mächtig wirkte, nicht das Hervorragende einer einzelnen Leistung. Der „Geist" blieb sogar hinter den Darstellern, die ich früher in dieser Rolle gesehn (z. B. Franz in Berlin, jetzt in Wien), um ein gut Theil zurück und verfehlte es namentlich im Tempo. Er sprach zu langsam. — Nichtsdestoweniger war die Wirkung da, die, um nichts zu verschweigen, theilweis auf rein äußerliche Anordnungen zurückzuführen ist. Versuch' ich es, eine Beschreibung davon zu geben. In dem Moment, wo Hamlet dem Geiste folgt und beide zur rechten Seite des Theaters verschwinden, verändert sich die Scene wie auf Zauberschlag, und der äußerste Rand der Bretter, mit einem hochaufragenden Klippen-Vorsprung, der einem finsteren Felsenthore gleicht, liegt vor uns. Der Geist stellt sich in den Schatten dieses Thores und steht in seiner silberschimmernden Rüstung da, wie ein Lichtstreifen auf dunklem Grund. Hamlet, aus der Tiefe heraufsteigend und die letzten Stufen (die unterhalb der Bühne gedacht sind) erklimmend, erklärt jetzt, nicht weiter folgen zu wollen. Der Geist spricht. Bläs-

rend seiner letzten Worte breitet sich ein graues Dämmerlicht über die Bühne und nur in dem Felseneingang bleibt es dunkele Nacht. Der Geist steht jetzt, wenige Schritte vor demselben, auf einem verschiebbaren Rollenbrett, und während seines dreimaligen: „Leb' wohl, gedenke mein," verschwindet er in dem Felsenthor, unhörbar und regungslos wie ein fallender Stern. In demselben Augenblick, wo der letzte Schimmer seiner Rüstung erlischt, wird der erste Streifen der aufgehenden Sonne über den Klippen sichtbar und vor uns erblicken wir Hamlet und — das Meer; Beide stumm. — Ich glaube, daß diese Art der Inscenesetzung von der bei uns üblichen nicht unwesentlich abweicht.

Die betreffende Scene des dritten Akts ist noch bedeutender. Wir sind im Gemach der Königin. An den Wänden entlang, in derselben Höhe, wie sonst die Holzpaneele laufen, erblicken wir die Bildnisse der dänischen Könige, Rahmen neben Rahmen, eine Art Gallerie. Hamlet's Mutter (vortrefflich gespielt) gleicht einer Zigeunerkönigin; ihr Gesicht und ihr faltiges Gewand haben dieselbe dunkelgelbe Farbe; ihre Augen leuchten vor Erregung, vor Furcht, vor Zorn; ein weißes Tuch, bis zum Nacken herabfallend, verhüllt ihren Kopf, und ist nur über der Stirn durch einen Goldreifen festgehalten. Wenn sie sich im Affekt bewegt, wogt dies weiße Tuch um sie her. Es ist durchaus nicht lächerlich, sondern nur abnorm und läßt einen Sturm ahnen, wie der Flügelschlag eines weißen Seevogels. Die Scene spielt in der gewohnten Weise, bis wir plötzlich durch einen lauten Schlag geradezu entsetzt werden und den Geist, jetzt in königlicher Pracht, aus einem der Rahmen heraussteigen sehen. In dem nächsten Augenblick steht er in der Mitte der Bühne. Ein einziges, flackerndes Licht brennt; aber wir erkennen ihn ganz genau. Sein Gewand ist reich, von schwarzem Sammet, handbreit mit Gold und Purpur besetzt. Er trägt eine Krone und wir blicken in sein blasses, abgezehrtes Gesicht. Hamlet, die Hände weit vorgestreckt, den Körper zurückgebogen, steht neben seiner Mutter und spricht leise und bittend. Endlich schreitet der Geist an ihm vorbei und, in diesem Moment voll wachsenden Entsetzens, den Arm seiner Mutter ergreifend, drückt er diesen mit übernatürlicher Gewalt. Die Königin schreit laut*) auf vor Schmerz und Grauen und sinkt in die Arme ihres

*) In diesem Aufschrei sind die englischen Schauspielerinnen Meister. Die

Sohnes. In demselben Augenblick verschwindet der Geist und — Licht ist wieder ringsum.

Die Darstellung solcher Scenen zählt bekanntlich zu den schwierigsten Aufgaben; die Klippe der Lächerlichkeit droht von Minute zu Minute. Ich bin der Phelps'schen Bühne die Erklärung schuldig, daß sie den Gespenster-Apparat in einer Weise gehandhabt hat, die alles bei weitem übertrifft, was ich bis dato davon kennen gelernt habe.

Der Sturm. Lassen Sie mich mit einer Frage beginnen: warum haben wir dies Stück nicht seit lange auf unseren Bühnen? warum ist man bei unseren Shakespeare-Erweckungen gerade an dieser Arbeit vorbeigegangen? Es sind Schwierigkeiten da, aber ich denke, nicht unüberwindliche. Auf der englischen Bühne war dies Stück zu allen Zeiten und in allen Formen heimisch. Mr. Shadwell (unter Karl II.) hatte eine Oper daraus gemacht, die 1673 im Dorset-Gardens-Theater aufgeführt wurde.

Ueber die hiesige Darstellung des Stücks zu schreiben ist insoweit schwer, als für die Mehrheit Ihrer Leser die Möglichkeit des Vergleiches fehlt. Unter allen deutschen Bühnen hat neuerdings keine den „Sturm" zur Aufführung gebracht.*)

Ich helfe mir, so gut ich kann. Die Aufführung blieb unzweifelhaft hinter der des „Hamlet" zurück. Nur zwei besondere Mitglieder der Bühne feierten auch heute wieder Triumphe — der Dekorationsmaler und der Maschinist. Die Darstellung des Schiffbruchs (womit das Stück anfängt) war ganz vortrefflich. Die Bühne ist als Schiffsdeck gedacht, auf der wir nun die bunte Bemannung hin und her stolpern und in dem vollen Graus einer Sturmnacht sehen. Im Hintergrunde nimmt der elegante, reichvergoldete Kajüten-Ueberbau die ganze Breite der Bühne ein. Aus ihm heraus treten die fürstlichen Personen, aufgeschreckt durch die drohende Gefahr. Das Schwanken des Schiffs wird durch eine sehr einfache Vorrichtung hervorgebracht. Zu beiden Seiten der Bühne und zwar bis ganz in den Hintergrund, zieht sich,

---

unsrigen schreien kaum je, und wenn es geschieht, mit Anstand, mit Maß. Trotz Lessing geb' ich in Scenen, wie die obige, dem englischen Naturschrei unbedingt den Vorzug.

*) Mit Ausnahme Münchens; siehe darüber am Schluß des Aufsatzes.

in Mannshöhe, eine elastische Stange, an der rechts wie links eine graue Leinwand hängt. Dies gleicht täuschend der Holzverkleidung, die sich bekanntlich auf dem Deck jedes Schiffs um dasselbe herumzieht. Durch Auf- und Niederdrücken der elastischen Stange, mal hinten, mal vorn, werden die Schiffsschwankungen hervorgebracht und das Ganze ist so täuschend, daß man mitten darunter zu sein glaubt. — Der Effekt der unmittelbar folgenden Scene ist fast noch größer. Die Insel ist gedacht; auf der Bühne liegt Graus und Nacht und immer schwärzere Schleier fallen. Endlich schweigt der Sturm und ein schmaler Streifen Land wird im Vordergrunde sichtbar. Prospero und Miranda erscheinen, und das halb weiße, halb rosafarbene Gewand der letzteren hebt sich in malerischer Weise von dem dunklen Hintergrunde ab. Nun aber, in rascher Folge, rollen die schwarzen Schleier wieder auf und das sonnenbeschienene Meer, hohe Klippen ringsum, liegt glitzernd vor dem Auge des Publikums.

Wenn anderes hier und da nicht genügte, so hat das seinen Grund darin, daß alles das, was Sadlers Wells besitzt, sich wenig geltend machen konnte, und alles das, was es nicht besitzt, dringend erheischt wurde. Prospero (Mr. Phelps) ist keine Rolle, in der man sein Publikum mit fortreißen kann. Es sind drei Dinge, worauf sich alle Theilnahme konzentrirt: das Liebesverhältniß zwischen Fernando und Miranda; das Grotesk-Komische in den Scenen zwischen Trinculo, Stephano und Caliban und das Phantastische in den Zauberkünsten und Geistererscheinungen, vor allem die Gestalt Ariels. Das Liebesverhältniß, lieblich wie es ist, wurde auch demgemäß gegeben; nirgends lächerlich, nirgends langweilig; — mir erschienen diese Scenen wie ein heiteres Seitenstück zu Romeo und Julia. — Ueber die komischen Parthieen sprech' ich weiter unten. — An dem phantastischen Theil des Stückes scheiterte die Aufführung in einem gewissen Grade. Kleine Theater können gelegentlich nicht dem Drange widerstehen, ein Dutzend Tricots anzuschaffen und auch eine „große Oper" haben zu wollen. Diese kleine, liebenswürdige Schwäche hat schon viel Unheil angerichtet. Auch die Aufführung, von der ich spreche, hatte darunter zu leiden. Ueber alle Kirchthürme des Decorations- und Maschinenwesens war Mr. Phelps, wie ein Mann, der sein Steeple-Chase versteht, glücklich hinweggeritten, aber die Kehlen seiner Johanna Wagners und die Fuß-

spitzen seiner Taglioni's ließen ihn im Stich. Der ganze vierte Akt (die Erscheinung der Iris, Ceres und Juno) kam dadurch um seine Bedeutung.*) Der Ariel that sein Möglichstes und sang die Schluß-Arie mit dem immer wiederkehrenden „merrily, merrily" in allenfalls genügender Weise; überzeugte mich aber zu gleicher Zeit, daß diese Partie, von einer wirklichen, graziösen Sängerin vorgetragen (etwa wie die Sonntag in den zwanziger Jahren war), einen unglaublichen Effekt hervorbringen und die Gestalt des Puck im Sommernachtstraum durchaus in den Schatten stellen müsse.

Was mir noch übrig bleibt, das ist die Aufforderung an unsere Bühnen, den hoffentlich nicht geschlossenen Kreis ihrer Shakespeare-Vorstellungen durch die Aufführung des Sturms zu erweitern.

Dieser Hinweis geschieht freilich nicht ganz ohne Bedenken. Zwei Burschen, die fünf Akte lang betrunken sind, und als Dritter im Bunde ein rothbrauntes, haariges Scheusal, ein Monstre-Meal, das einem der beiden Trunkenbolde zu verschiedenen Malen die Füße leckt — das ist freilich mehr, als wir auf unserem heutigen Theater zu sehen gewohnt sind. Wir haben keinen Dichter, der solche Scene schreiben kann, aber wir haben auch keinen, der sie schreiben darf. Nichtsdestoweniger bin ich der Meinung, daß wir die Vorführung dieser Scenen wagen müssen. Was mich diesen Ausspruch thun läßt, ist noch etwas Anderes als die tiefste Pietät gegen Shakespeare, und ist jedenfalls mehr als die oberflächliche Neugier, die theils das Repertoir durch ein neues Stück bereichert sehen, theils eine Probe auf den Geschmack des Publikums machen will. Nein, was mich trotz aller Bedenken diese Forderung

*) Ich muß hier auf das hinverweisen, was ich bei Besprechung des Hamlet über den Gesang der Ophelia gesagt habe. Wir können unsere Ansprüche nicht mit Gewalt zurückschrauben und können es am wenigsten da, wo alles andere die höchsten Ansprüche, wenn auch nicht herausfordert, so doch erträgt. Neben einen Phelps'schen Hamlet gehört eine Ophelia, die, wenn sie singen will, auch singen kann, und wenn eine Juno auf ihrem Pfauenwagen aus den Wolken steigt und einen Königsmantel trägt comme il faut, so verlangen wir mit Recht, daß ihre Stimme nicht hinter ihrem Mantel zurückbleibt. Es wird dadurch das, was ich andererseits über die Brauchbarkeit Shakespeare's für die eigentliche Volksbühne (bei Gelegenheit des Standard-Theaters) gesagt habe, durchaus nicht aufgehoben.

stellen läßt, das ist der Glaube an die wirkliche Autorität Shakespeare's und die Besorgniß, daß wir mit unserem Raffinement auf falschen Wegen des Geschmackes sind. Mal prüde, mal frivol, haben wir den Sinn für das Humoristisch-derbe verloren, das wie ein gesundes Stück Schwarzbrod zwischen jenen Extremen liegt. Auch Shakespeare ist kein Gott und war ein Kind seiner Zeit. Es mag eine Zeit kommen, die größer ist als das Jahrhundert der Reformation, als das Jahrhundert Luthers und Shakespeare's; aber es wäre Verblendung anzunehmen: unsere Zeit sei diese Zeit. Beugen wir uns vor dem Größeren und respektiren wir seine Gesetze.

Vielleicht bin ich bedenklicher als nöthig. Wir haben die Rüpelscenen im Sommernachtstraum nicht nur ertragen, sondern belacht und beklatscht.

Wohlan denn, machen wir den Versuch! Ich fürchte nicht, daß er scheitern wird, und wenn unsere Directionen sicher gehen wollen, so seien sie weise bei Besetzung der Caliban-Parthie und verabsäumen es nicht, die Rolle an einen jener Auserwählten zu geben, die, statt den „Herodes zu über-herodessen," die schwierigere Kunst des Mäßigens gelernt haben.

Nachschrift. Ich hatte diese Bemerkungen bereits niedergeschrieben, ehe ich auch nur die Dingelstedt'sche Intention kannte, den „Sturm" aufzuführen, geschweige einer Aufführung desselben in München beigewohnt hatte. Ich sah das Stück daselbst im vorigen Herbst. Der nicht unbedeutende Erfolg, der jene Aufführungen begleitet hat, unterstützt nur meine Anempfehlung und beseitigt im Wesentlichen meine Bedenken. Auf der andern Seite kann ich nicht leugnen, daß die Münchener mehr einen Dingelstedt'schen als einen Shakespeare'schen „Sturm" kennen gelernt haben. Einzelnes war vortrefflich; im großen Ganzen aber blieb die Vorstellung und ihre Wirkung auf mich (trotz aller Prachtentfaltung eines Hoftheaters) weit hinter der Aufführung in Sadlers Wells zurück. Hier, um eins hervorzuheben, wird dem Zuschauer, wie ich das oben zu schildern versucht habe, das chaotische Getriebe auf dem Deck eines untergehenden Schiffes mit wunderbarer Anschaulichkeit vorgeführt, während in München die ganze erste Scene fortfiel und wir nichts sahen, als das übliche Theatermeer, über das am Horizont eine Galeone hingleitet und versinkt.

Heinrich IV. (Erſter Theil.) Wie bei uns, fallen einige Scenen fort, doch trifft man eine andere Auswahl. Die berühmte vierte Scene des zweiten Aktes zerfällt bekanntlich in drei Unterabtheilungen. Zuerſt die Scene mit Franz und ſeinem „gleich, gleich Herr;“ dann die Entlarvung Falſtaff's, ſeiner Feigheit und ſeiner Lügen; drittens die Scene, wo Falſtaff und Prinz Heinrich wechſelweis den erzürnten König ſpielen. Dieſer dritte, vielleicht brillanteſte Theil der Scene fällt fort. Die Gründe kenn ich nicht. Es iſt wahr, dieſe ganze vierte Scene mit allen ihren Unter-Abtheilungen iſt lang, aber das gibt kein triftiges Motiv. Eben ſo hat man die ſamoſe erſte Scene des dritten Akts (die Verſchwornen, den Streit zwiſchen Glendower und Percy und den Hohn des letzteren) geſtrichen. Im letzten Akt fällt der Kampf zwiſchen Douglas und dem König und die Rettung des letztern durch Prinz Heinrich fort. An Stelle dieſer Scenen treten andere ein, die bei uns geſtrichen werden. Zunächſt, bei Beginn des zweiten Akts, die Scene zwiſchen den Fuhrleuten (ganz vortrefflich), dann das drollige hin und her mit Franz und ſeinem „gleich, gleich!“ Der dritte Akt beginnt mit der wunderſchönen Scene zwiſchen König Heinrich und dem Prinzen, die bei uns, der Scene zwiſchen Percy und Glendower zu Liebe, fortfällt. Die beiden letzten Akte, wenn auch ſehr gekürzt, zerſchneiden wenigſtens nicht den Faden der Entwickelung, wie das bei uns geſchieht oder wenigſtens geſchah, wo man zu Anfang des fünften Akts (aus dem Munde Worceſters und Vernon's) etwas von Verſöhnungs-Verſchlägen des Königs vernahm, die man denſelben gar nicht hatte machen hören. Abgeſehen von dieſem letzteren, leicht zu vermeidenden Fehler, mag ich nicht behaupten, daß die hier ſtattfindende Scenen-Auswahl beſſer ſei als bei uns; nur iſt das Beibehalten (Akt III.) der eigentlich unerläßlichen Scene zwiſchen dem König und Prinz Heinrich ein abermaliger Beweis, daß man hier bei der Zurechtſchneidung der Stücke zunächſt die Verſtändlichkeit und Folgerichtigkeit des Ganzen in's Auge faßt und dem klaren Zuſammenhang lieber eine an ſich koſtbare, aber nicht abſolut nöthige Scene opfert. Von Einzelheiten, die mir aufgefallen ſind, heb' ich noch folgende hervor.

Akt I. Scene 2. Prinz Heinrich ſagt zum Falſtaff: du thateſt Du recht; „denn Weisheit predigt jetzt in den Straßen und niemand achtet ihrer.“ Dieſe mit Anführungsſtrichen gegebenen Worte ſprach

der Schauspieler, indem er die Näselttöne eines frömmelnden Puritaners imitirte.

Akt II. Scene 2. Während der Beraubung der Kaufleute bleibt Falstaff im Hintergrunde, schreit nur und haut mit seinem Schwerte durch die Luft. Dies ist gut. Tadelnswerth aber scheint es mir, daß er, nachdem ihn der Prinz und Poins bereits wacker durchgebläut, im Fliehen schließlich den Degen zieht und vor sich her fechtend hinter der Coulisse verschwindet. Im Fliehen zieht man nicht mehr den Degen, man sei denn gewillt, kehrt zu machen und Widerstand zu versuchen.

Akt II. Scene 4. Die Wildschweins-Taverne in East-cheap. Die Decoration und das scenische Arrangement ist nachahmenswerth. Man hat ein großes Zimmer vor sich, rings mit hohen Holzpaneelen eingefaßt. Das hintere Drittheil des Zimmers ist durch eine beinah mannshohe Gardine, die sich nach rechts und links hin zurückschieben läßt, von dem Vorderraum, der eigentlichen Schenkstube, abgetrennt; da die Gardine indeß mehr denn thürbreit geöffnet ist, so kann man den Raum hinter derselben einigermaßen übersehen. Dies Arrangement ist nicht nur malerisch und charakteristisch, es unterstützt auch die folgenden Scenen wesentlich. Hinter dieser Gardine schläft Falstaff, und während ihm Poins die Taschen leert, bleibt uns die halbe Gestalt des letztern (mit Hülfe der thürbreiten Oeffnung) sichtbar. Dies belebt den Vorgang. Ungleich mehr noch ist dies der Fall mit dem Kellner. Poins postirt sich hinter die Gardine, und wenn er sein „Franz" ruft, so hebt er entweder seinen Kopf über die Gardine hinaus und duckt dann wieder nieder, oder er streckt sein Gesicht durch die Coulissen-Thür und zieht schnell wieder zurück. Dies macht sich außerordentlich gut.

Akt III. Letzte Scene. Unmittelbar nachdem der Prinz, Poins und Bardolph die Taverne verlassen haben, hört man Trommelschlag, wie wenn draußen bereits ein Trupp Soldaten ihrer gewartet hätte. Nun erst sagt Falstaff: „Ich wollt, dies Wirthshaus wäre meine Trommel."

Akt V. Die Kampfscenen sind gut arrangirt und zwar in folgender Weise. Die große Front- oder Hintergrund-Decoration besteht aus drei Theilen und zwar aus drei riesigen Pappwänden, von denen jede einzelne etwa 6 Fuß von der andern entfernt ist. Nur die hinterste Wand ist eine eigentliche Decoration, eine bemalte Fläche, während die beiden vorderen Wände jenen bunten Papierbogen gleichen, aus denen man Kindern

einen Wald mit Reh und Jägern auszuschneiden pflegt. Vermittelst der dadurch entstehenden Oeffnungen wird es möglich, bis zur letzten eigentlichen Decoration hindurchzusehen und alles wahrzunehmen, was in den verschiedenen Verschlingungen des Waldes vor sich geht. Etwas Thal und Hügel ist ebenfalls angebracht, so daß man in der Thal zwischen den Pappwänden dieser dreifachen Decoration ein buntes, vielbewegtes Kampfbild sich entrollen sieht, das verhältnißmäßig wenig stört, und die Hauptfiguren, des Percy und Prinzen von Wales (die natürlich vor dieser Walddecoration sprechen und kämpfen), als das bestehen läßt, was sie sind, die Hauptsache. Was das Spiel angeht, so wird dasselbe hier so wenig wie bei uns jemals genügen, wenn man sich nicht entschließt, der historischen, der ritterlichen Seite des Stücks dasselbe Maß von Talent und Verliebe zuzuwenden, welches man für die humoristischen Parthien so reichlich hat. Wer wollte leugnen, daß Falstaff eine schwere Rolle sei! aber in gewissem Sinne ist es eine leichte. Es ist damit, wie man vom alten Fritz gesagt hat: kein Meister trifft ihn ganz, aber jeder Sudler trifft ihn wenigstens. Kein Schauspieler kann den Falstaff so verderben, daß dieser aufhörte, uns zu amüsiren. Dasselbe gilt von den humoristischen Scenen des Stücks überhaupt. Aber Percy und Glendower, Worcester und Vernon, Northumberland und Douglas sind (mit Ausnahme der Percy-Parthie, die aber andre große Schwierigkeiten hat) von ihrer Rolle nicht in dieser Weise getragen, und der Schauspieler, der ihnen nicht gewachsen ist, stempelt sie sofort zu langweiligen Figuren, die wir lieber verschwinden als erscheinen sehen. Dies Stück, mit durchweg ausreichender Besetzung gespielt, müßte den größten Genuß gewähren; er ist mir bisher nicht zu Theil geworden. Entweder fassen die Directionen den waffenklirrenden Theil des Stücks wirklich nur als ein unbequemes Anhängsel auf, das mit durchgeschleppt werden muß, weil es mal dasteht (und in solchem Fall ist natürlich von einer wählerischen Besetzung der Rollen keine Rede), oder aber sie thun das Möglichste, scheitern indeß an der Unzulänglichkeit ihrer Kräfte. Hierher gehört das Sadler's-Wells-Theater. Mr. Marsden (Percy) ist zu fond nur ein Coulissenreißer und die andern sind gar nichts. Einzelnes gelang, z. B. die Streitscene zwischen Douglas und Vernon im letzten Akt.

Die humoristische Hälfte des Stücks kam völlig zu ihrem Recht. Selbst die Nebenrollen (die beiden Fuhrleute, Bardolph, Franz, Peins)

wurden trefflich gespielt. Es scheint, daß die englische Nation in der That Recht hat, auf eine natürliche humoristische Begabung stolz zu sein. Einem schlechten Clown bin ich noch auf keiner englischen Bühne begegnet.

Mr. Phelps gab den Falstaff. Vielleicht ist dies seine bedeutendste Rolle. Zunächst ein paar Worte über seine Erscheinung. Der Phelps'sche Falstaff ist ein dicker Elegant, ein Gentleman. Das krause Haar, der Schnauz- und Backenbart, alles üppig und in bester Ordnung, aber schneeweiß. Das Gesicht natürlich weinroth. Sein Kostüm, ein weißes Wamms von üblichem Schnitt, mit vielen Taschen und bunt eingefaßt; erst im vierten Akt erscheint er in rothem Kriegsrock. Was das Spiel betrifft, so erinnerte es mich vielfach an den Falstaff unseres Döring; doch kann ich nicht umhin, da, wo beide von einander abweichen, der Phelps'schen Auffassung den Vorzug zu geben. Der Leser möge selbst urtheilen. Döring gibt einen Falstaff, der eine Art Schauspieler ist, der da weiß, daß ihm Witz, Humor und gute Einfälle zur Verfügung stehen und der in bewußter Weise mit diesen Gottesgaben operirt; der schnell ein Scenchen aufführt, wenn er sich ertappt sieht, oder wenn er fühlt: jetzt ist es Zeit, den Prinzen durch eine Schnurre, einen guten oder schlechten Einfall zu versöhnen. Der Phelps'sche Falstaff weicht hiervon wesentlich ab. Er thut nicht nur ernst, sondern es ist ihm Ernst mit den Dingen. Er will gar nicht humoristisch sein, aber er ist es. Sein Humor ist nicht ein Schild, den er in Bereitschaft hat, um sich in aller Ruhe und mit vollem Bewußtsein dahinter zu decken, sondern sein Humor ist völlig unbeabsichtigt und gleicht darin jener unwillkürlichen Handbewegung, die wir machen, wenn Jemand nach uns schlägt oder stößt. Wenn der Prinz ihn auf immer neuen Lügen oder Unverschämtheiten ertappt, so kommt er momentan in eine wirkliche Verlegenheit, aus der er sich allen Ernstes so gut wie möglich herauszuziehen trachtet und hinterher erst merkt (an dem Lachen der Anderen), wie komisch er gewesen. Dies mag genügen. Es liegt auf der Hand, daß diese Auffassung feiner und zugleich wirksamer ist. Der widerwärtigen Murkelei (ich habe kein anderes Wort) mit der Leiche Percy's enthielt er sich, so viel wie möglich. Der Janhagel will nun einmal lachen und etwas muß ihm geboten werden. Im Surrey-Theater (siehe daselbst) wohnt' ich einer Vorstellung bei, die durch diese häßlichen Manipulationen halb ruinirt wurde.

Es war um so schöner, als der Percy von einem Schauspieler gegeben wurde (Mr. Creswick), der in hervorragender Weise dieser prächtigen Rolle ein Genüge that.

Die lustigen Weiber von Windsor. Auch hier wieder die Frage: Was ist Schuld, daß wir dies liebenswürdige Stück auf unserem Repertoir nicht haben? Hat Nicolai's gleichnamige Oper (allen Respekt vor ihr) die originalen „lustigen Weiber" verdrängt, oder sind unsere Bühnen-Direktoren der Ansicht, daß unter den drei Falstaff-Stücken dies das schwächste sei? Es ist wahr, der „Falstaff der „lustigen Weiber" ist (wenigstens bei uns) zu keiner rechten Popularität gelangt und man hört selten eine Zeile aus ihm citiren; aber es fragt sich, ob diese relative Theilnahmelosigkeit wirklich die Ursache oder nicht vielmehr die Folge seines Nicht-Aufgeführtwerdens ist. Man gebe das Stück, und die derben Worte, mit denen der unglückliche Liebhaber die Schrecken seines Aufenthalts im Waschkorb, begraben unter schmutziger Wäsche, schildert, werden bald eben so viele Freunde finden, wie: „Heinz, Du kennst meine alte Auflage", oder „elf in Steifleinen x." Eins haben die lustigen Weiber unbedingt voraus: sie sind aus einem Guß. Es fehlt ihnen jene Gedoppeltheit, die ich an Heinrich dem Vierten nicht tadeln mag (gegentheils), die aber eine nach allen Seiten hin abgerundete Aufführung desselben so sehr erschwert, wo nicht unmöglich macht. Hier sind keine Northumberlands, Worcesters und Vernons, die man lieber gehen, wie kommen sieht, sondern Spielrollen sammt und sonders, Rollen, wie sie Jedem passen und selbst von mittelmäßigen Kräften kaum verdorben werden können. Im Sadlers-Wells-Theater gälten „die lustigen Weiber" mit zu den allerpopulärsten Stücken und werden bejubelt und belacht von Anfang bis Ende. Parallelen kann ich nicht ziehen, da man, wie gesagt, das Stück bei uns nicht gibt. So sei denn nur hervorgehoben, daß die beiden Scenen Falstaffs mit der an ihn abgesandten Frau Hurtig, dann seine erste mit der Rettung in den Waschkorb endende Liebesaventüre, und endlich die Scene, wo er dem Mr. Ford die Schrecknisse des Aufenthalts im Waschkorb erzählt, zu ganz besonderer Wirkung kamen. Die Clowns (Bardolph, Pistol, Nym und der Garter-Wirth) waren vortrefflich wie immer; vor allem Phelps als Falstaff. Ueber diesen Falstaff noch ein paar Worte. Die äußere Erscheinung ist dieselbe wie in Heinrich dem Vierten, aber seine ganze Haltung ist ziemlich verschieden davon. Wenn

er dem Prinzen gegenüber (unbeschadet der eigenthümlichen Phelps'schen Auffassung, die ich geschildert habe) im Wesentlichen doch immer das joviale Laster repräsentirt, so haben wir hier das ehrwürdige Laster. In Heinrich IV. ist er der Anhängsel eines Prinzen, verachtet, wenn auch beliebt; so recht eigentlich, was wir mit „unter durch" bezeichnen. Das fühlt er und nimmt sich danach. In den „lustigen Weibern" hingegen ist er vor allen Dingen Sir John Falstaff, ein Baronet, ein Kavalier, der die Dinge, selbst die Gemeinheiten, mit Decenz betreibt und sehr ruhig dabei bleibt, theils weil ihm solche Affairen nichts Neues sind, theils weil er wirklich an die „Ehre" glaubt, die er gesonnen sei den Bürgerfrauen anzuthun. Es ist alles chevalereskes Geschäft und natürlich — kaufmännisches Geschäft nebenher. Das Geld des vergeblichen Mr. Brookes bleibt zu sonst die Hauptsache. Die unerschütterliche Seelenruhe eines schamlosen Cynikers, der längst die Vorstellung von Recht und Unrecht verlernt und dafür die Sicherheit und Würde eines weißbärtigen Lasters eingetauscht hat, wurde vortrefflich gegeben. Keine komische Figur dieser Falstaff, sondern ein Charakterbild. Lebenswahr durch und durch.

Die Komödie der Irrungen. Es schien nicht recht ein. Man gab zwei Lustspiele an dem Abend, erst Sheridan's Nebenbuhler" (fünf tüchtige Akte), dann die Komödie der Irrungen mit wieder fünf; das war selbst für englische Nerven etwas zu viel und das Shakespeare'sche Stück zog ziemlich gleichgültig an einem ermüdeten Publikum vorüber. Zur Wirkung kam nur die Scene im vierten Akt, wo der Zauberer Pinch erscheint, um den von einer Partei für betrügerisch, von der andern für wahnsinnig gehaltenen Antipholus von Ephesus durch Beschwörungen zu heilen. Das bunte Durcheinander dieser Scene: die Wuth des Antipholus, die Angst und Sorge seiner Gattin, das Pathos des Zauberers und die nüchterne Entschiedenheit derer, die ihr Geld haben wollen, das alles wirkte sehr komisch. Aber nichts anderes kam zur Geltung. Zum Theil glaub' ich es auf die Schauspieler schieben zu müssen; sie spielten nicht schlecht, aber schlaff und selbst ermüdet, so recht wie Leute die wissen: es hört kaum irgend wer noch deutlich hin, und wir müssen eben durch, es sei wie es sei. Auf dem Berliner Theater (so viel ich weiß) haben die Darstellungen des Stücks guten Erfolg gehabt. Leider war ich bei keiner derselben zugegen und kann

mithin nicht vergleichen. Unter allen Shakespeare-Aufführungen, denen ich in Sadlers-Wells beigewohnt habe, war dies bei weitem die schwächste.

Die beiden Edelleute von Verona. Während man sich in Deutschland darum gezankt hat, ob das Stück ächt sei oder nicht, hat man es hier gegeben und sich seiner gefreut. Daran hat man Recht gethan. Ich hab' es neuerdings gesehen und bin unter Lachen und Rührung dieser überaus lieblichen Dichtung gefolgt. Es soll nicht von Shakespeare sein. Thorheit! von wem denn? Wenn von zwei Zwillingsschwestern die eine ihren Taufschein verliert und ihn nicht vorzeigen kann, hört sie vor den Sinnen und vor dem Glauben der Menschen um deßhalb auf, die Schwester zu sein! Wenn der Beweis fehlt, daß dies Stück von Shakespeare sei, so beweist dieser Mangel in meinen Augen nichts. Es muß umgekehrt bewiesen werden, daß das Stück nicht von Shakespeare sei. Die Liebesscenen (besonders die reizende Rolle der Julia) sind von einer Innigkeit der Empfindung und einem Zauber der Sprache, daß sie sich dem besten an die Seite stellen können, was Shakespeare geschrieben hat, und die komischen Partieen haben mich beinahe herzlicher lachen machen, als der Humor des Falstaff in allen drei Stücken, in denen er auftritt. Damit behaupt' ich nicht, daß der „Launce" (einer der Hanswurste des Stücks) an den Falstaff heranreicht. Das herzlichste Lachen ist kein Maßstab für den Werth einer humoristischen Figur, aber es ist immer etwas, und wir haben nicht viele Stücke auf unserer Bühne, die den Adel der Dichtung wahren und uns zu gleicher Zeit das Herz mit Heiterkeit füllen. Dieser Launce erscheint bekanntlich immer in Begleitung seiner Bulldogge,*) die der Gegenstand seiner Liebe und Sorgen ist. Es ist nicht möglich, daran in mißverstandener Weise das Goethe'sche Wort zu knüpfen: daß die Bühne für Menschen und nicht für Hunde ist. Wenn der Hund zum Helden des Stückes wird, hat er Recht; in dem vorliegenden Fall aber ist der

*) Aus einer Cruikshank'schen Federzeichnung ersah ich, daß man vor 30 Jahren (auf dem Coventgarten-Theater) einen Neufundländer statt der Bulldogge nahm. Das ist viel passender und das treue, verlegene Neufundländer Gesicht viel komischer. Die dickköpfige Bulldogge, die vor Verlegenheit sich kratzt, hat eine Beimischung von Gemeinem.

Hund nicht Subjekt, sondern nur Objekt, nur Gegenstand für den Humor des Clown, wie etwa Bardolph's rothe Nase für den Falstaff-Humor. Aus einem alten Theaterbuch, das mir vorliegt, ersehe ich, daß man zu den Zeiten der Kemble's und Kean's „die beiden Edelleute ꝛc." sehr in Ehren gehalten und namentlich an die Darstellung der beiden komischen Figuren Speed*) und Launce die höchsten Anforderungen gestellt zu haben scheint. Der jüngere Kemble (1808) spielte damals den Valentin, den Geliebten der schönen Silvia, zu großer Befriedigung; von dem berühmten Komiker Listen aber heißt es: sein Launce war keine Shakespeare'sche Figur; so unvergleichlich Mr. Listen in der modernen Posse ist, so entschieden müssen wir es ihm absprechen, daß seine Komik an den Humor eines Shakespeare'schen Clown hinanreicht."

An Unterhaltungsfähigkeit und Brauchbarkeit für die moderne Bühne möcht' ich den „beiden Edelleuten" beinah den Vorzug vor dem „Sturm" einräumen, der freilich seinerseits wieder tiefer und poetischer angelegt und durchweg eine reifere Frucht ist. Die Schwäche des Stücks („der beiden Edelleute") ist der Charakter des Proteus, dessen äußerste Wetterwendischheit durch nichts Anderes motivirt wird, als durch seinen Namen und die Versicherung am Schlusse des Stücks, „daß der Mensch höchst herrlich sei, wenn er nur auch beständig wäre." Die übrigen eklatanten Vorzüge indeß, besonders die Rollen der Julia und des Launce, helfen über diesen Mangel hinweg.

Coriolan. Wie sich von selbst versteht, ist stark gestrichen. Die Ineinanderschiebung indeß ist sehr geschickt gemacht, so daß die 28 Scenenwechsel, die Shakespeare vorschreibt, auf 13 gebracht sind und zwar ohne dem Stück irgendwie Zwang anzuthun. Nirgends macht sich eine Lücke fühlbar und jeder Mensch von gesunden Sinnen wird sich, ohne alle vorhergängige Kenntniß des Stücks und der Geschichte, durchaus in dem Gegebenen zurecht finden. Ich schreibe es, neben manchem Anderen, besonders auch dieser zugleich klaren und gedrungenen Anordnung zu, daß das Stück hier auf einem im Grunde ärmlichen Privattheater einen so entschieden besseren Eindruck auf mich machte, als in Berlin.

*) Speed ist der Mann des pun, des quibble (Wortspiel), Launce aber des ächten, vollen Humors; sie ergänzen sich gleichsam.

Bekanntlich wurde es durch Herrn Deſſoir bei uns eingeführt, der die Titelrolle ſpielte. Offen geſagt, es langweilte mich; ich ſah und hörte beſtändig Herrn Rott und Herrn Deſſoir, aber keinen Tribun und keinen Coriolan, und ohne Frau Crelinger hätt' ich's geradezu nicht ausgehalten. Es war alles ſteif, gezwungen, ich vergaß keinen Moment, daß ich im Theater war. Wenn ich ſagen ſollte, daß die Coriolan-Aufführung in Sadlers-Wells mich in's alte Rom verſetzt hätte, ſo müßt' ich lügen, — es war alles ſo unrömiſch wie möglich, aber es war engliſch. Da liegt's. Es war gerade ſo durchweg engliſch, wie jede Zeile des Stücks es iſt, und wenn ich auch nirgends dem antiken Gegenſatz zwiſchen Patriziat und Plebejerthum begegnete, ſo hatte ich wenigſtens überall den Gegenſatz zwiſchen engliſcher Ariſtokratie und engliſchem mob. Dieſe Kerle mit ihren Knitteln waren wie von der Straße genommen, und wenn das Ganze kein geſchichtlich wahres Bild war, ſo war es wenigſtens ein lebenswahres. Das war der Reiz der Darſtellung.

Phelps iſt nicht immer gleich bedeutend und ließ als Coriolan zu wünſchen übrig. Miß Atkinſon (Volumnia) iſt ungleich bedeutender und von wirklich dramatiſcher Gewalt.

Die dreizehn Scenen, aus denen dieſe Phelps'ſche Arrangirung des Coriolan beſteht, vertheilen ſich wie folgt:

Erſter Akt. (Zehn Scenen bei Shakeſpeare.) Erſte Scene (Straße). Aufrühriſches Volk. Die berühmte Beruhigungs-Geſchichte des Menenius. Coriolan's Auftreten und ſeine Verhöhnung des Volks. Kriegsbotſchaft, Aufbruch gegen die Volsker.

Zweite Scene. Die drei Frauen im Hauſe des Cajus Marcius.

Zweiter Akt. (Drei Scenen bei Shakeſpeare.) Erſte Scene. Kampf um Corioli, Sieg des Marcius; der eiferſüchtige Groll des beſiegten Aufidius.

Zweite Scene. Coriolan als Sieger in Rom einziehend; Jubel des Volks; Neid und Beſorgniß der Tribunen.

Dritte Scene. Coriolan auf dem Kapitol, vom Senat zum Konſul gewählt.

Dritter Akt. (Drei Scenen bei Shakeſpeare.) Erſte Scene. (Forum und Straße abwechſelnd.) Schwatzendes Volk. Coriolan „im Gewande der Niedrigkeit" um Stimmen bittend. Ueberwirft ſich mit

den Tribunen (exit). Die beleidigten Tribunen wiegeln das Volk auf. Das Volk fühlt, daß es von Coriolan nur verhöhnt worden sei. Coriolan erscheint unter ihnen. Das „Du sollst“ der Tribunen macht ihn rasend. Das Volk, angestachelt durch die Tribunen, dringt auf ihn ein. Er zieht sich endlich zurück. Menenius verspricht, ihn zu einer Art Abbitte zu veranlassen.

Zweite Scene. (Haus des Coriolan.) Volumnia und Menenius bestimmen ihn endlich nachzugeben und sich dem Volk und dem Gesetz zu unterwerfen.

Dritte Scene. (Forum.) Die Tribunen klagen ihn an auf Hochverrath. Er rast und schmäht und wird verbannt. Jubel des Volks.

Vierter Akt. (Sieben Scenen bei Shakespeare.) Erste Scene. (Antium. Nacht.) Coriolan vor dem Hause des Aufidius. Wenige Worte mit den Dienern.

Zweite Scene. (Große Halle im Hause des Aufidius. Coriolan starrt in den Kamin.) Erkennungs-Scene und Dialog mit Aufidius. Intendirter Zug gegen Rom.

Dritte Scene. (Lager vor Rom.) Aufidius und sein Kriegshauptmann. Wachsende Eifersucht des Aufidius.

Fünfter Akt. (Fünf Scenen bei Shakespeare.) Erste Scene. Aufregung, Furcht, Rathlosigkeit in Rom. Erfolglosigkeit der Gesandtschaften an Coriolan. Wuth des Volkes gegen die Tribunen. Menenius und die Frauen sollen den letzten Versöhnungs-Versuch machen.

Zweite Scene. (Lager vor Rom.) Volumnia ꝛc. erscheinen in Trauer. Coriolan erweicht. Folgt seiner Mutter nach Rom, um einen ehrenvollen Frieden zu machen. In seiner Abwesenheit Verschwörung der Partei des Aufidius gegen ihn. Bei seiner Rückkehr Anklage, Streit, Ermordung.

Wer ein Interesse daran nimmt, mag diese Art der Inscenirung mit dem Original vergleichen. Er wird nicht leugnen können (da nun einmal das Ganze nicht aufzuführen ist), daß eine geschickte Hand die Bearbeitung geleitet hat.

Macbeth. Macbeth, neben Othello, ist das Lieblingsstück des englischen Volkes; es ist populärer als Hamlet. Diese Vertrautheit mit der Sache ist hübsch zu beobachten. Man merkt, wie das Publikum auf

gewiſſe Lieblingsſtellen wartet, um dann mit donnerndem Applauſe einzufallen. Dies hat freilich auch Nachtheile im Gefolge. Es verleitet den Schauſpieler nicht nur, es zwingt ihn faſt, die ſchönſten Stellen in einer Weiſe vorzutragen, die blos auf die Ohren der Gallerie, aber nicht auf das Verſtändniß einer feinfühligeren Minorität berechnet iſt. Das berühmte:

I dare do all that may become a man, Who dares do more, is none

wurde von Macbeth-Phelps geſchrieen, und Macduff (Akt V. Scene I.) folgte ſpäter mit einem donnernden:

I shall do so;
But I must also feel it as a man

dem gegebenen Beiſpiel ſeines Direktors.

Im Text iſt wenig geändert; nur einiges gekürzt.

Unmittelbar nach der Beſiegung Macbeths fällt der Vorhang.

Die Scene mit dem Pförtner nach Ermordung König Duncans fällt fort; eben ſo die Scene zwiſchen Roſſe und dem alten Manne, am Schluß des zweiten Akts.

Lady Macduff tritt nicht auf; ihre Ermordung wird nur berichtet (Schluß des vierten Akts).

Alle Aeußerlichkeiten: Arrangements, Koſtüme, Decorationen, ganz vortrefflich. Keine Entfaltung bloßer Pracht, ſondern Wahrheit, oder wenigſtens das, was unſerer gegenwärtigen Kenntniß als Wahrheit gilt. Alle Räume und Baulichkeiten im Normannen-Styl, deſſen Ernſt und Schwere zu dem ganzen Stücke ſtimmt und deſſen erſte Anwendung in England (nach 1066) ungefähr in die Macbeth'ſche Regierungszeit fällt.

Noch ein paar Nebenſächlichkeiten möcht' ich hervorheben, wenn es bei einer Macbeth-Aufführung Nebenſächlichkeiten gibt. Nie hab' ich das Rollen des Donners und das Klatſchen des Regens ſo naturwahr nachahmen hören. Wir hatten den Donner direkt über unſren Köpfen. Im zweiten Akt, während der Ermordung Duncans, werden die Schrecken des Moments durch dieſe klein erſcheinende Aeußerlichkeit nicht wenig geſteigert.

Von kaum mindrem Belang iſt die häufige Anwendung einer Art ſchottiſcher Kriegsmuſik. So oft Truppen angekündigt werden, oder aber

faktisch vorübermarschiren, eben so beim Einzug König Duncans in Macbeths Schloß — immer hört man eine aus Trommel und Violine (wohl anstatt des Dudelsacks) zusammengesetzte Musik, die trefflich zu dem Ganzen paßt.

Geh' ich nun zu den einzelnen Scenen über.

Zuerst die Hexenscenen. Ihr Werth ist sehr ungleich; die betreffenden Scenen im ersten Akt sind geradezu unübertrefflich. Die drei Hexen werden von den drei Komikern der Bühne dargestellt. Ihr erstes Erscheinen ist wirklich nur eine Erscheinung; Alles bleibt in Dunkel und Unbestimmtheit; man hat nichts deutlich erkannt, dunkle Gestalten auf dunklem Hintergrund, nur ein paar graue Locken wehen im Winde. Eh' man sich auch nur annähernd orientirt, ist Alles vorbei. Das Ganze ist wie eine Ouvertüre des Schreckens. Man ahnt, daß etwas Entsetzliches folgen muß. Bei ihrem zweiten Auftreten (Akt I.), wo sie dem Macbeth auf der Haide begegnen, erkennt man sie deutlicher. Die Decoration ist sehr gut; eine kahle, triste Landschaft, wie sie den schottischen Hochlanden eigenthümlich ist, schimmert durch die Dämmerung. Auf einem Erdhügel, unter zwei alten Fichten, die die ganze Vegetation der Haide bilden, stehn die drei Hexen. Der Mißklang ihrer heiseren Stimmen ist zu einer Art Melodie gestimmt und ergänzt sich wie das Geschrei alter und junger Raben. Der Zuruf jeder einzelnen: „all hail Macbeth etc." ist von höchstem Effekt, der sich bis zum Schauerlichen steigert, wenn sie unerwartet (es ist nicht vorgeschrieben) die Worte: „that shalt be king here after" zusammensprechen. Nach dem Verschwinden der Hexen wird es hell, alle Nebel sinken und man übersieht die schottische Landschaft in aller Klarheit. Truppen, im Sonnenschein, rücken an, während man die oben beschriebene wundersame Musik vernimmt. Die Hexenscene im vierten Akt ist verhältnißmäßig schlecht. Hecate, eine wohlgenährte stattliche Dame mit einem Maria Stuart-Hut und einer blinkenden Agraffe dran, macht nichts weniger als einen dämonischen Eindruck, und ihr Gesang, der von unsichtbaren Geistern erwiedert wird, streift an's Lächerliche. Die ganze Scene — verfehlt.

Zweitens: Das Auftreten der Lady Macbeth mit dem Brief in der Hand. Ich werde diesen Moment so leicht nicht vergessen. Nicht sinnend, tief innerlich über einem Mordgedanken brütend, sondern

furienhaft, zur That bereits entſchloſſen, und in einer Weiſe, als ſchwänge ſie bereits den Dolch, um die That zu vollführen, ſo ſtürzt die engliſche Lady Macbeth auf die Bühne. Die dieſem Spiel zu Grunde liegende Auffaſſung iſt meiner Meinung nach falſch. Aber es iſt das Weſen eines bedeutenden Künſtlerthums, von der ihm innewohnenden Gewalt auch ſeinen Irrthümern ein gut Theil zu leihen, und dieſen Irrthümern eben ſo ſehr den Stempel des Genies aufzudrücken, wie ſeinen vollendeten Schöpfungen. Der Irrthum hört dadurch nicht auf ein Irrthum zu ſein, und wenn er uns dennoch bezwingt, ſo iſt er es nicht eigentlich, ſondern nur die Genialität, die ihn begleitet. Dies Auftreten Lady Macbeths iſt ein Fehlgriff, aber ein genialer Fehlgriff, ſo daß man das Bild nicht wieder los werden kann und ohne in ſeinen Anſichten erſchüttert zu werden, bezwungen von der Macht der Erſcheinung, zugibt: „nun ja, man kann es allenfalls auch ſo ſpielen.“ Wie muß dies dämoniſche Auftreten der Lady Macbeth erſt gewirkt haben, als Mrs. Siddons, die Schöpferin dieſer Lady Macbeth, auch zugleich darſtellte, was ſie im Geiſt geboren hatte! Miß Atkinſon iſt ſelbſt eine ausgezeichnete Darſtellerin, aber in dieſer Partie doch nur die Trägerin einer Type- und Geſetz-gewordenen Auffaſſung. Sie kopirt nicht ſklaviſch, ſie iſt mit Leib und Seele dabei, aber dennoch ſpielt ſie im Weſentlichen nach der Tradition. Solche Traditien gilt hier ſo lange als heilig, bis ein neuer Genius kommt und eine neue Type ſchafft. Da Miß Atkinſon ein ſolcher Genius nicht iſt, ſo bleibt ſie der herrſchenden Auffaſſung treu. Das iſt recht, daß ſie das thut. Da ſie an Mrs. Siddons nicht hinanreicht, ſo geziemt ihr Unterordnung und um den Preis kleiner Fehler bleiben uns die großen und genialen Züge*)

*) Die Siddons (eine Schweſter der Kemble's) war ein ächtes Genie, denn ſie ſchuf dieſe große Rolle lediglich nach einem dunklen Drange, nach Inſtinkt, und war unfähig, ſich Rechenſchaft darüber abzulegen. Sie war völlig naiv und durchaus nicht klug, oder gar geiſtreich. Eine Nichte von ihr, auch eine Kemble, die ich vor Jahren kennen lernte, ſagte mir, Angeſichts eines, wenn ich nicht irre, von Sir Joshua Reynold's gemalten, prächtigen Bildes dieſer großen Künſtlerin: she was profoundly dull. Dies iſt eben ſo wahr, wie ſchwer zu überſetzen. Es drückt aus, ſie war eigentlich langweilig und apathiſch, aber dahinter ſteckte eine Prophetin-Natur.

des Vorbilds erhalten, die mit verloren gehen würden, wenn es einmal erst an das Aendern und selbstständige Gestalten ginge.*)

Drittens: Die Ermordung König Ducans ꝛc. Die Scene bietet manches, was von dem bei uns Üblichen abweicht. Wir sehen eine weite Halle; nicht im Hintergrunde derselben geschieht der Mord, sondern in unsrer allernächsten Nähe. Die Halle hat Gemächer zu beiden Seiten; wir sehen einzelne Thüren halb offen stehend. Links, hart am Orchester (aus dem übrigens die paar Fiedler jedesmal verschwinden und nicht störend wirken durch ihre fatiguirten Gesichter), ist das Schlafgemach Macbeths und seiner Lady; gegenüber in derselben unmittelbaren Nähe des Publikums das Schlafgemach König Duncans. Nachdem Macbeth die kleine Thür geöffnet und in das Gemach des Königs getreten, bleibt die Bühne wohl eine halbe Minute lang leer. Dann endlich huscht Lady Macbeth aus ihrem Gemach. Nach den ersten zwei Zeilen (wie übrigens vom Dichter vorgeschrieben) unterbricht sie sich mit einem: „Horch, still!“ und schreitet dann auf die Thür zu, durch die Macbeth eine Minute vorher verschwunden ist. Sie öffnet sie ein wenig und durch die schmale Spalte fällt ein trüber Lichtschein auf die Bühne. In diesem Augenblick flüstert sie die furchtbaren Worte: „He is about it“ (er ist

---

*) Ich habe, seitdem ich diese Zeilen schrieb, Madame Ristori als Lady Macbeth gesehn. Die Leistung ist in ihrer Art so ausgezeichnet, daß es mir hinterher nicht leid thun konnte, 27 Sh. (9 Thlr.) für mein Billet gezahlt zu haben. Aber ebenso genial wie die Lady Macbeth der Ristori unzweifelhaft ist, ebenso verfehlt und un-ladymacbethhaft scheint sie mir zu sein. Das Ganze ist, in Erscheinung, Stimme und Mienenspiel, die Transponirung einer Tragödie des Ehrgeizes in eine Tragödie südlich-sinnlich-verbrecherischer Liebe. Wenn ich Macbeth nicht gekannt und statt der Worte nur das Spiel der Ristori zum Leitfaden und Verständniß gehabt hätte, so würd' ich sie für eine junge Frau gehalten haben, die, an den alten König Duncan verheirathet, sehr unbefriedigt und voll glühender Leidenschaft zu Macbeth ist. Sie kommt mit ihrem Buhlen überein, den Alten aus dem Wege zu räumen und dadurch ihre Vereinigung möglich zu machen. Die Krone ist ein zufälliges Nebengeschenk. Die Ristori scheint in alten und neuen italienischen Tragerspielen, in denen durchaus haarsträubend geliebt oder gehaßt werden muß, so vorzugsweise zu Hause zu sein, daß ihr ganzes Spiel bereits eine entsprechende Type angenommen und sie zur Darstellung einer Lady Macbeth verhältnißmäßig unfähig gemacht hat.

drüber her). Alles wirkt zuſammen, um die Seele bis auf die Höhe des Schreckens zu heben. Kunſt und Bühne können darüber nicht mehr hinaus. Die That iſt endlich gethan, das markerſchütternde Klopfen wiederholt ſich (kein Pförtner tritt auf), Macduff erſcheint, eilt in das Gemach des Königs und findet ihn ermordet. Er ſtürzt auf die Bühne, ganz Entſetzen. Dies wird (von einem ſonſt mittelmäßigen Schauſpieler) ganz vortrefflich geſpielt. Es iſt nämlich kein Theaterentſetzen, kein Theaterlärm, den er macht, es iſt ein Lärm wie Philoktet auf der griechiſchen Bühne nicht gewaltiger geſchrieen haben kann. Das Geſchrei iſt furchtbar wie die That. Er rüttelt und ſchüttelt an dem alten Mauerwerk, reißt am Glockenſtrang und ficht mit dem Schwert um ſich her, während er unabläſſig die Schläfer aus ihrer Ruhe ſchreit. In wenig Augenblicken hat ſich die Halle gefüllt, alles blaß und voll Schrecken. Im Vordergrunde, den bleichen Kopf in die entblößten Schultern gezogen, ſteht regungslos Lady Macbeth, überwältigt von der eigenen That, alt geworden in einer einzigen Stunde.

Viertens: Die Gaſtmahlsſcene im dritten Akt. Die Art der Erſcheinung Banquo's weicht in Einzelnheiten von dem bei uns üblichen ab. Das neue Königspaar hat, auf erhöhten Plätzen, zur Linken der Bühne Platz genommen und überſchaut die Gäſte, die an ſechs oder acht gedeckten Tiſchen ſitzen, von denen immer zwei eine in der Mitte unterbrochene gerade Linie bilden. Die ganze Bühne iſt gefüllt und man hat den Eindruck eines wirklichen Gaſtmahls, eines wirklichen Geladenſeins zahlreicher Thane. Zwiſchen der erſten und zweiten Tiſchreihe, gegenüber dem Königsthrone und genau inmitten der Bühne, erhebt ſich ein aparter Sitz, ein Ehrenplatz für den erwarteten Banquo. An dieſer Stelle erſcheint er in voller Figur, bevor er ſich in den Stuhl niederläßt. Das Geſicht iſt todtblaß, aber unentſtellt. Sein zweites Erſcheinen machte noch einen mächtigeren Eindruck auf mich. Macbeth, um ſich zu vergewiſſern, ob ihn ſeine Sinne getäuſcht oder nicht, hat jetzt neben dem erhöhten Stuhle Banquo's Stand genommen und, die Lehne krampfhaft faſſend, ſpricht er zum zweiten Male den Namen des Gemordeten. Statt abermals aus der Tiefe emporzuſteigen, tritt dieſer leiſe, aber raſch aus der Couliſſe hervor und poſtirt ſich vor den erſten Tiſch in unmittelbarer Nähe der Lampen. Jetzt erſt erkennt man die tiefe Halbrunde. Zurück-

tretend verſchwindet er, wie er gekommen. (Ich habe ſeitdem geſehen, daß das zweite Erſcheinen Banquo's auf der Berliner Bühne in ſehr ähnlicher Weiſe dargeſtellt wird, wie ich es in Vorſtehendem geſchildert habe.) Das Spiel Macbeths ſowohl wie der Lady Macbeth iſt in dieſer ganzen Scene vortrefflich. Schon hier empfinden wir ein tiefes Mitgefühl mit Beiden. Die blaſſen, raſch gealterten Geſichter Beider ſagen uns, wie theuer ſie dieſe Krone und dieſen Königsmantel erkauft. Wenn Lady Macbeth von den „Anfällen" des Königs ſpricht, ſo glauben wir daran. Seine ganze Erſcheinung iſt die eines Schwerkranken, den nur ein mächtiger Wille aufrecht erhält. Die Morde, die er auf einander häuft, erfüllen uns nicht mehr mit Abſcheu, ſondern nur noch mit Trauer um den, der ſie begeht; ſie erſcheinen uns wie die Strohhalme, nach denen ein Ertrinkender greift. Der Phelps'ſche Macbeth iſt von Anfang an eben ſo ſehr eine Geſtalt der Schwermuth, als ein Träger dämoniſchen Ehrgeizes. Dies gibt der Rolle einen eigenthümlichen Reiz. — Die Lady Macbeth war auch an dieſer Stelle bedeutend. Das Fliegen ihrer Glieder, während ſie auf dem Throne ſitzt und Macbeth zum Banquo ſpricht, ihr Aufſtehn, ihr Schreiten von Tiſch zu Tiſch, ihre Beſchwichtigungs-Verſuche, endlich die grandioſe Art, wie ſie die Gäſte entläßt — alles vortrefflich. In allem eine wunderbare Miſchung von Angſt und Majeſtät.

Fünftens: die Nachtwandelſcene. Im Ganzen untadelhaft, nur durch zu viel Licht (das der Scene und der weißen wandelnden Geſtalt das Geiſterhafte nimmt) weſentlich beeinträchtigt. Der Geſichtsausdruck Lady Macbeths weniger grauſig, als vielmehr unendlich elend, ohne jedoch durch einen ſentimentalen Zug das Charakterbild zu verwiſchen. Es bleibt Lady Macbeth. Ihr Kopf iſt in die Schultern gezogen, als ob ſie fröre und die dunklen Schatten unterm Auge verrathen ihre ſchlafloſen Nächte. Das Händewaſchen konnte mit mehr Maß geſchehen.

Schließlich der Kampf zwiſchen Macbeth und Macduff brillant wie immer. Kein Geklapper mit den Blechſchilden, kein Sieg hinter der Couliſſe, ſondern wirkliche, ſichtbare Klingen-Arbeit, bis wir Macbeth unter dem Jubel der Gallerie zuſammenſinken und den Vorhang fallen ſehen.

Wenige Tage, nachdem ich die vorſtehenden Bemerkungen über den

„Macbeth in Sadlers-Wells“ niedergeschrieben hatte, kehrt' ich auf einige Wochen nach Berlin zurück. Es traf sich, daß während meiner Anwesenheit daselbst „Macbeth“ gegeben wurde. Ich ermangelte nicht, unter den Zuschauern zu sein und fand auf die Weise Gelegenheit, eine englische und eine deutsche Macbeth-Vorstellung unmittelbar (kaum getrennt durch vierzehn Tage) mit einander zu vergleichen. Möglich, daß seitdem (1857) sich manches verändert hat. Ich behalte, was die damalige Berliner Macbeth-Vorstellung bot, nur deßhalb im Auge, um überhaupt irgendwelches Vergleichungs-Objekt behufs besserer Charakterisirung einer englischen Macbeth-Vorstellung zu haben. Ich schreibe keine Kritik der Berliner Bühne, sondern nur Studien über die Londoner Theater, das Ziehen von Parallelen aber ist freilich instruktiver, als ein bloßer Bericht.

Ich halte mich zunächst auch an Aeußerlichkeiten, ehe ich zu dem eigentlichen Spiel übergehe.

Darf ich fragen, was sich die Intendantur oder Regie dabei gedacht hat, als sie für das Zeitalter Macbeths den Tudorstyl adoptirte und sämmtliche Schlösser, Façaden und Hallen nach dem berühmten Vorbilde der Kapelle Heinrichs VII. baute? Wenn man sich solche Freiheiten erlauben und in der „Metropole der Intelligenz“ aller Bau- und Kulturgeschichte in dieser Weise Hohn sprechen will, warum dann nicht lieber gleich ein Roccoco-Schloß? Ja ich würde einen solchen Monsterbau mit seinen Schnörkeln und Verschlingungen vorziehen. Bei richtiger Beleuchtung hat der Roccocostyl etwas Spukhaftes; es glotzt einen aus den Ecken an, wie wenn Zwerge und Kobolde darin säßen und allerhand Teufelszeug trieben. Ich könnte mir eine Lady Macbeth in solcher Umgebung schon denken, wie denn die Roccoco-Schlösser in der That gelegentlich eine Geschichte haben, die an Intrigue und Graus und Mord hinter nichts zurückbleibt, was uns vom Than von Fife berichtet wird. — Die Berliner Regie kann gegen meine Anklage freilich eine doppelte Vertheidigung erheben: sie kann entweder sagen, Macbeth lebte in vorhistorischer Zeit und wir wissen nichts über den schottischen Schloßbau jener Periode; oder sie darf mit den Fingern knipsen und mich bedeuten, daß das Alles Nebensache sei und daß es nicht darauf ankomme, ob König Duncan unter einem Spitzbogen- oder Rundbogenfenster ermordet werde. Ich kann beide Antworten nicht gelten lassen. Macbeth ist kein

Sagenkönig. Er regierte um die Mitte des 11. Jahrhunderts. Wir wissen allerdings nicht genau, wie die schottischen Schlösser in der Zeit ausgesehen haben, aber wir wissen ganz bestimmt, daß sie nicht im Tudorstyl gebaut waren. Im Nordwesten Europa's herrschten damals die Normannen, und der normannische Baustyl kam nach England, wenige Jahrzehnde nach dem Tode Macbeth's. Der Normannenstyl ist ein Zeitgenoß Macbeths, und darin liegt die Berechtigung, ihn für die schottischen Schlösser jener Zeit zu acceptiren. Will die Berliner Regie das nicht gelten lassen, will sie ihren eigenen Weg gehen, gut, so baue sie dem Macbeth ein altsächsisches oder meinetwegen auch ein byzantinisches Schloß auf die Leinwand, aber ein Schloß im Tudorstyl ist und bleibt verpönt, weil wir zu genau wissen, daß es nicht so gewesen sein kann. Will man das andere Hinterpförtchen benutzen und hervorheben, daß es auf Accuratesse bei solchen Dingen nicht eben ankomme, so bestreit ich erstlich das und spreche zweitens die Ueberzeugung aus, daß die Berliner Regie das selbst nicht glaubt. Da wo die Leute naiv drauf los spielen, bin ich wahrhaftig der Letzte, der sich durch einen Decorationslappen, und wenn er wie die Faust auf's Auge paßte, in seinem Genuß und seiner freudigen Anerkennung stören läßt; wo man aber den Professor zeigen will, da zeige man auch, daß man nicht bloß ein Professor der höheren Magie ist, der den Leuten ein x für ein u zu machen versteht. Wenn einem Jemand die Elle, mit der er gemessen sein will, in die Hand zwingt, so ist es seine Schuld, wenn er zu kurz befunden wird.*)

Sei mir an dieser Stelle noch ein Wort über unsere Decorationsmalerei im Allgemeinen erlaubt. Wir malen alles auf Leinwand, während hier das eigentliche Bild, das den Bühnenraum nach hinten zu begrenzt, auf Holz gemalt wird. Die ganze Wand besteht aus zwei Hälften, die in einem Spalt des Fußbodens bequem hin und her

*) Wie man es drehn und wenden mag, die Benutzung des Tudorstyl in Macbeth ist ein Schnitzer und erinnert an jene Landkarte von Amerika, die man bei Aufführung des „Columbus“ dem auf Entdeckung Ausziehenden bereits vorsorglich in die Kajüte gehängt hatte. Columbus war in der That dem Festlande von Amerika und sogar einer Karte desselben um mehrere Jahrhunderte näher, als Macbeth dem Tudorstyl.

gleiten können und bei jedem Scenenwechsel, wie aus der Piſtole geſchoſſen, zuſammenfahren. Die Farben auf dieſer Holzwand zeichnen ſich durch Friſche und Lebhaftigkeit aus; was aber derſelben, meinem Ermeſſen nach, beſonders zur Empfehlung dient, das iſt ihre verhältnißmäßige Solidität. Wenn Macbeth die endlos lange Treppe zum Schlafgemach König Duncans emporklimmt und alles wackelt und zittert unter der Wucht des ſtattlichen Hrn. Hendrichs, ſo wird es einem durch ſolche ſcheinbare Geringfügigkeit ad oculos demenſtrirt, daß die ganze Sache ja nur Komödie iſt, und wenn im fünften Akt das weiße Nachtkleid der Lady Macbeth die ſämmtlichen Säulen des Kreuzgangs in Bewegung ſetzt, ſo ſtört das wirklich und wird wohl von Niemand als eine ſymboliſche Darſtellung aufgefaßt werden, daß das Haus Macbeth bereits wankt und ſchwankt und ſeinem Zuſammenſturze nahe iſt.

Nun ein paar Worte über die ſehr weſentlichen Mängel, die aus einer unkünſtleriſchen Benutzung des Raums, aus einer ſchwer zu begreifenden Gleichgültigkeit gegen die Wirkungen von „nah“ und „fern“ reſultiren. Hofbühnen ſcheint es mit ihrem Raum zu gehen, wie Müßiggängern mit ihrer Zeit: ſie wiſſen beide nicht, wie ſie ihr Zuviel los werden ſollen. Der zweite und dritte Akt des „Macbeth“ laboriren an zu viel Raum. Ich habe bei Beſprechung der Aufführung im Sadlers-Wells-Theater mehrfach hervorgehoben, daß es die Nähe, die Unmittelbarkeit, das ſich „mitten drunter wiſſen“ iſt, was die Ermordungs- und die Gaſtmahlsſcene ſo gewaltig, ja, ich muß es ſagen, ſo haarſträubend macht. Von alledem empfand ich im Schauſpielhauſe verhältnißmäßig wenig. König Ducan wird nicht nebenan, nicht Wand an Wand mit mir ermordet, ſondern weitab. Der ganze Bühnenraum liegt zwiſchen der That und mir; und nicht das allein, es iſt ein großes, weitſchichtiges Gebäude, in deſſen allerletztem Zimmer vielleicht der Mord geſchieht. Auch die hohe Treppe, die Macbeth erklimmt, entfernt den Schauplatz der That noch mehr von mir. Dadurch geht alle Intenſität verloren; jener kleinen aber bedeutſamen Züge (wie das Hervorſchimmern des Lichts und das Lauſchen der Lady Macbeth an der verhängnißvollen Thür) zu geſchweigen. Wenn ſich nachher der ganze Bühnenraum mit entſetzten Schloßbewohnern füllen ſoll, ſo thut er das nicht, weil er nicht kann, weil dazu mehr als eine Compagnie Soldaten gehören würde. So bleibt denn die Bühne verhältnißmäßig leer,

was wiederum den Eindruck abschwächt. Im dritten Akt, bei der Gastmahlsscene, ist dies räumliche Zuviel noch bedenklicher. Das Ganze nimmt sich überhaupt aus, als ob eine kleine Judenfamilie im Hintergrunde Schabbes feierte: weißes Tischtuch, silberne Leuchter, Lady Macbeth in Seide. Ich frage jeden Unbefangenen, ob er sich so ein königliches Festmahl denkt? Ob König Macbeth den Adel seines Landes an solche Familientafel setzen konnte? Für wen hat er denn den Hermelin angezogen und die Krone auf's Haupt gesetzt? Zur Begehung einer Festlichkeit. Von dieser Festlichkeit sehen wir nichts. Macbeth wäre nicht durch höllische Mächte, sondern durch Knickerei gestürzt worden, wenn er so „im engsten Zirkel" den schottischen Adel bewirthet hätte. Im Sadlers-Wells-Theater steht die ganze Bühne voll gedeckter Tische, und es macht einen wunderbaren Eindruck, wenn die Königin in ihrem goldgestickten Scharlachmantel von Tisch zu Tisch fliegt und die Gäste zu beschwichtigen sucht. Von alledem in Berlin nichts; es sind nur fünf oder sechs Personen geladen. Vollends bedenklich wird die Sache dadurch, daß dieser einsam verlorene Tisch ganz im Hintergrunde steht, und dadurch den erscheinenden Banquo so fern von uns hält wie nur irgend möglich. Auch die Geister müssen uns mehr auf den Leib rücken; wenn eine Bühne das einzurichten versteht, wird sie nicht an der gefürchteten Superklugheit des Publikums scheitern, — es ist damit so schlimm nicht.

Uebrigens ist es nicht mehr als billig, daß ich an dieser Stelle auch einzelne Vorzüge der eben besprochenen Scenen hervorhebe, die zum Theil mit dieser Art des Arrangements zusammenhängen. Das sich Zurückziehen König Duncans in die große Halle des Macbeth'schen Schlosses, der kurze Einblick, den wir in das zum abendlichen Festmahl hergerichtete Zimmer gewinnen und dann das mälige Schließen der Thüren, wodurch das frühere Halbdunkel auf der Bühne wieder hergestellt wird, alles das ist außerordentlich wirksam und mit feinem Sinn arrangirt. In der Gastmahlsscene scheint mir die Art, wie Banquo auf seinem Platz am Tisch erscheint, vor dem früher üblichen Arrangement den Vorzug zu verdienen. Das Aufsteigen aus der Versenkung hat immer etwas Mißliches, schon weil es Lärm macht, was sehr ungeisterhaft ist. Wenn ich recht gesehen habe, tritt er jetzt aus der Seitenwand einer Nische in diese Nische selbst (an der sich gerade

ſein oder Macbeths Platz befindet) hinein und überblickt den Tiſch. Das iſt gut. Ebenſo gibt die große Bühnenausdehnung und das beſcheidne Placement des Feſttiſchchens in den Hintergrund eine nicht zu leugnende Gelegenheit, den Rapport über Banquo's Ermordung, der ihm von dem auf allen Vieren herangekrochenen Mörder in Gegenwart der bereits verſammelten Gäſte abgeſtattet wird, ſo plauſibel wie irgend möglich zu machen. All dies erkenne ich bereitwilligſt an; aber es reicht nicht aus, um die großen Nachtheile aufzuwiegen, die durch die räumliche Auseinandergezerrtheit von Scenen herbeigeführt werden, deren Macht ſich mit der Concentration ſteigert.

Nun Einiges über die Hexenſcenen. Sie ſcheinen mir von Grund aus verfehlt, weil man ſich über das „Was" und „Wie" dieſer Hexen gar nicht klar gemacht, ſondern ohne viel Federleſens den erſten beſten Hexentypus acceptirt hat. Dieſe drei Karrikaturen (denn das ſind ſie) wirken mehr komiſch als ſchauerlich. Sie ſehen aus (und geberden ſich) als ſeien ſie durch Kreuzung der rothen Teufel im Don Juan mit der alten Hexe im Goethe'ſchen Fauſt raſch und kunſtgerecht erzielt worden. Ich glaube aber nicht, daß Shakeſpeare ſolche Baſtarde beabſichtigt hat. Die drei Macbeth-Hexen ſind Schickſalsſchweſtern, dämoniſche Parzen, die den Lebensfaden Macbeths für die Hölle ſpinnen. Sie müſſen ſein wie drei Raben auf dem Wetterdach, nicht wie drei bunte Papageien, deren Renommir-Gekreiſch nur das Ohr ängſtigt, aber nicht das Herz. (Die eine Hexe (muthmaßlich Herr Hill) ſpielte die Rolle ganz im Einklang mit dem Hexentypus, den der Schauſpieler Wihl in früheren Jahren für die alte, durch den Schornſtein fahrende Hexe im Fauſt geſchaffen hat. Herrn Wihls Auffaſſung und Spiel waren gleich vortrefflich, aber es exiſtirt kaum irgendwelche Aehnlichkeit zwiſchen dieſer Beherrſcherin der Hexenküche und jenen drei Nebelgeſtalten auf der ſchottiſchen Haide.) Wer da glaubt, daß alle Hexen ſich ähnlich ſehen, hat wenig mit ihnen zu thun gehabt und gleicht jenen Kindern, die darauf ſchwören, daß alle Mohren ein und daſſelbe Geſicht haben.) Die betreffenden Scenen im vierten Akt waren übrigens nichtsdeſtoweniger beſſer, als in Sadlers Wells, wo Hecate mit der Agraffe Alles verdarb. Nur eins iſt ſicherlich nicht gut zu heißen: die Art und Weiſe, wie der Hexenſpruch (beim Hineinthun der

Raritäten in den Keſſel) geſprochen wird. Das iſt ſchlimmer wie Schul-Declamation. Es kommt ja gar nicht darauf an, ob ich erfahre, daß das Krötenherz und der Schlangenmagen wirklich hineingekommen iſt, oder nicht; es kommt auf die Totalwirkung an, und die geht bei dieſer breiten gefliſſentlichen Betonung jeder einzelnen Sylbe durchaus verloren.

Herrn Hendrichs' Macbeth iſt nicht ſchlecht. Es iſt keine große Leiſtung, die einen Eindruck für lange Jahre hinterläßt, aber es iſt alles, was man erwarten kann; der Schauſpieler bleibt nicht hinter ſich und ſeinem Ruf zurück. Im zweiten und dritten Akt hat er ſehr viele, durchaus gelungene Momente, aber eins vermißt man freilich: eine Grundanſchauung von dem Charakter, den er repräſentirt. Er ſpielt den Macbeth ſcenenweiſe, er ſpielt ihn nicht aus einem Guß; wir ſehen ihn dies und das und dann ein Drittes thun, aber wir haben keine eigentliche Charakter-Entwicklung, keine Folgerichtigkeit, keine innere Einheit im äußerlichen Wechſel vor uns. Darin bleibt der Hendrichs'ſche Macbeth weit hinter dem Phelps'ſchen zurück. Ich habe bei Beſprechung der Gaſtmahlsſcene (ſiehe oben) anzudeuten geſucht, wie Phelps den ganzen Macbeth faßt und durchführt.

Fräulein Heuſſers Lady Macbeth, mit Bedauern ſprech' ich es aus, hat ebenfalls nur Anſpruch auf ein ſehr bedingtes Lob. Man kann ſchon zugeben, daß ſie den Charakter aus einem Guſſe gibt, aber der Guß iſt dünn und zerbrechlich. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob ſie die dämoniſche Tiefe der Lady Macbeth nicht ausreichend begreift, oder ob es ihr nur an der ausreichenden Kraft fehlt, das was ſie voll und richtig erkannt hat, auch dem entſprechend darzuſtellen. Was es auch ſein möge, es iſt jedenfalls eine ſchlaffe Lady Macbeth, die ſie gibt, es fehlt alle Energie und Leidenſchaft, und man hat nie das Gefühl, daß mit Blut und Mord um Kronen gewürfelt wird. Wenn ſie im zweiten Akt dem Macbeth ſagt, „Du mußt es nicht ſo tief nehmen," ſo macht das den Eindruck, als handle es ſich um unterſchlagene Pupillengelder; es iſt kein Verhältniß zwiſchen der Furchtbarkeit der äußern Vorgänge und den Vorgängen in ihrem Gemüth. Am Schluß der Scene ſteht ſie da (indem ſie ſich mit der Hand am Gitter hält), wie eine vor Schreck halb ohnmächtig gewordene Frau, aber nicht wie Lady Macbeth, die einen Königsmord begangen hat und der das böſe Ge-

wiſſen zum erſtenmal ſein Schlangenhaupt zeigt. In der Gaſtmahlsſcene iſt ſie völlig ſchwach und unzureichend. Am charakteriſtiſchſten für ihre Lady Macbeth iſt jedoch die Nachtwandelſcene im fünften Akt. Sie verwechſelt hier geradezu Lady Macbeth mit Gretchen; ſie ſpielt dieſe Scene, als habe ſie aus Liebe gefehlt; Hingebung, Fall, Kindesmord, alles die Folge eines urſprünglich ſchönen Gefühls, das uns rührt und die volle Zuſtimmung unſeres Herzens hat. Auch im Charakter der Lady Macbeth ſehen wir die weibliche Natur, gegen die ſie ſich verſündigt, ſchließlich triumphiren und dieſe Nachtwandelſcene iſt die Spitze dieſes Triumphs. Aber ſo gewiß dadurch Mitleid an die Stelle des Entſetzens tritt, dennoch bleibt es Lady Macbeth, die vor uns wandelt und die Hände wäſcht, und das urſprünglich Dämoniſche dieſer Natur muß durch all' dies Weh und Elend hindurchſchimmern. Sie fiel nicht aus menſchlicher Schwäche, ſondern aus teufliſcher Kraft, und jede Lady Macbeth iſt keine Lady Macbeth mehr, die, beabſichtigt oder nicht, jene Schwäche dieſer Kraft ſubſtituiren will.

Herrn Deſſoirs Macduff iſt eine gut und verſtändig geſpielte Parthie. Im vierten Akt, wo er durch Roſſe die Ermordung von Weib und Kind erfährt, reicht die Bezeichnung „gut und verſtändig" nicht aus; dieſen ſehr ſchwierigen Theil ſeiner Rolle ſpielt er vortrefflich. Im zweiten Akt hingegen, wo er nach der Entdeckung vom Morde König Duncans die Schläfer weckt, läßt er zu wünſchen übrig. An dieſer Stelle war Mr. Marſton von Sadlers-Wells, der im Vergleich zu Herrn Deſſoir eigentlich nur ein Couliſſenreißer iſt, um vieles beſſer. Andeuten möcht' ich bei dieſer Gelegenheit, daß auch das, was wir Couliſſenreißerei nennen, gelegentlich (und verſteht ſich bis auf einen gewiſſen Grad) am Platze ſein kann. Ungefähr ſo wie eine geſunde Naturburſchengrobheit unter Umſtänden höher ſteht, als die maßvollſte Gentlemanſchaft oder der abwehrendſte Witz. Denn wohlverſtanden, Couliſſenreißerei iſt nicht allemal „Affectation;" ſie iſt „Maßloſigkeit," kann aber ſehr ehrlich gemeint ſein. Entſchieden mißbilligen muß ich Herrn Deſſoirs Koſtüm. Dieſer ſchwarze Sammtrock mit dem rothſchottiſchen Beſatz macht den Eindruck des Gezierten und ſieht aus wie das Reſultat einer mehrſtündigen, ernſten Berathung mit dem Theaterſchneider. So was kann geſchehn, aber man muß es hinterher nicht merken.

Malcolm und Rosse wurden ausreichend gegeben; sie waren, was man von den Trägern solcher Parthien im Allgemeinen verlangen kann. Der Sohn der Lady Macduff sprach seine paar Worte sehr brav; nicht dasselbe kann ich von der Lady selber sagen. Sie sah so urgemüthlich aus, als käme sie eben von einer Abendgesellschaft oder Whistparthie und hätte sich bei der Wirthin mit den Worten beurlaubt: „Liebste N., auf einen Augenblick meine Karten, — Sie wissen ja — in zehn Minuten bin ich wieder da."

König Duncan wurde glücklicherweise im zweiten Akt schon ermordet. Er spielte nicht schlecht, sprach aber, namentlich das R, so äußerst schulgerecht und affektirt, daß es mich nervös machte.

So weit meine Bemerkungen über den Berliner „Macbeth." Wer an einzelnen Wendungen und Vergleichen (die ich sicherlich nicht wählte, um zu verletzen, sondern nur um möglichst scharf zu charakterisiren) nicht allzusehr Anstoß nimmt, wird mir nicht Unbilligkeit verwerfen können. Die Haltung des übrigens sehr gewählten und feinfühligen Publikums war so kühl und nüchtern, daß ich mit der Ueberzeugung das Haus verließ, einer der am meisten Befriedigten zu sein. Ich bin im Voraus sicher, daß jeder Gebildete die Bedenken theilen wird oder schon getheilt hat, die ich gegen gewisse Aeußerlichkeiten und Arrangements, dann aber insonderheit gegen die Hexenscenen und das nicht überall ausreichende Spiel Macbeths und der Lady Macbeth geäußert habe. Irrte ich mich aber auch in dieser Voraussetzung, so wird mir doch das gute Gewissen bleiben, daß ich nicht zu denen gehöre, die in die Fremde gehn, um in der Heimath hinterher alles schlecht zu finden. Aber freilich der Wahrheit die Ehre.

Fünftes Kapitel.

Die Antwort auf die Frage.

Wohin neigt ſich nun die Schale? Wo ſteckt das Beſſere? Wer hat zu lernen? Haben wir bei den Engländern in die Schule zu gehen oder umgekehrt? Ich will verſuchen, auf dieſe Fragen zu antworten.

Um das zu können, hab' ich zunächſt Aeußerliches und Innerliches, Sceniſches und Perſönliches, Theater-Apparat und Schauſpielkunſt zu trennen.

Wer meinen Auslaſſungen bis hierher gefolgt iſt, wird wahrgenommen haben, daß ich durch gewiſſe Bühnen-Arrangements vielfach überraſcht, gemeinhin befriedigt worden bin. Ich verweiſe auf das, was ich bei Gelegenheit des „Hamlet" und „Macbeth" in Sadlers-Wells und vorher bei Beſprechung Heinrichs VIII. und des Sommernachtstraums im Prinzeß-Theater geſagt habe. Ich muß auch jetzt mein vergleichendes Urtheil dahin abgeben, daß ich bis dieſen Augenblick nichts praktiſcher Arrangirtes, als die drei erſten Akte des Macbeth, nichts ſceniſch Wirkſameres, als das Auftreten des Geiſtes im Hamlet, und nichts Reizenderes und Geſchmackvolleres, als den Elfentanz im Sommernachtstraum oder den Fackeltanz in Heinrich VIII. geſehen habe. Unſere Hoftheater beſitzen zwei Dinge, mit denen ſie nicht recht wiſſen, was ſie anfangen ſollen: Raum und Reichthum, zwei Kräfte, die ſich abwechſelnd verzehren. Reichthum in zu vielem Raum hört auf, er ſelbſt zu ſein, und macht den entgegengeſetzten Eindruck (ich erinnere an die Gaſtmahls-Scene im Macbeth); andererſeits macht auch der Reichthum den Raum todt und es pflegt eine intendirte Reichthums-Entfaltung, die Vorbereitung zu einem Tableau, einem Tanz oder Feſtzug, den allernöthigſten Raum oft in unverantwortlicher Weiſe zu beſchränken. Eine wichtige Scene wird auf ſechs Fuß breitem Terrain, mit einer wackligen Leinwand im Hintergrund, troſtlos abgehaſpelt, nur damit hinterher einige Kronleuchter mehr den gothiſchen Dom erhellen und ein magiſches Licht verbreiten können. Wo man weniger Wachslichte und eine minder prächtige Kirchen-Decoration hat, gönnt man der armen Scene vorher ihr Recht und ihren — Raum. Ich glaube, daß wir nach dieſer Seite

hin sehr wohl von den Engländern lernen können; ihre Arrangements sind zweckentsprechender und kulturhistorisch-gewissenhafter, darüber bin ich mir völlig klar. An Pracht, Glanz und dekorativer Kunst mögen wir ihnen im Allgemeinen überlegen sein; aber an Wirkung auf Sinn und Gemüth bleibt unsere Pracht und unsere Kunst hinter dem zurück, was eine Privatbühne, wie das Prinzeß-Theater, leistet. Ich bin kein regelmäßiger Besucher unsrer Opern und Ballets gewesen; indeß ich kenne doch die Mehrzahl — nichts hab' ich in ihnen gesehen, was sich an poetischer, tief ergreifender Wirkung dem Herabschweben jener lichtumflossenen Engel vergleichen ließe, die der sterbenden Königin Katharina (in Heinrich VIII.) die Palme des Friedens bringen. Aber irrt' ich auch hierin, hätten wir wirklich Gleiches und Besseres selbst, so viel muß stehen bleiben, daß wir uns nicht in den bedenklichen Glauben des durchaus Fix- und Fertigseins hineinzuleben, vielmehr anzuerkennen haben, daß sich auch auf diesem, mit der bildenden Kunst eng zusammenhängenden Gebiete allerlei Nachahmenswerthes von jenseits des Kanales holen läßt.

Was nun die Schauspielkunst selber angeht, so ist es Pflicht und Schuldigkeit, einzuräumen, daß unsere Besten im Großen und Ganzen besser sind, als die Besten hier. Edmund Kean und die Kemble's sind todt, Macready hat sich von der Bühne zurückgezogen und Charles Kean und Mr. Phelps, diese Epigonen jener großen Epoche, bleiben (einzelne Vorzüge unbedenklich zugegeben) theils an natürlicher Begabung, theils an künstlerischer Vertiefung hinter Emil Devrient, Dawison und in einzelnen Partieen selbst hinter Dessoir zurück. Greif' ich noch um 25 Jahre weiter in unser Bühnenleben rückwärts, so stellt sich das Urtheil noch klarer und unzweifelhafter heraus: das moderne englische Theater hat keinen Ludwig Devrient und keinen Seydelman, und selbst seine Chancen sind geringer als die unsrigen, solche Männer und Kräfte neu erstehen zu sehen.

Die Gründe sind einfach die, daß erstens die in anderer Beziehung nicht genug zu preisende Macht der Traditien die eine Schattenseite hat, alles selbstständige Streben mehr oder minder im Schach zu halten, und daß zweitens die mit den englischen Lebens- und Erwerbs-Verhältnissen zusammenhängende Sucht, Theater-Unternehmer und erster Acteur zugleich zu sein, den besten Mann, das energischste Streben nothwendig

halbiren muß und da zur Zersplitterung führt, wo vollste Concentration zu wünschen wäre.

So weit wären wir im Vortheil und unsere großen Künstler der Zukunft finden bei uns voraussichtlich eine bessere, ihrer Kraft-Entwicklung günstigere Rennbahn vor, als das englische Theater sie bietet. Aber die Genies sind überall dünn gesäet und Zustände, die der Entwickelung großer selbstständiger Kräfte äußerst günstig sind, können ungünstig einwirken auf die Gestaltung der großen Masse. Wir haben auf unseren Bühnen so sehr viel Leute, die Ludwig Devrients und Seydelmanns sein möchten, ja es zu sein glauben, und die im einen Fall sich himmlisch naiv einem unklaren Drange überlassen, davon ausgehend, daß es der Zug der Inspiration und des Ingeniums sei, und die im andern Falle an ihren Rollen herumklügeln und herumdüsteln, Neues entdecken und darstellen wollen und nie und nimmer zu dem Einsehen gelangen, daß es nicht blos auf das Suchen ankommt, sondern vor Allem darauf, daß auch ein Auge da ist, was etwas zu finden vermag. Sie suchen und suchen, wie alte Spittelfrauen mit dem Krückstock.

Und doch sind diese noch die besten. Alles ehrliche Streben hat etwas Respektables und Tolerables, auch wenn es irre führt und selbst der Lächerlichkeit verfällt. Das Leiden unsrer Bühnen sind die Gecken. Jeder derselben glaubt, daß es ohne ihn nicht geht und daß die ganze Vorstellung mit ihm steht oder fällt. Diese jungen Mimen haben etwas von „Ensemble" gehört und definiren das, im Einklang mit ihren Herzensgelüsten, dahin, daß es gleichgültig sei, ob man den ersten Liebhaber oder den bloßen Briefträger spielt; jeder sei gleich wichtig. Und so wünscht denn auch der Briefträger einen unverlöschlichen Eindruck auf sein Publikum zu machen. Sie erinnern sich gewisser Normal-Vorstellungen, in denen es insoweit keine Nebenrollen gab, als auch die kleinste Parthie von einem berühmten Namen gegeben wurde, aber sie vergessen dabei das Eine, daß das Spiel des berühmten Mannes gerade darin so meisterhaft war und so trefflich zur Gesammtwirkung beitrug, daß er den Bedienten als Bedienten und nicht als Dunois oder Max Piccolomini gab. Was ist die Folge dieser Eitelkeit und dieses sich Vordrängens? Affectation, Unwahrheit, Gespreiztheit. Der Wunsch des Einzelnen, an jeder Stelle ein ebenbürtiger Künstler zu sein, bringt uns zuletzt um alle Kunst und macht die Bühne zu einem Tum-

melplatz privilegirter Ziererei. Auch die Guten, die sich durcharbeiten, behalten davon und kommen später mit ihrem angebornen Talent nicht über die böse Angewöhnung hinweg. Das Natürliche ist ihnen verloren gegangen. Ich nenne einen Namen, der klar zeigt, was ich meine — Moritz Rott. Ein großes, aber von Jugend auf um allen Natur laut" gekommenes Talent.

Man spricht jetzt viel von einer neuen Aera der Schauspielkunst, von dem Realismus einer neuen Schule. Auch an Gegnern fehlt es nicht. Diese haben Recht, wenn sie sich gegen die rothen Wollenfäden auflehnen, die Madame Ristori als sich verblutende Mirra aus dem Busen zupft. Aber von solchen Einzelnheiten abgesehen, denke ich, wir haben alle Ursach, diese neue Schule, die zur Zeit noch im Dunkeln tappt, freudig zu begrüßen, selbst dann noch, wenn sie hier und da über das rechte Maß hinausgehen sollte. Mit dem bloßen Daguerreotyp des Lebens ist es freilich nicht gethan, die Kunst erheischt mehr, aber das unverkennbare Streben nach Wahrheit, nach Emancipation von jenem conventionellen Plunder, der Ziererei und Idealität verwechselte, dies Streben muß nothwendig dahin führen, wieder Menschen auf unsrer Bühne heimisch zu machen, Menschen, aus denen sich dann der wahre Künstler entwickeln mag.

Was das englische Theater bis diesen Augenblick noch vor dem unsrigen voraus hat, das ist seine Tradition mit Bezug auf die großen und seine Kunstlosigkeit mit Bezug auf die kleinen Rollen. Seine Traditionen mögen gelegentlich der Entfaltung eines Talents hinderlich gewesen sein, im Großen und Ganzen haben sie das Talent vor bedenklichen Kreuz- und Quersprüngen bewahrt und ihm den Weg vorgezeichnet, auf dem es sich versuchen mag. Seine Kunstlosigkeit auf der andern Seite, das geringe Maß von Ansprüchen, das Direction und Publikum allen untergeordneten Partieen gegenüber erheben, hat wenigstens dahin gewirkt, den Menschen auf der englischen Bühne nicht aussterben zu lassen, und während wir der Umkehr vor allen Dingen bedürfen, genügt hier die Fortentwickelung.

Nachſchrift.

Berlin im Oktober 1859.

Der letzte Winter führte Mr. Phelps und ſeine Truppe nach Berlin und gab unſerem Theaterpublikum ſo wie einer Anzahl von Fremden aus allen Theilen Deutſchlands, eine treffliche Gelegenheit, die Licht- und Schattenſeiten engliſcher Shakeſpeare-Aufführungen, ſo wie des engliſchen Theaters überhaupt durch Augenſchein kennen zu lernen.

Ich will nicht leugnen, daß ich der erſten Aufführung mit einiger Sorge entgegen ſah. Aus langer Erfahrung mit dem kritiſchen Sinn unſeres Publikums, ja mit der Neigung deſſelben zu Tadel und Abwehr wohl vertraut, fürchtete ich eine kühle Aufnahme der vertrauungsvoll zu uns herübergekommenen Gäſte. Ich befand mich in der Lage eines Mannes, der ſehr viel von der Schönheit ſeiner entfernt lebenden Schweſter geſprochen hat und ſich am Tage der Vorſtellung entſinnt, daß es ihren Zügen denn doch an Regelmäßigkeit fehlt und eben alles vom Glück und der Beleuchtung abhängt. All die alten oft gehegten Bedenken wurden wieder lebendig in mir, ob nicht doch vielleicht der verklärende Zauber der Fremde mein Urtheil zu Gunſten der engliſchen Art und Weiſe beſtochen habe. So kamen die Vorſtellungen heran, aber gleich nach der erſten, allerdings nur von theilweiſer Zuſtimmung begleiteten Aufführung des Othello, folgten raſch jene Treffer, die die Theilnahme des Publikums bis zum Geſammtſchluß hin, in beſtändigem Wachſen erhielten.

Die Stücke, die zur Aufführung kamen, waren folgende: Othello, Hamlet, Macbeth, Lear, Heinrich IV., der Kaufmann von Venedig und die luſtigen Weiber von Windſor. Die fünf erſten Stücke hatte ich bereits (ſiehe oben) im Sadlers-Wells-Theater geſehen; den Kaufmann von Venedig und den „Lear" nicht. Das erſte dieſer beiden Stücke zu ſehn, war ich auch hier verhindert, weßhalb ich ſtatt eigenen Urtheils an dieſer Stelle die Worte folgen laſſe, die eine unſrer beſten kritiſchen Autoritäten am Tage nach der Aufführung ſchrieb. Er ſagte: „wir halten den Shylock des Mr. Phelps bis jetzt für ſeine beſte Rolle. Sie zeichnet ſich aus durch kräftige Zeichnung, Einheit und Harmonie der Töne. Das Leidenſchaftliche des ergrimmten Haſſes, auf's Höchſte geſteigert durch Jeſſica's Entführung, haben wir bei keinem Shylock mit

größerer Energie und furchtbarer explodiren sehn. Es ist dem trefflichen Charakteristiker als großes Verdienst und als ein Zeichen tieferer Einsicht anzurechnen, daß aus seinem wölfischen Gelüst nach Rache jener Vatergrimm hervorstach. Noch in der Gerichtsscene, auf dem Sprung den Schnitt zu thun, schärft er das Messer an der Erbitterung über seine Tochter: das menschliche Motiv blickt durch das Teuflische hindurch. Mr. Phelps ließ uns fühlen, daß Shylock ohne den Zwischenfall mit seiner Tochter, sich vielleicht zu diesem Aeußersten nicht aufgestachelt hätte. In unserer Erinnerung schwebt uns blos der Ludwig Devrient'sche Shylock als noch leuchtender im Dämonischen und kometenhafter vor. Porzia und Bassanio, mit besonderer Rücksicht gegen unsere deutschen Schauspieler sei es gesagt, haben wir niemals schöner, geistreicher und anmuthsvoller spielen sehn. Miß Atkinson ist eine Porzia, die Shakespeare selbst kaum besser wünschen könnte. Grazie, Laune, Geist, Innigkeit und eine unübertreffliche Wortbetonung zeichnen sie gleich sehr aus." Diese Aeußerungen stimmen durchaus zu den Eindrücken, die ich im Sadlers-Wells-Theater so oft empfangen hatte und die ich bemüht gewesen bin, in den verstehenden Kapiteln auszusprechen.

Den „Lear" sah ich selbst. Die Scheere des Regisseurs war arg darüber her gewesen, aber mit demselben Geschick, das ich so oft Veranlassung genommen habe, als einen Vorzug dieser englischen Inscenirungen nambaft zu machen. Man wirft rücksichtslos halbe Dialoge, ja ganze Scenen bei Seit', aber man wahrt das Verständniß des Ganzen. Der „Narr" wurde von einem jungen Mädchen gespielt, machte also den Eindruck eines kaum 14jährigen Knaben. Dazu wollen denn freilich die Weisheits-Sprüche nicht recht passen. Keine Frage, diese Art der Besetzung (jedenfalls auch eine traditionell vorgeschriebene) ist ein Mißgriff, aber die Hand, die zuerst diesen Mißgriff that, ist nichtsdestoweniger eine sehr geschickte gewesen. Wenn ich nämlich den Grundunterschied zwischen einer deutschen und englischen Lear-Aufführung bezeichnen soll, so ist es der, daß eine englische Darstellung dieses Stücks das Element der Rührung ungleich stärker betont. Die deutsche Aufführung gibt den wahnsinnigen Lear und den König Lear, die englische vor allem den alten, verrathenen und verlassenen Mann; die deutsche betont das Resultat, das aus Kränkung und Herzeleid erwachsen ist, durch das Toben des englischen Lear aber klingt immer das Weh, das jenen Wahnsinn schuf, der Jammer eines greisen und herzgebrochenen Vaters hindurch. Dies macht eine englische Aufführung, einem Durchschnitts-Publikum gegenüber, ungleich ergreifender, wenn schon nicht geleugnet werden soll, daß die Gefahr nahe liegt, das Hochtragische und Königliche bis in's Sentimentale und Spießbürgerliche verwässert zu sehn. Zu dieser Grundauffassung des englischen „Lear" stimmt es durchaus, daß man den Narren durch ein junges Mädchen darstellen läßt. Die jugendliche Erscheinung, die Weichheit und Innigkeit der Stimme, alles schmeichelt sich in Sinn und Herz und hilft uns, wider unsern Willen, über das Bedenken hinweg, ob denn ein Knabe so gesprochen haben könne oder nicht. Hier zu Lande hat „der Narr"

gewöhnlich etwas Steifleinenes und Professorenhaftes und trägt seine Sentenzen vor, als läse er sie mit zurückgeschobener Brille aus einem Collegienhefte ab. Bei solcher Wahl weiß man wahrlich nicht, wofür man sich entscheiden soll und zieht fast das entschieden Falsche dem Halb- oder scheinbar Richtigen vor. — Daß der Oswald wie ein Clown gegeben wurde, versteht sich von selbst; jedes Shakespeare'sche Stück muß wohl oder übel eine Art Bajazzo haben.

Ich verweile nicht eingehender bei der einen oder andern der hier stattgehabten Aufführungen und fasse nur abermals meine Ansichten zu dem Schlußurtheil zusammen, daß auch die Berliner Vorstellungen der Phelps'schen Truppe mich in dem Glauben bestärkt haben: 1) an das Nachahmenswerthe gewisser scenischer Einrichtungen, 2) an die Gewalt und die Berechtigung des ächten, ehrlichen (nicht des hohlen) Pathos, auch da noch, wo es entschieden fehl greift und 3) an den wenigstens relativen Vorzug des Unkünstlerischen vor dem Gekünstelten und des Naturburschenthums vor der Geckenhaftigkeit.

Was gewisse Vorzüge der scenischen Einrichtung angeht, so laß ich meinen oben citirten Gewährsmann hier noch einmal sprechen. Er schrieb nach Aufführung des Macbeth Folgendes: „Die Ausstattung und scenische Wirkung war wieder überraschend. Das Erscheinen der Hexen hinter einem Flor gibt dieser Scene einen Nebelhauch und mildert zugleich die harten Umrisse der bärtigen Unholde, so daß der Behelf wohl von der deutschen Bühne dürfte aufgenommen werden. Das Schlußtableau des zweiten Akts, das Vorbeiziehn von Banquo's Geschlecht im schattenhaft gelichteten Hintergrunde, während die ganze Bühne in einem romantisch-unheimlichen Waldes- und Höhlenzwielicht dämmert, sind Muster und Studien theatralischer Anordnung und scenischer Tableaux. Von Shakespeare's Theaterwirkung und dem Zauber seiner auch für das Auge berechneten Poesie geben uns erst diese Vorstellungen einen deutlichen Begriff." Dem habe ich nur mit vollster Ueberzeugung zuzustimmen. Wenn es aber an ändrer Stelle, wo die Frage nach der Totalbedeutung dieser Gastvorstellungen verhandelt wird, in nur beschränkter Anerkennung heißt: „Die Aufführung der Shakespeare'schen Lustspiele seitens der Phelps'schen Truppe wird von nachwirkenden Folgen für unser theatralisches Verständniß des Dichters bleiben," so möcht' ich hier mit der Bemerkung schließen, daß sich nach meiner Hoffnung, um nicht zu sagen nach meiner besten Ueberzeugung, der Einfluß jenes Gastspiels auf einen derartigen theilweisen Erfolg nicht beschränken wird.

Aus Manchester.

Erſter Brief.

Erſte Eindrücke. Die Stadt im Feſtkleid. Der Einzug der Königin.

Mancheſter, auch abgeſehn von dem Feſtſchmuck, den es heute trägt, iſt nicht voll ein ſo troſtloſer Platz, wie er mir in London geſchildert wurde. Der erſte Eindruck freilich, den zumal die Vorſtädte machen, die man paſſirt, iſt traurig genug. Aehnlich wie beim Vorüberfahren an dem nachbarlichen Stockport, hat man eine Häuſermaſſe unter ſich, von der man nicht weiß was niederdrückender wirkt, die Unabſehbarkeit oder die Uniformität.

Einen ähnlich unerquicklichen Eindruck wie die Arbeiter-Vorſtadt am Bahnhof, macht Salford, die Schweſterſtadt Mancheſters und überhaupt alle jene Stadttheile, drin nur der Fabrikſchornſtein gen Himmel zeigt und die Diſſenter-Kapelle des Thurmes entbehrt. Der Irwellfluß, eine Art Halbinſel bildend, umgrenzt dies Gebiet und wenn man ihn hinab oder hinaufſährt, ſo erſcheint einem die ganze Umgebung wie ein grau und farblos gewordenes Venedig. Statt der ſchwarzen Gondeln gleiten Kohlenſchiffe auf und ab; zahlloſe Brücken, die keiner Mittelpfeiler bedürfen, ſpringen von einem Ufer zum andern und wie Paläſte der Nüchternheit (mit eiſernen Krahnen ſtatt der Balkons und mit Geſſen und Röhren ſtatt jeglichen Façadenſchmucks) erheben ſich am Waſſer entlang die fünf und ſechs Stock hohen Etabliſſements. Der Fluß zeigt jene unausſprechliche Farbe, die ein Glas Waſſer annimmt, wenn ein Knabe ſeinen neuen Tuſchkaſten durchprobirt hat. Es iſt kaum noch Waſſer zu nennen, es iſt ſelbſt wieder eine Farbe geworden, wenn auch eine häßliche. Aber Mancheſter hat auch ſeine hübſchen Parthieen und verfuhr

nicht eben allzu anmaßend, als es einzelnen seiner bessern Straßen die Namen Orford- und Regent-Street, Piccadilly und Portland-Place in der Taufe beilegte. Der hübscheste Theil der Stadt ist der, wo Market-Street und Piccadilly zusammentreffen und sich zu einem geräumigen Platz erweitern. In der Mitte erhebt sich ein neugebautes, stattliches Krankenhaus, dessen Kuppelbau dem Ganzen einen Anblick leiht, der wenigstens leise an den Invaliden-Dom oder das Greenwicher Hospital erinnert. Vor dem Hause, in weiten Zwischenräumen, sind vier Erzbilder aufgestellt, und zwar die Statuen von Wellington, Watt, Peel und Dr. Dalton, letzterer ein berühmter praktischer Chemiker, der in Manchester geboren wurde. Zwischen dem Hospital und den Statuen befinden sich einige Springbrunnen, die noch geringeres leisten, als ihre älteren Londoner Vettern auf Trafalgar-Square. Der ganze, ziemlich große Platz ist von stattlichen, zum Theil von schönen Baulichkeiten eingefaßt, aber der Umstand, daß eben die besten unter ihnen bloße Hotels oder Waarenhäuser sind, raubt dem Ganzen den Charakter wirklicher Vornehmheit. Manchester, trotz seiner 400,000 Einwohner macht völlig den Eindruck eines Parvenus unter den Großstädten Europa's; sein Reichthum, seine hohe Bedeutung sind unbestreitbare Thatsachen, aber die vornehme Haltung fehlt sebst da, wo die unverkennbare Absicht vorwaltet, sie zu zeigen. York und Orford haben das Ansehen einer Residenz, nicht Manchester, das ihnen an Größe und Reichthum zehnfach überlegen ist.

Seit gestern nun hat Manchester ein Festkleid angezogen, um seine Königin würdig zu empfangen. In früher Morgenstunde hab' ich durch die bereits dichtbesetzten Straßen meinen Umgang gehalten, um ein Bild von all der Herrlichkeit zu gewinnen. Ich darf nicht sagen, daß ich etwas ganz Besonderem begegnet wäre; nur durft' ich auf Schritt und Tritt die Wahrnehmung machen, daß ich mich an der Quelle des Calicot befände. In den Straßen zeigte sich ein Reichthum an Flaggen und Fahnen, wie ich ihm selbst in London bei ähnlichen Gelegenheiten nicht begegnet bin, und einzelne Häuser präsentirten sich dem Auge geradezu in einer Zeug-Emballage. Dies sah zum Theil sehr reizend aus, namentlich da, wo man nicht blos lange, rothe Lappen einfach zum Fenster hinaushängen ließ, sondern wo ein feinerer Geschmack die Zeugstücke shawlartig zusammengelegt, und alles Mauerwerk, sowohl unter wie neben den Fenstern, hinter rothe und weiße Falten versteckt hatte.

An Inſchriften und Deviſen herrſchte wieder Mangel und doch iſt ein kurzer Spruch oft beſſer als eine lange Fahne.

Gegen zehn nahm ich meinen Stand auf der höchſten Spitze eines Omnibus ein und hatte einen paſſabel guten Ueberblick über Platz und Straße. Alle Häuſer mit Hunderten und Tauſenden dicht beſetzt und überall hochaufgethürmte Wagenburgen, die der Invention ihrer Beſitzer eben ſo viel Ehre machten, wie dem Muthe derer, die ihre Glieder und ſelbſt ihr Leben ſolchem erbärmlichen Baue anvertrauten. Am meiſten amuſirte mich eine reizende Gruppe von Knaben, die die Statue Wellingtons erklettert und auf dem Schoße des Mars, der eine der vier Eckfiguren bildet, Platz genommen hatten. Sie ſaßen zu je zwei auf ſeinen Schenkeln und der Erzarm des alten Kriegsgottes hielt den einen Jungen wie zum Schutze umſpannt.

Ein Schreien und Hüteſchwenken riß mich jetzt aus meinen Gemüthlichkeitsbetrachtungen und mahnte mich, daß es Zeit ſei, meinem Auge und meiner Aufmerkſamkeit eine andere Richtung zu geben. Einige Civilbeamte zu Pferde ſäuberten den Weg, dann kam eine Abtheilung Dragoner, endlich die Königin ſelbſt, von den Jubelrufen des Volks empfangen und begleitet, ſo lange noch die weiße Feder ihres Hutes ſichtbar war. In einer Minute war alles vorbei und an Stelle der Königin, die wie ein Sonnenſchein geweſen war, erſchien jetzt der Platzregen wie ein mürriſcher rückſichtsloſer Polizeibeamter und fegte den Platz. Was eben noch in beinah ſchwindelnder Höhe auf den Kiſten und Koſten der Wagenburgen geſtanden hatte, kroch jetzt zwiſchen die Räder und duckte ſich unter den Bauch der hier wallfiſchartigen Omnibuſſe. Auch ich befand mich inmitten ſolcher Schutzſuchenden und während ſich alles anlachte über die Ducatenmannpoſition, die ſelbſt dem Kürzeſten unter uns auferlegt war, ſagte mir mein Nebenmann, ein ſchlichter alter Hausvater: „Die Königin bringt immer gutes Wetter und ſie hat es auch heute gebracht. Lancaſhire braucht Regen und ſiehe da, die Königin bringt ihn uns. God bless our gracious Queen.“

Zweiter Brief.

Eine Omnibusfahrt von der Stadt bis zum Ausstellungs-Gebäude. Das Ausstellungs-Gebäude selbst.

Das Ausstellungsgebäude liegt nicht in der Stadt, sondern vom Mittelpunkte derselben eine halbe deutsche Meile entfernt. Wer von London eben ankommt und nur die Ausstellung nicht aber Manchester besuchen will, der wird auf einer Verbindungsbahn direkt ans Ziel seiner Wünsche gebracht. Auch Personen, die in den angränzenden Vorstädten und nicht in dem eigentlichen Manchester wohnen, benutzen dieselbe. Die Hauptkommunikation aber zwischen Stadt und Ausstellungsgebäude wird durch die Omnibusse unterhalten, die in Market-Street, besonders aber an der Börse ihren Stand haben. Diese führen mich täglich zweimal bis an die Thore des großen englischen Kunstspeichers. Man kann sich nichts Unterhaltenderes und nichts Specifisch-Englischeres denken als diese Fahrt; selbst London bietet nur Aehnliches nichts Gleiches.

Die Omnibusse selbst sind wahre Leviathan's und ihre Londoner Collegen nehmen sich dagegen aus wie zierliche Privat-Equipagen, für einen beschränkten Familienkreis. Der hiesige Omnibus ist eine Arche Noah, und seit gestern, wo der Himmel seine Schleusen geöffnet hat, ist er in der That zu einem großen Rettungskasten geworden, in dem, unter Schreien und Winken, jeder Fußgänger, der leichtsinnig genug war, seinem Regenschirm zu vertrauen, Hülfe sucht. In der Regel vergeblich, denn wiewohl diese Omnibus-Conducteure in Häringspackereien ihr Geschäft gelernt zu haben scheinen, so scheitert dennoch schließlich an dem physikalischen Gesetz von der Undurchdringlichkeit der Körper selbst der beste Wille, einen wohlbeleibten Farmer in den Raum einer Thürklinke hineinzuzwängen.

Diese Omnibusse sind nach amerikanischem Muster für ungefähr fünfzig Passagiere gebaut, von denen die größere Hälfte außerhalb des Wagens, die kleinere drinnen ihre Plätze hat. Bei gutem Wetter geht Alles vortrefflich; so wie aber der Regen niedergießt, sind die Außenplätze natürlich werthlos, und Selbsterhaltungstrieb von Seiten der Obdachsbedürftigen und Erwerbstrieb von Seiten der Conducteure beginnen nun einen Wettlauf, dessen Resultat zu sein pflegt, daß auf zwanzig

Plätzen vierzig Perſonen untergebracht werden. Die engliſchen Damen bei dieſer Gelegenheit zu beobachten, verlohnt allein eine Reiſe hierher.

Wäre das Wetter gleichmäßig ſchlecht, ſo wäre der Spaß nur halb oder verlöre ganz und gar ſeinen Charakter; die Omnibuſſe würden dann am Stationsplatz einfach vollgepackt werden und ohne jegliches Intermezzo ihre Fahrt machen. Die Sache iſt aber die, daß wir Aprilwetter haben, daß alle Stunden die Sonne einmal zum Vorſchein kommt und in Seide und Sammet herausſtaffirte Ladies zu einem Spaziergange nach der Ausſtellung auffordert. Die Ladies, nehmen wir an eine Alte und drei Töchter, können dem verbindlichen, einſchmeichleriſchen Lächeln der Sonne nicht widerſtehen und machen ſich, hoffnungsvoll wie Damen immer ſind, auf den Weg. Alles läßt ſich trefflich an; da plötzlich, halb noch aus heiterm Himmel, fallen die erſten Tropfen, und eh man noch einen Entſchluß gefaßt, einen Plan gemacht, ſtürzt der Regen in Strömen herab. Man bindet die Batiſttaſchentücher über den Hut, man ficht mit Sonnenſchirmen gegen Jupiter Pluvius ſo gut es geht, aber was ſind gemalte chineſiſche Leinwandfeſtungen gegen die reellen Breitſeiten eines Linienſchiffes! Da endlich ſchnauft es hinter ihnen und raſſelt und knirſcht — der Omnibus kommt und trabt über das Kiespflaſter hinweg. Stop! Stop! ruft die Alte und ſchwenkt ihr Taſchentuch und ihren Sonnenſchirm zugleich, wie Schiffbrüchige Alles flattern laſſen, was ſie um und an ſich haben, ſobald ein Schiff am Horizont erſcheint. Der Kondukteur, der die drohenden Blicke ſeiner bereits hinreichend gequetſchten Fahrgäſte ſieht, zuckt die Achſeln und ruft: „no room inside M'am," doch mit einem feſtentſchloſſenen „never mind" ſchicken ſich Mutter und Töchter zum Sturm auf den Wagen an. Die Pferde traben, aber die Damen traben beſſer, und im nächſten Augenblick huſchen ſie alle Vier in den offenen, thürloſen Omnibus hinein. Da ſtehen nun die drei Schweſtern mit ihren lang herabhängenden blonden Locken und ſehen aus wie die Meerfrauen, die eben aus dem Waſſer geſtiegen ſind. Mit der Linken halten ſie ſich an der dicken Meſſingſtange feſt, die ſich an der Decke des Wagens hinzieht, während ſie ſich mit der Rechten das Haar und die Regentropfen aus dem Geſicht ſtreichen. Alles lacht jetzt, die Neuangekommenen mit, und ein paar junge Burſche, ihre Beine vorſtreckend, ſo weit es die Platzloſigkeit geſtattet, ſprechen mit größter Seelenruhe „take seat." Es wird nicht abgeſchlagen. Im nächſten Augenblick

ſitzen Jung und Alt, und weiter geht es, bis Neuhinzukommende dieſelbe Scene wiederholen. An Unſchicklichkeit wird dabei von keiner Seite gedacht. Der ſeine Beine vorſtreckende junge Burſche beabſichtigt nichts als eine Dienſtleiſtung, und wie es geboten wird, ſo wird es genommen.

Die reizendſte Scene aber bleibt mir noch zu beſchreiben übrig. Wenn der Omnibus ungefähr die halbe Tour gemacht hat, tritt der Kondukteur in den Wagen hinein und ſchreit: „fares, fares!“ (Geld, Geld, eigentlich Fahrgeld.) Alle Börſen werden gezogen, und das Einkaſſiren beginnt. Das koſtet natürlich Zeit, und vielleicht fünf Minuten lang iſt die Rückſeite des Omnibus, die ganz mit Leiterſproſſen und Treppenſtufen bedeckt iſt, jedem Angriff bloßgeſtellt. Dieſer Moment wird von der Straßenjugend benutzt, deren Anzahl hier, wie überall, den Beweis übernimmt, daß die angelſächſiſche Raçe noch nicht im Ausſterben begriffen iſt. Heimlich und leiſe, wie Schmuggler, die auf Augenblicke die Grenze unbewacht wiſſen, ſind ſie da, und ehe der Kondukteur (der ihnen den Rücken zukehrt und mit Schnelligkeit weder vor- noch rückwärts kann) den zweiten Sixpence einkaſſirt hat, ſitzt ſchon auf jeder Sproſſe und Stufe ſo ein kleiner ſchlauer, barfüßiger Teufel und kichert und ſchneidet Grimaſſen und jubilirt und lugt verſtohlen in den Wagen hinein, jede Bewegung des Kondukteurs verfolgend. Endlich iſt dieſer fertig und wendet ſich. Da ſtehen ſie jetzt angeſichts des Feindes, aber zur Flucht iſt es noch zu früh; die ganze Länge des Wagens, eine Art bein- und ſchenkel-verfahrenes Defilee, iſt noch zwiſchen ihnen. Jetzt erſt beginnt das eigentliche Grinſen, das Zunge zeigen, das Schnippchen ſchlagen — der eigentliche Spaß. Nun will er zugreifen, da ſpringt die ganze Schaar von ihren uſurpirten Plätzen, mit einem Geſchrei als ob es junge Indianer wären, in den Straßenſchmutz zurück und verſchwindet hinter einer Ecke, um bei dem nächſtfolgenden Omnibus das Spiel zu wiederholen. Die Sache hat neben ihrer blos unterhaltenden auch noch eine ernſte Seite. Der Ausſpruch Nelſons iſt bekannt, „daß er die großen Siege Englands mit dem Straßengeſindel (rabble) von London gewonnen habe.“ Wer längere Zeit in großen engliſchen Städten gelebt hat, dem muß es ſich allerdings aufgedrängt haben, daß die Art und Weiſe, wie die Straßenjugend, namentlich die Londoner, ihre Tage verbringt, eine praktiſche Vorbereitung iſt, für jene faſt graziöſe Sicher-

heit auf Tau und Maſt, die den engliſchen Seemann charakteriſirt. An etwas lernen und in die Schule gehen iſt nicht zu denken; ſtatt deſſen erklettern ſie jede Stange und jeden Baum, ſtehen auf den Spitzen der überall vorhandenen Gitter, hängen minutenlang mit dem einen oder anderen Knie an den Eiſenſtangen; ſpringen mit und ohne Anlauf über die Steinpfeſten hinweg und ſchlagen halbe Viertelmeilen lang Rad auf dem Trottoir, um eines einzigen Farthings willen. Ihre ganze Jugend iſt ein ſelbſtertheilter, ununterbrochener Turnunterricht und um ſo praktiſch verwendbarer, als er keine Künſte und Regeln kennt und überall ſein Terrain findet.

Auch die Omnibusjagd in den Straßen von Mancheſter iſt eine der vielen Disciplinen zur Herſtellung eines zugleich zähen und gewandten Körpers. Dieſe Dinge ſind wichtiger als ſie erſcheinen.

Eh ich noch mit dieſen Betrachtungen zu Ende war, hielt der Wagen vor dem Ausſtellungsgebäude. Verſuch' ich es, dem Leſer ein Bild deſſelben zu geben. Die Grundform iſt ein Kreuz und beſteht aus einem 700 Fuß langen Hauptſchiff, das durch das Querſchiff in zwei ungleiche Hälften getheilt wird, ſo daß die Halle unterhalb des Transſepts ſehr lang, der Raum oberhalb deſſelben (dem hohen Chor einer gothiſchen Kirche entſprechend) aber ſehr kurz iſt. Die Decke vom Haupt- und Querſchiff iſt gewölbt und unterſcheidet ſich nicht blos durch dieſe überall beibehaltene Bogenform von dem Sydenham-Palaſt, (wo, wenn ich nicht irre, der rechte Winkel vorherrſcht) ſondern namentlich auch dadurch, daß nur das oberſte Drittel der Wölbung von Glas iſt, während die beiden Seitenſtücke, rechts und links, die alſo das oberſte Drittheil tragen, von Holz ſind. Die Decke des Hauptſchiffs, richtiger vielleicht als Haupthalle zu bezeichnen, beſteht nicht aus einem einfachen Halbbogen, ſondern hat ſo ziemlich die Form eines griechiſchen Ω. Dadurch entſtehen zwei Seitenſchiffe, ſo daß die große Haupthalle in Wahrheit aus drei Schiffen beſteht, von denen das Hauptſchiff auf eiſernen Säulen ruht, während die Decken der Seitenſchiffe zur Hälfte von einer Mauerwand getragen werden. Dieſe Decken ſind flach, mit leiſer Abdachung nach der Außenſeite hin. In Bezug auf Zulaſſung des Lichts, hat man das bei dem Hauptſchiff befolgte Princip adoptirt, und das Licht fällt ebenfalls nur durch einen in der Mitte laufenden Glasſtreifen, während rechts und links eine Holzbekleidung iſt. Die ganze, dreigetheilte Halle beſteht alſo aus zwei

Säulenreihen und zwei soliden Wänden rechts und links, an welchen letzteren sich die 386 Nummern starke, unvergleichliche „britische Portraitgallerie“ befindet. An jeder der beiden Säulenreihen entlang zieht sich eine Doppelreihe von Statuen und Marmorgruppen, und zwar in solcher Aufstellung, daß man beim Durchschreiten des Hauptschiffs Sculpturen zu beiden Seiten, beim Durchschreiten der Nebenschiffe aber Sculpturen nach innen und die portraitbedeckten Wände nach außen hat. Ohngefähr in den Zwischenräumen, die die Säulen untereinander bilden, stehen aufbewahrt in schrankartigen Glaskästchen die Kuriositäten der Soulagesammlung. Das Transsept und überwiegend auch die beiden Flügel des Querschiffs sind mit Bänken für die Zuschauer besetzt, theils der Concerte halber, die täglich von 2 bis 7 (in den letzten zwei Stunden Orgelspiel) in dem amphitheatralisch hergerichteten hohen Chor stattfinden, theils um dem Publikum Gelegenheit zu geben, bei etwaigen Festlichkeiten, die immer im Transsept aufgeführt werden, möglichst in der Nähe sein zu können. An dem äußersten Ende des Chors und der ganzen Halle überhaupt, erhebt sich eine schöne, mächtige Orgel, zur Rechten und Linken eingefaßt von lebensgroßen Bildern der Königin und des Prinzen Albert. Dieser meist von den Musikern eingenommene Theil des Gebäudes ist vielfach mit Fahnen und Flaggen geschmückt, unter denen sich sechs befinden, die die Namen der berühmtesten Maler aller Länder (mit Ausnahme Englands) aufweisen. Diese sechs Fahnen sind folgende: Italien (gelb; mit dem ziemlich unverständlichen österreichischen Doppeladler): Giotto, Raphael, Titian, Paul Veronese und Benvenuto Cellini. Frankreich (blau, mit dem napoleonischen Adler in Gold): David, Gerard, Ingres, Delaroche und Horaz Vernet. Bayern (blau und weiß): Kaulbach, Schnorr, Schwanthaler, Heß, Müller. Preußen (weiß, mit dem schwarzen Adler): Cornelius, Veit, Overbeck, Lessing, Rauch. Spanien (gelb): Murillo, Ribera, Velasquez, Zurbaran und Al. Cano. Die Niederlande (roth, mit dem niederländischen Löwen): Quentin Messys, Rubens, Vandyck, Snuyders, Teniers, Van Eyck. Oesterreich ist eben nur durch den oben angeführten Doppeladler vertreten.

Hiermit hätt' ich im Wesentlichen den Haupttheil des Gebäudes beschrieben; die bedeutendsten Schätze der Ausstellung indeß befinden sich nicht in diesem Kreuzbau, sondern in zwei ebenfalls sehr großen, aber doch wesentlich kleineren Hallen, die sich saalartig drapirt, in jene zwei

rechten Winkel hineinſchieben, welche durch die Haupthalle und das Querſchiff gebildet werden. Sie entſprechen den Kapellen an einer gothiſchen Kirche. Dieſe zwei Hallen ſind ebenfalls gewölbt, ſo daß wir einen Geſammtbau haben, deſſen Durchſchnitt etwa drei aufrechtſtehenden, mit ihren Seitenwänden zuſammenhängenden Hufeiſen gleichen würde, von denen das mittlere weſentlich breiter und etwas höher iſt, als die beiden andern. In dieſen beinah ſelbſtſtändigen Seitenhallen, die mit den Seitenſchiffen der Haupthalle nicht zu verwechſeln ſind, befinden ſich die größten Schätze der Ausſtellung: in der links gelegenen Halle die alten italieniſchen, deutſchen und ſpaniſchen Meiſter, in der rechts gelegenen Halle die modernen engliſchen Maler von Hogarth, Weſt, Reynolds und Gainsborough bis zu den neueſten Kraftgenie's des Präraphaelitenthums.

Die Miniaturen und Kupferſtiche befinden ſich auf den Gallerien des Transſepts; die berühmte Hertford-Sammlung füllt den Winkel aus, den der linke Flügel des Querſchiffs und der hohe Chor bilden, und die nahe an tauſend Nummern zählende Kollection von Gemälden in Waſſerfarben nimmt einen ſchmalen Gang ein, der ſich in Form eines bloßen Anbaues an die äußerſte Spitze des Gebäudes lehnt.

Das wär es. Ob es möglich ſein wird, ſich nach dieſer Beſchreibung ein Bild des ganzen Baues zu entwerfen, muß ich dahin geſtellt ſein laſſen. In meinem nächſten Briefe werd' ich mich dem überreichen Inhalt zuwenden und das Wichtigſte herausgreifen.

Dritter Brief.

Ein Wolkenbruch. Ausflug nach Liverpool. Beſuch auf der Fregatte „Niagara."

Wie ich Ihnen ſchrieb, hatt' ich vor, in dieſem Briefe mit der Beſprechung der Ausſtellung ſelbſt, d. h. des engliſchen Bruchtheils derſelben, zu beginnen. Das Material iſt aber ſo mächtig, daß ich, nach neuntägiger Arbeit, es noch immer nicht bezwungen habe, und ſo gönnen Sie mir wohl Raum für eine Erzählung ſonſtiger kleiner Erlebniſſe.

Von dem furchtbaren Unwetter am letzten Sonnabend, das auf Augenblicke den ganzen Bau ertränken zu wollen schien, haben Sie bereits erfahren. Es war ein höchst interessanter Moment, ein Ausdruck, den man jetzt unbekümmert gebrauchen kann, da sich herausgestellt hat, daß der angerichtete Schaden gleich Null gewesen ist. Dennoch hat dies Unwetter und die wirkliche Gefahr, in der die ganze Sammlung minutenlang schwebte, jene als engherzig verschrieenen Familienbestimmungen zu Ehren gebracht, die testamentarisch den Verbleib der Sammlung an einem bestimmten Ort festsetzen und jedes Ausleihen, auch zu den besten und humansten Zwecken, verbieten. Ich befand mich gerade in dem Lese- und Schreibzimmer (unmittelbar neben dem Transsept) als das Gewitter begann. Ziemlich emsig mit Schreiben beschäftigt, hatt' ich nicht bemerkt, wie dunkel es um mich her geworden war, bis plötzlich rasch aufeinander folgender Blitz und Donner und ein seltsames, anhaltendes Getöse über mir mich aufschreckten. Eh' ich noch die Situation recht begriffen und mir das dumpfe Rauschen und Brausen erklärt hatte, brach bereits das Wasser überall hindurch. Die Eisenpfeiler, die das Mittelschiff tragen, sind hohl und darauf berechnet, zugleich als Abzugsröhren für den Regen zu dienen, aber die niederströmende Wassermasse war viel zu mächtig, um hinreichenden Abfluß zu haben. Die Röhren waren gefüllt und der Regen stand zollhoch auf den flachen Glasdächern, die sich rechts und links zwischen dem Hauptschiff und den zwei Seitenschiffen hinziehn. Durch alle Ritzen und Spalten drang das Wasser ein und lief an den Wänden der großen Halle herab, die die britische Portrait-Gallerie tragen; wo aber wirkliche Oeffnungen waren, (wie ich vermuthe: um der Ventilation willen), brach der Regen in Strömen durch. Es war, als ob Kannen ausgegossen würden. Der kleine Buchhändler, der das Schreib- und Lesekabinet eingerichtet hat, floh mit seinem Hab' und Gut unter Tisch und Stühle, um wenigstens so viel und so lange wie möglich zu retten, und Alles drängte in die Seitenhallen, wo die Gefahr geringer schien. Einige Damen fielen in Ohnmacht, weil sie, wie sich später ergab, den Zusammensturz des ganzen Gebäudes erwartet hatten; die Mehrzahl aber stand blaß und verlegen da, und gaffte sich an, die stumme Frage im Auge: „ist das der verspätete 13. Juni vielleicht?“ wo man den Untergang der Welt erwartet hatte. Andere waren ganz Dienst und Thätigkeit, und Lord Ward z. B., der sich zufällig im

Hauſe befand, vergaß über dem gefährdeten Werth ſeiner Bilder (er hat viel und treffliche Sachen beigeſteuert) jede andere Gefahr. Er nahm noch ab und packte vorſichtig bei Seite, als das Unwetter bereits einem blauen Himmel Platz gemacht hatte. Während der ganzen Kataſtrophe (die übrigens kaum länger als fünf Minuten gedauert haben kann) bewahrte nur einer ſeine Ruhe und hielt aus wie jener römiſche Soldat, den man nach achtzehnhundert Jahren auf ſeinem Poſten neben dem pompejaniſchen Schilderhäuschen vorfand. Dies war der Orgelſpieler. Wie jenen die niederſtiebenden Aſchenflocken nicht wankend machten oder zur Flucht trieben, ſo ließ dieſer den Regen hereinbrechen und ſpielte weiter. Er war gewiß ein Engländer und hatte einfach das Gefühl, daß er bezahlt werde für Orgelſpiel und nicht für Schauſtellung ſeiner Angſt. So ſpielte er denn. Wenn der Engländer bezahlt wird, ſo kann man ſich auf ihn verlaſſen, und wenn er ſelbſt ein Künſtler wäre.

Am Sonntag fuhr ich nach Liverpool. Es zog mich eigentlich nichts Beſonderes hin, ich hatte nur das Gefühl: wer mal' in Mancheſter iſt, der muß auch in Liverpool geweſen ſein. Die Entfernung ſchätz' ich auf 8 deutſche Meilen, man fährt ſie in einer, auch in zwei Stunden je nach dem. Die meiſten Züge gehen langſam, weil, mit Ausnahme des Expreß-Trains, auf dieſer verhältnißmäßig kurzen Strecke mehr denn zehnmal angehalten wird. Die Landſchaft, die man paſſirt, iſt reizend, wiewohl flacher als engliſche Landſchaft in der Regel zu ſein pflegt. Nur in der Ferne erblickt man Berg- und Hügelreihen. Das Ganze erinnerte mich lebhaft an unſer Oderbruch, das eingeſchloſſen von Hügeln und künſtlichen Dämmen zwiſchen Frankfurt und Freienwalde liegt. Dieſelbe Fruchtbarkeit hier wie dort, Weizen- und Gerſtenfelder, Dorf an Dorf und Gehöft an Gehöft gereiht, ſo daß quadratmeilengroße Flächen mehr einer von Gartenland unterbrochenen Rieſenſtadt, als einem freien Felde mit eingeſtreuten Dörfern und Wohnungen gleichen.

Die letzte Viertel- oder vielleicht halbe Meile vor Liverpool iſt ein Rieſentunnel, durch den man mit Hülfe einer ſtationären Dampfmaſchine (an Stelle der Lokomotive) gezogen wird. Hat man ihn paſſirt, ſo fährt man unmittelbar in die Bahnhofshalle; nur ein offener Raum von vielleicht fünfzig Schritt Länge und Breite liegt zwiſchen beiden. Dieſe ganze Parthie iſt außerordentlich maleriſch und macht einen prächtigen Eindruck. Man ſteht unter der Halle und ſieht in den dunklen Schlund

des Tunnels zurück, den man eben passirt. Der Raum, der zwischen ihm und uns liegt, gleicht einem in den Fels gehauenen Becken, einem Steinbruch, dessen Wände man noch zur Rechten und Linken hat, und das Ganze gibt sich vollständig als das zu erkennen, was es sein soll, als eine Art Fensteröffnung, um von oben her Licht zu verschaffen. Der Himmel blickt in das Becken hinab, auf dessen Boden sich die Eisengeleise ziehen, und während wir nach oben schauen, um seinen Gruß zu erwiedern, gewahren wir auf der Höhe des Berges, durch den sich der Tunnel zieht, eine reizende, aus braunem Sandstein gebaute gothische Kirche, die mit ihrem Thurm und ihren Fenstern in die Tiefe und auf die Wagenzüge, die unablässig kommen und gehen, hernieder sieht. Als wir um sechs Uhr Abends zurückfuhren, läutete die Glocke zum Gebet und unter ihren feierlichen Klängen lenkten wir in die Tiefe des Tunnels ein.

Von der St. Georges-Halle (einem prächtigen, höchst noblen Gebäude), der Börse und der eleganten Lord-Straße, will ich Sie nicht unterhalten; jede große und reiche Stadt hat eine Reihe solcher Sehenswürdigkeiten, und nur das Besondere kann interessiren. Dies Besondere bietet sich erst am Liverpooler Hafen. Das Bild, das sich einem hier entrollt, erinnert an Hamburg und London, aber es übertrifft beide bis zu einem gewissen Grade. Was Hamburg bietet, ist mit Hülfe der Landschaft lieblicher, freundlicher, malerischer und London wirkt durch die endlose Häusermasse, die sich zu beiden Seiten der Themse hinzieht, durch den historischen Zauber alter Baulichkeiten, die in dem Fluß sich spiegeln und durch die Welt von Brücken, Thürmen, Kuppeln, die man märchenhaft durch den Nebel ragen sieht. Aber weder Hamburg noch London hat diese imposante Wassermasse des Mersey, der hier bereits vom Meere gespeist und zu einer länglich gezogenen Bucht gemacht wird. Zu gleicher Zeit ist diese Wassermasse belebt und zeigt einem auf Schritt und Tritt, daß es der zweite Handelsplatz der Welt ist, an dem man sich befindet.

Dennoch ist es weniger vielleicht dieser breite flaggen- und segelbedeckte Fluß, der so bedeutend wirkt, als vielmehr die endlose Reihe der Docks (Bassins mit Waarenhäusern rundum, in die die Schiffe einlaufen, um ihre Ladung zu löschen oder neue Ladung einzunehmen), die sich am Flusse entlang ziehen. In London vertheilen sich diese Docks; die einen sind in der Nähe des Towers, die anderen weit flußabwärts

bei Blackwall, noch andere jenſeits der Themſe in Southwark, ſo daß es von keiner Stelle aus möglich iſt, einen Ueberblick über das Ganze zu gewinnen. Anders in Liverpool, hier haben wir eine unterbrochene Reihe und während wir im Steamer den Fluß hinab gleiten, begleitet uns am Ufer ſtets daſſelbe Bild: ein Bollwerk mit Waarenhäuſern, dahinter ein Wald von Maſten, die über die Häuſer hinwegragen, und dahinter wieder die Stadt mit ihren Thürmen, die nun das Alles zu ihren Füßen ſieht.

Unſere Fahrt flußabwärts galt nicht bloß dieſem Anblick, ſondern beſonders noch einem Beſuche auf der amerikaniſchen Fregatte „Niagara." „She is the greatest ship afloat." (Sie iſt das größte Schiff, das zur Zeit auf dem Waſſer ſchwimmt). Ihre Länge iſt 365 Fuß; ihr Tonnengehalt 5700; ihre Maſchine 2000 Pferde ſtark. Wie ich vernehme, ſind ſelbſt die größten Linienſchiffe weſentlich kleiner; nur der Great-Eaſtern, der in dieſem Augenblick auf den Werften von Millwall (bei London) gebaut wird, iſt von ſo ungeheuren Dimenſionen, daß ſelbſt der „Niagara" dagegen zu einem bloßen Boot zuſammenſchrumpft. Nachdem wir die Fregatte umfahren, legten wir bei und kletterten an Bord; unſer Dampfer lag wie eine Jolle neben dem eleganten, lang geſtreckten Schiff. Oben angekommen, hatten wir völlig freie Bewegung, aber auch nicht viel mehr; Niemand kümmerte ſich um uns, und was wir wiſſen wollten, mußten wir mühſam und auf die Gefahr hin, keiner Antwort gewürdigt zu werden, erfragen. Ein junger Engländer, der unſere Parthie führte, wandte ſich an den wachhabenden Officier, und fragte nach dem Maſchinenraum. Der blonde Yankee ging drei Schritt weiter, ohne Antwort zu geben, dann wandte er ſich um, wie Jemand, der raſch einen andern Entſchluß gefaßt hat, und ſagte kurz, auf eine Treppe zeigend, und mit dem Ausdruck allerhöchſter Ueberlegenheit: down there! ('runter da!). Wir ſtiegen treppab und es folgte nun eine Maſchinenbeſichtigung, die mich nicht intereſſirte, weil ich nichts davon verſtehe. Der Maſchinenmeiſter in ſeiner ſchwarzen Sammetkappe ſprach ganz leiſe, langſam und affektirt. Daſſelbe Gefühl der Superiorität wie der junge Officier auf Deck, nur die Aeußerung etwas verſchieden. Aus dem Maſchinenraum begaben wir uns in die Officierskajüte oder ihr gemeinſchaftliches Eßzimmer. Wir fragten einen Midſhipman nach der Kajüte des Kapitain's, worauf dieſer nicht zu antworten wußte; ein Officier

aber, der in einem offen ſtehenden Seitenzimmer Briefe ſchrieb, rief ohne vom Papier aufzuſehn „is engaged.“ Dies ſchnitt weitere Verſuche ab und ſo begnügten wir uns damit, den Blaujacken im Zwiſchendeck unſeren Beſuch zu machen. Das Ganze gewährte einen traurigen Anblick. Zwei junge Burſchen ſtanden an einer Tiſchklappe und ſchrieben Briefe in die Heimath, ein dritter las Illustrated London News, ein vierter flickte ſeine Jacke; alle anderen, gegen Zweihundert meiner Schätzung nach, lagen da und ſchliefen oder ſpuckten ihren Kautabak in die überall umherſtehenden Holzwannen. Die Mannſchaft war der Art, wie man ihr nur auf amerikaniſchen Schiffen zu begegnen pflegt. Neben dem zähen, hageren Yankee mit dem kleinen, verſchmitzten, fuchsartigausſehenden Geſicht lag ein krausköpfiger Landsmann von Onkel Tom und zu den Miſchracen jeglichen Grades und jeglicher Schattirung, geſellten ſich angelſächſiſche Rothköpfe und deutſche Stubbsnaſen. Der Koch war ein Mulatte wie gewöhnlich und trug ein Hemd, das weniger blank war als ſeine Kochmaſchine. Nachdem wir noch in der Mitte des Schiffs den großen Raum in Augenſchein genommen hatten, drin man am andern und den nächſtfolgenden Tagen den vierhundert deutſche Meilen langen elektriſchen Draht (submarine cable) zu plaziren hoffte, mit Hülfe deſſen die halbe Verbindungslinie *) zwiſchen England und Nordamerika hergeſtellt werden ſoll, ſtiegen wir wieder an Deck, um daſelbſt die Rückkehr unſeres Steamers und unſere Erlöſung von der Fregatte abzuwarten. Der junge Schiffslieutenant ſchlenderte noch immer auf und ab, unverändert die Hand in der Taſche und unverändert die Süffiſance im Geſicht. Auf dem Hinterdeck ſtand eine Gruppe von Officieren; ich zählte ſechs oder ſieben, was mir auffallend viel erſchien. Inzwiſchen hatten meine Gefährten eine Unterhaltung mit den auf Deck befindlichen Matroſen angefangen. Das Geſpräch drehte ſich um den Great Eastern, Alles grinſte. „Es iſt Alles Schwindel“ meinte der eine; „er muß entzwei

*) Zwei Schiffe empfangen den submarine cable, ein engliſches und ein amerikaniſches. Zwei Fabriken haben ihn geliefert, eine Londoner und eine Liverpooler Firma. Beide Schiffe ſegeln zuſammen bis zur Mitte des Oceans, beginnen dort mit der Legung des Drahts und fahren dann, in entgegengeſetzter Richtung, ihren beiden Ländern zu. Auf dieſer Rückfahrt legen ſie den Draht. N.B. Daß das ganze Unternehmen ſeitdem geſcheitert und vielleicht auf Jahre hinaus aufgegeben iſt, iſt männiglich bekannt.

brechen" rief ein zweiter; wir werden die Planken und die sieben Masten des großen Humbug-Schiffes in Gestalt von 3 Schiffen wiedersehen" schloß ein dritter; „schade um's Geld" meinte ein vierter und schob den letzten Rest seines Tabaks in den Mund. Die Eifersucht der beiden Nationen ist groß und äußert sich bei nichts so sehr als bei allen Dingen, die auf Schiffbau, Segelkraft und Marine überhaupt Bezug nehmen. Endlich war unser Steamer da. Wir umkreisten die Fregatte nochmals und fanden dabei Gelegenheit zu bewundern wie amerikanische Marinesoldaten (von Kopf bis zu Fuß hellblau uniformirte Kerle von wenig empfehlendem Außern) abgelöst werden. Auf einem an der äußeren Schiffswand entlang laufenden breiten Brett schritt der wachhabende Posten, Gewehr im Arm, auf und ab. Plötzlich voltigirte ein anderer über den Schiffsrand, riß dem Posten das Gewehr aus der Hand, gab ihm einen Klaps, als dieser jetzt Miene machte, mit Hülfe eines ähnlichen Bocksprungs über die Wandung zu kommen und begann nun auf und ab zu laufen, ganz in der Weise seines Vorgängers. Einem so vereinfachten Verfahren war ich bis dahin noch nicht begegnet.

Die interessanteste Seite des ganzen Besuchs war die Haltung der mich begleitenden Engländer. Die amerikanische Macht imponirt ihnen als ein Ganzes und die Unverschämtheit des einzelnen Amerikaners verwirrt sie fast noch mehr. Sonst so sicher und überlegen, fühlen sie sich, den transatlantischen Vettern gegenüber, gedrückt und werden erst wieder heiter, wenn sie die unheimliche Gesellschaft hinter sich haben. Sie erkennen instinktmäßig die Gefahr, die ihnen von jenseits des Wassers droht, und wenn sie sich auch zur Stunde noch mehr denn ebenbürtig und durch den Ton Bruder Jonathans nur eben genirt fühlen, so können sie sich doch gegen die Wahrnehmung nicht verschließen, daß die junge Kraft rascher wächst als die alte, und die bange Frage drängt sich auf: was ist das Ende davon?!

Vierter Brief.

„Die Gallerie engliſcher Portraits."

In meinem zweiten Briefe, bei Gelegenheit der Beſchreibung des Ausſtellungsgebäudes, hab' ich der „Gallery of british portraits" bereits Erwähnung gethan und über die Art ihrer Aufſtellung (an den Wänden der großen Seitenſchiffe) geſprochen.

Dieſe Portraitſammlung iſt, meiner Kenntniß der Dinge nach, durchaus einzig in ihrer Art und ſelbſt Paris und Verſailles bieten nichts Aehnliches. An den Wänden des großen Mittelſchiffs erblicken wir in ununterbrochener Reihe 386 Portraits, eine Zahl, die ſich verdoppelt, wenn wir die Miniaturen und Büſten wie billig mit in Rechnung bringen.

Die Bedeutung dieſer Gallerie iſt eine dreifache; ſie iſt von hiſtoriſchem, von kunſthiſtoriſchem und von künſtleriſchem Intereſſe. Das hiſtoriſche und kunſthiſtoriſche Intereſſe prävalirt. Eine vollſtändigere Illuſtration der engliſchen Geſchichte ſeit mehr denn 400 Jahren iſt nicht denkbar und das Vorüberziehen berühmter Namen, reizvoll wie es iſt, gibt uns zu gleicher Zeit Gelegenheit, das Wachsthum und das Sinken oder (wenn Reynolds und Gainsborough dem van Dyck ebenbürtig ſind) die Wellenbewegungen der Kunſt, ihr periodiſches Fallen und Steigen zu beobachten. Das rein künſtleriſche Intereſſe der Gallerie bleibt, wie bereits angedeutet, hinter ihrer hiſtoriſchen und kunſthiſtoriſchen Bedeutung zurück. Wir begegnen einer langen Reihe berühmter Künſtler-Namen von Holbein und van Dyck an bis herab zu Lawrence und Pickersgill, aber wir erblicken keinen auf ſeiner Höhe. Jeder hat Beſſeres gemalt. Wer von den Beſuchern in die Seitenſchiffe eintritt und einen raſchen Blick auf die vereinzelten Portraits meiſt unhiſtoriſcher Perſonen wirft, die ſich daſelbſt vereinzelt vorfinden, kann ſich auf der Stelle überzeugen, daß z. B. van Dyck es verſchmäht hat, für engliſche Höflinge und Familien-Gallerien ſeinem Pinſel das Aeußerſte zuzumuthen. Nichtsdeſtoweniger bleiben die Holbein's und van Dyck's, eben Holbein's und van Dyck's, und wie ſie da ſind, ob ſchlechter oder beſſer als andre ihres Namens, haben ſie Anſpruch auf unſere Beachtung.

Man pflegt zu ſagen: Namen ſind todt. Das iſt nur ſehr bedingungsweiſe richtig. Es fragt ſich, an welches Ohr der Name klingt. Ein kaſchubiſcher Tagelöhner wird bei dem Namen Bayard's, oder Guſtav Adolph's, oder Waſhington's gar nichts empfinden, für jeden Gebildeten aber haben die bloßen Namen dieſer Männer einen Zauber, und der kleinſte Zug oder Umſtand, der an dieſe Namen anknüpft, iſt ein Gegenſtand der Pietät und der Verehrung, mindeſtens des poetiſchen Intereſſes für uns. Als ich, auf einer der Tranſept-Gallerien, die Käſten mit Miniaturen in gebückter Stellung durchmuſterte, fuhr plötzlich ein kleiner Zeigefinger an meinem Backenbart vorbei und eh noch die Fingerſpitze das Glas über einem Frauen-Portrait mit Reithut und Halskrauſe berührt hatte, erklangen hinter mir in heimathlichem Berliniſch die Worte: „Ach, Mutter ſieh — Maria Stuart.“ Es war eine komplette Scene des Wiederſehens. Ich ſah mich um und gewahrte jetzt Mutter und Tochter, *jene* eine ſtattliche Frau mit energiſch aufgeworfenen Lippen, *dieſe* eine junge Landsmännin von jenem prüden Blaß, das unverkennbar auf Leſekränzchen und Schillerbegeiſterung deutete. Beider Empfindungen mochten verſchieden ſein, aber ihre Freude war aufrichtig; ihre Augen hingen an dem Bilde. An dem Bilde? nein, ſie hingen an dem *Namen*.

Dieſe Worte ſollen es entſchuldigen, wenn ich zunächſt ein langes Namensverzeichniß folgen laſſe. Es iſt damit wie mit einem guten Küchenzettel; die Dinge *haben*, iſt freilich vorzuziehen, aber ſie *leſen* iſt wenigſtens wie eine Abſchlagszahlung auf den größeren Genuß. Ohngefähr 120 Bilder gedenk' ich, in zwei Gruppen, aufzuzählen; dieſe Namen werden am eheſten angethan ſein, eine Vorſtellung von dem Intereſſe, dem Reichthum und der Vollſtändigkeit der Gallerie zu geben.

Zunächſt *Fürſten, Feldherren, Staatsmänner*. Richard II., Heinrich IV., Heinrich VI. (zweimal), John Talbot, Eduard IV., Jane Shore, Richard III., Heinrich VII. (Büſte und Miniatur-Bild), Heinrich VIII., Katharina von Arragonien, Anna Bulen (3 mal), Marie Bulen, Katharina Howard, Katharina Parr, Johanna Seymour, Anna von Cleve, Kardinal Wolſey, Sir Thomas More, Eduard VI. (6 mal), Lady Jane Grey, Guildford Dudley, Maria Tudor, Erzbiſchof Cranmer, Eliſabeth (6 mal), Graf Leiceſter, Graf Eſſex, Sir Walter Raleigh, Lord Burleigh, Sir Philipp Sidney, Maria Stuart (7 mal), Lord

Darnley, Arabella Stuart, Jacob I., Anna von Dänemark, Villiers Herzog von Buckingham (3 mal), Karl Stuart (5 mal), Henriette Marie, Graf Strafford, Erzbischof Laud, Prinz Rupert, Lord Falkland, Oliver Cromwell (1 Oelbild, 2 Büsten, 3 Miniaturen), John Hampden, John Pym, Thomas Fairfax, Admiral Blake, Karl II., Nell Gwyn, General Monk, Herzog Monmouth, Lord Clarendon, Lord William Ruſſel, Jacob II., Wilhelm III., Königin Anna, Herzog Marlborough, Georg I., Georg II., Herzog von Cumberland, der Prätendent, Rob Roy, der Kardinal von York, Henry Pelham, Georg III., Königin Charlotte, Lord Bute, Lord Chatam, Warren Haſtings, William Pitt, General Wolfe, Admiral St. Vincent, Admiral Howe, General Lord Hill, Sir Colin Campbell ꝛc. (Die Neuzeit iſt verhältnißmäßig ſchwach vertreten und mit Recht. Lord Nelſon fehlt ganz; von Wellington findet ſich nur ein einziges Portrait vor, ohne Bedeutung. Mit Hülfe der jährlichen Londoner Kunſtausſtellungen, die man füglich Portrait-Ausſtellungen nennen könnte, kennt jeder Engländer die Bildniſſe aller derjenigen ſeiner Landsleute, die ſich ſeit 30 Jahren auf irgend einem Gebiete ausgezeichnet haben.)

Zweitens Männer der Kunſt und Wiſſenſchaft, Dichter, Schriftſteller ꝛc. Johann Wikleff, Lord Southampton, William Camden, Sir Thomas Gresham (Gründer der Londoner Börſe), Shakeſpeare, Sir John Suckling (der erſte Bewunderer Shakeſpeare's), Ben Jonſon, John Fletcher, Richard Burbadge, Nat Field, Inigo Jones, Oberſt Richard Lovelace (Dichter), John Selden, Milton, Thomas Hobbes, Samuel Butler (der Verf. des Hudibras), Dr. William Harvey, Sir Iſaac Newton, John Locke, Samuel Pepys, Sir Chriſtopher Wren, Händel, John Dryden, William Congreve, Sir Richard Steele, Joſeph Addiſon, Alexander Pope, Swift, Lady Mary Wortley Montagu, Edward Young, James Thompſon, Garrick, Samuel Johnſon, Benjamin Weſt, Edward Gibbon, Sir Joſhua Reynolds, Sir Thomas Lawrence, David Hume, Adam Smith (Büſte), Mrs. Siddons, John Kemble, Sir Humphrey Davy, Lord Brougham, Robert Burns, Walter Scott, Lord Byron, Crabbe, Southey, Coleridge, Samuel Rogers, John Keats.

Unter allen dieſen Portraits ſind die älteſten unbedingt die intereſſanteſten; es wird ſich deßhalb verlohnen, etwas näher auf dieſelben

einzugehen. Sie befinden ſich alle am Treppenaufgang zu der oben erwähnten Tranſept-Gallerie.

Das älteſte vorhandene Portrait iſt das dem Domkapitel von Weſtminſter-Abtey zugehörige und von demſelben eingeſandte Bildniß Richard's II. Es kann kein Zweifel ſein, daß es noch zu Lebzeiten des Königs gemalt wurde. Vielleicht kam es damals ſchon in Beſitz der Mönche von Weſtminſter, denn der Klerus war dem unglücklichen Fürſten in gleichem Maße zugethan, wie Adel und Volk ihn haßten. Die Lankaſtrier, die ihm folgten und länger als ein halbes Jahrhundert (bis zum endlichen Ausbruch des Kampfes der beiden Roſen) ſiegreich regierten, konnten natürlich keine Veranlaſſung haben, den vom Throne geſtoßenen York in lebensgroßen Bildniſſen zu verewigen. Als endlich mit Eduard IV. die Yorks wiederum zur Herrſchaft kamen, hatte ſich inzwiſchen die Oelmalerei (Hubert und Jan van Eyck) zu einer ſo verhältnißmäßigen Höhe entwickelt, daß es eines gefliſſentlichen Zurückgehens auf frühere Stadien der Malerei bedurft hätte, um ein ſteifes, im großen Ganzen wenig individualiſirtes Staatsbild mit goldenem Hintergrund herzuſtellen. Es iſt wahrſcheinlich ums Jahr 1390 gemalt. Mit Rückſicht auf dieſe frühe Zeit iſt es, trotz aller ſeiner Schwächen, eine überraſchende Leiſtung und namentlich in der Farbe trefflich erhalten. Bei den zahlreichen Aufführungen Richards II. im Prinzeß-Theater hat ſich der düftelnde und etwas hyperfeine Charles Kean das Vorhandenſein dieſes hiſtoriſchen Bildes nicht entgehen laſſen und während der erſten beiden Scenen präſentirt ſich der König in einem Koſtüm, das dem beinahe 500jährigen Portrait bis auf die kleinſten Züge nachgebildet iſt. Wie ich erſt jetzt aus dem Katalog erſehe, befindet ſich noch ein zweites Portrait des Königs auf der Ausſtellung, aber an ganz anderer Stelle. Es gehört dem Grafen von Pembroke. Ich bedaure, es nicht geſehen zu haben.

Das zweitälteſte Bild iſt ein Portrait Heinrichs IV., vielleicht um zwanzig Jahre jünger als das Bildniß Richards II. Im erſten Augenblick überraſcht der Kopf des klugen Lankaſtriers blos durch ſeine eckige Häßlichkeit und man fühlt ſich verſucht, dem auf Goldgrund gemalten überall die Schönheitslinie innehaltenden Portrait des von ihm geſtürzten Königs den Vorzug zu geben. Je länger man aber beobachtet, deſto entſchiedener fühlt man, wie irrthümlich der erſte Eindruck geweſen. Kaum

zwanzig Jahre mögen zwiſchen dieſen beiden Bildniſſen liegen und doch ſind dieſelben gleichbedeutend mit einer Kluft; jenſeits eine typiſch-ſymboliſche Malerei, dieſſeits die erſten rohen, aber keineswegs ganz mißlungenen Verſuche, charakteriſtiſch und individuell zu ſein. Das Bild iſt wahrſcheinlich ums Jahr 1410 gemalt. Hubert van Eick wurde 1366 geboren, war alſo um dieſe Zeit 44 Jahre. Es wäre intereſſant zu verfolgen, ob der Einfluß des älteren Eick um dieſe Zeit bereits groß genug war, um annehmen zu dürfen, daß er reformirend bis nach England hinüber gewirkt habe.

Dieſem Bilde zunächſt ſtehen die Portraits von John Talbot, Grafen von Shrewsbury und ſeiner Gemahlin. Es iſt derſelbe John Talbot, den unſer Schiller in ſeiner „Jungfrau von Orleans“ ſo trefflich gezeichnet hat. Er läßt ihn nur zu früh ſterben; in Wahrheit fiel er nicht in den Kämpfen gegen die Jungfrau, ſondern erſt im Jahre 1453 in der Schlacht von Chatillon. Er war der erſte Graf v. Shrewsbury; vor einigen Monaten ſtarb zu Paris der letzte, — der ſiebenzehnte Graf. An demſelben Tage, wo ich zum erſten Mal vor das 400jährige Bildniß des Gründers der Familie trat, begann zehn Meilen öſtlich von Mancheſter die Auction der alten gräflichen Beſitzung; Alton Towers mit ſeinen Kunſtſchätzen und Erinnerungen kam unter den Hammer. — Die Bildniſſe John Talbots und ſeiner Gemahlin ſind Eigenthum des Marquis von Northampton, der ein naher Verwandter der Shrewsbury iſt. Von dem Kopfe des alten Talbot gilt daſſelbe, was ich vom Portrait Heinrich IV. geſagt habe. Man ſieht das unverkennbare Streben nach Individualiſirung. Ein ziegelrother, mit lauter Wappengethier beſetzter Mantel, der ſteif und hölzern den Oberleib (es iſt ein Bruſtſtück) umſchließt, läßt das ganze Bild häßlicher und werthloſer erſcheinen, als es im Grunde iſt. Der Ausdruck des Kopfes iſt ebenſo gelungen wie überraſchend. Jeder von uns wird ſich John Talbot als einen Kriegsgott denken; ſtatt deſſen haben wir hier einen hagern, blaſſen Mann, mit fein geſchnittenem Geſicht, der ſeine Hände zum Gebete faltet, während die hellblauen Augen ſich reuig und demuthsvoll gen Himmel richten. Kein ſchönes, aber ein charakteriſtiſches Bild.

Ueber die beiden Portraits Heinrichs VI. iſt nichts zu ſagen; ſie ſind unbedeutend und laſſen ahnen, daß er beſtimmt war, der verbrecheriſchen Wildheit der Söhne Yorks zu unterliegen. Von dieſen Söhnen ſelbſt

begegnen wir den Bildniſſen Eduards IV. und Richards III., beide ohne künſtleriſchen Werth, aber in überraſchender Uebereinſtimmung mit der Charakterzeichnung, die Geſchichte und Dichtkunſt von ihnen gegeben haben. Jener ſchlaff, ſinnlich abgeſpannt; dieſer ſchlau, tückiſch, verkniffen, freilich ohne den Zug von Heldenhaftem, der dem Raſenden von Bosworth-Fields nun 'mal nicht abzuſprechen iſt.

Ein ſehr intereſſantes Bild iſt das Portrait der Jane Shore, einer Geliebten von Eduard IV. Es iſt ein Bruſtſtück in mehr als einer Bedeutung des Worts. Der Maler hat es nämlich für gut befunden, ihr keinen andern Bekleidungsgegenſtand umzuhängen als ein Halsband. Dies macht ſich außerordentlich komiſch. Wenn übrigens Horace Walpole in ſeiner Beſchreibung alter Bilder von der abſoluten Reizloſigkeit dieſer Geliebten ſpricht, ſo glaub' ich, hat er Unrecht. Man verſtand es damals noch ſchlecht, innerhalb des Individuellen auch ſchön zu ſein. Nichtsdeſtoweniger läßt ſich errathen, daß das lebendige Original von großer Schönheit geweſen ſein muß. Nach den Andeutungen, die ich oben gegeben, wird es einigermaßen überraſchen, in Erfahrung zu bringen, daß die mehr als nachläſſig gekleidete Dame im Schulſaal zu Eton ihren gewöhnlichen Wohnſitz hat. Der Umſtand erklärt ſich übrigens dadurch, daß einer der alten Schulpröbſte zugleich der Beichtiger Jane Shore's war, die es, wie faſt alle Konkubinen, an Freigebigkeit nicht fehlen ließ.

Von Heinrich VII. iſt kein Bild da, aber eine Terracotta-Büſte von der Meiſterhand Torreciano's. — Heinrich VIII., dem man in engliſchen Gallerieen auf Schritt und Tritt begegnet, fehlt natürlich ebenſowenig in Mancheſter. Es iſt ſelbſtverſtändlich ein Holbein; dabei nicht beſſer und nicht ſchlechter als die unzähligen andern Portraits, zu denen der eitelſte aller engliſchen Fürſten ſeinem Hofmaler geſeſſen. — Kardinal Wolſey iſt, wie im Leben ſo auch hier, an der Seite ſeines Königs. Der Name des Malers unbekannt. Das Bild iſt charakteriſtiſch, aber grob; es gibt mehr den „Fleiſchersſohn von Ipswich" als den Kardinal. — Das von Holbein herrührende Portrait Wolſeys, wie es ſich in der großen Halle von Hampton-Court präſentirt, iſt unvergleichlich feiner und beſſer. — Johanna Seymour (von Holbein) rechtfertigt nicht den Ruf ihrer großen Schönheit, und jener engliſche Hiſtoriker — ich glaube Mr. Froude — der es ſich zur Aufgabe geſtellt hat, den Cha-

rakter Heinrichs VIII. zu reſtituiren, könnte die allgemeine Annahme, daß Anna Bulen auf's Schaffot mußte, nicht weil ſie ſchuldig, ſondern nur weil ſie minder ſchön war als Johanna Seymour, am ſchlagendſten dadurch widerlegen, daß er ſein Geſchichtsbuch durch Photographieen nach dieſer Holbein'ſchen Johanna Seymour illuſtriren ließe. — Anna von Cleve ſieht wenig beſſer aus und macht einem die Anekdote glaubhaft, daß Heinrich VIII. ſie im Reiſewagen gemuſtert, unzureichend befunden und gleich wieder heim nach Deutſchland geſchickt habe.

Von der Anna Bulen ſind drei Bildniſſe da, alle drei untereinander ſo unähnlich, daß man die Gewißheit erlangt, ſie hat weder ſo noch ſo ausgeſehen, ſondern ganz anders. Das iſt auch ein wahres Glück; jedes unbedeutende Mädchengeſicht müßte ſonſt unglücklich darüber ſein, nicht vor dreihundert Jahren gelebt zu haben, wo man mit Hülfe von blondem Haar und Stubsnaſe eine Reformation machen und Königin werden konnte. Anna Bulen-Schwärmer (wir haben deren ein gutes Theil im Lande), die etwa Luſt bezeugen ſollten, noch einen Ausflug nach Mancheſter zu machen, mach' ich im Voraus auf eine Enttäuſchung aufmerkſam, die ihrer harrt. Wer ein ſchönes und vielleicht getreueres Bild der ſchönen Königin mit in die Heimath nehmen will, der wohne im Prinzeß-Theater einer Vorſtellung Heinrichs VIII. bei. Wenn die ſchöne Miß Heath, als königliche Braut und unter Glockenklang an ihm vorbeiſchreitet, um in der hochaufragenden Weſtminſter-Abtei den Segen der Kirche zu empfangen, dann ſag' ich, wird es ihm um's Herz ſein, als habe er eine Anna Bulen geſehen.

Maria Tudor, auch die blutige Maria genannt, iſt häßlich, aber vielleicht charakteriſtiſch. Sie ſieht aus wie ihr Renommée oder ihr obiger Name. Die ſchmalen, zugekniffenen Lippen mahnen an Smithfield und die dreihundert Scheiterhaufen. In einem der großen Seitenſäle befindet ſich ein anderes größeres Portrait von ihr. Der Geſichtsausdruck iſt ähnlich, das Bild ſelbſt aber ſo unendlich viel beſſer, daß die relative Meiſterhaftigkeit der Auffaſſung und Darſtellung auch dem Eindruck wiederum zu gute kommt, den die ſtarren und ſtrengen Züge hervorrufen.

Eduard VI., deſſen zartes und freundliches Knabengeſicht man immer gern ſieht, präſentirt ſich, als ob er's wüßte, ſechsfach. Hier zum erſten Mal hat man die Garantie, einem wirklichen Portrait, einer

Aehnlichkeit mit dem lebendigen Original zu begegnen. Alle ſechs Bilder gleichen ſich untereinander wie eben ſo viele Weizenhalme, und ſind außerdem in vollſter Uebereinſtimmung mit der zierlichen Statue, die über dem Eingang zur blue-coat-school, dieſer berühmten Schöpfung des jugendlichen Königs, ſteht. Seine kurze Knaben-Regierung iſt, durch Jahrhunderte hin, dem Lande ein Segen geweſen.

Eliſabeth bleibt hinter ihrem Bruder nicht zurück und ſtarrt ebenfalls ſechsfach aus ihren goldenen Rahmen heraus. Einmal immer häßlicher als das andere Mal. Zucchero, Lucas de Heere, Mark Garrard und Holbein, alle haben ſie es verſucht, der königlichen Reizloſigkeit irgend einen Reiz abzugewinnen, aber ſie ſind geſcheitert. Angeſichts dieſer Portraits, deren Aehnlichkeit unter einander die Zuverläſſigkeit jedes einzelnen beglaubigt, wird einem die Abneigung doppelt begreiflich, die dieſe bedeutende, aber ſteife und eitle Frau gegen ihre unglückliche Nebenbuhlerin unterhielt. Die Steifheit iſt ſo vorwiegend, daß ſich ſelbſt die Würde darin verliert. Wenn kleinliche, in Eitelkeit wurzelnde Motive an dem Benehmen Eliſabeths gegen Maria Antheil gehabt haben, ſo iſt dieſer Eitelkeit eine charakteriſtiſche und ausgeſuchte Strafe gefolgt. Der Schwarm von Verehrern, der ſich bei Lebzeiten der ſchottiſchen Königin um dieſe drängte, hat ſich ſeitdem, durch alle Länder und Jahrhunderte hin, vertauſendfacht und die Gehäſſigkeit einer ſiegreichen Nebenbuhlerin hat nur dazu beigetragen, die ſchöne Sünderin in der Liebe der Menſchen doppelt wieder herzuſtellen und ihr doppelt gern den Preis jener Schönheit zuzuerkennen, die beſtimmt war, für ihr Leben verhängnißvoll zu werden. Würdevoll und königlich tritt uns Eliſabeth nur an einer Stelle entgegen — auf ihrem Grabmal in der Weſtminſter-Abtei. Zur Rechten und Linken jenes wunderbaren Baues, der die Kapelle Heinrichs VII. heißt, ſchlummern dort die alten Feindinnen, beide in Marmor auf ihrem Grabe ruhend, die Hände gefaltet und das Antlitz ſtill nach oben gerichtet, dem Quell aller Gnade.

Maria Stuart, wie überall ſiegreich, iſt es auch an dieſer Stelle; ſie ſchlägt ihre Nebenbuhlerin um eine ganze Nummer — wir begegnen ihr ſiebenmal, meiſt en miniature. Wenn das Zufall iſt, ſo hat der Zufall 'mal wieder hübſch geſpielt. Die Miniaturen-Sammlung, die vielleicht zur Hälfte aus Köpfen beſteht, die ſich auch als Oel-Portraits an den Wänden der Ausſtellung vorfinden, gibt einem viel-

fach Gelegenheit, die Wahrnehmung zu machen, wie so sehr viel frischer, besser und gefälliger die getuschten Köpfchen als die ölgemalten Köpfe aussehn. So kommt es denn, daß man der Maria Stuart vier- und fünffach in Medaillon-Portraits begegnet, von denen eins immer reizender ist als das andere, während drei Schritt davon Elisabeth, einmal über das andere, im großen Goldrahmen hängt und ein Gesicht macht, als wisse sie ganz genau, was in dem Herzen jedes Beschauers zu lesen sei. Nichtsdestoweniger bin ich an dieser Stelle das Geständniß schuldig, daß es mit allen diesen zierlichen Köpfchen muthmaßlich wenig auf sich hat. Untereinander haben sie wenig oder keine Aehnlichkeit, was dem Glauben an sie und ihre Echtheit nicht eben zuträglich ist; außerdem aber tragen sie eine hübsche Unbedeutendheit, etwas Modekupferhaftes so entschieden zur Schau, daß man in seinen Erwartungen von der poetischen Hoheit und Apartheit dieser Frau ziemlich getäuscht wird. Das beste Bild, welches ich von der Maria Stuart kenne, befindet sich im Schlosse zu Hampton-Court. Es stellt sie in einer Art Novizentracht dar, die sie trug, als sie in einem Pariser Kloster erzogen wurde. Das Bild ist insofern verfehlt, als sie auf demselben wie eine Frau von 35 Jahren erscheint, während sie um jene Zeit kaum älter als sechszehn Jahre sein konnte. Es ist aber im Ausdruck vortrefflich. Man fragt sich nicht, ob sie so ausgesehen haben kann oder nicht, man geht über das Räthsel der fünfunddreißig Jahre gern hinweg und glaubt ohne Weiteres: das ist sie. Sie ist nicht schön, aber ein hoher Adel, Ruhe, Grazie liegen über dem Ganzen und man fühlt, daß man in eins jener Gesichter blickt, die bestimmt sind, Ungewöhnlichem zu begegnen und in die Tiefe des Leids zu schauen. Die besten Bilder der Maria Stuart befinden sich an folgenden Orten: 1 in Hampton-Court; 3 in der Portrait-Gallerie des britischen Museums (eins aus ihrem 42. Jahre); 1 in der Bodleyanischen Bibliothek zu Oxford; 1 im Audienz-Zimmer der Königin zu Windsor-Castle; 1 (Copie) im Victoria-Zimmer des House of Lords; 1 in Edinburgh Castle und 1 in Abbotsford. Die beiden letztern halt' ich nicht für ächt. — Das aber sei noch an dieser Stelle bemerkt, daß sich die Portrait-Sammlung im britischen Museum *)

*) Diese Sammlung befindet sich in den östlich gelegenen Sälen des zoologischen Museums, leider zu hoch aufgehängt, um wenigstens so vortheilhaft wie möglich gesehen werden zu können. Die Zahl der Portraits beläuft sich auf 118

dem Studium jedes Fremden, der an dieſen Dingen ein Intereſſe nimmt, ganz beſonders empfiehlt und im Stande iſt, die Gallery of british portraits der Mancheſter-Ausſtellung, bis auf einen gewiſſen Grad, zu erſetzen.

Noch zwei Bilder einer ſpätern Epoche möcht' ich an dieſer Stelle hervorheben: die Portraits Karl Stuarts und Oliver Cromwells. Das berühmte Bildniß des erſtern von van Dyck, das durch den ſchönen Mandelſchen Stich bei uns allgemein bekannt geworden iſt, befindet ſich, wie ſich denken läßt, auf der Mancheſterſchen Ausſtellung. Es hängt indeſſen nicht in der großen Portraitgallerie, die ich eben jetzt beſpreche, ſondern in dem links gelegenen Seitenſchiff, und zwar an jener Stelle, die die Mehrzahl der van Dyck'ſchen Bilder enthält. Ueber den großen Werth dieſes dem Grafen von Warwick zugehörigen Bildes zu ſprechen, wäre überflüſſig. — Das Cromwell'ſche Portrait iſt unzureichend; doch befindet ſich in der Nähe deſſelben und zum Vergleiche auffordernd, eine wohlgelungene Büſte. Das beſte Bildniß des Protektors findet man unter den Miniaturen. Nur der Kopf iſt ausgeführt; die Kleidung blos angedeutet. Es iſt dies dasjenige Portrait, das, ſo viel ich weiß, von allen Hiſtorienmalern, z. B. von Paul Delaroche, für ihre verſchiedenen Cromwells benutzt worden iſt.

Wie ſich von ſelbſt verſteht, befinden ſich unter den Portraits des großen Mittelſchiffs noch hunderte, die, ſei es um des Gegenſtandes oder um des Malers Willen (in vielen Fällen auch der bloßen Geſchichte des Bildes wegen) vollen Anſpruch darauf hätten, ausführlicher erwähnt zu werden. Ich breche indeß hier ab, um dieſe Beſprechung eines kleinen Theils der Ausſtellung nicht unverhältnißmäßig auszudehnen. Die Lely und Knellers, die mich noch beſchäftigen könnten, haben in der That nur relativen Werth: ſie ſtehen inmitten zweier Epochen der Portraitmalerei, von denen jede, die vorhergehende und die folgende, größer war als ſie ſelbſt. Sie reichen nicht an van Dyck heran und wurden von Reynolds und Gainsborough überflügelt. Was die letztern angeht, von denen eine ziemliche Anzahl von Portraits (Garrick, Warren Haſtings, Admiral Howe, Samuel Johnſon, John Kemble, Mrs. Siddons ꝛc.) ebenfalls im Hauptſchiff und zwar zur Seite der zahlreichen Lelys und Knellers aufgehängt worden iſt, ſo werd' ich bald Gelegenheit haben, auf dieſe bedeutenden Namen zurückzukommen, wenn ich mich dem großen nördlichen Seiten-

ſchiff zuwende, das in circa 600 Nummern das Beſte enthält, was die engliſche Malerkunſt ſeit Hogarth geleiſtet hat. Ueber die van Dyck'ſchen Portraits hab' ich mich ſchon in der Einleitung ausgeſprochen. Es ſind eben immer noch van Dycks, aber inſofern ohne beſonderen Anſpruch auf eine Beſprechung, als die Südgallerie des Hauſes eine Reihe Portraits deſſelben Meiſters (z. B. ein Portrait des Peter Paul Rubens) enthält, die Alles in Schatten ſtellen, was das große Mittelſchiff (die britiſche Portrait-Gallerie) von ihm aufzuweiſen hat.

Fünfter Brief.

Neue Meiſter. Hogarth.

Die Abſicht der Unternehmer ging neben manchem andern auch dahin, die Säle der Mancheſter-Ausſtellung zu einem Muſterplatz für die *geſammte moderne* Kunſt, mindeſtens für Bilder der engliſchen, franzöſiſchen, deutſchen und belgiſchen Schule zu machen. Dieſer Zweck iſt auch nicht einmal annähernd erreicht worden. Unter 689 Bildern befinden ſich: Overbeck 1, Heß 1, Tidemand 1, Rudolph Jordan 1, De Kayſer 1, Calame 2, Horace Vernet 2, Paul Delaroche 2, Roſa Bonheur 2 und Ary Scheffer 9. Außer dieſen iſt die moderne Kunſt des Kontinents höchſtens noch durch ein Dutzend Bilder von geringerer Bedeutung vertreten. Die Geſammtzahl deſſen, was ſich von franzöſiſchen, deutſchen und belgiſchen Malern vorfindet, geht nicht über vierzig Nummern hinaus. Ary Scheffer iſt vertreten, weiter Niemand. Da es ſich bei der Mancheſter-Ausſtellung nicht um Einſendungen der Maler ſelbſt, ſondern um eine Konzentrirung deſſen handelte, was in engliſchen Privat-Gallerieen bereits vorhanden ſei, ſo beweiſt dieſe Sammlung von Paintings by modern masters, daß uns, trotz des täglich wachſenden Verkehrs der Völker unter einander, der Austauſch der *Kunſt*erzeugniſſe eben ſo durch ſeine Winzigkeit überraſchen muß, wie uns der induſtrielle und Handelsaustauſch durch ſeine rieſigen Zahlen imponirt. Es iſt hier nicht der Ort, alle die Fragen, die ſich an dieſe Wahrnehmung knüpfen,

weiter auszuſpinnen. So viel drängt ſich einem auf, daß die Tage eines geträumten Weltreichs, drin die Nationalitäten farblos ertrinken, noch eben ſo weit ab ſind, wie zu irgend einer andern Zeit. Mit Eiferſucht (und das iſt ein Glück) wachen eben jetzt wieder die Nationen darüber, daß ihnen und ihren Enkeln das verbleibt, was der Genius ihrer großen Männer geſchaffen hat, während ſie andererſeits den nationalen Kunſtſchöpfungen anderer Völker gegenüber eine Kälte und Nüchternheit zeigen, die von demjenigen, der mit ſeinem Herzen dabei betheiligt iſt, faſt wie eine Beleidigung empfunden wird. Man hält die Bilder Horace Vernet's in Frankreich feſt, weil ſie dem Nationalſtolz ſchmeicheln; aber wenn man ſich auch umgekehrt dazu verſtehen wollte, dieſelben auf einem Weltmarkt erſcheinen zu laſſen, ſo würde ſich ſchwerlich irgend ein Deutſcher oder Brite finden, der Luſt hätte, das beſcheidenſte franzöſiſche Angebot um ein weſentliches zu überbieten. Dies gilt nicht nur von Bildern, deren Stoffe der Neuzeit und ihren Kämpfen entlehnt wurden; es gilt mehr oder weniger von jedem der Spezial-Geſchichte entlehnten hiſtoriſchen Bilde, ja von jeder Darſtellung, die ſich innerhalb des nationalen Lebens hält. Es iſt bekannt, daß der „Punch“ nur von einem Londner und der „Kladderadatſch“ nur von einem Berliner verſtanden werden kann. Andere verſtehen dieſe Blätter auch, aber nie ganz. Was von der Lokalität gilt, gilt ebenſo von der Nationalität; je ſtärker dieſe hervortritt, deſto lauter werden Diejenigen es begrüßen, an deren Herz und Verſtändniß es ſich wendet, und um ſo gleichgültiger werden alle Diejenigen ſich abwenden, denen dies Gefühl etwas Fremdes iſt. „Der Ueberfall von Hochkirch“ unſeres Menzel dürfte hier, aller Wahrſcheinlichkeit nach, kein begeiſtertes Publikum finden, und die vollendetſten Zeichnungen zum „Käthchen von Heilbronn“ oder zu des „Goldſchmids Töchterlein“ würde einer engliſchen Zuſchauerſchaft nur ein halbes Intereſſe abgewinnen, etwa wie uns die ölbildlichen Illuſtrationen zu den Gedichten von Alfred Tennyſon. Das Verſtändniß der Völker untereinander (ganz abgeſehen von politiſchem Hader und Vorurtheil) ſteht noch immer auf niedriger Stufe. Je nationaler eine Kunſt, deſto beſſer; aber dieſer Vorzug ſchreibt derſelben zugleich eine räumliche Begrenzung vor. Gelehrte und Kunſtverſtändige haben zu allen Zeiten die nationale Kunſt fremder

Völker zu würdigen verſtanden, aber ſie haben ſie in den ſeltenſten Fällen bei ihrem eigenen Volke einzubürgern vermocht. Gelehrte haben die Luſiade und die Calderon'ſchen Stücke überſetzt, was weiß unſer Volk davon? Wir haben freilich in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von franzöſiſcher Kunſt gelebt, aber einfach um deßhalb, weil es noch keine deutſche Kunſt gab und kein ſtarkes Nationalgefühl zu überwinden war. Wir können jetzt an Rußland (das noch dazu an Nationalgefühl keinen Mangel leidet) ſehr Aehnliches wahrnehmen.

Dieſe Sätze, die, glaub' ich, von allgemeiner Gültigkeit ſind, ſind doppelt richtig in Bezug auf England, deſſen Nationalgefühl bekanntlich am ſtärkſten und ſchroffſten hervortritt. Jener Südtheil der Mancheſter-Ausſtellung, der, ganz allgemein und umfaſſend, „Paintings by modern masters" zu enthalten vorgibt, iſt deßhalb keine Schauſtellung moderner Malerei überhaupt, ſondern lediglich eine treffliche Zuſammenſtellung alles Deſſen, was die engliſche Malerkunſt ſeit etwas länger als hundert Jahren hervorgebracht hat. Von jenen britiſchen Hofmalern, die, wie Holbein, van Dyck, Lely und Kneller keine gebornen Engländer waren, findet ſich, ſchon aus dieſem Grunde, in dem nationalen engliſchen Südſaal der Ausſtellung keine einzige Arbeit vor. Dieſer Theil der Ausſtellung beginnt, wie billig, mit William Hogarth.

Hogarth.

Wer Hogarth bewundern will, kann das am beſten am heimathlichen Herde, wenn er jene Kupferſtich-Sammlung vernimmt, deren Ruhm und deren Verbreitung über die Welt gegangen iſt. Es gibt vielleicht keinen zweiten Maler, dem es ſo wenig nöthig wäre, im Original geſehen zu werden. Er beſticht weder durch Farbe, noch durch Lichteffekte; er wirkt einzig und allein durch die Geſchichte, die er uns erzählt. Dieſe Geſchichte in ihrer Kürze und Energie, in der Durchſichtigkeit der Compoſition bei endloſer Fülle von Details, dieſe Geſchichte, ſag' ich, iſt es, dies Stück Leben, das uns in ſeiner furchtbaren Realität ergreift. Ob dieſe Richtung in der Kunſt ihre Berechtigung hat, mag dahingeſtellt bleiben. Vielleicht beweiſt der Umſtand, daß der Kupferſtich das Original zu erſetzen vermag, das Gegentheil. Die Farbe gibt dieſen Bildern nichts und nimmt ihnen nichts; ein Plus oder Minus an dem, was man „Schönheit" nennen könnte, iſt von keinem Belang für dieſe Bilder;

ſie wirken durch ihren Witz, ihre Einfälle, ihren Sarkasmus und vor allem durch ihren ſittlichen Ernſt. Sie wenden ſich mit jeder andeutenden Linie an den Geiſt des Beſchauers, nicht an ſeine Sinne; ihr Inhalt und ihre Idee wirkt, nicht ihre Form und ihre Farbe. Es ſind Aſchermittwochs-Predigten, die zufällig nicht geſprochen, ſondern gemalt ſind; es handelt ſich nur darum, ſie in jedem feinſten Zug, in jedem Wort und Komma zu verſtehen, nicht darum, ob uns ihr Vortrag ein wenig bunter und ſchillernder entgegentritt, oder nicht. Und darum noch einmal: die Kupferſtiche genügen, wenn man den Hogarth ſtudiren will.

Irrt' ich auch in dieſer Behauptung, ſo würd' ich doch jedenfalls darin Recht behalten, daß die Mancheſter-Ausſtellung nicht der beſte Platz iſt, um Hogarth kennen zu lernen. Mit Ausnahme eines einzigen Bildes (und ſelbſt dieſe Ausnahme iſt noch zweifelhaft) iſt nichts da, was ſich, an Werth ſowohl wie an Hogarthiſch-charakteriſtiſchem, mit dem vergleichen ließe, was London nach dieſer Seite hin aufweiſt. Die Vernon-Gallerie (Le mariage à la mode, 6 Bilder) und das Sir John Soane-Muſeum („Das Leben eines Taugenichts," 8 Bilder, und „Wahlſcenen," 4 Bilder) übertreffen die Mancheſter-Ausſtellung bei weitem; dies ſind die beiden Plätze, wo man Hogarth ſtudiren muß. Es ließe ſich fragen, warum jene eben angeführten 18 Bilder in Mancheſter fehlen; aber ſie fehlen nur in verſtändiger Uebereinſtimmung mit jenem Prinzip, das bei Herrichtung der großen Ausſtellung durchweg maßgebend geweſen iſt. Es handelte ſich nicht darum, das zu vereinigen, was England überhaupt an Kunſtſchätzen hat, ſondern vielmehr darum, alles das an's Licht zu ziehen, was es an ungekannten oder ſchwerzugänglichen Kunſtſchätzen aufzuweiſen habe. Die Vernon-Gallerie und das Soane-Muſeum ſtehen beinah täglich dem Beſucher offen; es konnte kein Grund vorliegen, das eigens auszuſtellen, was bereits immer Gegenſtand einer Ausſtellung iſt. Nach demſelben Prinzip haben die königlichen Privat-Gallerieen verhältnißmäßig wenig beigeſteuert und in den meiſten Fällen, beſonders da, wo es ſich um hiſtoriſche Reihenfolge handelte, nur ausgeholfen. Die Gallerieen von Windſor und Hampton-Court ſtehen jedem offen; es hätte nutzlos den Raum beſchränkt, wenn man in blindem Uebereifer alle Schätze dieſer Gallerieen nach Mancheſter geſchafft hätte. Der Zahl nach iſt Hogarth völlig ausreichend ver-

treten; es befinden ſich ſechszehn Bilder von ihm auf der Ausſtellung. Auch veranſchaulichen ſie trefflich die verſchiedenen Richtungen innerhalb der Kunſt, in denen er ſich abwechſelnd verſucht hat: Portrait, architektoniſche Landſchaft, Sittengemälde, hiſtoriſches Bild. Von der Mehrzahl dieſer ſechszehn Bilder verlohnt es ſich nicht zu ſprechen; faſt alle ſind intereſſanter um der Geſchichte willen, die ſich daran knüpft, als um ihrer ſelbſt willen. Von den vier oder fünf vorhandenen Portraits iſt das des Capitain Thomas Coram, der das Londoner Findelhaus gründete, das beſte. Im Jahr 1856 hat man nach dieſem Portrait eine wohlgelungene Statue in feſtem Sandſtein ausgeführt und dieſelbe in Front des Findelhauſes aufgeſtellt. Ein anderes gelungenes Portrait iſt das von Mrs. Hogarth, einer Tochter von Sir James Thornhill. Der bekannte Demagoge John Wilkes, deſſen berühmter Preßprozeß nach Ablauf eines Jahrhunderts noch immer nicht vergeſſen iſt, ſagte von dieſem Bilde: „Gott ſei Dank, daß es nicht das Portrait meiner Frau iſt! es liegt viel Temperament und wenig Tugend in dieſen Zügen. All ihr Feinde Hogarths, vergebt ihm vor dieſem Bilde — ſeiner Frau.“ John Wilkes hatte einen Haß gegen Hogarth und hoffte ihn durch dieſe Kritik doppelt zu verletzen; man muß aber zugeben, daß er (Mrs. Hogarth war eine liebenswürdige Dame) vor dieſem Bilde eine Art Recht hatte, ſo zu ſprechen wie er ſprach. Wenn, ich glaube, Horace Walpole geſagt hat, daß alle Hogarth'ſchen Frauenportraits etwas Straßendirnenhaftes hätten, ſo hat er damit einen harten, aber ziemlich zutreffenden Ausſpruch gethan. Mit Rückſicht auf das Portrait der Mrs. Hogarth iſt dies Urtheil kaum hart zu nennen. Hogarth hat ſich gegen ſolche Angriffe zu verwahren geſucht, aber mit ſchlechtem Erfolg; Mit- und Nachwelt haben gegen ihn entſchieden. Er ſchrieb gegen Ende ſeines Lebens über dieſen intereſſanten Gegenſtand wie folgt: „Das Portraitmalen begann mich anzuekeln; die Einen ſchalten mich unſelbſtſtändig und talentlos, die Andern meinten, daß alle meine Damen bloße Weibsperſonen ſeien. Ich erkannte deutlich, daß man als Portraitmaler nur dann ſein Glück machen könne, wenn man geneigt ſei, den in Gay's Fabeln gegebenen Rath getreulich zu befolgen und lauter Götter und Göttinnen auf die Leinwand zu bringen. Ob es jemals beſſer werden wird, ſteht dahin; Alle, die es ändern wollten, haben es büßen müſſen. Ehe nicht die Geſinnung der Maler anſtändiger

und die Eitelkeit der Menſchen geringer wird, glaub' ich an keine Reform." Das klingt ſehr ſchön; er hat aber doch Unrecht. Die Kunſt ſoll wahr ſein, aber nicht ohne Idealität. Unter allen Umſtänden darf ſie nicht aus bloßer Furcht, eine Sache ſchöner darzuſtellen, als ſie iſt, der Häßlichkeit gefliſſentlich in die Arme laufen. „Garrick als Richard III." iſt halb Portrait, halb hiſtoriſches Bild. Hogarth hat den Moment im Zelt, unmittelbar nach den Traumerſcheinungen, gewählt, wo Richard voll Entſetzen erwacht. Wenn ich nicht gewußt hätte, daß es von Hogarth gemalt ſei, ſo würd' ich mich ſchwerlich vor dieſem Bilde aufgehalten haben. Der Körperhaltung fehlt es an Ungezwungenheit und der Geſichtsausdruck ſtreift nah genug an die Karrikatur, um wenigſtens aller tragiſchen Wirkung verluſtig zu gehen. In der Farbe iſt es kalt und ſtumpf und nichts weniger als wohlthuend. Neben dieſem „Garrick als Richard III." hängt eine „Sigismunda, weinend über dem Herzen ihres Buhlen." An dieſem Bilde iſt nichts intereſſant, als ſeine Geſchichte. 1768 wurde die Gemälde-Gallerie von Sir Lucas Schaub verkauft und eine Sigismunda (vergeblich von Correggio, eigentlich von Furino) mit 400 Pfd. St. bezahlt. Hogarth lachte und ſpottete und verſicherte einmal über das andere, daß der Hauptwerth dieſer alten Bilder in der Dummheit der Menſchen liege. Bilder würden im Laufe der Jahrhunderte nicht ſchöner und weicher in der Farbe, ſondern bloß ſchwärzer und ſchlechter. Schließlich glaubte er ſelbſt, was er ſagte, und unternahm es, eine „Sigismunda" zu malen, die um kein Haar breit ſchlechter ſein ſollte, als die eben verkaufte des Correggio. Seine Anſtrengungen ſchlugen völlig fehl. Horace Walpole ſchrieb über dies Bild: „Die Hogarth'ſche Sigismunda iſt der italieniſchen Sigismunda ſo ähnlich, wie ich dem Herkules. Die Farbe iſt erbärmlich und das Ganze macht den Eindruck, als würde ein ſchmutziges Weibsbild, deren Augen roth vom Trunke ſind, auf die Straße geworfen. Sie zerreißt ihre Kleider nicht vor Weh und Gram, ſondern vor Wuth darüber, daß ihr Wirth ſie nicht länger im Hauſe haben will." Dieſe Worte ſind bitter, aber im Weſentlichen gerecht.

Der „Jahrmarkt in Southwark" iſt ein echter Hogarth; hier begegnen wir all den Vorzügen, die ihm eigenthümlich ſind. Wenn es ſich von ähnlichen ſeiner Bilder unterſcheidet, ſo iſt es durch größere

Harmloſigkeit. Er ſchreibt hier weder eine moraliſche noch eine politiſche Satire; er greift nur hinein in's volle Menſchenleben und weiß eben: „wo er es packt, da iſt's intereſſant.“ Leider hat das Bild ſo nachgedunkelt, daß nur an hellen Tagen ein Sichzurechtfinden auf demſelben möglich iſt. Der „Ausmarſch der Garden nach Finchley“ iſt das beſte, was die Mancheſter-Ausſtellung von Hogarth aufzuweiſen hat. Man könnte es in mehr als einer Beziehung ein Seitenſtück zu dem vorigen Bilde nennen, es ſteht aber höher und hat ſich in der Farbe trefflich erhalten. An Geißelung und Satire enthält es nicht mehr, als der „Jahrmarkt in Southwark“ und wenn man ihm dennoch mehr davon zugeſchrieben hat, ſo hat das nur darin ſeinen Grund, daß wir auf dem Jahrmarktsbilde Menſchen überhaupt, und auf dem Ausmarſchbilde neben den Menſchen noch rothröckige Grenadiere haben. Das iſt aber ein bloßer Zufall. Hogarth griff in's Leben des Tages hinein und faßte von ungefähr dieſen Stoff; er ſuchte ihn nicht, er kam ihm. Das Tagesereigniß, das dieſem Bilde zu Grunde liegt, iſt das folgende. Als der Prätendent im Jahre 1745 bis Leiceſterſhire vorgedrungen war, erhielten die Garden Ordre, ihm entgegenzurücken. Sie kamen aber nur bis Finchley, ungefähr zwei deutſche Meilen nördlich von London. Dieſer Marſch nun iſt dargeſtellt. In der Ferne ſieht man, leidlich wohlgeordnet, die Kompagnien ziehn; die letzten Sectionen aber haben ſich, unter dem Andrang Betheiligter und Unbetheiligter beiderlei Geſchlechts, völlig gelöst und bieten ein Schauſpiel ergötzlicher Verwirrung. Die Compoſition des Bildes und die Gruppirung ſeiner hundert Figuren iſt meiſterhaft; alles voll Leben, von ſcheinbar wüſtem Durcheinander, aber in Wahrheit klar und überſichtlich; nirgends etwas, was als Ungehörigkeit der Ueberladung empfunden würde. Der Humor und die Charakteriſtik ſind auf ihrer Höhe. Der baumſtarke Grenadier, der von zwei Weibern, einer alten und einer jungen, in Anſpruch genommen und nach rechts und links zugleich gezogen wird; der bezeichnungsvolle Hinweis, durch welchen die jüngere ihr beſſers Anrecht auf ihn geltend zu machen ſucht; die ſtupide Entſchloſſenheit der älteren, die auf's Aeußerſte gewillt ſcheint, ihr Ehefrauenrecht zu vertheidigen; die verlegenen großen Augen des ſchmucken Kerls, der eigentlich nur einen Troſt hat: Prätendent und Finchley, — all das iſt unübertrefflich. Andere Einzelheiten, an Humor dem Vorſtehenden eben-

bürtig, ſind in ihrer Derbheit unbeſchreiblich; nicht jeder darf in Worte faſſen, was Hogarth zu malen wagen durfte. Unter all denjenigen ſeiner Bilder, in denen er mehr ſchildert als predigt, ſtell' ich dieſen Ausmarſch der Garden obenan. Selbſt die vier „Wahlſcenen," die das Soane-Muſeum aufbewahrt, bleiben dahinter zurück. Merkwürdigerweiſe war es gerade dieſem Bilde vorbehalten, ſeinem Urheber faſt ebenſo viele Kränkungen einzutragen, als die Sigismunda. John Wilkes, überhaupt ein rückſichtsloſer und bei einigem Talent ziemlich bornirter Menſch, griff Hogarth um dieſes Bildes willen von der politiſch-polizeilichen Seite her an. Während der Prätendent wie Hannibal „ante portas" geweſen ſei, habe Hr. Hogarth Zeit und Stimmung gefunden, die Situation zu belächeln ꝛc. Die Thorheit liegt auf der Hand und die Böswilligkeit wird klar, wenn man erfährt, daß Hogarth dies Bild erſt begann (1749) als die Schlacht auf Drumoſſie-Moor (Culloden) längſt geſchlagen war und die Köpfe der ſchottiſchen Lords auf Temple-Bar ſeit lange in der Sonne bleichten. Härter noch traf den Maler das Urtheil Georgs II. Hogarth hatte einen Stich des Bildes (vor der Schrift) dem Könige überreichen laſſen und den Wunſch ausgeſprochen, es ihm widmen zu dürfen. Der König muſterte den Stich und fragte: „Wer iſt Hogarth?" „Einer unſerer beſten Maler," antwortete der Kammerherr. „Ich haſſe alles, was Maler und Dichter heißt, ſie taugen nichts und helfen zu nichts." Der Kammerherr ſchwieg. „Was ſoll das hier? Will der Burſch meine Garden lächerlich machen?" „Ew. Majeſtät wollen erwägen, es iſt ein Bild von augenſcheinlich burleskem Charakter." „Nichts davon. Ein unverſchämtes Bild. Nehmt es weg." Das war die erſte und letzte Audienz, die Hogarth (mittelſt Stellvertretung) vor König Georg hatte. Der verletzte Maler rächte ſich dadurch, daß er das Blatt dem großen Friedrich von Preußen, dem „protecteur des arts" widmete, ein Umſtand, der nur dazu beitragen kann, unſer Intereſſe an dem Original zu erhöhen.

Sechster Brief.

Engliſche Portraitmaler. Reynolds. Gainsborough. Lawrence ꝛc.

Wir kommen nun zu den engliſchen Portraitmalern. Die bildende Kunſt dieſes Landes, wenn ſie überhaupt excellirt hat, hat es unbeſtritten auf dem Gebiet des Portraits. Obenan ſteht Sir Joſua Reynolds, der Vater der engliſchen Portraitkunſt, der Portraitmaler par excellence. Die Vertretung, die er in den Ausſtellungs-Sälen gefunden hat, iſt im Einklang mit dem Umſtand, daß ſich von ihm ab erſt eine engliſche Kunſt, eine engliſche Malerſchule, datirt. Hogarth wird mehr als genialer Zeichner, wie als großer Maler gefaßt. Während auf dem Continent Tauſende leben, die mit Hogarth vertraut ſind und von Reynolds nichts wiſſen, überflügelt hier der Reynolds'ſche Ruhm den Hogarth'ſchen bei weitem. Es iſt ein ſehr ähnliches Verhältniß wie zwiſchen Walter Scott und Lord Byron. Jener beugte ſich ſelbſt vor dem größeren Genie des letzteren; aber die Nation iſt ſeinem Beiſpiel nicht gefolgt und Sir Walter iſt der Liebling geblieben. Es iſt gar keine Frage, daß dieſe Erſcheinungen großentheils in dem puritaniſchen Geiſte der Nation wurzeln und in dem jüngſten Töchterchen deſſelben — der Prüderie. Kein Maler tritt dem Beſucher der Ausſtellung in gleicher Vollſtändigkeit entgegen, wie Joſua Reinolds: er iſt durch neunundvierzig Bilder vertreten und ſchlägt William Turner und Edwin Landſeer, die ihm am nächſten kommen, um volle vierundzwanzig Nummern. Zehn von den neunundvierzig hängen in der großen „britiſchen Portrait-Gallerie" des Mittelſchiffs; lauter Berühmtheiten, wie Warren Haſtings, Garrick, Gibbon und Sir Joſua ſelbſt.

Die hohe Schätzung, die Reynolds in ſeiner Heimath genießt, überraſcht den Fremden und, wenigſtens theilweis, mit Recht. Ich werde weiterhin hervorheben, worin mir dieſe Ueberſchätzung ihren Grund zu haben ſcheint. Niemand, der im Antwerpener Muſeum den Glasſchrank geſehen hat, drin man den Arbeitsſtuhl des Rubens wie eine Reliquie aufbewahrt, wird über dieſe Pietät gelächelt haben, aber die unter Glas und Rahmen gebrachte Palette Sir Joſua's, die ſich in einem der kleineren Ausſtellungsſäle befindet, begegnet ſchwerlich einem ähnlich ungemiſchten Gefühl. Nur die Engländer finden dieſe Auszeichnung ganz in der Ord-

nung. Er iſt eine jener feſt etablirten Größen geworden, über die das Publikum nicht mehr denkt, ſondern an die es einfach glaubt. Erſt in allerneueſter Zeit, alſo nach Verlauf von 60 Jahren (er ſtarb 1792) ſind Zweifel gegen ſeine Unübertrefflichkeit laut geworden; junge künſtleriſche Kräfte, die ſich fühlen, haben den Reynold'ſchen Grundſätzen und der Reynold'ſchen Praxis den Krieg erklärt. Es ſind dies die ſogenannten „Prä-Raphaeliten" (worunter man in England etwas anderes als bei uns zu verſtehen hat), die ihr Fragezeichen hinter die Traditionen der Akademie und das ausſchließliche Recht derſelben geſetzt haben. Die Prä-Raphaeliten ihrerſeits ſind in die größtmöglichſten Excentricitäten verfallen und haben bis dato noch keinen Namen aufzuweiſen, der es verdiente, neben Sir Joſua genannt zu werden, aber der Umſtand halber Erfolge und ſelbſt augenſcheinlicher Unzureichendheit darf nicht blind machen gegen die Wahrheit gewiſſer Grundſätze, die von ihnen vertreten werden. Sie predigen Rückkehr zur Natur, ſtatt des beſtändigen und ausſchließlichen Ausharrens bei italieniſchen Vorbildern. „Raphael iſt groß, aber die Natur iſt größer." Dieſen Satz haben ſie auf ihre Fahne geſchrieben und dadurch mit allen Akademie-Größen, auch mit Sir Joſua Reynolds, gebrochen, der, wenn er ſich hätte entſcheiden ſollen, das obige Loſungswort muthmaßlich umgekehrt haben würde. In ſeinen Akademie-Reden kommt immer wieder und wieder die Wendung vor: „Studirt die alten Meiſter; ſtudirt auch die Natur, aber ſtudirt ſie in Begleitung und unter Anleitung jener." Dieſe Reden und Vorträge, die er ex officio zu halten hatte, führen mich auf die literariſche Seite des Mannes, der er, durch Verkettung und Wechſelwirkung von Umſtänden, vielleicht die Hälfte ſeines Ruhmes verdankt. Er war nicht nur ein ausgezeichneter Maler, er war ein Mann von vielſeitiger Bildung und äſthetiſchem Sinne überhaupt. Sein Intereſſe an literariſchen Dingen brachte ihn mit den bedeutendſten Geiſtern ſeiner Zeit in Berührung, und die Feinheit und Selbſtſtändigkeit ſeines Urtheils, ebenſo ſehr wie die ſeltene Schmiegſamkeit und Umgänglichkeit ſeines Weſens, wurden der Grund, der dieſe Berührungen in Freundſchaften umſchuf und ſie ein ganzes Leben lang unterhielt. Auf dieſe Weiſe wurden Samuel Johnſon und Eduard Burke die Verbreiter ſeines Ruhms. Wie wichtig dieſe nahen perſönlichen Beziehungen zu den literariſchen und politiſchen Größen des Tages für ihn geweſen ſind, läßt ſich

am beſten dann erkennen, wenn man einen Blick auf Gainsborough wirft. Niemand wird jetzt bezweifeln, daß dieſer dem Reynolds ebenbürtig war. Er lebte mit ihm zu gleicher Zeit und am ſelben Ort. Dennoch kann die Popularität ſeines Namens mit der von Reynolds nicht wetteifern, und was ſchlimmer iſt als das, man weiß herzlich wenig von Gainsborough, während die Reynolds'ſchen Freunde durch ihre Tagebücher, Revue-Artikel, Biographieen und Nekrologe dafür geſorgt haben, daß man ihren Liebling auf Schritt und Tritt und von Tag zu Tag begleiten kann. Gainsborough hatte eine begeiſterte Vorliebe für Muſik und ein guter Celloſpieler ging ihm weit über den Dr. Johnſon und all ſeinen Witz. Aber dieſe Vorliebe hat er mit der Hälfte ſeines Ruhms bezahlen müſſen. Celloſpieler ſchreiben keine Bücher und finden nie Gelegenheit, ihre Freunde der Nachwelt zu empfehlen. Jede Großthat aber, gleichviel auf welchem Felde, bedarf ihres Apoſtels. Was nicht gemeldet wird, iſt ſo gut wie nicht geſchehen. Bilder ſprechen zwar für ſich ſelbſt, aber ſie ſprechen lauter, wenn Boswell und Burke ihren Ruf miteinſtimmen laſſen. Auch Stimmen *gegen* Reynolds wurden laut, aber es waren die Stimmen des Neides, und anſtatt ihm zu ſchaden, unterſtützten ſie nur ſeinen Ruhm und ſeine Herrſchaft. Der Neid wurde wie immer als ſolcher erkannt und machte es hinterher der Wahrheit unmöglich, ſich hören zu laſſen, wenn ſie ſich nicht der Gefahr ausſetzen wollte, auch für Neid gehalten zu werden. Gainsborough unterhielt allerlei Bedenken, aber er hütete ſich, ſie anders, als im vertrauten Kreiſe zu äußern. Das Gros ſeiner Angreifer beſtand aus Leuten, die ihm weniger ſeinen Ruhm, als ſeine alleräußerlichſten Erfolge beneideten. Zu dieſem Brodneid war allerdings Grund genug vorhanden. Als er, zur Zeit ſeiner Blüthe, einen Bedienten engagirte, ſagte er zu dieſem: „ich gebe nur 20 Pfd. Lohn; aber du wirſt 100 Pfd. Trinkgelder erhalten, ich garantire ſie dir. Er hatte ein Talent, mit allen Leuten auf einem guten Fuß zu leben; nur wo er ſah, daß ein gutes Einvernehmen unmöglich war, that er ſeinem Benehmen nicht länger Zwang an. Seine talentloſen und brodneidiſchen Kollegen fertigte er öffentlich mit folgenden Worten ab: „Sie haben ein für alle Mal ein halbes Dutzend Portrait-Attitüden in Bereitſchaft und in dies Prokruſtes-Bett wird ihr Opfer eingeſpannt, es mag wollen oder nicht. Ihre Bilder ſehen ſich ſo ähnlich, wie die Robin Hoods oder die nackthaarigen Hochländer auf unſeren Wirths-

hausſchildern. Wenn ſie ein hiſtoriſches Bild oder eine Familiengruppe zu malen haben, ſo ſchlagen ſie in ihren Muſterbüchern nach, nehmen heraus und ſtellen zuſammen, aber nie und nimmer wird es ihnen einfallen, ſelber über die Dinge nachzudenken.“ Ich citire dieſe Worte, weil ſie heute noch ſo gut paſſen wie damals. Im Allgemeinen bewahrte ihn die Feinheit ſeines Weſens vor einem unbilligen und abſprechenden Urtheil. Er ſtand mit Gainsborough niemals auf dem beſten Fuß, aber er war zu klug, um ihm ſeinen Beifall gefliſſentlich vorzuenthalten. Nur gegen Lely und Kneller (der in demſelben Jahre ſtarb, in dem er geboren wurde) war er ungerecht. Es erſchien ihm unwürdig, daß man die Kunſt dazu erniedrigt habe, jede prinzliche Maitreſſe mindeſtens als Juno oder Diana erſcheinen zu laſſen. Die letztere Gottheit war freilich ſo unpaſſend wie möglich gewählt. Sei dem wie ihm wolle, er überſah die großen Verdienſte, die dieſen Juno's und Diana's bis auf den heutigen Tag nicht abzuſprechen ſind. Was jene Damen im Leben gehabt haben, das haben auch dieſe ihre Bilder noch — Reiz. Wer Sonntags die Gallerien von Hampton-Court durchwandert, kann ſich überzeugen, wie dieſe reizvolle Schönheit, trotz ihrer Uniformität, immer noch ihre Wirkung übt und Hunderte von Augen zu feſſeln weiß. Reynolds Abneigung gegen die beiden Maler der Reſtaurations-Epoche hatte in perſönlichen Erlebniſſen ihren Grund. Er hatte ſo unausgeſetzt und in ſo ſtupider Weiſe das Lob dieſer beiden Männer hören müſſen, daß ſein Selbſtgefühl dagegen aufgeſtachelt und bis zur Ungerechtigkeit hingeriſſen wurde. Als er aus Italien zurückkehrte und ſein erſtes Meiſterportrait auf der Staffelei hatte, trat Hudſon, ſein alter Lehrer in's Zimmer und rief nach langer Muſterung: „Das wird nichts, das iſt anders gemalt wie Sir Godfrey (Kneller) malte.“ „Allerdings!“ antwortete Reynolds lakoniſch. „Unſinn!“ fuhr Hudſon fort, „Shakeſpeare für die Poeten und Kneller für die Maler, ſo iſt es und ſo ſoll es bleiben.“ Solche Scene iſt freilich dazu angethan, den Widerſpruch wachzurufen.

Die neunundvierzig Bilder, die die Reynold'ſche Kunſt in Manchester repräſentiren, ſind faſt ſammt und ſonders Portraits. Nur ſechs gehören dem Genre an. Seine Portrais ſind alle vortrefflich, aber für das Auge des Laien nicht von jener frappanten Vollendung, daß man ſie ſieht, um ſie nie wieder zu vergeſſen. Der „blue boy“ von Gainsborough und

„Master Lambton" von Thomas Lawrence sind für alle Zeit meinem Gedächtniß eingeprägt, eben so einige Reynolds'sche Portraits, denen ich früher in London begegnete (z. B. Sir William Hamilton in der National-Gallerie). Aber unter diesen vierzig und mehr Portraits in Manchester ist keins, von dem ich nicht fürchten müßte, es nach Jahr und Tag aus meiner Erinnerung verwischt zu sehen. Es ist wahrscheinlich, daß das Urtheil eines Malers sich anders stellt, doch ich kann nur sagen, was ich selbst empfinde. Wenn eine Ausnahme stattfindet, so ist diese — sein eigenes Portrait. Es versteht sich von selbst, daß Gemälde, die einer beinah 50jährigen Thätigkeit angehören, unter einander von großer Verschiedenheit sind. Nicht nur ihr Werth, der Grad ihrer Meisterschaft ist verschieden, auch die ganze Art und Weise, der Styl, in dem sie gemalt sind. Die Portraits seiner früheren Epoche zeichnen sich durch Korrektheit und sehr bestimmte Umrisse aus, während er später eine vertuschende, vaporöse Manier ausbildete, die bis zu einem gewissen Grade an Rubens erinnert. Er wendet aber auch in späteren Jahren diese Manier nicht durchgehends an, und wenn ich richtig beobachtet habe, so macht er es von der Wahl der Hintergründe abhängig, ob das Portrait in seinen Linien bestimmter oder unbestimmter hervortreten soll. Bei verschwommen landschaftlichen Hintergründen haben auch die Portraits ein gewisses vertuschtes Wesen, das übrigens von sehr angenehmer Wirkung ist; zieht er es aber vor, seinen Mann in eine Studirstube zu setzen, oder seine Dame an die bekannte unvermeidliche Säule sich lehnen zu lassen, so präsentiren sich die Portraits in durchaus scharfer und bestimmter Weise.

Reynolds hat sich auch als Historienmaler versucht, aber so entschieden ohne Erfolg, daß man es vorgezogen hat, ihn nach der Seite hin in Manchester unvertreten zu lassen. Das Bedeutendste, was die Ausstellung von ihm aufweist, ist eine Figur des „Puck." Er malte dies Bild für die Boydell'sche Shakespeare-Gallerie; aus dieser kam es in den Besitz des Poeten Rogers (der als Banquier größer war wie als Dichter), und wurde im vorigen Jahre, bei der Versteigerung der Rogers'schen Sammlung, für 980 Guineen, also für fast 7000 Thaler, an Lord Fitzwilliam verkauft. Der Katalog thut dieser ungeheuren Summe eigens Erwähnung. Im ersten Moment fühlt' ich eine starke Enttäuschung und würde das Bildchen auf keine 50 Louisd'or taxirt haben. Mit Unrecht; dieser Puck

iſt wirklich ein Kabinetſtück. Die anfängliche Enttäuſchung erklärt ſich aus den Vorzügen des Bildes. Ich habe auf deutſchen und engliſchen Bühnen alle möglichen Pucks geſehen, wohlentwickelte Jungfrauen und klapperdürre Kinder, lauter theatraliſche Robin Good-Fellows, die nichts deſtoweniger von meiner Seele Beſitz nahmen und ein Puck-Bild darin zurückließen, das eigentlich eine an vier, fünf Orten zuſammengeborgte Lappenpuppe war. Wäre Reynolds dieſer meiner Vorſtellung einigermaßen nachgekommen, ſo hätte er mir eine Enttäuſchung erſpart, aber ein mittelmäßiges Bild geliefert. Sein Puck iſt unter Anlehnung an die Volksſage und an jene prächtige Schilderung entſtanden, die Shakeſpeare von ihm entworfen hat; Reynolds iſt an die rechte Quelle gegangen und hat ſich nicht Raths erholt bei der Laune und Weisheit eines Balletmeiſters. Es iſt ein wirkliches, ächtes Teufelchen, das er gemalt hat; ein Schalk, der mal beglückt aus Laune und weil es ihm Spaß macht; in Wahrheit aber

Der Kleinen einer
Dem großen Verneiner;

ein Tückebold, der an Weisheit noch hinter dem Alten zurückbleibt, aber an Spott und Schadenfreude ihm bereits gleichkommt.

Wir wenden uns nun zu Gainsborough, dem Zeitgenoſſen und Rivalen Joſua Reynolds. Es iſt ſehr intereſſant, dieſe beiden Männer zu vergleichen. Charakteriſtiſch für Reynolds iſt ſeine allgemeine Bildung, ſein weltmänniſches Lächeln, ſein feiner Sinn, ſeine brillante Technik — aber nirgends begegnen wir einem genialen Zug. Gainsborough iſt ein Genie und nichts weiter. An Kenntniß, an Geſchmacksbildung, an feiner Sitte dem Reynolds untergeordnet, überragt er ihn doch in allem, was den großen Künſtler macht. Kleine Züge ſprechen in ſolchen Dingen am deutlichſten. Reynolds kaufte die werthvollſten Titians, nahm die Farbendecken vorſichtig ab, prüfte und forſchte, und zerſtörte jene koſtbaren Werke, um ſich danach die Kunſtrezepte zu allerprivateſtem Gebrauch zu ſchreiben. Zu gleicher Zeit verſicherte er ſeinen Schülern, (und zwar den talentvollſten, deren Konkurrenz er zu fürchten hatte, am meiſten), daß Raphael alles ſei, der Anfang und das Ende aller Kunſt, und daß die Venetianer, mit Titian an der Spitze, wohl zur Bewunderung, aber nicht zum Vorbild taugten. Die Ungeſchmälertheit von Ruhm und Gewinn lag ihm beſtändig am Herzen. Solch' Sorgen und Bangen kam

nicht in die Seele Gainsboroughs. Offen wie ſein Herz, war ſeine Hand; er kargte nie. Oberſt Hamilton, mit dem er befreundet war, war ein brillanter Violinſpieler. „Spielen Sie weiter Oberſt," rief er ihm einſtmals zu — „ich geb' Ihnen das Bild, das Sie ſeit lange zu haben wünſchen!" Der Oberſt fuhr fort und Gainsborough nahm unter Dank und Rührung das Bild von der Wand. Eine andere Anekdote hat Sheridan aufbewahrt. Dieſer traf mit Gainsborough bei Sir George Beaumont zuſammen; alle drei waren Freunde. Die Unterhaltung ſtockte, weil Gainsborough, ſonſt ein witzſprudelnder Tiſchgenoß, einſylbig und verſtimmt daſaß. Endlich nahm dieſer den Sheridan bei der Hand, führte ihn in ein Nebenzimmer und ſagte: „Sheridan, ich werde bald ſterben. Ich habe viel Bekannte, aber wenig Freunde; ich bin nicht ſicher, daß auch nur ein einziger anſtändiger Menſch meinem Sarge folgen wird. Wollen Sie? Verſprechen Sie's mir." Sheridan, überraſcht und bewegt, ſagte: ja. Man kehrte zur Tiſchgeſellſchaft zurück und Gainsborough floß über von Heiterkeit und guter Laune. Das ſind Einfälle und räthſelhafte Stimmungen, die bei nervöſen Leuten nicht viel bedeuten wollen. Man hat ſolche Erſcheinungen nicht zu überſchätzen, aber man kann andererſeits nicht leugnen, daß der Alltagsmenſch von Viſionen der Art nicht heimgeſucht zu werden pflegt. Der Gegenſatz, die Kühle, die ein ganzes Leben lang zwiſchen Reynolds und Gainsborough herrſchte, kann bei der Verſchiedenheit ihres Weſens nicht überraſchen. Erſt das Sterbebett des Letzteren führte zu einer Verſöhnung.

Gainsborough iſt durch 20 Bilder in Mancheſter vertreten. Die Mehrzahl derſelben ſind Portraits; das mag es rechtfertigen, daß ich dieſe Seite ſeiner Kunſt zur maßgebenden gemacht und ihm unter den britiſchen Portraitmalern, unmittelbar neben Reynold's ſeinen Platz angewieſen habe. Gemeinhin zählt man ihn unter den Landſchaftsmalern auf, und ſieht in ihm, im Gegenſatz zu Wilſon, der ſich an Claude anlehnte, den Begründer einer national-engliſchen Schule. Ich glaube mit vollſtem Recht. Auch nach dieſer Seite hin, ich meine *als Schöpfer einer neuen Richtung*, überragt er Reynolds. *) Es will wenig bedeuten, wenn

*) Reynolds, der den Gainsborough nicht liebte, aber den Wilſon geradezu haßte, brachte in Gegenwart des Letztern einen Toaſt aus: „Es lebe Gains-

man Reynolds den Vater der engliſchen Portraitmalerei nennt; es fehl allen ſeinen Schöpfungen jener Stempel des Beſonderen, der allein das Recht hat, eine Schule zu bilden und ihr den Namen zu geben. Er hatte, um ein Göthe'ſches Wort zu gebrauchen, „überall zu Tiſche geſeſſen.“ Was man die Reynolds'ſche Manier nennen kann, war eine geſchickte Miſchung anderer Manieren. Er ſtand nicht ſelbſtſtändig da wie Titian oder Rubens. Anders Gainsborough; ſelbſt als Portraitmaler iſt er (wenigſtens in dem hervorragendſten ſeiner Bilder) ſeinen eigenen Weg gegangen; als Landſchafter iſt ſeine Selbſtſtändigkeit unbeſtritten. Zum Theil reſultirt dieſe Selbſtſtändigkeit aus der Wahl des Stoffes. Er holte ſeine Vorbilder weder aus Italien, noch entſchied er ſich für Landſchafts-Compoſition; er nahm die Landſchaft, wie er ſie fand. Die engliſche Landſchaft war bis dahin noch nicht auf die Leinwand gebracht worden; ſtatt der Sonnen-Auf- und Untergänge im Style Claude's, entſchied er ſich für das Erlen- und Birkengebüſch ſeiner heimathlichen Grafſchaft Suffolk, für nordiſche Farbentöne und einen verſchleierten Himmel. Dies allein würde ausreichen, ihm als einem Bahnbrecher eine Bedeutung beizulegen. Aber mit der Selbſtſtändigkeit in der Wahl der Stoffe geht eine Selbſtſtändigkeit in der Behandlung faſt immer Hand in Hand. So auch bei Gainsborough. Ich mag ſeiner Art, das Baumlaub zu behandeln, und dem graublauen Ton ſeiner Hintergründe nicht geradezu das Wort reden, beides aber leiht ſeinen Bildern den Reiz der Eigenthümlichkeit und iſt überhaupt nicht ohne Zauber. Selbſt Reynolds konnte ſich nicht dagegen verſchließen. Er ſcheint geſchwankt zu haben, ob er die Gainsborough'ſche Manier als ein Reſultat wohlberechneten Studiums oder blos genialer Liederlichkeit anzuſehen habe. Er ſchreibt darüber: „Gainsboroughs Bilder zeigen uns oft ein wahres Chaos wirrer, geſtaltloſer Linien und Striche, die ſelbſt der erfahrenſte unter uns nicht umhin kann, als ein Produkt des Zufalls anzuſehen. In gewiſſer Entfernung aber, wie durch plötzlichen Zauber, nehmen alle dieſe Linien Geſtalt an und machen uns wieder glauben, daß wir die Wirkung höchſten Fleißes gerade da vor uns haben, wo wir eben noch einer haſtigen Nachläßigkeit zu begegnen glaubten.“

---

borough, der erſte Landſchaftsmaler unſerer Zeit!“ Wilſon erhob ſich und rief italieniſch: „So lebe Gainsborough, der erſte Portraitmaler unſerer Zeit!“ Reynolds, wie immer, ſuchte einzulenken.

Unter den 20 anwesenden Bildern befinden sich 7 Landschaften, keine allerersten Ranges, aber alle gut und charakteristisch. Die ihnen gemeinschaftlichen Züge glaube ich hervorgehoben zu haben; ein genaues Bild seiner Behandlungsart, besonders des Laubes, zu geben, liegt jenseits der Macht der Beschreibung. Eine unter dem Namen der „Marktkarren" angeführte Landschaft scheint mir besonders gelungen. Es ist eine vortreffliche Verschmelzung des blos Landschaftlichen mit dem Genre, worin er überhaupt Meister war. Unsere Landschafter sind oft weiter nichts als in engster Wortbedeutung — sie selbst. Zu Gainsboroughs Zeiten verstand man es noch allgemeiner, sich eine menschliche Figur an den Waldabhang oder zwischen das Riedgras lagern zu lassen.

Als Portraitmaler ihn durchweg höher, vielleicht auch nur neben Reynolds zu stellen, wäre ungerecht. Sein Portrait der Mrs. Siddons ist trefflich, aber behauptet sich doch nur mühsam neben den besseren der Reynolds'schen Köpfe. Dennoch, wie bereits oben hervorgehoben, gebührt auch nach dieser Seite hin der Gainsborough'schen Genialität der Preis. Reynolds war der bessere Schütze im Allgemeinen, und traf öfter in's Schwarze als sein Nebenbuhler; aber den eigentlichen Meisterschuß that doch Gainsbereugh. Das Bild, was ich dabei im Sinne habe, ist der berühmte „blue boy," für gewöhnlich eine Zierde der Gallerie des Marquis von Westminster. Gainsbereugh hat hier gezeigt, welcher Kraftfülle er (wenn durch eine ungewöhnliche Aufgabe angespornt) auch als Portraitmaler fähig war. Es ist eins der Kennzeichen des Genies, daß seine Kräfte mit den Schwierigkeiten wachsen. Unter gewöhnlichen Umständen ist die gewöhnliche Kraft dem Genie nicht nur ebenbürtig, sondern oft siegreich über dasselbe; aber seine Stunde kommt. Hunderte können Frühlingslieder schreiben, die um kein Haarbreit schlechter sind als ein Rückert'sches Frühlingslied; wenn aber die Aufgabe lautet, dies Frühlingslied in Form einer Siciliane zu schreiben, so würde Rückert mit einem Male sich selbst übertreffen, während seine Concurrenten zu stolpern begönnen und die ganze ungeheure Kluft plötzlich sichtbar machten zwischen der Nachtigall und einem pfeifenden Staarmatz. So Gainsborough in diesem merkwürdigen Bilde. Reynolds hatte sich dahin geäußert (und man muß bekennen, daß viele der Gainsborough'schen Bilder ihm guten Grund dazu gaben), daß das Vorherrschen von Blau mit einer

guten Farbenwirkung unvereinbar sei. Gainsborough, ganz im Einklang mit seinem Wesen, nahm den Handschuh auf und versicherte das Gegentheil. Dieser „blue boy" ist die blaue Antwort auf Reynolds Behauptung. Der hübsche, frisch und blühend aussehende Knabe, ist mit Ausnahme von Gesicht und Halskragen, blau von Kopf bis zu Fuß; Seidenwamms, Beinkleid, Strümpfe, Schuhschleifen — alles blau. Die Erwiederung liegt nah: „Ja, das Bild ist ein Meisterstück, aber es würde ein größeres und gefälligeres sein, wenn Gainsborough seine Kraft an eine lohnenswerthe Aufgabe, statt an eine Laune, gesetzt hätte." Möglich, aber nicht wahrscheinlich. Das Bild ist ein so glänzender Sieg, daß einem der Gedanke fern bleibt, es habe sich dabei um nichts als eine geniale Marotte gehandelt; man bewundert einfach und findet alles natürlich. Die Schwierigkeit wirkte nicht lähmend, sondern fördernd; latente Kräfte wurden wach; die Noth wurde produktiv wie immer und schuf Momente, die eine gewöhnliche Aufgabe nie geboten hätte. Der Reim zeigt auch hier am besten, was ich meine. Wer ihn nicht beherrscht, der unterliegt; wer ihn aber bemeistert, der siegt nicht nur, der siegt doppelt und löst nicht blos eine Aufgabe, sondern löst sie in einer so frappanten und glänzenden Weise, wie eine leichtere Aufgabe nie gelöst worden wäre. Ein Finden und Entdecken kommt hinzu, dessen Zauber den Dichter selbst und dann seine Hörer ergreift. Für Maler muß das Bild vom höchsten Interesse sein. Das Geschick, mit dem Gainsborough in scheinbar ungesuchtester Weise verstanden hat, dem Hintergrund einen wechselnden Farbenton zu geben (untergehende Sonne, also viel roth und gelb zwischen dunklem Laub), einen Farbenton, der stets zu dem Blau der Hauptfigur harmonirt und doch die Monotonie gefällig unterbricht, dies Geschick, sag' ich, ist erstaunlich. Der Südsaal der Ausstellung hat nur noch ein Portrait, das an Frappantem und nahezu auch an Berühmtheit mit diesem blue boy wetteifern kann, das ist „Master Lambton" (Familienname der Grafen von Durham) von Thomas Lawrence.

Das führt mich auf diesen talentvollsten Schüler Sir Joshua's. Das Verhältniß zwischen beiden ist ein sehr ähnliches wie das zwischen Rubens und van Dyck. Im Ganzen ist der Meister eben Meister, aber im Einzelnen wird er vom Schüler überragt. Master Lambton ist ein Portrait, das an Auffassung und Zeichnung den besten Reynolds'schen Arbeiten ge-

wachſen iſt und im Kolorit ſie übertrifft. Es verlohnt ſich eine kurze Beſchreibung des Bildes zu geben. Lambton-Caſtle iſt die an der Seeküſte gelegene Reſidenz der Grafen von Durham. Wir ſehen zwei mächtige Felsblöcke, einen niedrigeren zur Linken, auf dem ein etwa ſechsjähriger Knabe ſitzt, während die dunklere Steinmaſſe zur Rechten den Knaben und den kleineren Felsblock hoch überragt. Im Hintergrunde das leiſe bewegte Meer. Waſſer und Fels, in einem grauen, unbeſtimmten Ton gehalten, laſſen das kirſchrothe Sammthabit des Knaben in wunderbar ſchöner Färbung erſcheinen. Dazu das dunkeläugige blühende Kindergeſicht, vornehm ohne eine Spur von Affectation — man muß bekennen, daß die Kunſt des Portraitmalens, ſeit den Tagen der Venetianer, ihre Aufgabe nie glänzender gelöst hat. Uebrigens iſt dies treffliche Bild in zahlreichen Stichen über England verbreitet, ein Umſtand, der am ſchlagendſten für den beſonderen Reiz deſſelben zeugt. Portrait-Bilder werden im Allgemeinen nur populär, wenn es der Gegenſtand derſelben bereits iſt; was weiß aber England von Maſter Lambton? das Ganze gleicht einem jener italieniſchen Genrebilder, die den Namen unſeres Riedel (in Rom) mit Recht ſo gefeiert gemacht haben. Lawrence hat ſich in dieſem Bilde ſelbſt übertroffen. Selbſt die beſten ſeiner übrigen Arbeiten verrathen wenig Selbſtſtändigkeit und ſind „Reynolds'ſch," wenn auch die Technik des Schülers gelegentlich noch über die des Meiſters hinaus geht. Obenan, nach dieſer Seite hin, ſteht das Portrait der Schauſpielerin Miß Farren, ſpäter Gräfin Derby. Es befriedigt vollkommen, aber es fehlen ihm die charakteriſtiſchen Züge; nur eine vieljährige Vertrautheit mit den Werken der engliſchen Portraitkunſt ſeit Reynolds würde dem Beſchauer die Entſcheidung leicht machen, wem dieſe und ähnliche Arbeiten zuzuſchreiben ſeien. Im Jahre 1814 begab ſich Lawrence nach dem Continent, um die Portraits der Fürſten und Herren anzufertigen, die in demſelben Jahre, nach der Beſiegung Napoleons, ihren Beſuch in England gemacht hatten. Dieſe Bilder haben ihn auf dem Continent vorzugsweiſe bekannt gemacht; die Mancheſter Ausſtellung enthält keines derſelben. Sie bilden den Schmuck und das Hauptintereſſe des Waterloo Saals in Windſor-Caſtle. Thomas Lawrence ſtarb 1830. Es wäre übertrieben, ſeitdem von Rückſchritten in der engliſchen Portraitmalerei zu ſprechen, aber jedenfalls iſt nichts da, was einen Fortſchritt bewieſe. Sie erhält ſich auf dem Niveau des Hergebrachten. Grant, Frith, Gorden, Phillips, Pickersgill — ſie alle

haben nichts verdorben, aber auch nichts gebeſſert. Man ſpricht vom Ueberhandnehmen des Conventionellen, aber dieſer Tadel beſagt nichts andres, als daß eine originale und reformatoriſche Kraft noch immer auf ſich warten läßt. Der Meiſter ſchafft eine Manier; dann kommt die Schule und macht ſich die Manier zu eigen; hat die Schule ein langes Leben, ſo ſpricht man zuletzt von „Conventionellem.“ Die Sache ſelbſt iſt aber nicht ſchlechter geworden; ſie lebt nur zu lange und das ermüdete Auge des Publikums ſehnt ſich nach etwas Neuem. Die Prä-Raphaeliten würden die Leute ſein, von denen gerade nach dieſer Seite hin, eine heilſame Reform ausgehen könnte. Daß ſie den Muth haben, ihre eignen Wege zu gehn, und, ſtatt an hergebrachte Formen ſich anzuſchließen, es vorziehen, an Wahrheit und Natur, nach ihrem beſten Wiſſen und Können, ſich anzulehnen, wird ſelbſt von ihren Feinden nicht beſtritten. Eine neue Aera könnte durch ſie beginnen; aber ſie werden ſcheitern, wie Hogarth geſcheitert iſt, und einſehen lernen, daß die Eitelkeit der Menſchen ihnen entgegenſteht und entſchloſſen iſt, ihre Beſtrebungen auf keinem Gebiete mehr zu nichte zu machen, als auf dem — der Portraitmalerei. Wir wollen alle keinen Wahrheits-, ſondern einen Schönheits-Spiegel.

Siebenter Brief.

Die Hiſtorienmaler. Benjamin Weſt. Edward Mathew Ward. Daniel Maclise. Horsley. Cope. Goodall.

Es iſt ein eigen Ding mit der engliſchen Hiſtorienmalerei. Sie exiſtirt ohne eigentliche Exiſtenz; ſie iſt da, ohne daß man von ihr weiß. Deutſche Leſer mögen die Probe an ſich ſelber machen; ſie werden, wenn von Hiſtorienmalerei geſprochen wird, der Namen und der Werke eines Vernet oder de la Roche, eines Kaulbach oder Gallait ſofort eingedenk ſein, aber Niemand wird ſich eines Dyce oder Pickersgill entſinnen, geſchweige die zahlreichen Illuſtrationen zur engliſchen Geſchichte (ſo weit ſie von engliſchen Malern herrühren) mit gleicher Lebendigkeit vor Augen

haben, wie den David'ſchen Napoleon, deſſen Roß auf der Spitze der Alpen in die Wolken bäumt, oder den Gallait'ſchen Egmont, der todtenfarben unter der ſchwarzen Sammetdecke liegt.

Dies Schickſal, das die engliſchen Hiſtorienmaler bis jetzt getroffen hat und noch trifft, iſt zum großen Theil ein verdientes. Man kennt Hogarth und Reynolds, man kennt David Wilkie und Edwin Landſeer, und man würde auch Dyce und Pickersgill oder ein halbes Dutzend andere kennen, wenn ſie Anſpruch darauf hätten, gekannt zu werden. An Intereſſe für die engliſche Geſchichte hat es bei uns nie gefehlt; aber die engliſchen Maler haben den Hiſtorikern und Romanſchreibern ihres Landes ſo ſchlecht aſſiſtirt, daß die künſtleriſch-bedeutende Behandlung der intereſſanteſten Momente der engliſchen Geſchichte mehr den franzöſiſchen und deutſchen, als den engliſchen Hiſtorienmalern anheimgefallen iſt. Wer kennt eine jener vielen engliſchen „Editha's" oder jene figurenreichen Staats-Bilder, zu denen Eliſabeth und Karl Stuart ſo vielfach den Stoff geboten haben? Niemand, oder doch unter Tauſenden kaum einer. Aber Jeder kennt die „Editha" des Horace Vernet, die ſterbende Eliſabeth des Paul de la Roche und jenes erſchütternde Bild deſſelben großen Künſtlers, wo Cromwell entſchloſſen und zögernd zugleich, den Deckel vom Sarge Karl Stuarts hebt.

Der Fluch der engliſchen Hiſtorienmalerei iſt ihre Mittelmäßigkeit. Die Menge hat nicht erſehen können, was ihr an Genius fehlt. Die engliſche Kunſt nach dieſer Seite hin, gleicht einem Feldzug mit endloſen Gefechten und Scharmützeln, die alle vergeſſen werden, während das Nachbarland eine einzige Schlacht ſchlägt, die für alle Zeit in der Erinnerung der Menſchen lebt.

Was die Menge der engliſchen Hiſtorienbilder angeht, ſo läßt ſich Niemand bei uns träumen, wie groß ſie iſt. Unter den bekannteren und einigermaßen darſtellbaren Momenten der engliſchen Geſchichte wüßte ich keinen, der nicht bereits dargeſtellt worden wäre. König Alfred als Harfner im Dänenlager, Normannenherzog Wilhelm auf dem Felde von Haſtings, Macbeth zurückprallend vor dem Geiſte Banquos, die ſchöne Roſamunde und der Giftbecher Leonoren's, Prinz Arthur zitternd vor Hubert und dem Kohlenbecken, König Johann auf dem Sterbelager in Pomfret, der ſchwarze Prinz, 'mal todt, 'mal lebendig, Lollharden-Verfolgungen jeder Art, Richard III. auffahrend aus Traum und Entſetzen,

Richmond am Tage von Bosworthfield, Anna Bulen in Leid und Freud, Johanna Seymour im Wochenbett, Johanna Gray am Schaffott, Cranmer auf den Stufen von Traitors-Gate, der Untergang der Armada, Erzbischof Laud auf seinem letzten Gange, Strafford und Karl Stuart vor ihren Richtern in der Halle von Westminster, Cromwell bei Marstenmoor, Lord William Russel im Kerker, Herzog Marlborough am Tage von Blenheim, John Law und der Südsee-Aktien-Schwindel, die Stuart-Kämpfe von Sherifmuir bis Drummossie-Moor, die hannover'sche Garde bei Minden, General Wolfe vor Quebeck, Abukir und Waterloo, Navarino, und der Reitersturm von Balaklava, sie alle haben den Stoff hergeben müssen für ein historisches Bild. Ich habe das Sechs-, vielleicht das Zehnfache des eben Aufgeführten gesehen und habe diese Sachen in den seltensten Fällen gesucht, sie sind mir in den Weg gekommen. Der Zeitabschnitt von 1640 — 1660, also das Puritaner-Interregnum, das sich in die königliche Geschichte Englands einschiebt, hat allein vielleicht zu Hunderten von historischen Bildern Veranlassung gegeben. Wer längere Zeit hier lebt, begegnet wenigstens vielen derselben, theils den Originalen in den Gallerien der Großen, theils (und natürlich noch häufiger) den Kupferstichen in den drawing-rooms der Privaten und in den Schaufenstern der Bilderhändler.

Welcher Epoche der englischen Geschichte indeß der Stoff auch entlehnt sein mag, das Resultat ist fast ausnahmelos dasselbe, und die höchsten Aufgaben der Kunst sind nirgends gelöst, in den meisten Fällen nicht einmal gestellt worden. Es ist wahr die Mittelmäßigkeit prävalirt. Diese Wahrnehmung aber sollte Niemanden, der an diese Dinge herantritt, zu absoluter Unterschätzung fortreißen, oder zu gefliſſentlichem Ignoriren veranlassen. Das beständige, rastlose Streben, der immer erneuerte Versuch, dem wir in allen diesen Werken begegnen, ist achtungswerth in sich, und der Umstand, daß diese andauernden Bestrebungen England zu einer illustrirten Geschichte ohne gleichen, wenn auch zu keinen großen historischen Bildern verholfen haben, reicht allein hin, den Spott schweigen zu machen und das Gute nicht leichthin zu verachten, nur weil das Bessere fehlt.

Welche Umstände zusammengewirkt haben, der historischen Kunst in England diese untergeordnete, praktisch empirische Richtung zu geben, ist eben so schwer wie interessant zu untersuchen. Daß es der Nation der

großen Dichter und Geſchichtſchreiber an der Fähigkeit gefehlt haben ſollte, das hiſtoriſche Bild von der bloßen Illuſtration eines Faktums zu unterſcheiden, iſt nicht wohl anzunehmen. Die Gründe liegen theils *tiefer*, theils ſind ſie *alleräußerlichſter* Natur. Der Puritanismus, der das Altarbild aus den Kirchen warf, und nicht minder der moderne engliſche Bauſtyl, der die großen Dimenſionen aus Raumerſparniß beſeitigt und eine puppenſtubenhafte Beſchränktheit als Regel eingeführt hat, zählen mit zu den Haupturſachen, daß in England die hiſtoriſchen Bilder fehlen. Ein hiſtoriſches Bild *kann* klein ſein, aber im Allgemeinen verlangt es Raum. *Dieſer Raum fehlt*, und ſelbſt da, wo er iſt, wird er gemeinhin an kleine Bilder weggegeben, weil das Auge des Engländers ſich ſeit lange davon entwöhnt hat, allſonntäglich eine Rubens'ſche „Kreuzabnahme" oder eine Paul Veroneſe'ſche „Hochzeit zu Cana" vor Augen zu haben. Ebenſo gewiß es iſt, daß wir die kleinen hiſtoriſchen Bilder nicht recht gelten laſſen wollen, weil ſie vom Ueblichen abweichen und uns eine Art Uebertragungs-Arbeit auferlegen, eben ſo gewiß iſt es, daß in England der entgegengeſetzte Geſchmack vorherrſchend iſt. Man hat ſich von den großen Dimenſionen entwöhnt, und dieſe Entwöhnung iſt dem hiſtoriſchen Bilde nicht günſtig geweſen. Große Trauerſpiele haben nicht Raum in einem Akt, und unſere deutſche Empfindung iſt richtig, die die Huſſitenpredigt nicht als ein liliputaniſches Ereigniß vor Augen haben will.

Laſſen wir den Unterſchied zwiſchen Hiſtorienmalerei und der bloßen Illuſtration geſchichtlicher Vorgänge außer Betracht, ſo verfügt England, noch einmal ſei es geſagt, über einen *numeriſchen* Reichthum an hiſtoriſchen Bildern, dem gegenüber die Frage unentſchieden bleiben mag, ob Deutſchland und ſelbſt Frankreich eine zahlreichere Armee in's Feld zu ſtellen vermögen. Wenn ſich hieran von Seiten derer, die London und einzelne ſeiner Gallerieen kennen, die erſtaunte Frage knüpfen ſollte: „aber wo ſind dieſe hiſtoriſchen Bilder? wo iſt ihre Zahl, ihre Fülle, ganz abgeſehen von ihrem Werth oder Unwerth?" ſo iſt dieſe Frage berechtigt, wiewohl ihr ſchließlich ein Irrthum zu Grunde liegt. Die Fülle iſt da; daß ſie ſo wenig bemerkt zu werden pflegt, ſo wenig zur Kenntniß aller derer kommt, die England auf kürzere Zeit beſuchen, hat in drei Dingen ſeinen Grund. *Erſtens* in der Vielvertheiltheit deſſen, was allgemein zugänglich iſt; *zweitens*

in der Verborgenheit und Schwerzugänglichkeit deſſen, was dem Privatbeſitz angehört und drittens in dem Umſtand, daß das Beſte und Intereſſanteſte, was da iſt, allerdings der neueſten Zeit erſt, d. h. den letzten fünfzehn, ja man könnte ſagen den letzten fünf Jahren angehört.

Zunächſt noch ein paar Worte über die Vielvertheiltheit der allgemein zugänglichen, d. h. den öffentlichen Gallerieen angehörigen, hiſtoriſchen Bilder. Wo einem die Sachen, wie z. B. in Paris und Verſailles, als ein einziges, nicht enden-wollendes Gaſtmahl vorgeſetzt werden, da bleibt unter allen Umſtänden ein Eindruck zurück, vielleicht überwiegend der Eindruck des Benommenſeins und der Ermüdung, doch zu gleicher Zeit auch der Eindruck eines ungeheuren Reichthums. Nicht ſo in London; das Gaſtmahl löst ſich daſelbſt in 10, in 20 Gänge auf und da die einzelnen Gerichte nicht glänzend genug ſind, um durch Intenſität des Genuſſes den Mangel an Fülle vergeſſen zu machen, ſo bleiben da freilich keine Eindrücke zurück, wo das Einzelne nicht mächtig genug iſt, um auch als Einzelnes zu wirken und das Ganze viel zu zerſplittert auftritt, um wenigſtens durch die Fülle der Erſcheinung imponiren zu können. So kommt es, daß man auch der bloßen Zahl nach das unterſchätzt, was da iſt, und aus Greenwich, aus Windſor, aus Hampton-Court, aus Buckingham-Palace und Marlborough-Houſe, aus Guildhall und Lambeth-Palace, aus Kenſington-Muſeum und Britiſch-Muſeum mit dem Gefühl nach Hauſe zurückkehrt, herzlich wenig von engliſch-hiſtoriſchen Bildern geſehn zu haben, während doch nur die Vielvertheiltheit die Schuld an dieſem Allem trägt und eine durchaus glänzende und mindeſtens höchſt intereſſante hiſtoriſche Gallerie herzuſtellen wäre, wenn man ſich endlich entſchließen könnte, oft angeregten Plänen nachzugeben und an die Stelle der Zerſplitterung eine geſichtete und kritiſch geleitete Concentration treten zu laſſen. In Greenwich allein, um wenigſtens ein Beiſpiel von der Reichhaltigkeit des Vorhandenen zu geben, befinden ſich die Darſtellungen von zwanzig engliſchen Seeſchlachten, und in einem Seitenzimmer, dem ſogenannten Nelson room, ſieben kleinere Bilder, die verſchiedene Momente aus dem Leben des berühmten Admirals wiedergeben. Alle dieſe Bilder laſſen viel zu wünſchen übrig, aber ſie ſind wenigſtens da und tragen mit 27 Nummern zu der langen Reihe geſchichtlicher Illuſtrationen bei.

Ich habe zweitens die Verborgenheit und Schwerzugänglichkeit der Privat-Gallerieen als einen Grund hervorgehoben, der dem continentalen Beſucher es ſchwer mache, ſich eine richtige Vorſtellung von den Leiſtungen der engliſchen Malerei, beſonders auch der Hiſtorien-Malerei zu machen. Es iſt wahr, daß die älteſten und berühmteſten dieſer Gallerieen mehr den alten Meiſtern ihre Schätze verdanken und den Domenichino und Carracci, den Murillo und Velasquez glänzender vertreten als die Schöpfungen der engliſchen Schule; nichtsdeſtoweniger fehlt es an dieſen nicht und die Sammlungen Lord Ellesmere's und des Marquis von Weſtminſter, die Säle von Apsley-Houſe und Northumberland-Houſe, all der zahlloſen Schätze zu geſchweigen, die ſich außerhalb Londons auf den Sitzen der reichſten Ariſtokratie der Erde befinden, legen genugſam Zeugniß ab, wie reichhaltig auch das engliſche hiſtoriſche Bild in dieſen Privat-Gallerieen vertreten iſt. Die Schlöſſer in den Provinzen zu beſuchen, iſt natürlich nur in den ſeltenſten Fällen einem continentalen Beſucher vorbehalten, ſelbſt der Zutritt zu den Privat-Gallerieen der Hauptſtadt ermöglicht ſich nur unter einer Vereinigung günſtiger Umſtände, und ſo wird die Vorſtellung mit heim genommen, daß das nicht exiſtire, was ſich nur vornehm und eigenſinnig dem Blick des Reiſenden verbarg.

In Betreff dieſes zweiten Punktes wird ſich auch im Laufe der Zukunft wenig ändern und wenigen England-Beſuchern wird das vorbehalten ſein, was dem gewiſſenhaften Beſchreiber der engliſchen Privat-Gallerieen (man dürfte den Ausdruck wagen: dem Entdecker derſelben), dem Profeſſor Waagen, vorbehalten war: die enormen Kunſtſchätze in ihrer impoſanten Ganzheit an ſich vorüberziehn zu ſehn. Der Reiſende, ſelbſt der ernſt und gefliſſentlich Forſchende, wird immer vorzugsweiſe auf das angewieſen ſein, was ihm die Hauptſtadt und zwar die öffentlichen Gebäude derſelben bieten. Und nach dieſer Seite hin werden denn allerdings drittens und letztens alle diejenigen einer Ueberraſchung entgegen gehn, die, nach einer längeren Abweſenheit, England jetzt oder im Lauf der nächſten Jahre wiederſehn. Allein ſchon der Pallaſt von Weſtminſter wird ihnen gegenüber die Beweisführung übernehmen, daß ein hiſtoriſches Bild in England exiſtirt und daß wir, die Halbheit und Unausreichendheit des bisher Geleiſteten gern zugegeben, doch auf unſerer Huth zu ſein haben, um uns nicht eines Tages von

dem halb ignorirten, halb unterſchätzten Nebenbuhler übertreffen zu ſehn. Im Sitzungsſaal der Lords befinden ſich bereits ſechs große Freskobilder, theils allegoriſchen, theils hiſtoriſchen Inhalts; von den panellirten Wänden des Victoria-Zimmers herab blicken 28 hiſtoriſche Portraits, — das Vorzimmer und das Ankleidezimmer der Lords werden, das erſtere acht, das letztere neun große Freskogemälde theils bibliſchen, theils allegoriſchen, theils engliſch-hiſtoriſchen Inhals erhalten und von den Wänden der beiden Corridore herab, die ſich zwiſchen dem Sitzungsſaal der Lords und der Gemeinden hinziehn, wird bald eine ganze hiſtoriſche Gallerie zu den Vorübergehenden ſprechen. Einige derſelben, wie die „Hinrichtung Montroſes“ und eine Scene aus der Zeit des Monmouth-Aufſtandes, ſind bereits beendigt, und vor Ablauf einiger Jahre wird ſich hier eine ſo ſtattliche Reihe hiſtoriſcher Bilder vereinigt finden, wie ſie, vielleicht Rom und Verſailles abgerechnet, nur irgend ein anderer Pallaſt irgend einer anderen europäiſchen Hauptſtadt aufzuweiſen hat.

Ich kehre nach dieſer Abſchweifung zu jenem Bruchtheil der engliſchen Hiſtorienmalerei zurück, den die Mancheſter-Ausſtellung aufweiſt. Sie enthält vielleicht 50 Bilder; an der Spitze ſtehen die Arbeiten Benjamin Weſt's.

Benjamin Weſt (geboren 1738 zu Springfield im Staate Pennſylvanien, geſtorben 1820 als Präſident der Londoner Akademie der Künſte) ſcheint mir bisher nicht in einem Maße gewürdigt worden zu ſein, das ſeiner Bedeutung entſpricht. Unſre Zeit hätte die Pflicht, dieſem Manne gegenüber eine Schuld der Dankbarkeit abzutragen. Die Weſt'ſche Zeit konnte dieſe Schuld nicht zahlen, weil ſelbſt diejenigen ſeiner Zeitgenoſſen, die ſeinen Neuerungen zuſtimmten, die ganze Wichtigkeit und Tragweite derſelben nicht erkennen konnten. Erſt in unſerer Zeit wurde, was damals ein ſcheues Wagniß, ein glücklicher, in ſeinen Konſequenzen nicht zu berechnender Zufall war, zum Prinzip erhoben, und die Realiſten in der Kunſt, die jetzt ihr Banner hoch tragen, ſollten keinen Namen höher in Ehren halten, als den Namen Benjamin Weſt's. Ich werde gleich zeigen, warum.

Die Mancheſter-Ausſtellung hat ſechs Bilder von ihm. Drei davon (Chriſtus die Kinder ſegnend, der Abſchied des Regulus und Amor und Pſyche) ſind gute Arbeiten, wie ſie von einem gewiſſenhaften Künſtler

und einem Akademie-Direktor zu gewärtigen sind. Tüchtig, fleißig, respektabel — aber nichts mehr; man hat dergleichen hundertfach, die Louvre-Gallerie ist reich an Aehnlichem und Besserem. Diese drei Arbeiten würden keinen triftigen Grund abgegeben haben, den Namen Benjamin Wests an dieser Stelle zu erwähnen. Was ihm Bedeutung gibt und seinen Namen für alle Zeit mit der Geschichte der modernen Kunst verwebt, das sind die drei andern Bilder, die die Manchester-Ausstellung von ihm aufweist: der Tod des Generals Wolfe, die Schlacht von La Hogue und die Schlacht an der Boyne, drei im schönsten Einklang stehende, wenn auch an Werth ungleiche Arbeiten, die ein kühner Griff ins wirkliche Leben waren und dies Leben in aller Treue und Wahrheit wiedergaben, ohne klassischen Faltenwurf und ohne französische Perrücke. Dieser Umstand kann nicht laut genug hervorgehoben werden. Suum cuique. Wir pflegen ziemlich übereinstimmend die große Reform in der Kunst von den ersten siegreichen Versuchen Meister Schadows (richtiger vielleicht Chodowiecki's und Tassaert's) zu datiren und an den „alten Dessauer" des vaterländischen Meisters das hübsche Witzwort zu knüpfen, daß der Zopf seines Helden den Zopf aus der Kunst vertrieben habe. Wir haben uns, im Einklang damit, daran gewöhnt, der Skulptur unter achtungsvoller Verbeugung den Vortritt zu gönnen und anzuerkennen, daß die neue Schule, die realistische Richtung in der Kunst, von ihr ausgegangen sei. Aber wir haben dabei den pennsylvanischen Quäkerssohn nicht mit in Rechnung gestellt, auf den die Amerikaner stolzer sein dürften, als sie es sind, und im Hinblick auf dessen Revolution in der Kunst sie mit einer gewissen Berechtigung ihre Lieblingsphrase gebrauchen könnten, „daß alles Heil und alle neue Lehre von jenseits des großen Wassers komme." „Der Tod des General Wolfe" ist ums Jahr 1770 gemalt, also um wenigstens 20 Jahre früher, als Schadow den Entschluß faßte, die Gestalt des alten, populären „So leben wir" in volksthümlicher Weise wiederzugeben. Benjamin West scheint weniger sicher und mehr versuchsweise dabei vorgegangen zu sein, als Schadow zu seiner Zeit, aber das Verdienst bleibt ihm, die neue Bahn gebrochen zu haben. *)

*) Er selbst war in seinen späteren Lebensjahren nicht ohne Bewußtsein seiner künstlerischen Bedeutung und zeigte das gelegentlich bis zum Komischen. Seine Eitelkeit war eben so groß wie harmlos. Ein charakteristischer Zug der-

Eine Beſchreibung des Bildes brauch ich um ſo weniger zu verſuchen, als es wenige Blätter geben dürfte, die (auch bei uns) einer größeren Bekanntheit und Popularität genöſſen, als der Tod des Generals Wolfe." Dieſer auf den erſten Blick überraſchende Umſtand erklärt ſich einfach dadurch, daß Deutſchland (vielleicht mit alleiniger Ausnahme Chodowiecki's) im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts noch keine bildende Kunſt, weder Bild noch Kupferſtich beſaß, und daß jeder Gebildete, der ſeine Zimmer ſchmücken wollte, darauf angewieſen war, dieſen Schmuck von außerhalb zu entlehnen. Wer, der jemals unſere öſtlichen Provinzen bereist und in den kleinen Gaſthöfen kleiner Städte zur Nacht gegeſſen hat, hätte nicht, wenn er die baufällige Treppe mit Schlüſſel und Nachtlicht hinauf ſtolperte, auf dem erſten Treppenabſatz jene drei unvermeidlichen Kupferſtiche geſehen: Schwerin bei Prag, Seidlitz bei Roßbach und General Wolfe vor Quebeck, umſtanden von trauernden Soldaten und neugierig angeſtarrt von jener kauernden Rothhaut, dem unbeſtreitbaren Vater aller jener Unkas und Chingachgooks, die in Bildern und Romanen ſeit beinah fünfzig Jahren das Entzücken unſrer europäiſchen Jugend geweſen ſind. Dies uns Allen wohlbekannte Bild iſt eine reformatoriſche That Benjamin Weſt's, und was ich durch eine Beſprechung dieſes Mannes erreicht haben möchte, iſt einfach das, daß alle diejenigen, die froh ſind, den Dreimaſter und den Krückſtock an Stelle der Toga und des Lorbeerkranzes eingeführt zu ſehen, in Zukunft mit einem Gefühl der Pietät an dem hockenden Indianer vorbeigehen und ſeines Urhebers gedenken mögen.

Wie ſich denken läßt, war ſeiner Zeit nicht alle Welt mit der Neuerung einverſtanden. Dieſelbe ſcheint indeſſen einen raſcheren Erfolg gehabt zu haben, als das gemeinhin der Fall zu ſein pflegt. Intereſſant

---

ſelben iſt aufbewahrt worden. Im Jahr 1802 beſuchte er Paris, genau um dieſelbe Zeit, wo Charles Fox, nach Abſchluß des Friedens von Amiens, ebenfalls in der franzöſiſchen Hauptſtadt war. Eines Tages traf er mit Fox, dem Helden des Tages, im Louvre zuſammen. Sie ſchritten auf und ab und plauderten. Aller Augen hingen natürlich an Fox. Plötzlich wandte ſich Weſt an dieſen und fragte mit vielleicht nie übertroffener Naivetät: ob er nicht auch bemerkte, wie Vieler Augen ihnen folgten? „Es iſt erſtaunlich, fügte er hinzu, welch' lebhaftes Intereſſe dieſe Franzoſen an Kunſt und Künſtlern nehmen!" Wie mag der heitere Fox gelacht haben.

iſt die ſofortige Zuſtimmung Joſua Reynolds. Sie beweist den feinen Sinn und die gedankliche Selbſtſtändigkeit dieſes Mannes, deſſen Schwächen ich in einem früheren Aufſatze (über die britiſchen Portraitmaler) nicht verſchwiegen habe. Es herrſchte eine Art Rivalität zwiſchen Reynolds und Weſt, ähnlich wie zwiſchen Reynolds und Gainsborough. Vielleicht war es dies eiferſüchtige Gefühl, was Reynolds anfänglich Einwendungen machen ließ, als Weſt ihm ſeine Abſicht mittheilte, die Scene vor Quebeck in aller Naturwahrheit, mit Kniehoſen, Gamaſchen und rothen Leibröcken darzuſtellen. Reynolds indeſſen war zu klug und zu fein, um gegen beſſere Ueberzeugung eigenſinnig zu ſein. Als das Bild fertig war, betrachtete er es lange und ſagte dann zu den Umſtehenden: „Ich nehme meine Einwendungen zurück. Weſt hat Recht. Stoffe der Art ſollten nur in dieſer Weiſe behandelt werden. Von dieſem Bilde an wird ſich eine Revolution in der Kunſt datiren.“ Es iſt überraſchend, daß dieſe gewichtigen Worte ſo wenig zu allgemeiner Kenntniß gelangt zu ſein ſcheinen.

Weſt hatte vor, ein Pendant zu dieſem Bilde zu malen. Der Stoff war trefflich gewählt, wenn auch voll beſonderer Schwierigkeiten. Im Jahre 1755 war eine engliſche Heeres-Abtheilung des Generals Braddock im tiefſten Walde von unſichtbaren Feinden (Indianern im Bunde mit Frankreich) erſchlagen worden. Die Situation erinnert, beiläufig bemerkt, im Kleinen an den Untergang der Legionen im Teutoburger Walde. Einige Zeit darauf wurden engliſche Regimenter abgeordert, um, in Verbindung mit befreundeten Rothhäuten und amerikaniſchen Milizen, jenen Platz der Vernichtung aufzuſuchen. Weſt ſelbſt, damals 18 Jahre alt, ſchloß ſich der Expedition an. Der Führer derſelben war Sir Peter Halkett, der, angekommen an der Schreckensſtätte, ſeinen Vater und Bruder unter den Todten erkannte. Die ſich bei Behandlung des Stoffes darbietenden Schwierigkeiten liegen auf der Hand; auf der andern Seite kann man nicht leugnen, daß dieſer Waldkeſſel, angefüllt mit Indianern, Milizen und Hochländern in ihrer ſchottiſch-maleriſchen Tracht (die Expedition beſtand aus dem 42. Regiment Hochſchotten), und im Vordergrund Sir Peter Halkett ſelbſt, an der Leiche ſeines Vaters knieend, einen bedeutenden Effekt gemacht haben müßte. Lord Grosvenor rieth dem Maler von der Behandlung dieſes Stoffes ab;

vielleicht mit Recht. Die Situation iſt verführeriſch, aber allerdings mehr poetiſch als maleriſch.

Weſt malte zwei andere Bilder, die die neue Richtung weiter verfolgten: Die Schlacht von la Hogue und die Schlacht an der Boyne. Letzteres iſt ein relativ ſchwaches Produkt. Die Schlacht von la Hogue hingegen pflegt man als ſeine beſte Arbeit anzuſehen. Sie hat in der That noch beſondere Vorzüge vor dem „Tode des General Wolfe" und ſteht unter allen Seeſchlachten, die ſeitdem gemalt worden ſind, immer noch obenan. Wer die Gallerie in Greenwich durchmuſtert, kann ſich von der Wahrheit dieſes Ausſpruches überzeugen. Der Bootkampf im Vordergrunde, wo ein rieſiger, engliſcher Capitain ſeinen todtblaſſen franzöſiſchen Gegner am Zipfel des himmelblauen Seidenwammſes packt, iſt mit großer Meiſterſchaft dargeſtellt. Die Charakteriſtik der Köpfe: Kraft und Wuth auf der einen Seite, Schwäche und Entſetzen auf der anderen, iſt nicht leicht zu übertreffen, und in Bezug auf Farbe und Natürlichkeit der Bewegung, zwei Punkte, worin er im Allgemeinen ſchwach war, hat er die Vorzüge dieſes Bildes nie wieder erreicht. Auch dies Bild iſt durch den Stich bekannt geworden. Weſt malte es für Lord Grosvenor; eine gute Kopie befindet ſich in der Greenwich-Gallerie.

Ein Beiſpiel, wie es Weſt gab, konnte natürlich nicht ohne Nachfolge bleiben; es entſtand das, was man eine Weſt'ſche Schule nennen könnte, und viele der allerpopulärſten Illuſtrationen zu Ereigniſſen der engliſchen Geſchichte laſſen ſich, ihrer Behandlungsart nach, auf die Vorbilder zurückführen, die Weſt aufgeſtellt hatte. „Die Nilſchlacht" (Abukir) von Loutherbourgh lehnt ſich an die Schlacht von la Hogue an; der Tod des Capitain Cook (von William Hodges) an den Tod des General Wolfe, und die Eroberung der Inſel Jerſey durch die Franzoſen (von Copley) an die Schlacht an der Boyne. Das Bild Copley's indeß hat beſondere Verdienſte und iſt beſſer als das Vorbild. In der Farbe übertrifft es alle Weſt'ſchen Arbeiten überhaupt, und die Vorgänge ſelbſt, der Straßenkampf und das ſiegreiche Vordringen der Franzoſen, ſind mit ſo viel Wahrheit und Lebendigkeit dargeſtellt, daß man ſich für das Bild intereſſirt, noch ehe man weiß, um was es ſich eigentlich handelt.

Nach dem Tode Weſt's ſcheint, mit Ausnahme einiger allerdings

höchſt anerkennenswerthen Arbeiten von Haydon, ziemlich ein Viertel-jahrhundert lang, innerhalb der Hiſtorienmalerei, wenig producirt wor-den zu ſein. Erſt die letzten 20 Jahre, zum Theil wohl in Veranlaſſung des Baus der Parlamentshäuſer, haben, wie bereits Eingangs hervor-gehoben, eine große Zahl junger Talente dieſem Zweige der Malerei wieder zugeführt.

Unter dieſen nimmt Edward Matthew Ward, geb. 1814 in London, vielleicht den erſten Rang ein. Die Mancheſter-Ausſtellung weist nur zwei Arbeiten von dieſem trefflichen Künſtler (der bekannter zu ſein verdiente) auf. Es ſind dies: Ludwig XVI. und Marie Antoinette im Temple und Charlotte Corday auf ihrem letzten Gange. Ein drittes Bild deſſelben Meiſters: „Der letzte Abſchied Marie Antoinettens von ihrem Sohne" befand ſich zu ſelbiger Zeit auf der Akademie-Ausſtellung in London. Schon die Namen der Bilder deuten auf Frankreich hin. Wer ſeine Stoffe einem fremden, aber an Kunſt-Bildung überlegenem Volke entnimmt, wird in den meiſten Fällen auch in der Behandlungsart, die er dem Stoffe angedeihen läßt, unter dem Einfluß jenes fremden Volkes ſtehen. Bei Ward iſt dies entſchieden der Fall, und doch fügt er ſeinen Bildern wieder ſo viel Eignes und ſpecifiſch Engliſches hinzu, daß es nicht leicht iſt, ihm eine beſtimmte Stelle anzuweiſen. Im Kolorit iſt er Weſt und ſeiner Schule unendlich überlegen, er malt nicht grau in grau und gleicht an Aengſtlichkeit nicht jenen mittelalterlichen Damen, die ſich kaffeebraun und mauſefarben kleiden, nur um niemals durch grün oder roth die üble Nachrede der Nachbarſchaft wach zu rufen. Er hat den Muth einer Farbe. Er zieht der Charlotte Corday ein blutrothes Hemd und dem Robespierre einen himmelblauen Frack an und läßt die Welt hinterher entſcheiden, ob es recht iſt oder nicht. Ich wüßte (wenn man von den Gainsborough'ſchen Genialitäten abſieht) keinen einzigen engliſchen Maler, der ſolche Farben gewagt hätte. Dadurch, daß ich das Wagniß als ſolches lobe, will ich noch kein unbedingtes Lob der Sache ſelber ausgeſprochen haben. Die Farben ſchreien häufig mehr, als nöthig wäre, und ein gelber Seiden-Schlafrock, in dem Ludwig XVI. auf ſeinem Ruhebette liegt, gereicht mehr dem Muthe als dem Ge-ſchmack des Malers zur Ehre. In Bezug auf glückliche Stoffwahl, wie auf Einfachheit, Klarheit und Verſtändlichkeit der Compoſition, verräth er ganz den franzöſiſchen Einfluß, während er andererſeits durch ein

ſtörendes, marottenhaftes Feſtkleben am Genre wieder ganz den Engländer und durch eine ſtarke Hinneigung zur Karrikatur ſogar einen nachgeborenen Schüler Hogarths bekundet. Es möchte ſich darüber rechten laſſen, ob derartig hiſtoriſche Bilder (die ſie ſein wollen und wirklich ſind) nicht unter ſich ſelbſt herabſteigen, wenn ſie nebenher zum Tendenzbild, zur Satire auf eine blödſinnige Schreckenswirthſchaft werden, jedenfalls aber darf das Genre, reſpektive die Karrikatur ſich nicht bis zu ſolchem Grade in das hiſtoriſche Bild hineindrängen, daß es einem Maler, in der Fülle ſeiner Loyalität, freiſtehen könnte, den Danton wie einen Metzger aus dem Faubourg St. Antoine darzuſtellen. Dies ſtört doppelt da, wo die Technik, trotz kühner Farbenwahl, mit einer an Porzellan-Malerei erinnernden Peinlichkeit gehandhabt wird.

Seit 1855 iſt Ward beinah ausſchließlich mit Arbeiten beſchäftigt, die beſtimmt ſind, die Corridore, die ſogenannten „lobbies," des Parlamentshauſes zu ſchmücken. Acht, unter den herzuſtellenden Freskobildern, ſind ihm zugefallen; eine große Auszeichnung, die bekundet, daß man ſich von ihm des Beſten verſieht. Drei dieſer Bilder ſind fertig; zwei davon, „die Hinrichtung Montroſe's" und „der letzte Schlaf des Grafen von Argyle" hab' ich geſehn. Beide haben mich intereſſirt, aber allerdings mehr um des Gegenſtandes als um der Ausführung willen. Zugegeben, daß die Compoſition klar, vielleicht ſelbſt poetiſch ſei, jedenfalls fehlt aller Zauber der Farbe und ſtumpf, freſtig, kalkig blicken alle Figuren aus der Wand heraus. Das wird ſich aber beſſern, ſobald man des Techniſchen der Freskomalerei mehr Herr geworden iſt.

Nächſt Edward Matthew Ward gelten John Callcott Horsley, Charles Weſt Cope, Frederick Goodall und Daniel Macliſe als die talentvollſten unter den engliſchen Hiſtorienmalern der Gegenwart. Des letzteren, der in Mancheſter nicht günſtig vertreten iſt („Banquos Geiſt vor Macbeth erſcheinend" iſt eine ſchwache und beinah lächerliche Leiſtung), ſei hier zuerſt gedacht.

Daniel Macliſe (geb. 1811) iſt ein Irländer, aus der Grafſchaft Cork. Er hat ganz die Beweglichkeit, den Humor und Witz und vor allem die raſche, leichte Art zu ſchaffen, von der es heißt, daß ſie dem celtiſchen Stamm eigenthümlich ſei. Er gehört zu jenen Talenten, die alles übernehmen und alles leiſten, und durch die Betrachtung nicht geſtört werden, daß es der und der vielleicht beſſer gemacht haben

würde. Auf einem Maskenball in Cork, der Behufs wohlthätiger Zwecke gegeben wurde, erschien der damals erst 18jährige Maclise im Kostüme eines vagirenden Portraitmalers und lieferte auf frischer That so viele Portraits, versteht sich gegen Zahlung, daß der wohlthätige Zweck auf's Glänzendste erreicht und eine große Summe Geldes dem Comité überreicht wurde. Das ist ganz im Styl von Daniel Maclise: rasch, talentvoll, gut gelaunt und guten Herzens. In ähnlicher Weise hat er all sein Lebtag producirt, wie sich von selbst versteht, das Genre zu seinem eigentlichen Fache machend. Seine Leistungen auf diesem Gebiete sind zahllos und sehr geschätzt, entbehren aber freilich jener liebevollen Vertiefung und jener Exaktheit im Technischen, die die Arbeiten Willies und Landseers so anziehend machen. Seit etwa sechs oder acht Jahren hat sich der heitere Ire, der bis dahin seine Stoffe am liebsten aus dem Don Quixote und Gil Blas genommen hatte, dem historischen Bilde zugewandt. Bilder wie „König Alfred im Dänenlager," „die Hochzeit Strongbows mit der Prinzessin Eva" u. dgl. m. entstanden rasch hintereinander und im Jahre 1856, das eigentlich einen Wendepunkt in seinem künstlerischen Schaffen bezeichnet, erschien er mit einer ganzen Gallerie ziemlich ausgeführter Skizzen (40 an der Zahl) auf der damaligen Londoner Ausstellung, 40 Bilder, die in ihrer Gesammtheit ein Seitenstück zu dem berühmten Teppich von Bayeux bilden zu wollen schienen, indem sie die Geschichte der normannischen Eroberung in ihren Hauptmomenten gaben. Vom Tode Eduards des Bekenners an, bis zum Schlacht- und Leichenfeld von Hastings, über das Editha Schwanenhals hinschreitet, bis sie vor dem erschlagenen König Harald hält, fand sich alles hier in bester Form beisammen. Keine dieser Skizzen war bedeutend und der Charakter einer bloßen Illustration trat fast zu fühlbar hervor; ebenso werden die beiden großen allegorischen Freskobilder, die sich im Sitzungssaale der Lords befinden: „die Gerechtigkeit" und „die Ritterlichkeit" schwerlich eine warme oder gar eine unbedingte Zustimmung finden. Anders aber verhält es sich mit Daniel Maclise's neuester Schöpfung, die in ganz London, besonders auch bei seinen Kunstgenossen, als ein Meisterstück moderner Historienmalerei gilt. Es ist dies ein 10 Fuß hohes und 48 Fuß langes Freskobild: „die Begegnung Blüchers und Wellingtons am Abend von Belle-Alliance" darstellend. Ich kenn' es nur aus dem Carton; London-Besucher dieses

oder doch spätestens des nächsten Jahres, werden es aber bereits al fresco an den Corriderwänden des Parlamentshauses finden. Macliſe hat eben die Ausführung begonnen und iſt, wie das Verzeichniß ſeiner Werke beweiſen mag, nicht der Mann der langſamen Arbeit. Die Compoſition iſt eben ſo klar wie lebendig und gibt den Moment vortrefflich wieder. In der Mitte des Bildes begrüßen ſich natürlich die beiden Helden des Tags; von rechts her rücken die Preußen mit fliegenden Fahnen an, begierig, den ſchwer errungenen Sieg zu verfolgen, links gruppiren ſich die Engländer und hohe Freude fliegt über die ermatteten Geſichter. Man lobt an dem Bilde beſonders dieſen Gegenſatz: die Friſche und Freudigkeit der anrückenden Preußen und den Ausdruck des Ernſtes, der Ermattung und der Dankbarkeit in den Köpfen der Engländer. Schade, daß man ſich auf das Techniſche des Freskobildes noch durchaus nicht zur Genüge verſteht, ſo daß der endliche bedeutende Effekt des Ganzen noch immer in Frage bleibt.

Neben Ward und Macliſe ſind es vorzugsweiſe die beiden Hiſtorienmaler Horsley und Cope, denen der ehrenvolle Auftrag zugefallen iſt, die Säle und Corridore der Parlamentshäuſer mit ihren Arbeiten zu ſchmücken.

Zunächſt John Callcott Horsley, geb. zu London 1817. Gleich das erſte Bild, mit dem er vor dem Publikum erſchien, „ein Zinstag zu Haddon-Hall im 16. Jahrhundert" verrieth, innerhalb des Genre, eine unverkennbare Hinneigung zum Hiſtoriſchen. Von 1843 ab folgten in raſcher Reihenfolge ſeine großen hiſtoriſchen Bilder: „Der heilige Auguſtin predigt vor dem Volk;" die allegoriſche Darſtellung der „Religion" im House of Lords und „Heinrich V., ſeinen Vater todt glaubend, ergreift die Krone deſſelben" (die bekannte Scene im zweiten Theil von Shakeſpeare's Heinrich dem Vierten). Neuerdings hat ſich Horsley wieder dem Genre zugewandt; in Mancheſter war er nur durch einige Genrebilder, von nicht hervorragendem Werth, vertreten.

Dem Horsley an Talent vielleicht überlegen, iſt Charles Weſt Cope. Auch er, wie alle die genannten (Ward, Macliſe, Horsley) begann als Genremaler und wandte ſich dem Hiſtoriſchen erſt zu, als zu Anfang der vierziger Jahre, die Fachcommiſſion, die mit der Ausſchmückung der inneren Räume des neuen Palaſtes von Weſtminſter betraut werden war, eine Concurrenz hiſtoriſcher Bilder ausſchrieb. Sein

„Eduard der ſchwarze Prinz empfängt den Hoſenbanderden“ (im Sitzungsſaale der Lords) erntete allgemeinen Beifall; ebenſo ſeine zwei folgenden Bilder: „Die letzten Tage des Cardinal Welſey“ (für Prinz Albert gemalt) und „Prinz Heinrich unterwirft ſich dem Geſetz.“ Ein anderes treffliches hiſtoriſches Bild von ihm erſchien auf der Ausſtellung von 1857: „Abſchied der Puritaner von der alten Welt;“ — auch dies wird al fresco die Wände des Parlamentshauſes ſchmücken. In Manchester war Cope nicht glänzend vertreten; weder ſeine Genrebilder noch ſein „König Lear und Cordelia“ konnten ſich eine lebhafte Anerkennung erwerben.

Frederick Goodall, geboren 1822 zu London, ſteht noch entſchiedener innerhalb des Genre, als alle die bisher genannten. So viel ich weiß, ſind ihm keine Aufträge für die Parlamentshäuſer zu Theil geworden. Die Mancheſter-Ausſtellung wies einige treffliche Genrebilder von ihm auf, z. B. „das Dorffeſt,“ das wohl verdient neben dem gleichnamigen Gemälde des David Wilkie genannt zu werden. Als Hiſtorienmaler aber erwähne ich ſeiner hier nur, weil die Vorgänge des indiſchen Aufſtands ihm neuerdings zu einem Bilde Veranlaſſung gegeben haben, das an dramatiſchem Leben und ergreifender Kraft von wenigen Arbeiten der modernen engliſchen Malerſchule übertroffen wird. Es ſtellt den Moment dar, wo die Beſatzung von Lucknow die Bataillone Sir Colin Campbels heraufziehen ſieht und mit dem Bewußtſein der Rettung, Dank und Rührung die Gemüther ergreift. Andere neuere Arbeiten von ähnlichem Werth ſind inzwiſchen jenem ſchönen Bilde gefolgt.

Achter Brief.

Die Genremaler. David Wilkie. Landseer. Leslie. Mulready. Webster.

Die Genremalerei iſt das jüngſte und geliebteſte Kind der engliſchen Kunſt. Sie wurde erſt geboren, als die Portraitmalerei, der älteſte Sohn des Hauſes, bereits ſeit 50 Jahren etablirt und eine geachtete Firma war. Ich wähle dies Bild nicht ohne Grund. Die engliſche Portraitkunſt hatte in der That zu allen Zeiten einen kaufmänniſchen Charakter, ſie bediente ihre Kunden prompt und gut, und war geſchäftsmäßig und nüchtern, vielleicht ſelbſt in ihren Excentricitäten. Dieſe philiſtröſe Tüchtigkeit, die Solidität des Geſchäfts, ſchaffte demſelben einen geachteten Namen, aber der Ruf und Ruhm der Firma drang nicht über die Landesgrenzen hinaus. Im Großen und Ganzen fehlte ihr jenes Etwas, das ſich mit dem bloßen Reſpektabelſein nicht begnügt und mehr beanſprucht, als die Schätzung der nächſten Nachbarſchaft. So ſtand es mit dem älteſten Sohn, als die jüngſte Schweſter geboren wurde. Sie war von ganz anderem Schlage, witzig und geweckt wie oft die jüngſten, auch wohl einmal übermüthig, aber immer graziös und in Wahrheit Liebling und Wunderkind zugleich. Ihr Ruf drang bald weit über die heimathlichen Grenzen, und alle jene Auszeichnungen kamen über ſie, mit denen die Götter ſo karg ſind, wo die Alltäglichkeit ſich abringt, und die ſie umgekehrt ſo freigebig und ſo ungebeten über ihre Lieblinge ausſchütten. Meine Leſer werden mir zuſtimmen, ſobald ich ihnen Namen genannt habe. Sir Joſua Reynolds iſt reich geworden und geachtet dazu, ſeine Palette hängt reliquiengleich unter Glas und Rahmen; doch wer kennt ihn auf dem Continent, jene Wenigen ausgenommen, denen die Kunſt und die Kunſtgeſchichte Fach iſt? David Wilkie aber und Edwin Landſeer ſind Haushalt-Wörter geworden an jedem Punkte der Welt, wo es Wände gibt, gut und dauerhaft genug, um einen Nagel hineinzuſchlagen, und in den Wohnungen ſchleſiſcher Dorfſchulmeiſter begegnen wir, wenn halb als Zerrbild auch, den St. Bernhards-Hunden Landſeer's und dem Wilkie'ſchen „blinden" Fiedler."

Die engliſche Genremalerei gipfelt in David Wilkie, geboren 1785 in der ſchottiſchen Grafſchaft Fife. Seine ſpeziellen Landsleute,

die Schotten, ſind ähnlich ſtolz auf ihn wie auf Sir Walter Scott. Wenn ſie, wie nur allzugern, darauf hindeuten, daß die ganze Größe Englands eigentlich aus Schottland ſtamme, ſo iſt auf der langen Liſte ſchottiſcher Berühmtheiten die Trias: Scott, Burns und Wilkie, gemeinhin obenan. Alle drei gehören in der That zuſammen: David Wilkie iſt der Walter Scott mit der Palette. Den unvergleichlichen Bildern, die beide von ihrer Heimath gemalt, verdankt Europa das poetiſche Intereſſe an einem Lande, deſſen räumlich größere Hälfte bis dahin ungekannter war, als die Gebirgsthäler von Wales oder die Moorhaiden der Grafſchaft Connaught. Wenn die „Times" neulich dieſes poetiſche Intereſſe perſifflirt und die Welt, die fünfzig Jahre lang gelaunt war, für Plaids und nackte Beine zu ſchwärmen, dringend aufgefordert hat, die Walter Scott'ſchen Hochländer nicht länger mit den wirklichen zu verwechſeln, ſo hat ſie dabei nur die undankbare Rolle eines Nicolai geſpielt, der mit aller ſeiner Wahrheit und Verſtändigkeit nicht vermocht hat, von dem Zauber Italiens das Geringſte hinwegzunehmen. Es iſt nicht immer gerathen, Fictionen zu zerſtören und eine plumpe Welt der Wirklichkeit an die Stelle des liebgewordenen Scheins zu ſetzen.

David Wilkie ſcheint trotz einiger hiſtoriſcher Bilder, die von ihm herrühren, für das Genre wie prädeſtinirt geweſen zu ſein; er malte ſo und nicht anders, nicht weil ein Zufall ihn dieſen Weg geführt hätte, ſondern weil ſein Talent dreißig Jahre lang, mit der Unveränderlichkeit einer Magnetnadel, immer nach derſelben Richtung wies. Nicht in jedem Künſtlerleben iſt dies mit gleicher Beſtimmtheit nachweisbar. Wo nicht Gaben mit der krankhaften Einſeitigkeit eines Katzen-Raphael auftreten, werden ſie gemeinhin bieg- und ſchmiegſam ſein und ihre Entwickelung oftmals mehr durch Aeußerlichkeiten als durch ſich ſelbſt erfahren. Bei der Mehrzahl der Talente beſtimmt die Schule ihre Richtung. Bei David Wilkie war ſeine Richtung von Anfang an da; ſeine erſten Verſuche waren, ihrer Stoffwahl nach, nichts Anderes als ſeine gelungenſten Werke einer ſpäteren Zeit.

In Mancheſter befinden ſich 18 Nummern von ihm, die inſoweit trefflich gewählt ſind, als ſie die geſammte Zeit ſeiner künſtleriſchen Thätigkeit, einen Zeitraum von 30 Jahren, umfaſſen. Auch hinſichtlich ihres Inhalts iſt die Auswahl zu loben; es befinden ſich darunter: eine

Waldlandſchaft aus dem Jahr 1822 und zwei hiſtoriſche Bilder aus den Jahren 1835 und 36. Auf dieſe, die man beliebt hat ihm wie eine gegen ſich ſelbſt begangene Untreue vorzuwerfen, komme ich ſpäter zurück.

Von eigentlichen Wilkie's, von Bildern, auf denen er ganz und gar er ſelber iſt, enthält die Manchester-Ausſtellung ein Dutzend Nummern, von denen ich die bedeutendſten aufzähle: der Zinstag, die Kartenſpieler, das Innere einer Hochlandhütte, der Empfehlungsbrief, Blindekuh-Spiel (zweimal), die Ausſpändung u. ſ. w. Alle dieſe Sachen ſind erſten Ranges und als ſolche gewürdigt und — bezahlt worden, aber ſie ſtehen im letzten doch zurück hinter jenen beiden Kabinetſtücken „der blinde Fiedler" und „das Dorffeſt," die ſich in der Vernon-Gallerie befinden und im Kupferſtich, auch in ſchlechten Lithographieen, Verbreitung über die ganze Welt gefunden haben. Wir haben in dieſen, nicht leicht zu überſchätzende Arbeiten, die Wirklichkeit ohne Rohheit, wir haben den Hauch des Idealen ohne Einbuße an der Wahrheit, wir haben ſchlichte, leibhaftige Menſchen, aber wir haben ſie in Sonntagsſtimmung und in verklärender Freude. Nicht die gewöhnliche häusliche Verrichtung, nicht das Gleichgültige und platt Alltägliche tritt uns entgegen, das nur durch Schärfe der Auffaſſung uns frappirt, ſondern das innerſte heiligſte Leben des Volkes offenbart ſich vor unſeren Blicken. Eine Fülle von Gemüth erſchließt ſich vor uns, und die Heiterkeit, die über uns kommt, iſt eine geweihte, wie die Heiterkeit des Bildes ſelbſt. Wer je den „blinden Fiedler" geſehen, wird mir zuſtimmen. Wir fühlen uns beim Anblick dieſes Bildes nicht nur im Kreiſe fröhlicher, ſondern vor Allem guter Menſchen, und während wir über das Glück derſelben lächeln, kommt ein ſtilles Glück über unſer eignes Herz.

Die Manchester-Ausſtellung weiſt Nichts von Wilkie auf, was nach dieſer Gemüthsſeite hin dem „blinden Fiedler" gleichſtände, aber ſie enthält mehrere Arbeiten von wenigſtens ähnlichem Werth. Unter dieſen ſtell' ich das Blindekuh-Spiel (blindman's buff) obenan. Es iſt zweimal da, als vollendetes Bild und als Skizze. Was, neben der kindlichen Heiterkeit, die über dem Ganzen liegt, dieſen beiden Arbeiten noch einen beſonderen Werth gibt, das iſt der Ausdruck fortſchreitender, andauernder Bewegung, der auf den Bildern herrſcht. Ich wüßte mich nicht zu

entſinnen, dieſer Eigenthümlichkeit, die etwas Virtuoſenhaftes hat, in ähnlicher Weiſe begegnet zu ſein. Das Höchſte, was die Kunſt nach dieſer Seite hin zu leiſten pflegt, iſt, daß ſie den Moment feſthält und wohl ein beſtimmtes Stadium innerhalb der Bewegung, aber nicht die Bewegung ſelber wiedergibt. Dieſem äußerſten Maß der Täuſchung indeß iſt die Wilkie'ſche Kunſt gewachſen geweſen. Das Bild erinnert an jene bemalten Drehſcheiben, auf denen ſich ein und dieſelbe Figur in ſechs oder acht verſchiedenen Attitüden präſentirt, von denen die folgende, immer ſprungweiſe, die Fortſetzung der vorhergehenden iſt. Dreht man nun, ſo füllt die eintretende Bewegung die Lücken aus, ein fortſchreitendes Ganze ſtellt ſich her, und wir glauben die Figur in aller Natürlichkeit laufen zu ſehen. In ähnlicher Weiſe hat Wilkie zu wirken gewußt. Er hat den Spielenden die mannigfachſten Stellungen, die verſchiedenſten Stadien der Bewegung gegeben und dadurch eine Geſammtwirkung erzielt, die der Bewegung ſelber gleich kommt. Es iſt, als ob er ſtatt des einzelnen Momentes eine Reihefolge von Momenten, den Verlauf des Spieles, feſtgehalten hätte. Dies virtuoſenhafte Ueberwinden von ſcheinbar Unüberwindlichem iſt ihm auf der Skizze noch glänzender gelungen, als auf dem eigentlichen Bilde, weßhalb ich nicht anſtehe, jener den Vorzug einzuräumen.

Mit fünfzig Jahren war Wilkie ſeiner Triumphe überdrüſſig und ſehnte ſich nach neuen Siegen. Er verſuchte ſich als Hiſtorienmaler. Das Publikum aber ſchüttelte den Kopf, verwies auf Walter Scott, der auch am Hiſtoriſchen geſcheitert ſei, und verlangte den alten Wilkie anſtatt des neuen. Dies Geſchrei wird immer laut werden, wenn ein Liebling des Publikums, ein gehätſchelter aber gefangener Götze, plötzlich ſeine Freiheit zurückverlangt und ſich kleiden will, wie's ihm gefällt. Wen das Publikum gewöhnt iſt im rothen Rock zu bewundern, der mache ſich darauf gefaßt, den rothen Rock zeitlebens tragen zu müſſen. Wen eine Nation dreißig Jahre lang als Lyriker geliebt hat, der iſt verloren, wenn er ſeine Laufbahn als Dramatiker beſchließen will. Was er verhat, gilt als Vertrauensbruch und Undank. „Wir waren ihm ſo gut, wir kauften ihn, wir ſangen ihn, und — nun ſteht er auf dem Zettel; unerhört! Es iſt ein Verhältniß, ein Pakt wie zwiſchen Fauſt und Mephiſto. Daß er ungeſchrieben und ſtillſchweigend exiſtirt, macht ihn nur um ſo furchtbarer. Jeder heißt die Ausnahme zu ſein, bis er

der Regel als Opfer fällt. So auch Wilkie. Behaupten zu wollen, daß das Publikum immer im Unrecht ſei, wäre gefehlt, nur zuweilen unterliegt es der Unzureichendheit menſchlicher Dinge und — irrt. So erging es ihm, bis zu einem gewiſſen Grade, David Wilkie gegenüber. Dieſer erſchien freilich auf dem neuen Kampfplatz nicht gleich als derſelbe Sanspareil, der er an alter Stelle geweſen war, aber doch immer brav genug, um unter Zuſtimmung aller Verſammelten begrüßt werden zu können. Dieſe Begrüßung jedoch blieb aus. Die Lauheit des Empfanges ſchien ihm das Betreten einer höheren Sphäre verbieten zu wollen. Und doch hätte man umgekehrt alle Urſache gehabt, ihm mit Beifall entgegenzukommen. Das hiſtoriſche Bild war ohnehin die natürliche Fortſetzung des „Genre's," wie er es vertreten hatte. Gleich ſeine erſte Arbeit „Columbus im Kloſter von La Rabida" war mindeſtens verdienſtlich; der zweite Verſuch „Pius VII. und Napoleon" verrieth bereits in Einzelheiten den alten Meiſter. Die Figur Napoleons iſt ihm freilich mißglückt, und es bedarf keiner Bekanntſchaft mit der Verſailler Gallerie, um dieſem aſchgrauen und ziemlich nichtsſagenden Kaiſer auf der langen Leiter der Napoleons-Bilder eine der unterſten Stufen anzuweiſen, aber der Papſt iſt im Gegenſatz dazu eine vorzüglich gelungene und durchaus hiſtoriſche Figur. Körperhaltung und Geſichtsausdruck ſind gleich trefflich wiedergegeben. Das relativ geringe Intereſſe, das, wenn ich richtig beobachtet habe, auch jetzt wieder dieſem an Vorzügen ſo reichen Bilde geſchenkt worden iſt, hat zum Theil ſeinen Grund in der ziemlich allgemeinen Unkenntniß der vom Maler gewählten Situation. Ich bekenne, daß ich die Details derſelben auch mehr einem glücklichen Zufall als dem Studium der Geſchichte verdanke. In Eylerts Biographie Friedrich Wilhelms III. befindet ſich eine Anmerkung, die dieſer Zuſammenkunft zwiſchen Papſt und Kaiſer in ſehr ergötzlicher Weiſe Erwähnung thut. Napoleon ſpielte mehr den Erzürnten, als er in Wahrheit entrüſtet war, und beſtie durch ſein Poltern und Auffahren den alten Chiaramonte endlich einzuſchüchtern. Dieſer aber war ſcharfblickend genug, um eine Komödie des Zorns von wirklichem Zorn zu unterſcheiden, und murmelte beſtändig vor ſich hin: Comediante, Comediante! Zu gleicher Zeit war er klug genug, um einzuſehen, daß die erkünſtelte Heftigkeit des Kaiſers ſehr leicht zu einem wirklichen Zornausbruch führen könnte, und dieſe Erwägung andererſeits gab ſeiner Haltung und ſeinem Wider-

ſtande eine gewiſſe Vorſicht und Aengſtlichkeit. Dieſes Miſchgefühl hat Wilkie in überaus glücklicher Weiſe zur Erſcheinung gebracht. Während um den Mund ein Lächeln der Ueberlegenheit zuckt und die kleinen, aber weit geöffneten Augen uns in eine Seele voll Feinheit und hoher intellektueller Gaben blicken laſſen, ſchimmert aus denſelben Augen doch wieder eine unverkennbare Furcht, die Beſorgniß eines Wärters, der ſeine Stärke, aber auch ſeine Schwäche kennt und nicht ohne Schaudern ſein Haupt in dem Rachen des Löwen weiß. David Wilkie war fünfzig Jahre alt, als er dieſes Bild malte, nicht zu alt, um bei dem noblen Eifer, der ihn beſeelte, eine Fortentwickelung unwahrſcheinlich zu machen. Krankheit indeß brach ſeine Energie und verhinderte ihn an neuen Verſuchen. Er ſtarb bereits 1841 auf der Heimreiſe aus dem Orient, wohin er ſich überwiegend zu Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit begeben hatte.*)

An Popularität dem Meiſter Wilkie ebenbürtig iſt Edwin Landſeer, geb. 1803 zu London. Die Mancheſter-Ausſtellung weiſt dreiundzwanzig Nummern von ihm auf. Die Auswahl iſt ſehr geſchickt getroffen, indem jede Seite ſeiner Kunſt, mit Ausnahme einer einzigen, allerdings weſentlichen Nüancirung, eine ausreichende und glückliche Vertretung gefunden hat. Da ſind zunächſt einige Portraits, unter denen ich beſonders den Kopf des Malers Calcott als eines Meiſterſtücks erwähne.

Gleich bedeutend erweiſt er ſich im Genre. Die Ausſtellung hat vier dahin einſchlagende Bilder von ihm: Das Innere einer Hütte (ſchottiſch), Ernteſcene im Hochland, des Hochländers Koje und die Förſter-Familie. In dieſen Bildern rivaliſirt er direkt mit Wilkie, ohne ihn zu

*) Der geniale William Turner, der gefeierte engliſche Landſchaftsmaler dieſes Jahrhunderts, hat in dem allerdings ſeltſamen Leichenkondukt ſeines Freundes Wilkie (an Bord eines engliſchen Mittelmeer-Dampfers) den Stoff zu einer ſeiner poetiſchſten, wenn auch nicht beſten, Arbeiten gefunden, einem Bilde, das jetzt der in Marlborough-Houſe befindlichen Turner-Galerie zugehört. Es iſt eine ſchwüle Nacht, Meer und Luft ſchweigen und trauern. Einſam, die kaum bewegte Fläche mit ſeinem Kiele theilend, ſchaufelt ſich der Steamer durch Waſſer und Nacht, während der ſchwarze Qualm, der aus dem Schlote aufſteigt, wie eine lange Trauerfahne dem Schiffe nachflattert. Nicht immer ſind Freunde und Nebenbuhler zu gleicher Huldigung bereit.

erreichen. An Virtuosität, an Kühnheit, an Saft und Kraft in der Farbe, in nahezu jeder Aeußerlichkeit ist er ihm überlegen, doch es fehlt das Eine, das Herz. Das Genre ist aber nur halb, was es sein soll, wenn die gemüthliche Seite nicht zu voller Entfaltung kommt. Es ist dies eine Art Fluch, der sich an der Mehrzahl der Thiermaler, ja an der Mehrzahl aller Menschen vollzieht, die statt des Mitmenschen das Thier in besondere Affection nehmen. Das andauernde Sichbeschäftigen mit der Natur des Thieres schärft die Sinne eben so sehr für die feinsten Züge des Thierlebens, als es die Fähigkeit abstumpft, der menschlichen Empfindung liebevoll und mit Verständniß nachzugehen. Es benachtheiligt die Liebe zu den Menschen und schwächt, aus Mißverständniß, den Glauben an sie, weil das instinktive Leben des Thieres eine gewisse Unwandelbarkeit, fälschlich „Treue" genannt, vor der menschlichen Empfindung voraus hat. Man versteht aber nur da, wo man glaubt und liebt, und Künstler sein heißt vor Allem voll Verständniß sein. Diese allgemeine Betrachtung führt mich wie von selbst auf Landseer, den Thiermaler. Er ist als solcher dreifach bedeutend und auf jedem Spezial-Gebiet so entschieden hervorragend, daß die Entscheidung schwer ist, auf welchem er am meisten excellirt. Die Thierwelt bietet ihm dreifachen Stoff: 1) pure et simple als sie selbst; 2) als Mittel zur Satire und 3) als ernsthaftes Symbol. Die beiden letzten Gruppen sind im Prinzipe nah verwandt, aber doch nicht so nah, als es auf den ersten Blick erscheinen möchte. Die Satiren, die er malt, sind meist persönlicher, die symbolischen Darstellungen selbstverständlich sachlicher Natur. Hieran knüpft sich ein anderer Unterschied: in seinen Satiren handelt er mit vollstem Bewußtsein und malt das, was er will, in seinen symbolischen Darstellungen aber folgt er einem dunklen Drange, dem Zuge seiner Natur, und malt das, was er kann und muß. Ein Beispiel mag dies deutlicher machen. Eine seiner bekanntesten Satiren stellt den Lord Lyndhurst (wenn ich nicht irre) als einen Pudel, ein ähnliches Bild einen anderen Lord des Oberhauses als Spitz oder Windhund dar. In diesen Bildern ist jeder Strich das Resultat geistreicher Ueberlegung. Alles ist Absicht; er malte genau, was er wollte. Nicht dasselbe gilt von jenen zwei symbolischen Bildern, die unter dem Namen „Krieg und Frieden" bekannt geworden sind. Gleichviel, ob ihm die Aufgabe von außen her wurde, oder ob er sie sich

ſelber ſtellte, mit dem Augenblicke, wo die Aufgabe da war, ſtand auch die Art der Löſung klar vor ſeiner Seele. So und ſo, und nicht anders. Dem Lord Lyndhurſt gegenüber griff er zur Thiermaske blos aus Gewohnheit, aus Laune, im Bewußtſein ſeiner Virtuoſität; die Ueberlegung, mit der er verfuhr, hätte es ihm nicht ſchwer gemacht, ein Dutzend anderer Wege einzuſchlagen, ſelbſt Wege außerhalb der Thierwelt. Bei Löſung jener ernſteren Aufgabe aber überließ er ſich dem Zuge ſeines Herzens, und dieſer Zug zwang ihn, das Bild des „Krieges" ſofort als ein Reiter- oder Pferdeſtück aufzufaſſen und auf dem „Friedensbilde" eine Heerde von Schafen ſich lagern und weiden zu laſſen, deren eines aus der Mündung einer roſtigen Kanone die friſchen Grashalme nagt. Mit anderen Worten, wo Landſeer geiſtreich auftritt, iſt ihm die Thierwelt eine zufällig, wenn auch gern gewählte Waffe, wo er aber Poet wird, iſt ihm die Thierwelt — ſeine Welt.

Von den ſymboliſirenden Bildern Landſeers iſt keines in Mancheſter („Krieg und Frieden" befinden ſich in der Vernon-Gallerie), aber zwei Bilder ſatiriſcher Richtung, in denen die Satire als Thierfabel auftritt, ſind zugegen. Es ſind dies: „Alexander und Diogenes" und „Würde und Unverſchämtheit." Beide ſind durch den Stich weit verbreitet. Das erſtere ſcheint mir das genialere. Alexander ein weißer, feiſter Mops mit kurzem Schwanz, in deſſen Prallheit ſich ein unglaublich ſuffiſantes Selbſtbewußtſein ausdrückt, ſteht vor der Tonne des zottigen Philoſophen, während, von hinten her, Dogge und Bologneſer, Spitz und Windhund, als Kammerherrn und Kammerdamen, als Hofpoet und Hofkaplan, den Herrſcher umdrängen. Es iſt ein Bild, das ſich in Humor und Satire den verwandten Arbeiten unſeres Kaulbach kühnlich an die Seite ſtellen darf. Die Ausführung iſt brillant wie immer.

Wenn dieſe Art von Bildern den allereigentlichſten „Landſeers," d. h. ſeinen Thierportraits und jenen Stücken, in denen er das Thierleben mit der Macht und Größe eines hiſtoriſchen Bildes vor uns entrollt, nachgeſtellt worden iſt, ſo ſcheint mir darin eine Unbilligkeit zu liegen. Die Dinge ſtehen auf gleicher Höhe, bekunden dieſelbe Meiſterſchaft, und das Parteinehmen von Seiten des Publikums für jene ernſten und naturwahren Darſtellungen, ſollte einer kritiſchen Abwägung nichts beweiſen als den alten Satz: daß der Ernſt in der Kunſt den Witz

überdauert. Der letztere sättigt früher, das ist alles. Von diesen der Natur, zumeist der Jagd, auf Berg und Küste abgelauschten Scenen befinden sich fünf auf der Ausstellung. Es sind dies: der gestellte Hirsch, die Bernhardshunde, Heimkehr von der Jagd, Hirsche im Nebel und „Noch lebt der alte Hund," Ueberschriften, die ich etwas frei übersetzt habe, um dem Leser irgend einen Anhaltepunkt zu geben. Die „Hirsche im Nebel" führen z. B. den poetischen Namen the children of the mist (die Kinder des Nebels), eine Bezeichnung, die eher auf Ossianische Gestalten, als auf grasendes Hochwild hingewiesen hätte. Alle fünf Bilder, mit Ausnahme „der Kinder des Nebels," sind in vortrefflichen Stichen überall verbreitet. Ich habe im Laufe dieses Aufsatzes so mannigfach Gelegenheit gefunden, meine Bewunderung für die „Landseers" auszusprechen, daß an dieser Stelle ein bloßes Aufzählen dessen genügen mag, was die Ausstellung nach dieser Seite aufweist. Uebrigens ist Landseer noch nicht am Ende seiner Laufbahn; er wird nicht mehr über sich selbst hinauswachsen, aber auf dem Felde, das seine Domaine ist, mit alter Meisterschaft weiter schaffen. Auch an Schülern und Nachahmern hat es ihm nicht gefehlt; viele haben sich einer einzelnen Thierspecies zugewandt, und es gibt Auteritäten in Hasen und Kaninchen, in Rebhühnern und selbst in Meerschweinchen. Nur Einer hat es versucht, sich dem Meister ebenbürtig an die Seite zu stellen. Dies ist R. Ansdell. Seine früheren Arbeiten sind schwer von denen Landseers zu unterscheiden, neuerdings aber scheinen die Franzosen, besonders Rosa Bonheur, Einfluß auf ihn gewonnen zu haben. Landseer selbst indeß wird schwerlich den Untergang seines Sterns erleben; steht doch jene Rivalin nur auf ihrem speziellen Gebiete neben ihm, ohne mit dem alten Sieger um jene Kränze zu ringen, die nun einmal die Kränze Landseers sind. Er ist ein Stolz seines Landes, und er verdient es zu sein.

Außer Wilkie und Landseer dürfte nur ausnahmsweise der Name eines englischen Genre-Malers in Deutschland bekannt geworden sein; es gibt aber deren in Hülle und Fülle, wie es sich auf einem Gebiete erwarten läßt, das die besonderen Sympathien des Landes besitzt. Auch nur die lange Reihe der Tüchtigeren hier besprechen zu wollen, wäre vom Uebel, und nur die besten unter den guten mögen noch eine kurze Erwähnung finden. An der Spitze stehen Charles Robert Leslie,

William Mulready und Thomas Webſter, Künſtler von allererſtem Rang, an die ſich dann die Namen derer ſchließen, deren ich ſchon in meinem vorigen Briefe, bei Gelegenheit der Hiſtorienmaler, mehr oder weniger ausführlich Erwähnung that: Ward, Macliſe, Horsley, Cope und Goodall. Robert Leslie's Bild „Onkel Toby und die franzöſiſche Wittwe" (gemeinhin in der Vernon-Gallerie zu ſehen) iſt eine künſtleriſche Leiſtung, die ſich ſelbſt neben den Arbeiten Wilkie's als ebenbürtig behauptet. William Mulready und Thomas Webſter ſind jeder mit neun Nummern auf der Ausſtellung vertreten. So übereinſtimmend wie die Zahl der Vertretung, die ſie gefunden haben, iſt auch der Werth ihrer Bilder. Es ſind Kabinetſtücke, makellos und von jener liebenswürdigen Art, wie ſie in den rothtapezirten Eßzimmern reicher Banquiers ſich vorfinden, die täglich drei Stunden bei Tiſche ſitzen und von Beefſteaks und Trüffeln leben. Nach Tiſche dann, wenn ein äußerſtes Behagen über der Geſellſchaft liegt, führt der Wirth ſeine Gäſte an dieſe goldumrahmten Koſtbarkeiten, nennt ihnen zuerſt den Preis, fügt einige Anekdoten bei (theure Bilder haben immer Anekdoten) und freut ſich, wenn die Gäſte endlich als Chorus in das Behaglichkeitslachen einſtimmen, das er wie eine Solo-Parthie begonnen hat. Dieſe Bilder ſind wie die Gläschen Aniſette, die nach Aufhebung der Tafel herumgereicht werden. Ich habe nie beſſere Genrebildchen geſehen. Was dieſen Mulready-Webſter'ſchen Arbeiten, innerhalb beſtimmt geſteckter Grenzen, einen ſo hohen Werth verleiht, das iſt ihre Vollendetheit in ſich. Das geſteckte Ziel iſt weder groß noch neu, aber es wird ganz und vollkommen erreicht. Jedes dieſer Bilder iſt fertig, bis auf das Pünktchen überm J. Und dabei welch feines Maßhalten nach der gedanklichen Seite hin. Nichts wird erſchöpft. Beide Maler überlaſſen es der guten Laune des Beſchauers, die heitere Scene fortzuſpinnen. Unter unſeren deutſchen Malern ſtehen Knaus, Waldmüller und Tidemand der Trias: Leslie, Mulready und Webſter am nächſten.

Von anderen Genremalern wären vielleicht noch Egg und Frith zu nennen. Der letztere iſt der bedeutendere und hat einige reizende Sachen, z. B. „Anna Page" (aus den luſtigen Weibern von Windſor) und „Le Bourgeois Gentilhomme," auf der Ausſtellung.

Neben dem Portrait dürfte, unter der Meisterer britischer Kunst, das Genre am zahlreichsten vertreten sein; auch am glänzendsten, wie ich zu Anfang dieses Aufsatzes hervorgehoben habe.

Neunter Brief.

Die Landschaftsmaler: Wilson, Stanfield, Turner.

Verschiedene Epochen in der Kunst haben auch verschieden über das gedacht, was „Landschaft" sei. Zu den Zeiten Claude's und Poussins, Zuccarelli's und Vernets (des Großvaters) wurden andere Forderungen erhoben, waren andere Regeln im Schwange, als in diesem Augenblick. Die Ansprüche, die unsre Zeit stellt, heißen: Wahrheit und Stimmung. Mit diesem Maaß gemessen, gibt es in England nur ausnahmsweise das, was man bei uns eine gute Landschaft nennt. Die Wahrheit fehlt oft, die Stimmung fast immer. Die Ansprüche, die ein deutsches Auge nach dieser Seite hin erhebt, sind freilich die höchsten. Wir sind verwöhnt. Es hängt mit der Natur unseres Volkes zusammen, daß wir da, wo es sich neben dem Technischen nur noch um Ausdruck einer Empfindung handelt, des Sieges nahezu gewiß sind. Wie unsre Lyrik eine Tiefe hat, die von den Liedern keines anderen Volkes erreicht wird, so wird auch voraussichtlich unseren Landschaften der Ruhm bleiben, eine Stimmung, ein Gefühl am wahrsten und tiefsten ausgedrückt zu haben. Viele der englischen Landschaftsmaler, und nicht die talentlosesten scheinen nicht einmal bemüht gewesen zu sein, etwas ähnlichem wie diesem deutsch-romantischen Element nachzustreben, während andere zwar darnach getrachtet, aber im Großen und Ganzen eine bloße Absonderlichkeit, etwas der Karrikatur nah Verwandtes geschaffen haben. Ich glaube, daß das Geheimniß der ächten Landschaftsmalerei in dem Zusammenklang der Stimmung der Natur mit der Stimmung des Malers liegt. Wo sich Beides deckt, da entsteht ein wahres und ge-

fühltes Bild. Die Engländer haben den äußerſten Mangel daran. Der bedeutendſte unter den britiſchen Landſchaftern dieſes Jahrhunderts war ein marottenhaftes und durch Widerſpruch immer excentriſcher gewordenes Genie. Er hatte weniger Stimmungen, als wie Einfälle, und zog dieſe Einfälle den Landſchaftsbildern, die ihn beſchäftigten, wie eine Zwangsjacke an. Es entſtanden wunderbare Schöpfungen, reich an poetiſchen Gedanken, aber überwiegend verſchroben und arm an Wahrheit und Stimmung, wenn man nicht jede Marotte, jede aufſteigende Blaſe des Gehirns mit dem Pulsſchlag des Herzens verwechſeln will. Ein Vergleich mit der Dichtkunſt mag auch hier deutlicher zeigen, was ich meine. „Ueber allen Wipfeln iſt Ruh," wer empfände, wen berührte nicht die Stimmung, die in dieſem Liede klingt? Wenn aber Freiligrath (dem ich nicht zu nahe treten will) ſeine eignen Klagen mit den Klagen eines Chippewä-Indianers vereinigt, ſo iſt das ſtimmungslos, ein falſches Echauffement, ein bloßer Einfall. Auch ſolch ein Einfall kann mit Applomb vorgetragen werden, mit einer Kraft des Ausdrucks, die wie Gefühl erſcheint; dem Verſtändigen aber wird das Unwahre oder Verſchrobene darin ſogleich entgegentreten, und das, was Stimmung ſein möchte, wird nur Verſtimmung bei ihm erzeugen. Ein Blick auf unſere deutſchen Landſchaftsmaler der Gegenwart läßt mich übrigens einen im Kreiſe derſelben entdecken, deſſen Beiſpiel am ſchnellſten veranſchaulichen wird, was die engliſche Kunſt nach dieſer Seite hin hat und was nicht. William Turner, der ſeinem Talent, wie der Menge des Geſchaffenen nach die engliſche Landſchaftsmalerei dieſes Jahrhunderts nicht unwürdig vertritt, erinnert lebhaft an unſern Hildebrandt. Bei Anerkennung der großen Verdienſte dieſes Malers, muß ich es demſelben doch abſprechen, daß er im Beſitze deſſen iſt, was das eigentliche Weſen der deutſchen Landſchaft und der deutſchen Kunſt ausmacht. Die Marotte herrſcht vor. Die Mehrzahl ſeiner Bilder iſt nur frappant. Es fehlt ihnen die Wahrheit und mit der Wahrheit die geſunde Baſis, ja die Möglichkeit für eine Stimmung. Wo das erſte Wort, das laut wird, nichts iſt als ein Staunen über irgend ein Farbenwunder, da iſt von Stimmung keine Rede mehr. Wie bei ihm, ſo bei W. Turner. Originalität, Geiſt, poetiſche Gedanklichkeit und Virtuoſenthum überall, aber doch — keine Landſchaft, nicht das, was uns als ſolche gilt. Ich komme ausführ-

licher auf dieſe intereſſante Erſcheinung zurück. Hier nur noch in aller Kürze ein Hinweis auf jene wenigen engliſchen Landſchafter, deren Bildern auch in Deutſchland eine ungetheilte Zuſtimmung zufallen dürfte. Es ſind dies: John Linnel, Thomas Creswick und Richard Redgrave, die, unberührt von dem Beiſpiele Turners und unbeſtochen von ſeinen wenigſtens theilweiſen Triumphen, der Natur um dieſer ſelbſt willen nachgegangen und wenn überhaupt beeinflußt, ſo vorzugsweiſe dem Vorbilde Gainsborough's zu Dank verpflichtet ſind. Wodurch ſie ſich von dieſem, im Guten wie im Schlechten, unterſcheiden, werd' ich weiter unten Gelegenheit finden, wenigſtens andeutungsweiſe hervorzuheben. Als der bedeutendſte unter den Genannten iſt mir Richard Redgrave erſchienen. Sein „Wald-Thor" (The Forest Portal) iſt ein Bild, das frei von jeder Genialitätsſucht, eben um deshalb voll jenes tiefen Zaubers iſt, der überall zu wirken beginnt, wo ſich durch Herz und Wald dieſelbe träumeriſche Stimmung zieht. Ich nehme gern an, daß in den engliſchen Privat-Sammlungen noch manche Landſchaft voll ähnlicher Schlichtheit und Tiefe der Empfindung zu finden iſt, die Mancheſter-Ausſtellung aber hat einen entſchiedenen Mangel daran, und auch die Londoner Gallerieen, ſo weit ſie mir bekannt ſind, zeichnen ſich eher auf jedem andren Gebiet, als nach der landſchaftlichen Seite hin aus. Die engliſche Landſchaftsmalerei iſt nicht jung mehr und hat ſeit länger als einem Jahrhundert neben der Portraitmalerei gewiſſenhaft Schritt gehalten. Aber es war ein ſonderbarer Wettlauf: die eine vornehm in Karoſſen, die andre barfuß nebenher. Wilſon war ein Bettler. Nicht die Landſchaftsmalerei ſelbſt, aber das Intereſſe an ihr, iſt noch jung in England.

Ich habe dieſem Kapitel die Namen: Wilſon, Stanfield und Turner vorgeſetzt, davon ausgehend, daß ſie die Mittelpunkte bilden, um welche ſich die geſammte engliſche Landſchaftsmalerei gruppirt. Es wird mir deshalb obliegen, auf jeden derſelben etwas näher einzugehen. Gainsborough, der nicht nur als vierter, ſondern in gewiſſer Beziehung als Meiſter über alle, hierher gehören würde, hat bereits in einem früheren Kapitel („die engliſchen Portraitmaler") eine ausführliche Beſprechung gefunden, weßhalb ich nur noch flüchtig und gelegenheitlich auf denſelben zurückkommen werde.

Richard Wilſon, geb. 1713 in Montgommeryſhire, iſt nicht der Vater der engliſchen Landſchaftsmalerei (dieſen Ruhm muß er dem Gainsborough abtreten), aber er iſt unbeſtritten der Vater der Landſchafts-Malerei in England. Er brach der Landſchaft überhaupt die Bahn, doch unter fremdländiſchem Einfluß zur Meiſterſchaft herangewachſen, verſäumte oder verſchmähte er es, von dieſem Einfluß ſich jemals frei zu machen und lieh ſelbſt ſeinen engliſchen Landſchaftsbildern einen Charakter, der dieſelben wie einen Fremd-Artikel, wie eine importirte Kunſt erſcheinen ließ. Dieſer Umſtand, glaub' ich (neben perſönlichen Eigenſchaften), erklärt am beſten die Unpopularität, die ihn von Anfang bis zu Ende ſeines Lebens verfolgte. Die große Maſſe war ſtumpf, die Kunſtgenoſſenſchaft parteiiſch oder beleidigt und die Amateurs, auf deren Schultern wie immer die Pflicht und die einzige Möglichkeit der Hülfe lag, waren eben viel zu ſehr Amateurs, um die feinen Unterſchiede verſtehen und würdigen zu können, die ihn, trotz Anlehnung an Claude und Pouſſin, von eben dieſen Meiſtern wieder unterſchieden. Die Folge war, daß man ihn wenig höher als einen bloßen Nachahmer ſchätzte und ihm Preiſe zahlte, als hab' er ſtatt eigner Bilder bloße Kopieen geboten. Mit ſeiner wachſenden Armuth ſchwand allgemach die Möglichkeit reſpektabler Erſcheinung, und einmal dem Bierhaus verfallen, lag Umkehr und Rettung jenſeits der Wahrſcheinlichkeit. Die Entbehrungen, durch die er ging, haben faſt einen romanhaften Charakter, und ſtehen inſofern vereinzelt da, als er nicht wie Chatterton eine künſtlich gemachte, oder künſtlich ſich ſelber machende Größe, ſondern ein wirklicher Meiſter und nicht wie Ottway oder Savage ein liederliches Genie, ſondern ein ehrenhafter und, trotz ſeines Verkehrs im Bierhaus, ein mäßiger Mann war. Er malte, wie berichtet wird, ein geniales, wenn auch hingehuſchtes Bild für ein Maaß Porter, und einen Stilton-Käſe; wohnte in einem Zimmer, deſſen Möblirung aus Bett und Staffelei beſtand, und mußte endlich einem bewundernden Freunde, der ihm durch alle Phaſen ſeines Lebens treu geblieben war, bei Gelegenheit eines neuen Auftrags die achſelzuckende Antwort geben, daß er nicht Farbe noch Leinwand und noch weniger das Geld habe, um Beides zu kaufen. Das war derſelbe Wilſon, deſſen Bilder jetzt mit hundert und ſelbſt mit tauſend Guineen bezahlt werden. Was ihn aufrecht hielt, war das Bewußtſein ſeines Werths. Wiewohl beſcheiden, pflegte er doch von Zeit zu Zeit mit Nachdruck auszuſprechen: „meine

Zeit wird kommen und sie ist nicht fern." Sein besonderer Stolz war die Art, wie er Luft und Himmel zu malen verstand. Er hatte die Ueberzeugung, daß ihm Niemand darin gleich komme. Der Ton seiner Landschaften, eine gewisse thauige Frische, die über denselben liegt, ist vortrefflich, doch mag ich nicht entscheiden, wie weit er darin einzig dasteht. Er hatte übrigens sein Farbengeheimniß in ähnlicher Weise wie Reynolds, nur war er nicht in der Lage wie dieser, werthvolle Tizians zerstören zu können, blos um sich in seiner Wissenschaft zu vervollkommnen.

Die Manchester-Ausstellung hat 15 Nummern von ihm, was sehr viel ist. Mit Ausnahme Turners, ist kein Landschafter ähnlich zahlreich vertreten. Von diesen fünfzehn Bildern sind einzelne, wie das Londoner Findelhaus und das St. Georgs-Hospital, absolut uninteressant, während die englischen Landschaften (meist Gegenden aus Wales) einem anschaulich machen, daß er eigentlich nur eine Art der Darstellung kannte und über jegliche Scenerie jenen südlichen Ton ausgoß, den er wie einen Erinnerungsschatz aus Italien mitgebracht hatte. Am schönsten sind diejenigen seiner Arbeiten, die während seines Aufenthalts in Italien wenigstens in der Skizze, entstanden sind. Es sind dies „Rom und die Albanergebirge," „Rom und St. Peter," „Cicero's Villa," „Blick auf den Arno" und „Niobe und ihre Kinder." Die vier Landschaften sind untadelhaft; angreifbarer ist das Niobe-Bild, aber zugleich das charakteristischste für Wilson und so ziemlich der Inbegriff seiner Vorzüge und Fehler. Seinen eignen Worten nach hielt er das bloße Kopiren der Natur für eine untergeordnete und eines Meisters unwürdige Kunst. Ihm galt eine Gegend nur als Schauplatz einer sich vollziehenden oder einer geschehenen Großthat. Die Geschichte mußte Theil nehmen an der Landschaft. Hiernach ist dies Niobe-Bild zu beurtheilen, das eigentlich eine Landschaft mit Staffage ist. Daß wir jetzt anders über die eigentliche Aufgabe der Landschaftsmalerei denken, darf uns nicht ungerecht gegen die Vorzüge dieses Bildes machen. Wilson stand in seiner Zeit. Es scheint das einzige Bild gewesen zu sein, das unmittelbar nach seinem Erscheinen einigermaßen Epoche machte. Er kopirte es fünfmal; alle fünf Bilder existiren. Das Original wurde vom Herzog von Cumberland, dem Sieger von Culloden, erstanden. Reynolds (aber erst nach dem Tode Wilsons) äußerte sich in etwas abschmeichliger Weise über diese Niobe-Landschaft

und ſagte in einem ſeiner Akademie-Vorträge ungefähr folgendes: „auch unſer Freund Wilſon iſt dem Beiſpiel jener Vorläufer in der Kunſt gefolgt, die es für gut fanden, Götter und Göttinnen in eine Scenerie einzuführen, die keineswegs für ſo hohe Gäſte hergerichtet war. Uebernatürliche Erſcheinungen auf ſehr natürlichem Grund und Boden. So kommt es, daß wir in einem an und für ſich vortrefflichen Sturm-Bilde mehrere Perſonen zur Erde geſtreckt ſehen, von denen jedermann annehmen würde, daß ſie vom Blitze erſchlagen ſeien; aber dem iſt nicht ſo. Unſer Freund Wilſon hat es für gut befunden, irgendwo in dem Bilde einen kleinen Apollo mit Pfeil und Bogen anzubringen, um uns dadurch zu inſinuiren, daß die Erſchlagenen die Kinder Niobes ſeien. Jeder Beſchauer indeß wird zunächſt nur empfinden, daß Apoll, ſo klein er ſein mag, doch viel zu ſchwer iſt, um auf einer Wolke knieen zu können." So geſcheidt war Wilſon auch und mit einer derartigen Abfertigung der Claude'ſchen Landſchaftsſchule iſt nichts gethan. Die Beſſerung konnte nur von einer *thatſächlichen* Reformation ausgehen. Eine ſolche Umgeſtaltung hatte allerdings, um eben dieſe Zeit, innerhalb der engliſchen Landſchaftsmalerei ſtattgefunden und es muß dem Reynolds nachgerühmt werden, daß er dieſelbe mit Freudigkeit begrüßte, ſo wenig er dem Vertreter derſelben zugethan war. Ich meine Gainsborough und ſeine Landſchaften.

Hier iſt die Stelle, wo ich deſſelben (Gainsborough) nochmals, wenn auch in aller Kürze, zu erwähnen habe. Viele der Gainsborough'ſchen Landſchaften ſind jetzt gegen hundert Jahre alt, aber ſie ſind, trotz einer tauſendfachen Konkurrenz, die ſie zu beſtehen gehabt, unerreicht geblieben. Sie ſind völlig das, was wir in Deutſchland eine „Landſchaft" nennen; ſie haben Wahrheit und *Stimmung*. Reynolds, in aller ſeiner Eiferſucht, war Künſtler genug, um den Zauber zu empfinden, der in dem Träumeriſchen und Räthſelhaften dieſer Bilder liegt. Er war andererſeits naiv genug, dabei an Zufall und Fernenwirkung zu glauben; aber jedenfalls geſtand er die Wirkung ſelber zu. Im Weſentlichen hat alle Landſchaftsmalerei, auch die deutſche miteingeſchloſſen, ſeit Gainsborough keinen Fortſchritt mehr gemacht; nur im Techniſchen, in der Farbe und beſonders im Farbenauftrag, ſcheinen mir die neuern dem alten Meiſter überlegen. Ich ſage „ſcheinen"; denn wir dürfen nicht vergeſſen, daß er in einzelnen ſeiner Portraits ſich auch im Aeußerlichſten durchaus als

Meiſter bewieſen und dadurch die Vorſtellung nahe gelegt hat, daß er dieſen dünnen Farbenauftrag und dieſe blaugrauen Hintergründe nur wählte, weil er *wollte*, nicht aber, weil er nicht anders gekonnt hätte. Die engliſche Landſchaftsmalerei (wie ſie faktiſch Miene macht es zu thun) hat auf ihn zurückzugehen. Er brachte das rechte Auge mit für die Landſchaft — das Poeten-Auge. Eine dichteriſche Natur durch und durch, verſtand er die Sprache des Waldes. Nicht Baumkrüppel und violette Sonnenuntergänge waren das, was er ſuchte; die Natur war ihm ein Freund und *die* Plätze nur, wo ſie am herzlichſten geplaudert und ſich am beſten verſtanden hatten, wurden Erinnerungsblatt und — Bild.

Von Gainsborough bis zu Stanfield iſt ein Sprung, aber ich mache ihn, weil ich es für gut finde, mit Turner (der der Zeit nach vorher gehen müßte) dieſen Aufſatz zu beſchließen. *Clarkſon Stanfield* iſt der engliſche Marine-Maler par excellence. Er bietet als ſolcher zu keinerlei Parallele mit Wilſon oder Gainsborough Veranlaſſung, wohl aber mit Turner, worauf ich ſpäter zurückkomme. Stanfield iſt ein Liebling der Engländer, ähnlich wie Wilkie oder Landſeer, aber ich glaube mit geringerem Recht. Er malt das Meer, das eigentliche Element ſeines Volks; das genügt und läßt über manche Schwächen hinwegſehen. Auffallen muß es (dies ſei beiläufig bemerkt), daß die Marine-Malerei zu keiner Zeit in England geblüht hat. Es iſt als ob die Vertrautheit mit dem Element ihm etwas von ſeinem Zauber genommen hätte, ähnlich wie in der Ehe: die Liebe wächst, aber der Reiz nimmt ab. Eine Thatſache iſt es, daß England, außer Stanfield, keinen nennenswerthen Marine-Maler aufweiſt, weder jetzt noch früher. Turner hätte es werden können, aber er verfolgte den Weg nicht weiter, den er ſo glänzend betrat.

Stanfield iſt durch acht Seeſtücke, übrigens ziemlich verſchiedenen Inhalts, in Manchester vertreten. Nicht ſeine populärſten Arbeiten: „Die Schlacht von Trafalgar“ und „der Victory“ *) im Schlepptau auf ſeinem Wege nach Gibraltar“ befinden ſich unter dieſen Nummern, wohl aber ſeine zwei beſten Bilder: „Der Tag nach dem Schiffbruch“ und „Das verlaſſene Schiff.“ Bevor ich dieſelben beſpreche, einige Bemerkungen über den Maler im Allgemeinen. Er kennt das Meer und hat eine brillante

*) Der Name des Schiffs, auf dem Nelson befehligte und fiel.

Technik, aber er hat nie mit dem Geiſte geſprochen, der über den Waſſern ſchwebt. Die ganze Größe und Poeſie des Meeres iſt ihm nicht aufgegangen; es iſt vielleicht charakteriſtiſch für ihn, daß er nie verſucht hat, das Meer im Sturme zu malen. Es iſt, als ob ſich ſeine Seele davor gefürchtet habe. Wie er ſich zu Gudin verhält, weiß ich nicht zu ſagen, ich habe von den Seeſtücken des Letzteren leider zu wenig geſehen; aber mit unſerem Achenbach will ich ihn vergleichen. Die Arbeiten des Letztern verhalten ſich zu den Arbeiten Stanfields genau ſo, wie ſich eine deutſche Landſchaft zu einer engliſchen verhält. Ein Achenbach'ſches Seeſtück iſt voll Stimmung und Poeſie, eine Stanfield'ſche Arbeit iſt ein Gallerie- oder Zimmerprachtſtück und weiter nichts. Man bewundert Zeichnung, Farbe, die virtuoſenhafte Bemeiſterung gewiſſer Schwierigkeiten (wie z. B. eine Kanone über Uferſand gefahren wird und die friſchgezogenen Gleiſe ſich mit Grundwaſſer füllen), aber ein Zug der Hausbackenheit und Proſa zieht ſich durch das Ganze. Es wäre ein Wunder, wenn es anders wäre: Stanfield iſt nämlich gleichzeitig ein genialer Decorationsmaler, der potenzirte Grepius von Drury-Lane. Ein ſolches Nebengeſchäft wird in England als ſelbſtverſtändlich angeſehen; aber in demſelben Maaße wie die Decorationsmalerei dadurch gewinnt, in demſelben Maaße verliert die eigentliche Kunſt. Wer beſtändig Hochzeitsgedichte macht, verliert zuletzt die Fähigkeit, ein Trauerſpiel zu ſchreiben. Der Erwerbstrieb entwickelt das Talent raſch und glänzend bis zu einer gewiſſen Höhe, aber nie über dieſe Höhe hinaus. Dies iſt die Licht- und die Schattenſeite aller modernen engliſchen Kunſt. Von den acht Stanfields, welche die Mancheſter-Ausſtellung enthält, habe ich die beiden beſten bereits genannt; ich füge noch die Namen dreier andrer Bilder hinzu: der St. Michelsberg, Iſchia und ſein Schloß, und die Schlacht von Reverede. Von dieſen Arbeiten gilt, was ich in Vorſtehendem von den Vorzügen und Schwächen der Stanfield'ſchen Kunſt geſagt habe. In den beiden früher genannten Bildern: „der Tag nach dem Schiffbruch" (ein kleines erſchütterndes Bild aus der Zeit, wo er noch kein Virtuoſe und am wenigſten ein gut bezahlter Decorationsmaler war) und „das verlaſſene Schiff" hat er ſich ſelbſt übertroffen. Das letztere kenn' ich ſchon ſeit früher; es war eine Zierde der vorjährigen Londoner Ausſtellung und nahm damals vor jedem andern Bilde meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Ich fand es in Mancheſter wie einen lieben Bekannten wieder. Da der

Zauber deſſelben überwiegend in ſeinem poetiſchen Grundgedanken liegt, ſo zählt es mit zu jenen Bildern, die es ſich zu beſchreiben verbeut. Das Meer geht hoch, aber der Himmel iſt heiter; es ſind die Tage nach dem Sturm. Auf der grünen, ſchwellenden Waſſerfläche tanzt ein maſtenloſes Schiff, der Rumpf unbeſchädigt wie ein geſeilter Leib, nur hier und da mit grünem Seetang überſponnen. Leicht zur Seite gebogen, ein Spiel von Wind und Wellen, treibt es dahin, vielleicht ſeit Wochen ſchon, um, abermals nach Wochen, zu treiben wie jetzt — auf anderen Meeren und unter anderen Zonen. Nichts Lebendes an Bord, kein Vogel in der Luft; nur Himmel und Meer und dieſer Rumpf. Hundert Fragen werden wach: Woher? weß Namens? welches Landes? wer hat Dich verlaſſen und warum? hat der Sturm Deine Maſten gebrochen und Deine Boote gelenkert? haben Uebelthäter nach Mord und Raub Dich trunken verlaſſen? wer biſt Du? So drängen ſich die Fragen, aber wie ein ungelöſtes Räthſel treibt das Fahrzeug weiter und nimmt ſeine Geſchichte, Verbrechen oder Schrecken, mit in's Grab. Ein Künſtler, der ſolchen Stoff zu wählen und zu bemeiſtern verſteht, iſt eben er ſelber im vollſten Sinne des Worts, aber um ſo bedauerlicher bleibt es, wenn er die Fülle ſeiner Gaben zerſplittert und verblitzt, anſtatt Aufgaben nachzugehen, die einzig ſeiner würdig ſind.

Ich wende mich jetzt der hervorragendſten Erſcheinung unter den engliſchen Landſchaftsmalern dieſes Jahrhunderts zu, dem Joſeph Mallard William Turner, geb. um 1780, geſt. 1851. Er iſt der einzige engliſche Maler, der von jedem Londonbeſucher in aller Vollſtändigkeit und ohne jegliche äußere Mühe einſtudirt werden kann. Turner war entweder ſehr reich oder begnügte ſich wie Diogenes in der Tonne zu leben, gleichviel, die Thatſache bleibt, daß er nur den allerkleinſten Theil ſeiner großen Oelbilder verkaufte; — den Reſt, etwa hundert an der Zahl (in Gemeinſchaft mit vielen hunderten von Zeichnungen) vermachte er der Nationalgallerie und ſtellte nur die eine Bedingung, daß ſie in ihrer Zuſammengehörigkeit erhalten und in einer Reihe geräumiger, gut erleuchteter Zimmer aufgeſtellt werden ſollten. Dieſer Bedingung iſt man ſo weit wie möglich nachgekommen; im erſten Stock von Marlboroughouſe befindet ſich die ſogenannte Turner-Collection, wo man nun die wunderbaren Schöpfungen eines 50jährigen Künſtlerlebens beiſammen hat. Um nicht in den Verdacht zu kommen, dieſe Schöpfungen aus perſönlicher

Liebhaberei zu überschätzen, laß ich die Bemerkungen folgen, die Professor Waagen über ihn macht. Er schreibt: „Unter allen englischen Malern war mir Turner der unbekannteste geblieben, erst 1850 und 51 lernte ich seine Arbeiten kennen und schätzen. Er ist ein staunenswerthes Genie und rangirt unter den englischen Landschaftsmalern etwa wie Lord Byron unter den englischen Poeten. Die Versatilität seines Talents ist außerordentlich. Seine historischen Landschaften sind gleich ausgezeichnet durch Schönheit der Linien, wie durch Lichteffekte und jede Stimmung der Natur gibt er in wunderbarer Weise wieder: stille Größe, tiefe Melancholie, sonnige Heiterkeit, den Frieden und den Aufruhr der Elemente. Allen diesen glänzenden Vorzügen gegenüber, würd' ich nicht Anstand nehmen ihn den größten Landschaftsmaler aller Zeiten zu nennen, wenn ihm nicht eines fehlte — eine gesunde Technik. An Macht der Stimmung und an Schönheit der Gedanken schlägt er alle, aber es fehlen ihm der Himmel und die feinen Töne Claude Lorraines und es fehlt ihm ebensosehr die saftige Frische eines Ruysdael. In späteren Jahren verlor er viele seiner früheren Vorzüge und schuf Bilder, denen gegenüber nur noch von Vermuthungen die Rede sein kann; man sieht nichts mehr und ahnt nur noch." Diesem Urtheil Professor Waagens stimme ich in allem bei. Die Mängel der Turner'schen Bilder aber, besonders der allerspätesten, erklären sich einfach daraus, daß er von Jugend auf in höchstem Maaße spleenig und schrullenhaft war, ein Zustand, der durch die Verbitterung über Mangel an Anerkennung lange gesteigert, endlich in einen Zustand überging, der an Geistesgestörtheit grenzte. Viel zu seiner Absonderlichkeit trug der aufrichtige Schmerz über die Häßlichkeit und Ungeschlachtheit seiner Erscheinung bei, worüber er sich keine Illusionen machte. Es existirt (und zwar ebenfalls in der Turner-Collection) ein Portrait von ihm, das er selber in seinem 20. oder 22. Jahre anfertigte. Als er sich so in effigie auf der Leinwand hatte, empfand er mehr denn zuvor die Unschönheit seiner Züge, stellte das Bild bei Seite und verweigerte von dem Augenblick an standhaft, irgend einem Porträtmaler zu seinem Bilde zu sitzen. Als Grund gab er an, daß seine Bilder, deren Stimmung und poetischen Gehalt er stets am meisten betonte, nur dann in vollem Maaße genossen und gewürdigt werden könnten, wenn man ihn persönlich nicht kenne. Um seiner Bilder willen, vermeide er die Gesellschaft der Menschen und er wolle das, was

er mühſam durch perſönliche Einſamkeit erreiche, nicht durch das Erſcheinen ſeines Portraitbildes wieder gefährdet ſehen. Seine Freunde lachten über den Spleen des alten Meiſters und beſchloſſen heimlich zu nehmen, was er gutwillig nicht geben wollte. Samuel Rogers, der einzige Bankier der Welt, der zu gleicher Zeit ein paſſabel guter Dichter war, lud ihn zu Tiſch und mit ihm ein Dutzend andere Gäſte, Künſtler aller Art. Man verwickelte den durchaus unbefangenen Turner in ein lebhaftes Geſpräch und der berühmte Maler Calcott benutzte die Gelegenheit, um den nichts ahnenden Turner auf ſeinem Daumnagel zu portraitiren. Dies Verfahren wurde ſo oft wiederholt, bis endlich ein wunderbar gutes, ganz frappantes Oelportrait gewonnen war, das ſich jetzt in Händen eines begeiſterten Turner-Verehrers befindet.

Zwei Züge, die faſt immer eine ungewöhnliche Begabung zu begleiten pflegen, finden ſich auch bei ihm: Frühreife und eine außerordentliche Productionskraft. Einzelne ſeiner vortrefflichſten Sachen ſind aus dem Anfang dieſes Jahrhunderts; er war damals 20 oder 21 Jahre alt. Seine produktive Kraft ergibt ſich am beſten aus folgenden Zahlenangaben: Die Mancheſter-Ausſtellung enthält vierundzwanzig Oelgemälde von ihm und einige achtzig Bilder in Waſſerfarben; dieſe Beiſteuer indeß umfaßt nur einen kleinen Theil ſeiner Geſammtthätigkeit. In Marlborough-Houſe (in der bereits erwähnten „Turner-Collection") befinden ſich gegen 100 Oelgemälde, und allein in dem Zeitabſchnitt von 1835 bis 1845 (der ſogenannten dritten Periode dieſes Malers) gab er 70 Anſichten von England, 66 Anſichten franzöſiſcher Ströme, 26 Bibel-Illuſtrationen, 62 Illuſtrationen zu Walter Scott, 33 zu Byron, 57 zu Rogers (deſſen Gedicht: Italy), 20 zu Campbell, 7 zu Milton, 4 zu Thomas Moore und außerdem 50 — 60 Blätter verſchiedenen Inhalts heraus.

Die Auswahl, die man in Mancheſter unter ſeinen zahlreichen Arbeiten getroffen hat, iſt ſehr zu loben. Es ſcheint mir, daß er in ſeinen Zeichnungen ſeinerſeits wie in ſeinen Waſſerfarben-Skizzen ungleich höher ſteht, denn als Oelmaler. Von letzterer Annahme iſt augenſcheinlich das Comité der Ausſtellung ausgegangen und hat von den Skizzen und Zeichnungen Turners dreifach mehr ausgeſtellt, als von ſeinen Oelbildern. Jene leichteren Arbeiten, eben ſo oft architektoniſchen wie landſchaftlichen Inhalts, ſind maleriſch, einfach, im reinſten Geſchmack, und

Turner der Zeichner und Turner der Oelmaler (mit Ausnahme seiner unaffektirten Jugendarbeiten) stehen sich ähnlich einander gegenüber, wie Platen der Lieder- und Platen der Hymnenschreiber. Auch dieser sah, mit verlegenem Lächeln, auf die einfachen Weisen seiner Jugend zurück und ersann immer schwerere Formen, um daran die Macht seines Genius (wie er glaubte) zu prüfen. Die Welt aber hat anders geurtheilt; sie hat die Sprüche und Lieder des einsam gestorbenen Dichters zu den übrigen gemacht und sich mit äußerster Entfremdung von jenen gequälten und quälerischen Herrlichkeiten abgewendet, die auf Unsterblichkeit hofften und das Nichts fanden. Es gibt Platenianer, wie es Turnerianer gibt, aber sie sind ein Völkchen, kein Volk. Was beim Volke aushalten soll, muß wahr sein, muß Natur und Kern haben, wie das Volk selbst. Nur die Kunst dauert bei ihm, nicht die Künstelei.

Die 24 Oelgemälde Turners, die sich in Manchester verfinden, sind überwiegend seiner ersten Periode entnommen. Er selbst, wenn er lebte, würde diese Auswahl schwerlich gebilligt haben; dennoch ist sie in seinem Interesse geschehen. Der Turner dieser Periode stand noch ganz innerhalb der Kunst, seine Genialität war noch nicht zur Schrulle, sein feiner Sinn noch nicht zum Raffinement, sein Pathos noch nicht zur Phrase geworden. Der Rest seiner vorhandenen Sachen reicht nur eben aus, um den Gang seiner Entwickelung anzudeuten. Wer ihn ganz haben will, muß durchaus die Turner-Collection in Marlborough-House studiren; Manchester zeigt uns nur den jungen Turner; diesen wie ein fertiges Bild, den alten wie eine Skizze.

Die besten dieser Jugend-Arbeiten sind die folgenden: die Weinlese in Macon, Köln am Rhein, die Themsemündung, der Pas de Calais, der Rheinfall bei Schaffhausen und der Schiffbruch des Minotaurus. Dies letztere Bild (seit kurzem durch den Stich vervielfältigt) scheint mir das beste und großartigste zu sein, was er je geschaffen hat. Nicht das Urtheil der Turnerianer, aber das des Publikums steht mir dabei zur Seite. Das Bild ist jetzt über 50 Jahr alt, sehr nachgedunkelt und in vielen Stücken angreifbar, z. B. der Schaum und Gischt, der aussieht wie aufgestreuter Krümelzucker! — nichtsdestoweniger ist es eine Arbeit allerersten Ranges. Es ist aus einem poetischen Geist herausgeboren und voll dramatischer Gewalt; man starrt nicht mehr auf Farben und Gestalten, sondern man wird Zeuge einer Tragödie, die

ſich vor unſeren Augen vollzieht; man bewundert nicht dies oder das, man begibt ſich aller Kritik und iſt im Bann jener Mitleidenſchaft, die das Höchſte iſt, was die Kunſt erreichen kann. An dieſem Bilde zeigt ſich der ganze Unterſchied zwiſchen Stanfield und Turner. Stanfield ſeinerſeits darf auf das Techniſche dieſes Bildes lächelnd herabblicken und wird vielleicht beweiſen können, daß bei ſolchem Himmel ſolche Wellen nicht möglich ſeien und umgekehrt; welche Fehler aber auch ſeine größere Geſchultheit und Virtuoſität darin entdecken mag, immer wird er ſich nicht verhehlen können, daß hier eine ſchöpferiſche Kraft thätig war, die ſich ſeiner und jeder Rivalität überlegen zeigt. Es lebt in dieſem Bilde ſo was wie im zweiten Akt des Macbeth. Ob dieſer in affektirter Stufenleiter ſich ſelber: Macbeth, Glamis, Cawder nennt, ob er ein paar Wendungen gebraucht, die ſchwerlich je gebraucht wurden, wo ein König Duncan irgendwo im Blute lag, — was liegt daran? was frommt es, dieſe Dinge auszuklügeln? alle dieſe Klügler ſchreiben dieſen zweiten Akt nicht wieder. Ich habe manches Seebild geſehen; keines, was ſich mit dieſem Turner'ſchen vergleichen ließe. Auf dieſem Wege hätte der geniale Künſtler bleiben ſollen. Wer in der Malerei wirklich nur eine Poeſie in Farben ſieht; wer jeder überkommenen Regel, ſie gelte dem Stoff oder der Ausführung, Trotz zu bieten geneigt iſt und nichts will, als auf der Herzensſaite des Beſchauers ſpielen; wen es nebenſächlich dünkt, die Bäume als Bäume und die Menſchen als Menſchen zu malen, wenn er nur ſeinerſeits im Stande iſt, das Gefühl der Einſamkeit, des Schreckens, der Unendlichkeit, der Sehnſucht oder träumeriſchen Entzückens in uns hervorzubringen, der iſt wie berufen, ein Seemaler zu werden. Das bewegliche, formloſe und aller Formen fähige Element iſt das echte Material für eine ſolche Künſtlernatur. Turner blieb nicht dabei ſtehen, er eroberte ſich die Landſchaft, die ſich ihrerſeits in Form und Farbe gegen die bloße Willkühr ſträubt. Sie beanſprucht ſchon ſie ſelbſt zu ſein, nicht blos Mittel zum Zweck. Turner verweigerte ihr dies Recht. Er kam in ein Stadium, wo er durch Farbe und Licht, und beinah nur durch dieſe, Effekte erringen wollte und ſich nicht mehr darum kümmerte, ob der Gegenſtand zu ſeiner Laune paßte oder nicht. So entſtanden Themſe-Bilder, auf denen es glüht, wie auf Chios oder Madeira, und ſo entſtanden Anſichten von Venedig, auf denen der Marcus-Löwe aus

einer Art Londoner Novembernebel ragt. Die Bilder wären, trotz aller ihrer Excentricitäten, um ihrer „Stimmung“ willen zu preisen gewesen, wenn diese Stimmung nicht so zu sagen in der Luft geschwebt und in dem gewählten Verwurf aller Basis und Wahrheit entbehrt hätte. Die bloße Stimmung aber thut es nicht, ebensowenig wie das bloße Gefühl; beide bedürfen eines Gegenstandes, der sie natürlich trägt, und ein Bild, aus dem ein falscher Ton oder eine falsche Stimmung klingt, berührt so unerquicklich wie — Sentimentalität. Es ist nicht möglich, die späteren Turner'schen Bilder zu mustern, ohne den Eindruck der Affektation und im günstigsten Fall genialer Verirrung zu haben. Während er immer tiefer in das Geheimniß der Farbe einzudringen glaubte, ging ihm zuletzt die Farbe selbst verloren. Wie schöne, schwindsuchtskranke Mädchen immer lichtvoller, immer durchsichtiger vor uns wandeln, so fiel zuletzt, wie ein bloßer Rest von irdischer Schwere, die Farbe von Turners Bildern ab; er schien mit Licht malen zu wollen. Das ist poetisch, aber gehört nicht in die bildende Kunst. — Der gewöhnliche Geschmack wird in Bausch und Bogen den Stab darüber brechen, und die Kritik wird gerechte Ursache zu Tadel und Warnung finden, aber der falsche Weg, den dieser wunderbare Mann einschlug, war nichtsdestoweniger der Weg des Genie's, und es gebührt ihm um seines Strebens, wenn auch nicht immer um seines Gelingens willen, der Ehrenplatz in der Krypta von St. Paul und jener schönere Platz in der Erinnerung seiner Nation.

Zehnter Brief.

Die Prä-Raphaeliten.

Die Prä-Raphaeliten! wer ſind ſie? was ſind ſie? Sie ſind zunächſt nicht das, als was ſie ſich bezeichnen, zum wenigſten nicht Prä-Raphaeliten in dem Sinne, der bei uns gang und gebe iſt, und haben durch die Annahme dieſes Namens, der ihnen, wenn überhaupt, nur ſehr bedingungsweiſe zukommt, eine gewiſſe Confuſion in ihre eigenen Angelegenheiten gebracht. Sie haben mit jenen Malern, die dem Raphael vorausgingen, weder in Styl noch Behandlung irgend etwas gemein und ſind demgemäß von Overbeck und Ary Scheffer, den wahren Prä-Raphaeliten dieſer Zeit, eben ſo weit entfernt, wie Eduard Hildebrandt vom Claude-Lorrain. Die engliſchen Prä-Raphaeliten ſind nicht Prä-, ſondern Anti-Raphaeliten. Auch dieſes Wort erfordert eine Auseinanderſetzung. Sie laſſen Raphael gelten, aber ſie machen Front gegen das Raphaeliſche Mal- und Kunſt-Reglement, das in Akademien gelehrt wird. Sie predigen Rückkehr zur Natur. „Unmittelbarkeit! nichts aus zweiter Hand," ſo lautet ihr Feldgeſchrei und ihre Loſung. Sie betrachten die gegenwärtige Art der Kunſtübung als eine conventionelle Form, die eine Herrſchaft über Geſchmack und Sinne errungen hat, die ihr gar nicht zukommt. Unſere geſammte Malerei erſcheint ihnen als eine Hypotheſe, die ſich nicht wundern darf, durch eine andere Hypotheſe, geſchweige durch die Wahrheit ſelbſt, verdrängt zu werden. Sie gleichen jungen Medizinern, die nach Arm und Bein und wirklichen Menſchen verlangen, nachdem ſie lange genug am Phantom ihre Künſte geübt. Mit anderen Worten, die Prä-Raphaeliten ſind eine Abzweigung der großen realiſtiſchen Schule, richtiger vielleicht eine Sonder-Erſcheinung innerhalb derſelben, die, weil ſelbſtſtändig und auf eigenem Boden gewachſen, bei vielfach Uebereinſtimmendem, auch ihre durchaus eigenthümlichen Merkmale hat.

Ich komme ſpäter darauf zurück. Das aber ſei ſchon hier bemerkt, daß wir es innerhalb des Prä-Raphaelitenthums keineswegs mit jenem plumpen Realismus zu thun haben, der da glaubt, das Seine gethan zu haben, wenn ſich irgend eine Apelles-Fliege auf ſeine Natürlichkeiten

sehr, nein, es fehlt den Bestrebungen dieser Schule keineswegs an Idealität, nur fordern ihre Anhänger diese Idealität innerhalb der Wahrheit und vor allem frei von der hergebrachten Schablone.

Was sie der hergebrachten Art zu malen vorwerfen, ist zweierlei: Unwahrheit und Ungenauigkeit. Sie sagen: „eure Menschen sind unwahr und eure Staffage ist ungenau; eure Unwahrheit wurzelt in einem falschen Prinzip und eure Ungenauigkeit in mangelhafter Beobachtung. Daß ihr die Köpfe lügnerisch malt — so fahren sie fort — das wißt ihr selbst, und eure ganze Entschuldigung läuft darauf hinaus, daß ihr so malen wollt. Ihr bildet euch ein, in dieser Lüge, die ihr Idealität nennt, stecke die Kunst; dem ist aber nicht so. Wir wollen euch zeigen, daß man die Dinge geben kann, wie sie sind, ohne an Wirkung auf das Gemüth hinter euren Ideal-Schöpfungen zurück zu bleiben. Wir wollen euch ferner zeigen, das ihr ungenau malt. Jene Unwahrheit gebt ihr, unter andrem Namen, selber zu, diese Ungenauigkeit aber müssen wir euch erst beweisen. Laßt uns in den Wald gehen. Wie würdet ihr jene Bäume im Vordergrund, jene Hecke, jene Blumen, jene Grashalme malen? so und so; ich weiß vollkommen wie; ich bin in eurer Schule groß gezogen. Nun aber seht euch mal den Baum, die Hecke, die Halme mit Wahrheit an; findet ihr wirklich, daß sie eine verschwommene, unbestimmte Masse bilden? glaubt ihr wirklich, daß man dieselben durch ein bloßes Getupfe von braun oder grün in aller Naturwahrheit wiedergeben kann? seht ihr nicht vielmehr die ganz bestimmten Umrisse dieser Blätter und Blüthen? und wenn ihr sie seht, warum malt ihr sie nicht?“

So ungefähr die Prä-Raphaeliten. Man hat sie durch Vergleiche zu charakterisiren gesucht und an den Kampf erinnert, den die romantische Schule gegen die Klassiker aufnahm. Bis zu einem gewissen Grade ist diese Parallele gerechtfertigt. Die Prä-Raphaeliten haben den Haß gegen das conventionell Philiströse und das Streben nach Gefühlsvertiefung mit allen, den Realismus aber mit den späteren Romantikern, z. B. mit Achim von Arnim, gemein. Ihre große Jugendlichkeit drängte sie überall zum Extremen hin und gab ihrem Auftreten noch besondere Züge. Die Abneigung gegen die glatte, conventionelle Schönheit führte sie zum Victor Hugo'schen „le laid c'est le beau;“ der Drang nach Innigkeit und die Verachtung gegen das bequem Sentimen-

tale riß sie bis zum Ueberspannten, ja bis zum Unmöglichen fort, und ihr Realismus endlich nahm den Adalbert-Stifter-Charakter an und machte die „Studie“ (wenigstens oft) zum Zweck. Hierin liegen ihre Tugenden und ihre Fehler. Sie haben der letzteren vollauf, aber das bloß Fremdartige und Ungewöhnliche, was ihre Bilder aufweisen, rechtfertigt durchaus nicht die rasche Verurtheilung, die sie gefunden. Es ist wahr, daß man bei erster Begegnung vor ihnen erschrickt, an Mystificatien denkt und vielleicht lachen würde, wenn einem die ganze Sache angethan erschiene, zum Gegenstand des Scherzes gemacht zu werden; aber diese ersten Eindrücke schwinden bald. Bei dritten und vierten Begegnungen hören diese buttergelben Wiesen, diese Pilze, an denen man die Lamellen zählen kann, allgemach auf, uns zu frappiren, und von dem Augenblicke an, wo wir das Fremdartige der Erscheinung überwunden haben, geben uns die Feinheiten und Vorzüge, mindestens die nicht verächtlichen Intentionen auf, die den Pinsel des Malers geführt haben. Die Fehler bleiben und unsere Bedenken auch; aber wir scheiden von diesen Arbeiten nicht wie von bloßen Kuriositäten, oder gar von Lächerlichkeiten, sondern der Gedanke hat schließlich Macht in uns gewonnen: hier haben wir Keime für die Zukunft und, nach bestandenem Läuterungsprozeß, vielleicht einen neuen Silberblick der Kunst.

Ehe ich zu einer Besprechung oder wenigstens Aufzählung der einzelnen hierher gehörigen Mater übergehe, will ich zunächst noch die Frage beantworten, die sich nothwendig meinen Lesern bereits aufgedrängt haben muß, die Frage: auf welchem speziellen Gebiet der Malerei haben sich die Prä-Raphaeliten bisher bewegt? Die Antwort ist rund und kurz zu geben: ihr Gebiet ist das Genre. Es finden sich kaum irgend welche Ausnahmen. Vielleicht dürft' ich sagen: sie malen Romanzen, stimmungsreiche Darstellungen eines Hergangs, Episches mit stark lyrischer Färbung. Ganz in der Weise der Romanze, die das Alltäglichste nicht verschmäht, aber umgekehrt sich mit derselben Liebe dem Historischen oder Tragischen zuwendet, ganz in dieser Weise verfahren auch die Prä-Raphaeliten. Sie malen ein Schäfer-Idyll, eine Scene zwischen Hans und Grete, oder eine verstohlene Liebe am Gartenzaun; aber sie wagen sich nicht minder gern, ohne d'rum das Genrehafte aufzugeben, an „Raoul und Valentine,“ oder an den „Tod Chattertons,“ ja begeben sich mit Vorliebe auf ächt romantisches Gebiet und malen

den Christophorus, der das Christkind durch die Fluthen trägt oder den talmudischen „Sündenbock“ (the scapegoat), der über die salzkrustirten Ufer des todten Meeres schreitet. Dies letztgenannte, seltsame Bild (von Hunt), das vielleicht nur in einem Lande gemalt werden konnte, wo der Puritanismus immer noch in gewissen Dissenterkreisen fortlebt, hat die Grenzen des ursprünglichen Gebiets der Schule allerdings sehr erweitert und die englischen Prä-Raphaeliten in die Nachbarschaft jener continentalen Maler geführt, die diesen Namen mit größerem Rechte tragen.

Auf der Manchester-Ausstellung befinden sich 9 der jungen Schule zugehörige Bilder: „Herbstblätter“ von Millais, „Klostergedanken“ von Charles Collins; „April-Liebe,“ von Hughes; „Chattertons Tod“ von H. Wallis, und fünf Bilder von William Holman Hunt: Schäfer und Schäferin, das erwachende Gewissen, Valentin und Sylvia (aus den Edelleuten von Verona) Claudio und Isabella (aus Maaß für Maaß) und lagernde Schafe, eine Dünenlandschaft aus der Umgegend von Hastings.

Die beiden bedeutendsten Namen, die Träger der ganzen Schule, sind John Everett Millais (geb. 1819 zu Southampton) und William Holman Hunt, geb. zu London 1827.*) Der erstere, trotz einer sehr unvollkommenen Vertretung, die er in Manchester gefunden, hat vorzugsweise Anspruch auf eine eingehendere Besprechung. Er ist der Vater der ganzen Bewegung. Seine ungewöhnlichen Fähigkeiten verriethen sich früh; schon in seinem neunten Jahre gewann er einen Preis in der Society of arts, und elf Jahre alt, that er sich bereits unter den Schülern der Akademie hervor. Seine Oppositien gegen die herrschende Routine begann er mit 18 Jahren, und seine Freunde Hunt und Rossetti für sich und sein Vorhaben gewinnend, eröffnete er nun

*) Nicht zu verwechseln mit William Hunt (geb. 1790 und, wenn ich nicht irre, der Vater von William Holman Hunt), dem gefeiertsten der jetzt lebenden englischen Aquarellmaler. Die Hunt's sind eine weitverzweigte Künstlerfamilie, wie bei uns etwa die Devrient's, und man muß Acht haben, um die Maler, Dichter, Journalisten ꝛc. desselben Namens nicht mit einander zu verwechseln. Der bekannteste ist Leigh Hunt, eine Art publizistischer Märtyrer, und durch seine Preßprozesse fast mehr bekannt, als durch seine Schriften.

einen energischen Kampf, zu dessen Unterstützung auch eine Zeitschrift gegründet wurde, unter dem etwas sonderbar klingenden Titel: „der Keim (the germ), oder Kunst und Dichtung." Diese literarische Waffe indeß versagte bald den Dienst und Wort und Kritik traten erst wieder für die hartgedrängte Partei ein, als Mr. Ruskin, der Kunstreferent der „Times" und ein Mann von unleugbaren Gaben, die Vertheidigung („powerful advocacy," wie die Engländer sagen) der jungen Schule übernahm. Unter der Zustimmung weniger und unter dem Gelächter der großen Masse verbrachte dieselbe ihre ersten Jahre; etablirt aber war sie von dem Augenblick an, wo die Royal Academy den klugen Einfall hatte, John Millais zum Mitglied der Akademie zu machen. Eine Art Friedensschluß erfolgte; man appellirte stillschweigend an das Publikum und überließ diesem die endliche Entscheidung. Diese Entscheidung ist bis zu einem gewissen Grade erfolgt. Jener tiefe Bruch, der sich durch die ganze englische Gesellschaft zieht, der Bruch zwischen Orthodoxie und Dissent, hat sich auch hierbei gezeigt. Die altgläubigen Tories haben in der Kunst ihren Konservatismus bewährt, während die Sektirer, das oppositionsmachende, weiterforschende Element der Gesellschaft, der jungen Schule aufmunternd entgegen gekommen sind. Ich habe keinen Dissenter gesprochen, der nicht für Millais und Hunt Partei genommen hätte.

Millais, wie schon hervorgehoben, hat nur ein einziges Bild in Manchester. Er hat bessere gemalt, z. B. „der Hugenott" und „der Freibrief" (the letter of release), beide in den Schaufenstern aller englischen Bilderläden als Kupferstich zu finden und bereits Lieblingsstücke des englischen Publikums, namentlich das zweite. Nichtsdestoweniger bekundet das in Manchester anwesende Bild „Herbstblätter" (Autumn-Leaves) eine gute, weil charakteristische, Auswahl. Wir haben hier die Vorzüge, wie die Fehler der Schule bei einander. Es ist im Herbst, ein kühler frischer Tag ist vorüber und der Sonnenuntergang ließ einen tief violetten Streifen, über den sich ein letztes dunkles Roth legt, am Horizont zurück. Eine entblätterte Pappel hebt sich wie ein schwarzes Skelett vom Abendhimmel ab. Im Vordergrund stehen drei Mädchen, Schwestern, die beiden ältesten passabel hübsch, die jüngste ein derbes Kind vom Lande, mit rothen Backen und noch rötherem Kragenband, das gekreuzt über die Brust fällt. Sie haben Laub gesammelt und die

eine der Schweſtern ſchüttet den Inhalt ihrer Schürze auf den bereits zuſammengeharkten Blätterberg, den alle drei umſtehn. Das iſt das Bild, einfach genug. Aber der Maler hat es verſtanden, durch den Ton, die Stimmung, die er dem Ganzen lieh, dieſem einfachen Vorgang einen unendlichen Reiz zu geben. Die beiden älteren Mädchen ſind von einem Gefühle tiefer Wehmuth beſchlichen, eine Stimmung, an der die jüngſte Schweſter kindlich Theil nimmt, weniger weil ihr ſo um's Herz wäre, als weil ſie den Ernſt und das Sinnen ihrer Schweſtern durch nichts Ungehöriges ſtören will. Dieſe Stimmung iſt fein gedacht und prächtig durchgeführt. Was aber iſt die Quelle jener Wehmuth, die ſo unverkennbar aus den Zügen der beiden älteren Mädchen ſpricht? Trauern ſie, nur weil die Blumen hin ſind, die ſommerlang ihre Freude waren? Berührt ſie die Trauer des ſcheidenden Jahres? Schied ihnen, mit dem Jahre, eine geliebte Mutter, eine Freundin, eine Hoffnung? Sind dieſe Herbſttage Erinnerungstage vielleicht an etwas verlornes Liebes? Mahnt dies fallende Laub an Vergänglichkeit und Tod? Oder klingen nur die hellen Töne der Veſperglocke über die Gartenmauer und ſtimmen die Seele zu einem ſtillen Gebet? Wer mag es ſagen! In jener reizvollen Vieldeutigkeit, die man an ſchönen Liedern mit Recht zu preiſen und zu bewundern pflegt, liegt auch der Zauber dieſes Bildes. Es iſt dies nicht die Unbeſtimmtheit der künſtleriſchen Schwäche, die nur unbeſtimmt iſt, weil das Beſtimmte jenſeits ihrer Kraft liegt, es iſt jene Unbeſtimmtheit, die immer da waltet, wo ein reiches, inneres Leben ſich in ſeiner Ganzheit vor uns erſchließt und, ſtatt einſeitiger Befriedigung, eine vielfache und fruchtbare Anregung gibt.

Dieſe Millais'ſche Arbeit mit allen ihren Mängeln (die dunkelgrünen Kleider verſchwimmen faſt mit der Raſenfläche des Gartens, gegen die Perſpektive ſcheint mir geſündigt und die bräunlichen Mädchengeſichter, mit Backen wie die Weihnachtsäpfel, ſind weder wahr, noch im Einklang mit der Stimmung) iſt ein ächt präraphaelitiſches Bild. Ich habe drum verſucht, es dem Leſer ſo lebendig wie möglich vor die Augen zu ſtellen. Wer ſolche Aufgaben in der Kunſt nicht liebt; der hat allerdings den Stab zu brechen über die ganze Richtung. Ich ſehe davon ab, die Hunt'ſchen Bilder, die, wenn ſchon dem Millais'ſchen Bilde nah verwandt, doch an Tiefe es eben ſo wenig erreichen, wie ſie andererſeits die Fehler deſſelben überbieten, an dieſer Stelle ausführ-

licher zu beſprechen, und ſchließe dieſen Aufſatz lieber mit einer nochmaligen Verlegung und Beantwortung der Frage, was es mit dieſer neuen Schule auf ſich hat und was nicht?

Ich habe von „Keimen für die Zukunft“ geſprochen. Deutſche Freunde, mit denen ich Gelegenheit fand dieſe Frage zu erörtern, haben meine Anſicht nur ſehr annäherungsweiſe getheilt. Ihre Auffaſſung läuft auf den alten Satz hinaus: Das Gute iſt nicht neu und das Neue iſt nicht gut. Ich muß das beſtreiten. Die Uebertreibungen der Schule habe ich erkannt und als ſolche dargeſtellt. Ihre Anhänger haben aber andererſeits unbeſtreitbare Vorzüge, die ſelbſt der großen realiſtiſchen Schule, der ſie zugehören, theils gar nicht, theils nicht in dem Maaße zu Gebote ſtehen. Sie haben die Natur mit einer Schärfe beobachtet, wie nur je ein Künſtlerauge vor ihnen. Daß ſie einen Halm, eine Blume mit einer Naturwahrheit zu malen verſtehen, die ſpöttiſch als die „Botanik in der Kunſt“ bezeichnet worden iſt, will ich ihnen weder hoch in Rechnung ſtellen, noch auch klein und lächerlich finden, wie vielfach geſchehen. Bedeutendere Gaben entfalten ſich ſchon in der überraſchenden Auffaſſung und Wiedergabe eines faſt an die Minute gebundenen Luft- und Lichttons. Millais und Wallis haben in den beiden Bildern „Herbſtblätter“ und der „Tod Chattertons“ eine Abend- und Morgendämmerung gemalt, wie ich mich kaum entſinnen kann, Aehnliches an frappanter Wahrheit je zuvor geſehen zu haben. Hier handelt es ſich nicht mehr um ein mühevolles Kopiren der Natur, ſondern um das Feſthalten im Geiſt eines ganz beſtimmten Moments. Das Ohngefähre hier zu treffen, iſt nichts, aber der Schuß in den *einen* Mittelpunkt der Scheibe iſt eben der Meiſterſchuß. Die wahre Bedeutung der Schule indeß liegt in dem, was ich lyriſche Vertiefung genannt habe. Es ſind Poeten. Man hat ihnen das vorgeworfen, man hat ihnen geſagt, daß ſie Dinge zu malen ſtrebten, die ſich nicht malen ließen. Das trifft gelegentlich zu; aber wer formt eine Regel nach den Ausnahmen? So gewiß ſich Zorn, Zuneigung, Angſt, Verlegenheit malen laſſen, eben ſo gut auch die Wehmuth, jener fromme Schauer, der uns ergreift, wenn das Herbſtlaub ſtill und todt von den Bäumen fällt. Die Prä-Raphaeliten haben das Gebiet des maleriſchen Stoffs, des künſtleriſchen Vorwurfs eben ſo geſchickt wie kühn zu erweitern und das alte Material, wenigſtens theilweiſe, tiefer aufzufaſſen gewußt. Da liegt ihr

Werth. Von den Uebertreibungen, die ihrer Jugendlichkeit und ihrem Feuereifer anhingen, ſind ſie theils zurückgekommen, theils werden ſie es noch. Was aber auch das endliche Loos ihrer Beſtrebungen ſein mag, ſie haben durch den Muth ihres Auftretens der Wahrheit einen unberechenbaren Dienſt geleiſtet, und zwar dadurch, daß ſie an den orthodoxen Kunſtglauben die Schärfe ihres Zweifels gelegt und zu einer Prüfung angeregt haben, die entweder zu neuen Reſultaten oder zu feſterer Etablirung der alten Geſetze führen muß.

In jedem Falle ein verdienſtliches Werk!

Elfter Brief.

Abſchied. Ausflug nach Cheſter. Rückkehr nach London.

Vierzehn Tage waren juſt vergangen, ſeit ich, nach langem Fragen von Gaſthaus zu Gaſthaus, zum erſten Male vor dem Blackfriars-Hotel vorfuhr, und die immer kleiner werdende Frühſtückstafel mahnte mich allgemach an meine eigne Abreiſe. Der alte rüſtige Gentleman-Farmer aus Norfolk, mit dem ich die erſte Taſſe Thee getrunken und den erſten Spaziergang durch die ſonntagsſtillen Straßen der Stadt gemacht hatte, war längſt in ſeine heimiſche Grafſchaft zurückgekehrt; Mr. Angus Fletcher, der deutſche Lieder ſang und lange Stellen aus Niebuhrs Schriften citirte, ſaß wieder daheim in Ambleſide, wo der Lake-Diſtrikt beginnt und die blauen Seen von Weſtmoorland das endloſe Grün der engliſchen Landſchaft unterbrechen; die indiſchen Offiziere von der Madras-Armee, die von Brahminen und Radſchputen ſo ruhig ſprachen, wie unſere Lieutenants vom letzten Rekrutentransport, waren nordwärts gegangen über Glasgow nach Inverneß, und der murillo-ſchwärmende iriſche Geiſtliche, vom katholiſchen Seminar in Maynooth, hatte ſich eben heut empfohlen und die gemeinſchaftliche Tafel um ihr letztes intereſſantes Element gebracht. Andere Geſtalten tauchten auf, ältliche Männer, die mit ihren ſpitzen Naſen lange Auctions-Verzeichniſſe laſen und aus allen drei Königreichen nicht um der Ausſtellung, ſondern viel-

mehr um der Versteigerung willen herbeigekommen waren, die seit acht oder vierzehn Tagen in der Nähe von Manchester stattfand und die Bilder und Kostbarkeiten des letzten Grafen von Shrewsbury unter den Hammer brachte. Ich hatte keine Berührungspunkte mehr mit dieser neuen Tisch-Gesellschaft und beschloß, mich ihr so rasch wie möglich zu entziehen. Noch einmal eine Omnibusfahrt durch die Straßen, noch einen Abschiedsblick in die langen, reichen, unvergeßlichen Säle dieser Ausstellung, dann fuhr ich der Victoriastation der großen Nordwestbahn zu, löste mein Billet und war, in wenig Minuten schon, auf dem Wege nach — Chester.

Chester ist ungefähr zehn deutsche Meilen von Manchester entfernt und hätt' ich es mir nie verzeihen können, so nah gewesen und doch einer abzustattenden Huldigung aus dem Wege gegangen zu sein. Ein Besuch in Chester erschien mir wie eine Pflicht der Pietät. Tagtäglich, seit Verlauf von Jahren, postirt der schwarzbefrackte Kellner das Riesenviertel eines Chesterkäses vor mich hin und leitet durch diesen stillen Schlußakt seiner Thätigkeit die eigentliche Blüthezeit des Diners ein. Da steht der Käse vor einem, wie ein Bild der guten Zeit, fett, mild und mit der Farbe der Gesundheit. Sein bloßer Anblick erweckt Gemüthlichkeit und verbreitet sie über den halben Tisch. Die Nachbarn von rechts und links, die bis dahin geschäftig auf ihren Tellern klapperten, neigen sich jetzt zu mir herüber und sprechen von Lord Palmerston oder dem heißen Wetter. Ich widerspreche und so macht sich die Conversation. In der rechten Hand die lange Sellerieſtaude, während die Finger der linken auf dem Rande des Portweinglases spielen, so fliegen die Worte hin und her und der Chesterkäse steht dabei, fest, sicher, unbeweglich, wie eine Wand, die gegen die Außenwelt abschließt, und zugleich wie ein Banner, um das alle Heiterkeit des Tisches sich schaart. Wem die Bedeutung des Chesterkäses in dieser Weise aufgegangen ist, der kann nicht an Chester vorbeifahren, ohne dem Platze seine Reverenz zu machen.

Es finden sich freilich allda noch andere Dinge, und wer die Pietät nicht gelten lassen will, die sich an Frühstücks- und Mittagstische knüpft, den mag es beruhigen, daß Chester als die interessanteste Stadt in ganz England gilt. Chester ist das englische Nürnberg. Man pflegt Nürnberg gewöhnlich mit Oxford zu vergleichen, was so unpassend

iſt wie möglich. Beides ſind freilich mittelalterliche Städte, aber das eine von ſo entſchieden ariſtokratiſchem Gepräge, daß es mit der deutſchen Bürgerſtadt kaum irgend welche Züge gemein hat. Orford iſt eine Anhäufung von Kirchen, Klöſtern und Paläſten; Nürnberg iſt eine Stadt wie andere Städte, eine Häuſer-Stadt, ſo intereſſant die einzelnen Häuſer auch ſein mögen. An Orford hat der Reichthum eines reichen Landes gebaut, an Nürnberg die Liebe ſeiner Bewohner. Was Orford hat und iſt, verdankt es England, was Nürnberg iſt und hat, verdankt es ſich ſelbſt. Orford iſt groß in Entfaltung des Großen, Nürnberg iſt groß in Entfaltung des Details. Orford wurde gebaut, Nürnberg hat ſich gebaut. Das Weſen zweier Nationen ſpricht ſich in dieſen beiden Städten aus: der äußere Reichthum hier, der innere dort; Glanz und Einförmigkeit auf der einen, Reiz und Mannigfaltigkeit auf der andern Seite. Auch in England hat es Nürnberg's gegeben; ſie ſind dahin. Cheſter iſt ein Ueberbleibſel aus jener Zeit.

Es war gegen Mittag, als der Zug auf dem Bahnhofe der Stadt hielt. Ein rieſiges Gebäude, das einem auf den erſten Blick begreiflich macht, daß hier ſieben Bahnlinien zuſammentreffen! Von Cheſter aus läuft dann, über Bangor, jene eine große Weſtbahn bis Holyhead, die, an der Menaiſtraße das Meer überſpringend,*) einem Eiſenarm gleicht, den England nach Irland hinüberſtreckt. — Auf dem Wege zur Stadt, die einige hundert Schritt vom Bahnhofe entfernt liegt, laß ich mir erzählen von der Geſchichte und den Wundern des alten Platzes, dem wir zuſchreiten. Er ſoll nach einigen bis auf Magus, den Sohn Japhets, des Sohnes Noäh, zurückreichen, eine Annahme, die begreiflicherweiſe nicht über die Thore von Cheſter hinausgeht. Es iſt indeß, allen Ernſtes, ein beglaubigt alter Platz; ſchon die Römer hatten hier eine Stadt und zu den Zeiten der Heptarchie war Cheſter bereits der Heer- und Waffenplatz, von wo aus die angelſächſiſchen Könige ihre Kriegszüge gegen Wales und die zurückgedrängten alten Briten unternahmen. Von allerhand Beſuch in ſeinen Mauern will ich nicht ſprechen, nicht von Richard II., der, als Gefangner Bolingbrokes, auf einer

*) Dies iſt die berühmte Tubularbrücke, die von Wales nach der Inſel Angleſea führt.

ſchlechten Mähre durch Thor und Straßen ritt, auch nicht von Heinrich Percy, der hier ſein letztes Nachtlager hatte, bevor der Tag von Shrewsbury ihn ein für allemal zur Ruhe bettete. Es iſt ein größeres Jahrhundert, in das die eine Großthat Cheſters fällt; — es nahm rühmlich Theil an dem Kampf zwiſchen Königthum und Parlament. Brauch' ich meinen Leſern noch zu ſagen, auf welcher Seite es ſtand? Eine Stadt, die ſo viele Könige in ihren Mauern geſehen und den Sherry liebenden Kavalieren ihren Cheſterkäſe als natürliches Zubrod geliefert hatte, mußte loyal ſein vom Wirbel bis zur Zeh. Und ſo war es auch. Drei Jahre lang lag das Parlamentsheer davor; man hatte gehofft, es auszuhungern und ganz vergeſſen, daß Cheſter eben Cheſter war. Man hungerte nicht in Cheſter. Endlich unterlag es doch. Vor ſeinen Thoren wurden die Royaliſten auf's Haupt geſchlagen; von einem der Mauerthürme aus ſah König Karl die Niederlage der Seinen. Weiterer Widerſtand wäre nutzlos geweſen; der König ſelbſt gab ſeine Sanction und die Cromwell'ſchen Ironſides, die ſchon bei Marſtonmoor den Ausſchlag gegeben hatten, zogen ein in das königliche Cheſter. Mit dieſer einen That beginnt und ſtirbt die Geſchichte dieſer Stadt. Es iſt ein einſamer Felſen in einer flachen Sandgegend. Die Geſchichte Cheſters gleicht auf ein Haar der Geſchichte jener alten Familien, die ſechszehn Generationen hindurch lauter Ehrenmänner, aber nur ein einziges Mal einen großen Mann hervorgebracht haben.

Cheſter hat eine ſehr maleriſche Lage am Norduſer des Dee, der hier durch Sandſteinfelſen bricht und der Südſeite der Stadt eine doppelte Feſtigkeit gibt. Die offenen Seiten ſind durch eine hohe Mauer eingefaßt, zu der der benachbarte rothe Sandſtein ein bequemes und treffliches Material lieferte. Wo die Felſenpartie beginnt, wird der Felſen ſelbſt zur Mauer. Das Terrain iſt im Uebrigen völlig eben, ſo daß man von keinem „Keſſel" ſprechen kann, in dem die Stadt gelegen ſei; ſie liegt vielmehr da, wie ein Kuchen in einer Tortenform. Die Sandſteinmauer entſpricht dem Blechrand, der den Inhalt überall um ein Bedeutendes überragt. Nachdem ich ſo, in kulinariſch-anſchaulicher Weiſe, ein Bild des Ganzen gegeben habe, wend' ich mich jetzt einer Beſchreibung der einzelnen Theile, zuerſt des Randes und dann des Inhalts, zu. Dieſe prächtige Sandſteinmauer, die im Zirkelſchlag die Stadt einſchließt, wird zum größeren Theil den Römern zuge-

ſchrieben. Gleichviel wem; wie ſie da iſt, iſt ſie ein Unicum und vielleicht die größte Zierde der Stadt. Sie hat jetzt nichts mehr zu vertheidigen und iſt zu einem Spaziergange hergerichtet. Einen ſchöneren ſind meine Füße kaum je zuvor gewandelt. Auf der Höhe der etwa zwölf Fuß breiten Mauer hat man, nach außen und innen, ein halbmannshohes Steingelände errichtet und dadurch dem Ganzen den Charakter einer ſchmalen Brücke gegeben, über deren Einfaſſung hinweg man nach beiden Seiten hin einer freien Ausſicht genießt. Zur Rechten die Stadt, zur Linken die Landſchaft. Man kann kein bunteres, wechſelvolleres Panorama ſehen, als ſich einem auf dieſem Spaziergange darbietet. Beginnen wir von dem ſogenannten „Waſſerthor.“ Wir haben die Steintreppe erſtiegen und ſind oben. Links dehnen ſich Weiden und Triften aus, die fetten Marſchen der Grafſchaft Cheſter, während zur Rechten die alten Gaſſen und Plätze ſichtbar werden, darin das letzte Reſultat dieſes Triftenreichthums, rund und golden und mühlſteingroß, zu ganzen Bergen aufgeſpeichert liegt. Aber die Scene wechſelt bald. Eben noch ſahen wir das flache Land, hier und dort von Eiſenlinien durchzogen, und folgten dem grauen Rauch der Lokomotive und ſiehe da, ſchon thürmt ſich eine Felſenmaſſe vor uns auf, nur durch den ſchäumenden Dee von uns und unſrer Mauer getrennt. Auf der Höhe dem Felſen gegenüber ragt Cheſter-Caſtle. Wir ſchreiten weiter und haben wieder flaches Land um uns, weite Kornfelder zur Linken, umfriedete Gärten zur Rechten. Schon röthen ſich die Aepfel an den Bäumen und die Pfirſichſträucher ranken ſich die Wand des Hügels hinan, auf deſſen Höhe die berühmte Kathedrale von Cheſter ſteht. Faſt tauſend Jahre vergingen, ſeit dort die erſten Chriſten vor dem Kreuze knieten. Unter dem Schall der Glocken, der eben von dort herüberklingt, ſetzen wir unſere Wanderung fort, bis wir uns aufgehalten ſehn durch einen alten Mauerthurm, der plötzlich unſern Weg hemmt und unſere Beachtung erzwingt. Das iſt der Phönixthurm; an ſeinem Fuße ſitzt friedlich eine alte Frau und bietet die Früchte feil, die ſeit Mittag in der Sonne brieten, während wir, an der Mauerkrone oben, eine Tafel bemerken und folgende Inſchrift leſen: „Auf dieſem Thurme ſtand König Karl am 24. September 1645 und ſah ſein Heer vernichtet bei Rowton Moor.“ Bald rechts bald links die Stadt- und Landſchaftbilder muſternd, von Zeit zu Zeit durch ähnlich alte Thürme: den Water Tower,

den Caesar Tower, in unſerem Wege aufgehalten, vorüber endlich an Ruinen und der epheuüberſponnenen Pracht der Trümmerkirche von St. John, ſo gelangen wir wieder zu lieblicheren Bildern, zum River Dee, der weithin Waſſermühlen treibt, und zu dichten Lindengruppen, deren Blüthenwipfel über die Stadtmauer reichen. Wir pflücken uns einen Zweig und den Duft einſaugend, während das Sonnenlicht auf dem Fluſſe ſchimmernd liegt, nähern wir uns unſerem Ausgangspunkte wieder und haben jetzt in lachendſtem Grün jene Wieſenfläche vor uns, um welche ſich die berühmte Cheſter-Rennbahn wie ein breiter, brauner Streifen zieht.

Unſer Umgang iſt geſchehen und die Mauertreppe niederſteigend, treten wir jetzt durch daſſelbe „Waſſerthor," von dem wir ausgingen, in die eigentliche Stadt ein. Ueber den Charakter derſelben habe ich bereits geſprochen: alte, bürgerliche Giebelhäuſer, die ſich von einem Thor zum anderen ziehen. Das erſte Haus von Intereſſe, dem wir begegnen, heißt „Biſhop Lloyd's houſe" und iſt, trotz ſeiner 250 Jahre, wohlerhalten. Die großen Querbalken, die die Baſis der Stockwerke bilden, ſind in Felder getheilt und jedes Feld mit Schnitzwerk reichlich verſehen. Gute und plumpe Ideen miſchen ſich durcheinander und das Ganze verſetzt uns, wie auf Zauberſchlag, in unſere liebe deutſche Heimath und läßt uns auf Augenblicke vergeſſen, daß wir in England ſind, wo die uniformen Dutzend-Häuſer der Spielzeugſchachtel eines Rieſenkindes entnommen und über das Land geſtreut zu ſein ſcheinen. Das Nachbarhaus des Biſchofs Lloyd iſt ähnlich alt und trägt die Inſchrift: „God's Providence is my inheritance," ein hübſches Reimwort, das ſich etwa mit

Gottes Gnade iſt mein Erbe,
Stützt mich, daß ich nicht verderbe.

dem Sinne nach überſetzen ließe. Das iſt nun freilich hübſch und fromm und alles was ſich dagegen ſagen läßt iſt nur das Eine, daß die augenblicklichen-Bewohner des Hauſes, die „Stütze," von der die Rede iſt, hausbacken-wörtlich ſtatt chriſtlich-ſymboliſch genommen zu haben ſcheinen. Das Haus war das einzige in der Stadt, das im Jahre 1652 von der Peſt verſchont wurde und erhielt um deßhalb ſeine fromme Inſchrift. Sein gegenwärtiger Beſitzer aber ſcheint gewillt, der Gnade Gottes das Höchſte zuzumuthen und eine Stütze von oben auch da zu

erwarten, wo eine Stütze von unten das Einfachere und Gerathenere wäre. Die krachenden Balken werden ihn bald belehren, daß es ein Gottvertrauen gibt, das wenig besser ist als Blasphemie und just die Gefahren heraufbeschwört, gegen die es glaubt gesichert zu sein.

Wenig Schritte weiter in die Stadt hinein beginnt, zu beiden Seiten, die eigentliche Sehenswürdigkeit derselben, die sogenannten Rows (Gänge). Diese sind es, die der Stadt Chester ihr eigenthümliches Gepräge leihen; es findet sich dergleichen an keinem andern Ort der Welt. Was sind Rows? Es sind die uralten Vorläufer der Arkaden, der Kolonnaden, der „Stechbahnen“ und erinnern außerordentlich lebhaft an die alten, baufälligen Parthieen unseres Mühlendamms. Denke sich der Leser ganze Straßen, ja eine ganze Stadthälfte, in der Art und Weise dieser Mühlendamm-Parthie, so hat er, wenn er sich oben die nöthigen Giebeldächer und unten, innerhalb der Kolonnade, einen 8 Fuß hohen Quaderdamm hinzudenkt, ein völlig getreues Abbild der berühmten Chester'schen Rows. Woher und wie sie entstanden, weiß niemand, sie sind da, das genügt. Die archäologischen Vereine des Landes haben Preise auf eine erträglich gute Hypothese gesetzt; alles vergeblich, — die Rows von Chester bleiben ein ungelöstes Räthsel. Mögen sie entstanden sein, wie sie wollen; wie sie da sind, sind sie nicht nur eine Absonderlichkeit, sondern zugleich ein malerischer Reiz. Die Chester'schen Straßen bestehen mit Hülfe derselben aus zwei Etagen; auf ebener Erde fahren die Wagen, während der Bürgersteig, rechts und links, unter bedeckten Gängen hinläuft und vornehm, von seiner Anhöhe, auf die unten fahrenden Fuhrwerke hinabblickt. Der Bürgersteig und mit ihm das Bürgerthum hat es nie und nirgends zu einem vollständigeren Triumphe gebracht. Chester ist die einzige Stadt, wo der Fußgänger nicht umhin kann, den Reiter beständig über die Achseln anzusehen. Wer sich als Bürger und Fußgänger fühlen will, der ziehe nach Chester.

Ich könnte noch weiter plaudern über die Rows und ihre Wunder, über die Fleischer zum Beispiel, wie über die Lichtzieher und Seifensieder, die, den Felsen aushöhlend, sich unterhalb des Bürgersteiges eingenistet und, je nach Auffassung der Verhältnisse, entweder eine Keller- oder eine Parterre-Wohnung bezogen haben, während die Glas- und Porzellanhändler, die Apotheker und Galanteriearbeiter acht

Fuß höher in einer Art von Bel-Etage wohnen; doch ich hörte bereits die Eisenbahnglocke zum ersten Male läuten und ich habe den Cabkutscher zu höchster Eile anzutreiben, um den nächsten Zug, der mich in fünf Stunden nach London bringt, nicht zu versäumen. Wie abgepaßt husch' ich noch rechtzeitig in die offenstehende Waggonthür hinein und im nächsten Augenblick keucht der Zug, unter dem hohen Eisendach, in's Freie hinaus und beginnt seinen rasselnden Flug durch die schöne, reiche, aber ermüdende Landschaft. Schwatzend, lesend, schlafend, verbring' ich mühsam, nach altem Reisebrauch, die langen, nicht enden wollenden fünf Stunden, bis endlich der Zug hält und das halbverschlafene Auge in jenen rothdurchglühten Nebel starrt, der allnächtlich wie der Schein einer Riesenfeuersbrunst über dem Riesen London liegt.

Wenig Minuten später rollt' ich wieder den New-Road entlang und hörte jenen dumpfbrausenden, wunderbaren Ton der Weltstadt, der auf Dinge deutet, größer als alle Kunstschätze von Manchester und räthselhafter als die Chester'schen News.

Nachschrift.

Die vorstehenden Briefe, die sich's zur Aufgabe machten, anknüpfend an die Manchester-Ausstellung einen kurzen Abriß der Geschichte der englischen Malerei überhaupt zu geben, lassen manchen bedeutenden Namen, manche Bilder vermissen, die in London mit gutem Erfolg studirt werden können und verweilen anderseits ausführlich bei Kunstschätzen, die sich auf den Schlössern der Aristokratie befinden, oder in den großen Provinzialstädten, wo sie sich zumeist dem Auge der England-Besucher entziehen. Denn von 100 England-Besuchern (natürlich mit Ausschluß der Geschäftsleute) begnügen sich 99 damit, eine längere oder kürzere Zeit in London gewesen zu sein, und was ihnen die Hauptstadt des Landes nicht bietet, das bleibt ihnen überhaupt ungeboten.

Mit Rücksicht auf diese Thatsache, die ich im Lauf der Jahre genügend Gelegenheit gehabt habe, immer wieder zu beobachten, laß ich zu Nutz und Frommen aller England-, d. h. also aller London-Besucher hier eine Art Tabelle folgen, ein Verzeichniß, das, wie ich hoffe, übersichtlich angeordnet, dem Fremden in aller Kürze zeigen soll, was er, von allersehenswerthesten Bildern, in London und Umgebung finden kann. Ich habe die Eintheilung, mit allem Vorbedacht, nicht nach den Namen der zunächst zur Hand liegenden Gallerieen, sondern vielmehr anknüpfend an die Namen der Maler selbst gemacht. Ich habe diesen Weg eingeschlagen, da ich aus Erfahrung zu wissen glaube, daß der Mehrzahl der Touristen, die ja selten länger als zwei, drei Wochen in London zu verweilen pflegen, gemeinhin daran liegt, nur nach dieser oder jener speciellen Seite hin, nur mit Rücksicht auf diese oder jene specielle Künstler-Persönlichkeit ihre Anschauungen und ihre Kenntniß zu erweitern. Es wird vorkommen, daß jemanden nur darum zu thun ist, den Hogarth, den Landseer oder Wilkie kennen zu lernen, während ihm wenig daran liegt, durch West oder Reynolds oder Gainsborough seine Kenntnisse zu erweitern und umgekehrt. Von dieser Anschauung ausgehend, laß ich nunmehr in kurzen Kapiteln mit Namens-Ueberschrift ein Verzeichniß des Nächstliegenden und Sehenswerthesten folgen.

Hogarth.

Sein Portrait	Vernon-Gallerie.
Le mariage à la mode (sechs Bilder) . . .	Desgleichen.

Der Lebenslauf eines Liederlichen:	
a) Er empfängt sein Erbe	Soane-Museum (Lincolns-Inn-Fields Nr. 13.
b) Wird ein Stutzer	
c) Besucht ein öffentliches Haus	
d) Wird verhaftet	
e) Seine Hochzeit	
f) Am Spieltisch	
g) Im Gefängniß	
h) Im Irrenhaus	
Die Parlamentswahl: *)	
a) Die Bewirthung	Soane-Museum.
b) Das Werben um Wahlstimmen	
c) Die Wahl (the Polling)	
d) Die Ovation (the chairing)	
Der Jahrmarkt in Southwark	Herzog von New-Caſtle.
Der Marsch der Garden nach Finchley	Foundling-Hospital.

Reynolds.

Das Portrait Sir William Hamiltons (sehr schön)	Vernon-Gallerie.
Das Portrait Lord Heathfields (früher George Augustus Elliot; Vertheidiger von Gibraltar	Guildhall. Hampton-Court.
Mrs. Siddons als tragische Muse	Vernon-Gallerie.
Der Tod der Dido	Dulwich-Gallerie.
Engelköpfe	Buckingham-Palace.
Die Schlange im Grase, oder „Liebe den Gürtel der Schönheit lösend" (gewöhnlich als sein Meisterwerk angesehn)	Vernon-Gallerie.
Puck; ein kleines Bildchen für 980 Guineen erstanden von	Soane-Museum.
	Lord Fitzwilliam.

Gainsborough.

Der Marktkarren	Vernon-Gallerie.
Desgleichen (größer und schöner)	Grosvenor-House.
Die Schwemme (the watering place)	Vernon-Gallerie.
Sonnenuntergang	Desgleichen.
The blue boy (sehr sehenswerth)	Grosvenor-House. **)
Gute Portraits	Dulwich-Gallerie.

*) Die acht Bilder „Lebenslauf eines Liederlichen" (the Rake's Progress) kaufte Sir John Soane für die ziemlich geringe Summe von 570 Guineen; für die vier Bilder der „Parlamentenwahl" (the election) aber bezahlte er 1732 Lstr., also mit Rücksicht auf die Zahl, das Sechsfache von the Rake's Progress. Die vier Election-Bilder waren früher im Besitz Garricks gewesen, der sie von Hogarth selbst für 200 Lstr. erstanden hatte.

**) Das Haus, richtiger der Palast, den der Marquis von Westminster bewohnt, wenn er in London ist, heißt „Grosvenor-House," weil der Familien-

Opie.

Sein Portrait	Dulwich-Gallerie.
Die Ermordung Rizzio's	Guildhall.
Alter und Kindheit	Royal-Academy.

Barry.

Die Orpheus-Sage	Society of Arts. (John Street, Adelphi.)
Das Ernteſeſt	
Der Sieg bei den olympiſchen Spielen	
Schifffahrt oder Triumph der Themſe	
Die Preisvertheilung in der Society of Arts	
Elyſium oder die endliche Vergeltung	

Dieſe ſechs großen Wandbilder im Sitzungsſaale der Society of Arts (die beiden größten ſind 42 Fuß lang) malte der geniale, vielverkannte und halb vergeßne James Barry von 1777—93. Sein Zweck und ſeine Aufgabe war, das beſtändige Fortſchreiten in Kunſt und Wiſſenſchaft bildlich darzuſtellen.

Benjamin Weſt.

Chriſtus die Kranken im Tempel heilend	Vernon-Gallerie.
Das Abendmahl	Deßgleichen.
Der Tod des General Wolfe	Grosvenor-Houſe.
Die Schlacht an der Boyne	
Cromwell löst das Parlament auf	
Die Seeſchlacht bei La Hogue	

Dieſe vier Bilder, das Beſte, was Weſt gemalt hat, ſind ſehr ſehenswerth; eine gute Copie der „Seeſchlacht von La Hogue“ befindet ſich in der Greenwich-Gallerie.

Copley.

Der Tod Lord Chathams	Vernon-Gallerie.
The Tribute Money	Royal-Academy.
Der Tod des Majors Pierſon, bei Invaſion der Inſel Jerſey durch die Franzoſen	Lord Lyndhurſt.

Der alte Lord Lyndhurſt (torypiſtiſcher Lordkanzler) iſt ein Sohn von John Singleton Copley, des genialſten Schülers Benjamin Weſts.

Füſeli.

Thor zertritt die Schlange von Midgard	Royal-Academy.

---

name des Marquis „Grosvenor“ iſt. Die Sammlung in „Grosvenor-Houſe“ iſt alſo die berühmte „Marquis of Westminster-Gallery.“

Wilſon.

Die Villa des Mäcenas	Vernon-Gallerie.
Drei italieniſche Landſchaften	
Italieniſche Ruinen	
Der Golf von Neapel	
Landſchaft (die Geſchichte der Niobe als Staffage; gilt als ſein beſtes Bild)	
Die Villa des Mäcenas (noch einmal)	Dulwich-Gallerie.

Lawrence.

John Kemble als Hamlet	Vernon-Gallerie.
Benjamin Weſt	
Mrs. Siddons	

Die beſte Gelegenheit zum Studium des Thomas Lawrence bietet der Waterloo-Saal in Windſor-Caſtle. Er enthält 32 Portraits; 30 davon (darunter Wilhelm v. Humboldt, Graf Münſter, Hardenberg, Friedrich Wilhelm III., Metternich, Wellington, Blücher, Schwarzenberg) rühren von der Hand Thomas Lawrence's her.

Willie.

Der blinde Fiedler	Vernon-Gallerie.
Das ländliche Feſt (the village festival)	
Der Sackpfeifer	
Blindekuh (blindman's buff)	Privatbeſitz der Königin.
Die Skizze zu „blindman's buff“ (ſehr ſchön)	Miß Bredell.
Das Innere einer Hochlandshütte	Graf Eſſex.
Der Bettel und die Zigeunerfamilie	Vernon-Gallerie.

Landſeer.

Der Krieg	Vernon-Gallerie.
Der Frieden	Vernon-Gallerie.
Der Hochlandspfeifer	Deßgleichen.
Hundeſtücke:	
„Alexander und Diogenes“	Mr. Jacob Bell.
„Würde und Unverſchämtheit“	Deßgleichen.
„Vernehm und Gering“ (high-life and low-life)	Vernon-Gallerie.
Wachtelhunde	Deßgleichen.
Stag at bay („der Hirſch geſtellt“)	Marq. v. Breadalbane.
„There is life in the old dog yet“ (der alte Hund lebt noch)	Mr. John Naylor.

Turner.

Joſeph Mallard William Turner hat die große Mehrzahl ſeiner Bilder (über 100) der National-Gallerie unter der einen Bedingung

vermacht, daß ſie (die Bilder) in geſonderten, zweckentſprechenden Räumen als eine ſelbſtſtändige Sammlung aufgeſtellt würden. Dem iſt man, ſo gut es die beſchränkten Lokalitäten erlaubten, nachgekommen und hat in den Zimmern des erſten Stocks von Marlborough-Houſe (parterre befindet ſich die Vernon-Gallerie) eine eigene „Turner-Collection," Oelbilder, Skizzen und Zeichnungen, etablirt. Kein engliſcher Maler kann, ohne beſondere Mühe, in gleicher Vollſtändigkeit ſtudirt werden wie Turner.

Stanfield.

Die Schlacht von Trafalgar (Eine Skizze davon in der Vernon-Gallerie.)	United Service Club.
Die Einfahrt in den Zuyder-See	Vernon-Gallerie.
Das Wrack	Thomas Birchall.
Das verlaſſene Schiff (ſehr ſchön; vielleicht ſein beſtes)	Thomas Baring.

Leslie.

Onkel Toby und die franzöſiſche Wittwe (Iſt ein unübertreffenes Genrebild; eine eigenhändige Leslie'ſche Copie befindet ſich in der Sammlung Jacob Bells.)	Vernon-Gallerie.
Sancho und die Herzogin	Vernon-Gallerie.

Mulready.

Die Dorfſchule	Vernon-Gallerie.
Die Furth	Deßgleichen.

Verſchiedene Genrebilder in den Sammlungen von Thomas Baring und William Wells und im Kenſington-Muſeum.

Webſter.

Die Dorfſchule	Vernon-Gallerie.
Die Schlittenbahn	Mrs. Gibbons.
Kinder in die Schule gehend	Thomas Baring.
Kinder aus der Schule kommend	Deßgleichen.

Macliſe. Ward. Cope. Horsley.

Die Arbeiten dieſer vier beſten Hiſtorienmaler, die die Engländer in dieſem Augenblicke beſitzen, ſieht man am beſten in den Sälen und Corrideren (lobbies) des Parlamentshauſes. — Genrebilder von Macliſe und Ward befinden ſich in der Vernon-Gallerie. — Einige der beſten Ward'ſchen Arbeiten („Charlotte Corday; Ludwig XVI. und Marie Antoinette im Tempel" befinden ſich in den Händen von R. Starkie und R. Newsham).

Die Londoner Wochenblätter.

Erſtes Kapitel.

Allgemeines. Geſchichte ꝛc.

In England wie überall hat das Zeitungsweſen mit Wochenblättern begonnen. Das Wochenblatt iſt die primitive Form. Die Neuigkeiten trafen ſpärlich und vor Allem ſelten ein; ſo ergab ſich von ſelbſt der Modus einer wöchentlichen oder gar monatlichen Publication.

Der „engliſche Merkur“ (the english Mercury) hat lange Zeit als die älteſte engliſche, ja ſogar als die älteſte europäiſche Zeitung gegolten. Mr. George Chalmers entdeckte um's Jahr 1794 einige Nummern deſſelben (vorgeblich dem Jahre 1588 angehörig) in den vergeſſenſten Winkeln des britiſchen Muſeums und gab detaillirte Mittheilungen über dieſen ſeinen Fund, die ſeitdem in faſt alle Encyklopädieen Europa's übergegangen ſind. Scharfſinnige Unterſuchungen Thomas Watts indeß, eines Cuſtos am britiſchen Muſeum, haben England um den Ruhm der erſten europäiſchen Zeitung gebracht, und ein an Antonio Panizzi, den gegenwärtigen Ober-Bibliothekar, gerichtetes Schreiben des eben genannten Herrn ſtellt die Beweiſe zuſammen, die den „Engliſchen Merkur“ von 1588 zu nichts als einer groben Fälſchung machen. Die hiſtoriſche Seite ſeines Beweiſes iſt mangelhaft oder wenigſtens nicht frappant; auch über die Art der Typen und der Orthographie würde ſich ſtreiten laſſen; was aber jeden Zweifel beſeitigt, das iſt der Umſtand, daß das Waſſerzeichen des Papiers eine Krone und darunter die Initialen G. R. (Georgius Rex) zeigt.

Nachdem der „Merkur“ unter die Fabel-Könige verwieſen worden iſt, beginnt das hiſtoriſche Zeitalter der engliſchen Preſſe nicht mit 1588,

ſondern erſt mit 1622. Das britiſche Muſeum beſitzt einige Nummern der „Weekly News“ (die älteſte vom 23. Mai 1622), deren Echtheit auch vor dem Skepticismus Thomas Watts beſtanden hat. Es fehlt außerdem nicht an Beweiſen, daß um eben dieſe Zeit bereits eine Wochenpreſſe in London exiſtirte, und eine Komödie Ben Jonſons the Staple of News (der Neuigkeitsſpeicher), die 1625 zuerſt aufgeführt wurde, geißelt bereits die zudringliche Plumpheit und Geiſtloſigkeit der angeſtellten Neuigkeitsjäger. Der Redacteur der „Weekly News“ *) war Nathaniel Butter, deſſen Schwung und Feuer ſich nicht über die Poeſie ſeines Namens erhoben zu haben ſcheint.

Die Verhältniſſe waren auch nicht dazu angethan. Die Gährung war allgemein, aber eben ſo ausgedehnt das Beſtreben, dieſer Gährung Herr zu werden. Nathaniel Butter würde den Verſuch, eine wirkliche Zeitung zu ſchreiben, ſicherlich mit ſeinem Blatt und vielleicht mit ſeinem Kopf bezahlt haben.

Die Form, in der damals die Oppoſition vor das Volk trat, war ausſchließlich die Flugſchrift. Sie war der Vorläufer der Zeitungs-Oppoſitien, des Leitartikel-Raiſonnements. „Prynn,“ „Baſtwick,“ „Burton,“ „Lilburn“ und „Wharton“ waren die Märtyrer ihrer Ueberzeugung, aber zugleich die Lehrmeiſter der Kontroverſe. Freund und Feind lernte von ihnen, und als mit dem Tage von Edgehill eine 18jährige Periode nicht eben garantirter, aber thatſächlicher Preßfreiheit begann, fehlte es in beiden Lagern nicht an Leuten, die Gebrauch davon zu machen verſtanden.

Die „Weekly News“ entſtanden 1622; zwanzig Jahre ſpäter erhielt England ſeine erſten politiſchen Blätter, ſämmtlich Wochenblätter. Das Wort „Merkur“ war damals Lieblingstitel, und ſo gab es denn, ziemlich zu gleicher Zeit, einen „Mercurius Fumigoſus,“ „M. Veridicus,“ „M. Britannicus,“ „M. Pragmaticus,“ „M. Politicus,“ „M. Ruſticus“ und „M. Aulicus.“

Britannicus, Pragmaticus und Politicus erheiſchen ein paar Worte. Sie wurden zu verſchiedenen Zeiten (aber hintereinander) von demſelben

*) Deutſchland, das damals (1622) ſeinen dreißigjährigen Krieg anfing, lieferte das meiſte Neuigkeitsmaterial. Der Graf Mannsfeld ſpielt in den erſten Nummern eine Rolle.

Manne redigirt. Dieſer Mann war Marchament Nedham, genannt Captain*) Nedham von Grays Inn. Er iſt dadurch intereſſant, daß man ihn den erſten europäiſchen Publiciſten nennen kann. Er verband vielſeitige Kenntniß mit großer Kraft und Lebendigkeit der Darſtellung, war witzig, lebhaft und voll perſönlichen Muths, aber zu gleicher Zeit unbeſtändig und doppelt beſtechlich, durch Schmeichelei und Geld. Er hätte verdient, ſpäter zu leben. Er war, wie einer ſeiner Zeitgenoſſen ſagt, „ein Goliath und ſeine Feder ein Webebaum.“ Jeder andere Schreiber blieb hinter ihm zurück. Er begann als guter Puritaner und edirte von 1643—47 den Mercurius Britannicus, worin er den König und die Kavaliere mit der ganzen Schärfe ſeines Witzes verfolgte. Dann ſchlug er um und gab von 1647—49, alſo bis kurz nach der Enthauptung des Königs, den „Mercurius Pragmaticus“ heraus, der die Lüge und die Lächerlichkeit der puritaniſchen Wirthſchaft auf's Einſchneidendſte geißelte. Man warf ihn endlich in's Gefängniß. Präſident Bradſhaw aber, derſelbe, der beim Prozeß des Königs präſidirte, war klug genug, einzuſehen, daß es beſſer ſei, Captain Nedham zum Freunde als zum Feinde zu haben, und verfuhr mit erſichtlicher Milde gegen ihn. Dies Verfahren führte ihn zum Puritanismus zurück, bei dem er nun ehrlich ausharrte. Von 1649—60 ſchrieb er den „Mercurius Politicus,“ der 11 Jahre lang als eine Staatszeitung der Republik gelten konnte, und verließ das Land bei der endlichen Reſtauration der Stuarts.

Mit der Rückkehr der Stuarts war es auf 30 Jahre mit der Preßfreiheit vorbei. Die Kontroverſe hörte auf; eine Partei hatte das Wort, und eine förmliche Cenſur und Confiscation**) wurde gegen diejenigen geübt, die den Muth hatten, gegen den Strom zu ſchwimmen. Es verlohnt ſich auch hier, einen Namen zu nennen. Wenn Captain Nedham der erſte Zeitungsſchreiber war, ſo war Roger l'Eſtrange der

---

*) Ich werde noch ſpäterhin Gelegenheit finden (namentlich bei Beſprechung der „Times“) darauf aufmerkſam zu machen, daß zu allen Zeiten die „Captains“ und „Colonels“ in der engliſchen Preſſe eine große Rolle geſpielt haben. Nedham war eigentlich eine Miſchung von Doktor, Apotheker und Alchymiſt, und ſeine Capitainſchaft galt wohl nur ſeiner Stellung in der Miliz.

**) Allerdings ohne Erfolg. Alles Mißliebige wurde im Haag gedruckt in England heimlich verbreitet und nur deſto begieriger geleſen.

erſte Cenſor. Auch er war ein Mann von Geiſt; aber eine fanatiſche Anhänglichkeit an die Sache der Stuarts, die ihn gelegentlich mit der vollen Brutalität eines Jeffreys erſcheinen ließ, haben ſeinen Charakter befleckt.

Roger l'Eſtrange war nicht nur Cenſor und ausführende Polizeibehörde, er war auch ſelber Publiziſt. Das Blatt, das er ſchuf, lebt bis auf den heutigen Tag und iſt die „London Gazette." Es entſtand in folgender Weiſe: Die Peſt vertrieb 1665 den Hof von London nach Orford. Der König ſehnte ſich nach Zerſtreuung, nach Lektüre, und ſeinem Wunſche zu willfahren, wurde für die Tage dieſes Exils eine Zeitung gegründet, unter dem Namen „Orford Gazette." Bei der Rückkehr des Hofes nach London folgte die neue Zeitung ihrem Herrn, zu deſſen Zerſtreuung ſie gegründet worden war, und nahm nun den Titel „London Gazette" an. Sie hatte immer einen Hofton und einen dienſtlichen Charakter, und es mag keine Zeitung geben, die ſich in nahezu 200 Jahren ſo wenig verändert hat. Sie erſchien anfangs wöchentlich; dann wöchentlich zweimal, wie bis heutigen Tag. Das publiziſtiſche Talent ihres Gründers (der nur eine hübſche Einnahme und nichts weiter von dieſem Blatte gehabt zu haben ſcheint) zeigte ſich bei Arbeiten, die er in andere Blätter gab, von denen er einzelne (wie den „Obſervator") noch nebenher redigirte.

Eine Preſſe entſtand erſt wieder, als Jakob II. jenſeits des Kanales und mit dem Erſcheinen Wilhelms III. die Meinungsäußerung wieder frei geworden war. Nichtsdeſtoweniger war eine Blüthe, vielleicht die Blüthe aller Publiziſtik überhaupt, nicht ſeiner Regierung, ſondern erſt der Regierungszeit ſeiner Nachfolgerin vorbehalten. Die Zeit der Königin Anna heißt das goldene Zeitalter der engliſchen Literatur. Mit größerem Recht darf es das goldene Zeitalter der engliſchen Publiziſtik genannt werden. Die Kinderſchuhe waren aus- und die bequemen Pantoffeln der Routine, des Nachſprechens und der Gedankenloſigkeit noch nicht angezogen. Charakter, politiſcher Feuereifer, ausgedehnte Sachkenntniß und feiner literariſcher Takt, der ſich in einer Abneigung gegen nutzloſe Spaltenfüllerei kaum weniger als in der Kraft und Schönheit des Stils zu erkennen gab, — ſchufen damals eine Reihe von Blättern (ſämmtlich Wochenſchriften), die, wie in ihrem Werthe, ſo auch darin einzig daſtehn, daß ſie das gewöhnliche Schickſal aller Zeitungen,

„vergeſſen zu werden," nicht getheilt und ſich unter den klaſſiſchen Büchern der engliſchen Literatur einen dauernden und unbeſtrittnen Platz erobert haben. Die Preſſe iſt ſeitdem mächtiger geworden, ein vornehmer Herr, aber ihre Hoheit hat ſie eingebüßt, und mehr noch, als ſie an Länge und Breite gewonnen hat, hat ſie an Tiefe verloren.

Die Zeit der Königin Anna, wie ſie von Anfang bis Ende ein erbitterter Kampf der beiden großen Parteien war, ſpiegelt dieſen Kampf auch in den klaſſiſch gewordenen Wochenſchriften jener Epoche. Der „Tatler" (1709), der „Spectator" (1711), der „Guardian" und der „Engliſhman" (1713), und der „Freeholder" (1715) waren die Organe der großen whiggiſtiſchen Partei und wurden durch Männer wie Addiſon und Steele theils in's Daſein gerufen, theils durch laufende Beiträge unterſtützt.

Der Torysmus hatte wie die Löwin (um das Witzwort einer ſpäteren Zeit zu gebrauchen) nur ein Junges, aber einen — Löwen. Dies war der „Examiner." Swift und Bolingbroke fochten darin gegen die Whigs.

Dieſe Blüthezeit war nur kurz. Sie mußte es ſein. Es zeigte ſich ſchon damals, was ſich ſeitdem bewährt hat, daß nichts ſo ſchnell verzehrt, wie die täglich wiederkehrende publiziſtiſche Kontroverſe. Große politiſche Vergänge kamen hinzu und änderten oder modifizirten die Parteiſtellung. Das Haus Hannover war zur Regierung gekommen, und die Stuarts hatten einen neuen Verſuch gemacht, ſich ſelbſt und die römiſche Kirche auf dem engliſchen Throne zu retabliren. Die Kräfte, die der Whiggismus hieraus zog, waren groß. Kaum darf man ſagen der „Whiggismus." Die alten prinzipiellen Partei-Unterſchiede waren völlig in den Hintergrund gedrängt; die Whigs, nach Etablirung des Hauſes Hannover, hörten auf, die Verkämpfer politiſchen Fortſchritts zu ſein; ſie waren ſelber Hofpartei geworden; es lag ihnen nicht mehr an Feſthaltung oder Erweiterung engliſcher Freiheit; ihr ganzes Streben ging in dem einen auf: die proteſtantiſche Erbfolge und das Haus Hannover, den katholiſchen Stuarts gegenüber, zu fixiren. Im Uebrigen tauſchten die beiden großen Parteien ihre Stellung und Prinzipien gelegentlich völlig aus, und die torypiſtiſche Oppoſition war oftmals whiggiſtiſch-liberal, während die gouvernementalen Whigs immer mehr in den Konſervatismus der Tories hineingedrängt wurden. Das Streitobjekt war

perſönlicher Natur (Jakob gegen Georg) oder konnte wenigſtens ſo gedeutet werden. Hieran mußte zuletzt alle Oppoſition ſcheitern; jede prinzipielle Meinungsverſchiedenheit unterlag dem Verdachte des Hochverraths. Dieſe Andeutungen ſind ausreichend, um die Thatſachen zu erklären, daß ſich das publiziſtiſche Leben unter den beiden erſten Georgen nicht fortentwickelte; es verfiel, weil es der Oppoſition an Freiheit der Bewegung gebrach. Mit der Thronbeſteigung Georgs III. (1760) änderte ſich die Sachlage. Die letzte Chance der Stuarts war hin; der Tag von Culloden (1746) hatte über ſie entſchieden. Keine Oppoſition konnte mehr auf Jakobitenthum gedeutet werden. Aber das war nur die eine Seite der Sache. Mit Georg III. kamen, nach beinahe 50jähriger Ausgeſchloſſenheit vom Amt, die Tories (Lord Bute) wieder an's Ruder. Dadurch war die Ebenbürtigkeit der Parteien wieder hergeſtellt. Es hatte ſeit Jahrzehnten keine eigentlichen Tories mehr gegeben, jetzt waren ſie wieder da, herrſchten wieder, ohne doch den Whiggismus mit einem Schlage zu der unbedeutenden Stellung herabdrücken zu können, die ſie ſelber ſo lange Jahre eingenommen hatten. Die Wiederherſtellung der Ebenbürtigkeit war ſelbſtverſtändlich die Wiederherſtellung des Kampfes.

Mit 1760 entſtand auf's Neue eine publiziſtiſche Kontroverſe. Smollet's toryiſtiſcher „Briton" rief den whiggiſtiſchen, richtiger radikalen „North Briton" Wilkes', Parlaments-Mitglieds für Aylesbury, in's Daſein und unterlag in dieſem Kampf. Dann folgte der berühmte Wilkes'ſche Prozeß; endlich die berühmteren Junius-Briefe; — das publiziſtiſche Leben war auf ſeiner Höhe.

Bis hierher wären Zeitung und Wochenblatt Synonyma geweſen. Das mußte jetzt anders werden. Eine Zeit lang kämpften Tages- und Wochenblatt noch um den Vorrang, das letztere wollte ſeinen Anſpruch nicht aufgeben, eine gleichberechtigte Zeitung zu ſein. Der endliche Sieg indeß konnte nicht zweifelhaft bleiben, und die Wochenblätter begannen allmälig zu dem zu werden, was ſie jetzt ſind. Sie gaben den Anſpruch auf, dem Neuigkeitsbedürfniß des Publikums genügen zu wollen, und zum Theil einen ſchönwiſſenſchaftlichen Ton anſchlagend, ſetzten ſie von jetzt ab ihre Aufgabe darin, einestheils die Ereigniſſe der Woche „Revue" paſſiren zu laſſen, und andererſeits, durch beſondere, wenn man ſo will, mußevolle Geltendmachung eines Parteiſtandpunktes, ihre

Leſer nicht bloß zu unterhalten, ſondern für gewiſſe Anſichten zu gewinnen. Hierin liegt die gegenwärtige Bedeutung der Wochenblätter, nicht der geleſenſten, aber der beſten.

Die Zahl der gegenwärtig in London erſcheinenden Wochenblätter beläuft ſich auf 93. Darunter ſind die meiſten unpolitiſcher Natur, bloße Fachblätter, Organe einer beſtimmten Kunſt, Wiſſenſchaft oder Sekte. Eine Beſprechung der Blätter dieſer Kategorieen gehört nicht hierher, wiewohl nicht in Abrede geſtellt werden kann, daß die große Mehrzahl derſelben mehr auf unpolitiſchem Boden zu ſtehen vorgibt, als wirklich darauf ſteht. Es kann das nicht anders ſein. In einem Lande, wo die unumwundenſte Meinungsäußerung freigegeben iſt, wird jede Behandlung praktiſcher Dinge zuletzt zu einer Erörterung politiſcher Fragen führen. Es gibt ein Journal für den Bergbau, eine Eiſenbahn-Zeitung, ja ſogar eine Zeitung für den Fortſchritt der Gasbeleuchtung und für die Intereſſen der Freipaß-Männer (ticket-of-leave-men). Alle dieſe Blätter wollen ſachlich ſein und ſind es. Wenn aber die Regierung Miene macht, das Freipaß-Syſtem wieder aufzugeben, und wenn ſie eine Bill einbringt, die den Intereſſen aller oder einzelner Eiſenbahn-Actionaire zuwiderläuft, ſo iſt die Oppoſition wachgerufen und der politiſche Kampf wird andauernd und rückſichtslos geführt, weil er geführt werden darf.

Nichtsdeſtoweniger leiſt' ich Verzicht darauf, dieſe Majorität der Wochenblätter einer Beſprechung zu unterziehen, und begnüge mich damit, derjenigen Organe Erwähnung zu thun, die ſich mehr oder weniger direkt als politiſche bezeichnen laſſen. Es ſind das (mit Hinweglaſſung der ziemlich zahlreichen Kirchen-Zeitungen und Diſſenter-Organe) dreißig.

Sie nach ihrer politiſchen Farbe einzutheilen, iſt außerordentlich ſchwer. Es gehört eine große Vertrautheit mit ihnen und eine andauernde und aufmerkſame Lektüre derſelben dazu, um (namentlich in gewiſſen Fragen) irgend welchen Unterſchied zu bemerken. *) Ich will mich bemühen, dieſe auffallende Erſcheinung zu erklären. Was man den großen engliſchen Zeitungen (den Tagesblättern) zum Theil mit Recht vorwirft: „daß ſie nicht den Muth hätten, ihre beſſere Einſicht der Beſchränktheit und Lei-

*) Ich habe hierbei immer nur die große Majorität, nicht die Geſammtheit der Blätter im Auge.

denſchaftlichkeit des Publikums entgegenzuſtellen," das gilt noch vielmehr von den Wochenblättern. Die ganze Sache iſt „Geſchäft," und es handelt ſich um das Abjagen und Erwerben möglichſt vieler Kunden. Kein Kunde erträgt es, grob behandelt zu werden, er will geſchmeichelt ſein. So ſchmeichelt man ihm denn. Sämmtliche Wochenblätter behaupten, daß die Welt nie etwas Größeres geſehen habe, als das engliſche Volk, daß es braver, gottesfürchtiger, klüger, humaner, muthiger ſei, als irgend ein anderes Volk der Welt, und daß, wenn dies und das nicht ganz ſo ſei wie es ſein ſolle, die Schuld nicht am Volk, ſondern an der — Regierung liege. Dies iſt das ganz einfache Recept, nach dem im Weſentlichen die Wochenblätter (und vor allem die reichſten und geleſenſten) gemacht werden. Man erquickt den Leſer doppelt, durch Schmeichelei ſeiner ſelbſt und durch Oppoſition gegen Andere. „Du Smith oder Jenkins biſt ein Prachtmenſch, und Dein Miniſter iſt ein Lump oder ein Imbecile" — das iſt der zwiefache Köder, den jedes Blatt an ſeine Angel hängt.

Von den 30 Wochenblättern ſchillern wenigſtens 20 in den verſchiednen Farben des Liberalismus, vom miniſteriellen Whigblatt an bis zum chartiſtiſchen „the People." Man ſollte aus dieſer liberalen Farbe der großen Mehrheit der Blätter ſchließen, daß ſie mit Lord Palmerſton und der Regierung auf einem wenigſtens relativ guten Fuße ſtünden; dies iſt jedoch keineswegs der Fall. Der Schlüſſel zu dieſer überraſchenden Erſcheinung iſt einfach der. Die große Mehrzahl der liberalen Blätter iſt entweder aus Ueberzeugung, oder der Kundſchaft halber, um vieles liberaler als das Miniſterium. Das ergibt denn von ſelbſt eine Oppoſition. Nun bleiben vielleicht noch ein vier oder fünf Organe, die ſich geradezu whiggiſtiſch nennen, oder anerkanntermaßen eine Politik verfechten, die nicht über das Niveau des Regierungs-Liberalismus hinausgeht. Man ſollte meinen, dieſe Organe müßten zur Seite der Regierung ſtehen! Dem iſt auch ſo, ſo lange es ſich um Prinzipien handelt. Sobald aber Perſonal- und Verwaltungsfragen diskutirt werden, ſobald es ſich darum handelt, eine Perſönlichkeit in Schutz zu nehmen, die zur Regierung mittel- oder unmittelbar gehört, aber durch Unglück oder Unfähigkeit, oder auch keins von beiden, den Unwillen des Volkes auf ſich gezogen hat, ſo mag die Regierung ſicher ſein, daß die Organe ihrer eigenen Partei ihr untreu werden und ſich auf die Seite der

Oppoſition begeben. Dieſer Abfall hat in zwei Dingen ſeinen Grund, von denen ſchwer zu ſagen iſt, welcher der gewichtigere iſt. Zuerſt in der Furcht, durch allzu entſchiedenen Bruch mit der öffentlichen Meinung an Popularität und Abonnenten zu verlieren, dann aber zweitens darin, daß die engliſche Regierung ſelbſt (wenigſtens die gegenwärtige) das bunteſte, widerſpruchsvollſte Ding iſt, das man ſich denken kann. Die whiggiſtiſchen Blätter (z. B. der „Examiner") haben die Penſionirungs-Bill der Biſchöfe von Durham und London mit ſchneidender Schärfe angegriffen und ſind über Lord Cardigan mit ſchlimmeren Waffen hergefallen, als die ruſſiſchen Säbel von Balaklawa, aber das alles erklärt ſich, wenn man das Eine in's Auge faßt, daß Lord Palmerſton mit dieſen Angriffen zweifellos ganz einverſtanden war und ſich freute über die äußerſte Verhöhnung von Maßregeln, mit denen er ſelbſt nicht umhin gekonnt hatte, vor dem Hauſe zu erſcheinen.

Wenn das am grünen Holze geſchieht, was ſoll am dürren geſchehen? Der Liberalismus macht Oppoſition gegen eine liberale Regierung, wie dürfen wir uns wundern, wenn der Konſervatismus ihn überbietet? Er thut in ſeiner Oppoſition nur, was ihm zukommt, was ſeine Pflicht iſt.

So bleiben uns von jenen 30 Wochenblättern noch jene wenigen übrig, die ſich die neutralen nennen. Aber auch ſie gehen die große Straße, auch ſie machen Oppoſition, halb im Widerſpruch mit der Neutralitäts-Flagge, die ſie aushängen. Sie treiben nicht große Politik, ſie kümmern ſich nicht um Kars, dringen nicht auf Abberufung Lord Stratford de Redcliffes, und zeigen die äußerſte Indifferenz gegen die Erweiterung des Wahlrechts, aber ihre Quärulanten-Oppoſition iſt vielleicht die läſtigſte von allen. Es iſt die Oppoſition der Untergebenen gegen die Vorgeſetzten. Wer jemals einen Steueraufſeher, Poſterpedienten, oder alten verheiratheten Unteroffizier in ſeinen ſchwachen Stunden belauſcht hat, der weiß, was es mit dieſer Unzufriedenheit auf ſich hat. Die Regierung ſchleppt ihre malcontenteſten Gegner, wie eine Kette am Bein, mit ſich umher. Dieſe Unzufriedenheit, die bei uns nur knurrt oder Eingaben macht, hat hier ihre anerkannten Organe. Der Bureau-Schreiber, der mit 80 Pfd. St. ſich durchſchlagen muß, kann natürlich nicht begreifen, daß der Biſchof von London, der alt und ſchwach iſt und kaum noch Sherry vertragen kann, 6000 Pfd. St. und einen Palaſt

zur Fristung seiner letzten Lebenstage gebraucht. Die „Civil Service Gazette“ gibt ihm in ihren Spalten Gelegenheit, darüber seine Gedanken zu äußern, und da durch einen endesunterzeichneten Brutus oder Gracchus die Anonymität glücklich gewahrt ist, beweist er seiner eignen Regierung: daß ein solches Uebermaaß von Schnödigkeit (wie das Verhältniß zwischen 80 und 6000) in den drei Königreichen bis dato nicht existirt habe.

So vereinigt sich Alles, um die Organe der verschiedensten Parteien in sehr ähnlichem Gewande vor dem Publikum erscheinen zu lassen. Mögen sie unter einander im Kampf sein, das eine große Band der Gegnerschaft gegen die Regierung, selbst gegen eine liberale Regierung, umschließt sie alle, und während ein scharfes Auge dazu gehört, die Messerchen zu erkennen, die sie rundum am Gürtel tragen, um sich gegen die Nachbarn von rechts und links zu schützen, reicht der flüchtigste Blick aus, die Fechterparade wahrzunehmen, in der sie (mit wenigen Ausnahmen) dastehen, um gegen den gemeinschaftlichen Feind, „die Regierung,“ den Stoß zu führen. Der Eine legt sich aus, weil er malcontent, der Andere, weil er conservativ ist; der liberale stößt zu, weil ihm der Liberalismus der Regierung nicht genügt, oder weil er ihm mißtraut; unter allen Umständen aber wird zugestoßen, und die Regierung mag sehen, wie sie sich deckt. Zum Glück gleicht sie dem Bettler in der Robin-Hood-Ballade, der zwölf Mäntel und sechs Hüte trug, oder jenem bekannteren Ritter Ludwig Uhlands, „der sich nicht forcht.“ Lord Palmerston wenigstens weiß, wie er sich diesen Dingen gegenüber zu verhalten hat. Er ist ein Meister in der Kunst des Ignorirens. Schweigen, gewähren lassen und von Zeit zu Zeit eine Contremine — das genügt.

Der Ueberſichtlichkeit halber wird es gut ſein, die 30 Wochenblätter, die ich länger oder kürzer zu beſprechen gedenke, in folgende fünf Gruppen zu bringen:

I. Die neutralen Wochenblätter.
II. Die conſervativen.
III. Die whiggiſtiſchen.
IV. Die radikalen.
V. Die illuſtrirten.

Zweites Kapitel.

Die neutralen Wochenblätter.

Wie in Vorſtehendem bereits hervorgehoben, iſt die Neutralität der Mehrzahl dieſer Blätter mehr nominell als faktiſch. Wer, gleichviel aus welchen Gründen, und wenn ſie die unpolitiſchſten von der Welt wären, eine Whigmaßregel tadelt und ein Torygeſetz anempfiehlt, begibt ſich in dem Augenblick ſeiner Neutralität und ergreift Partei. Er mag die Parteien wechſeln und bald auf der einen, bald auf der anderen Seite kämpfen. Aber dieſe Art politiſcher Unverläßlichkeit iſt nicht das, was man mit „Neutralität“ bezeichnen darf.

Es exiſtiren übrigens wirklich neutrale Wochenblätter, ſolche, die einfach Thatſachen zur Kenntniß bringen, und ſolcher Organe gibt es zwei. Es ſind dies „London Gazette“ und das „Court Journal.“

Die „London Gazette“ entſpricht dem amtlichen Theil des „Moniteur.“ Es iſt (ſiehe in der Einleitung) die älteſte engliſche Zeitung. Sie wurde 1665 durch Roger l'Eſtrange gegründet. Sie erſcheint jetzt zweimal wöchentlich (Dienſtag und Freitag). Preis wechſelt, gemeinhin 1 Sh. Auflage 2200. Ueber ihren Inhalt iſt nichts zu ſagen; es ſind eben ſolche Publicationen, wie ſie jedes amtliche Organ zur Kenntniß des Landes bringt.

Das „Court Journal.“ Gegründet 1829. Preis 5 d. Auflage 588. Ein unbedeutendes Blatt, wie ſich aus der geringen Zahl ſeiner Auflage ergibt. Es gibt nur Perſonalnotizen aus der Hofſphäre und den Kreiſen der Ariſtokratie. Dieſe ſind oft nicht ohne Intereſſe, und

man läuft die Spalten dann und wann mit einer gewiſſen Befriedigung durch, endlich froh, hier kurzen Thatſachen ſtatt langer Raiſonnements zu begegnen. Aber nur ausnahmsweiſe ſind dieſe Thatſachen Neuigkeiten; die Tagesblätter haben einen Vorſprung. Die Korreſpondenzen, meiſt aus Paris, ſind ein erbärmlicher Klatſch im antiquirteſten Feuilletonſtil. Hierher gehört auch das „Court Circular," das darauf aus iſt, dem Court Journal Concurrenz zu machen.

Die übrigen neutralen Blätter, denen nur ſehr bedingungsweiſe ihr ſelbſtgewähltes Prädikat zu laſſen iſt, ſind folgende:

Das „Athenäum," gegründet 1828. Preis 4 d. Auflage 3244. Es iſt ein vorwiegend, wenn nicht ausſchließlich kritiſches Blatt und vermeidet es erſichtlich, einen ſtark hervortretenden Parteiſtandpunkt einzunehmen. Dennoch iſt das gelegentlich unmöglich. „Die engliſche Kavallerie in der Krim, Diviſionsbefehle und Korreſpondenzen des General-Lieutenants Graf Lucan" oder „die öſterreichiſchen Kerker in Italien, von Felice Orſini" — da muß ein Standpunkt eingenommen werden. In einer Kritik des Waſhington Irving'ſchen Buches: „the life of George Washington" heißt es wie folgt: „Beide Nationen (England und Amerika) haben gelernt, die Urſachen jenes Kampfes ruhig zu erwägen und zu beſprechen. Wir haben die unglückſelige Kolonialpolitik von damals längſt aufgegeben, und die Amerikaner haben endlich erkannt, daß ein Unterſchied zu machen iſt zwiſchen dem engliſchen Volk auf der einen Seite und Georg III. und Lord North auf der andern. Wir haben uns nur zu wundern, daß wir damals bloß dreizehn Kolonieen und nicht unſere ganze Machtſtellung in Europa verloren haben." Das trifft die Vergangenheit und heißt hiſtoriſche Kritik; gehört indeß das zu beſprechende Objekt der Gegenwart an, ſo iſt die Sprache dieſelbe und iſt dann eben, was man Politik nennt. Das Blatt widmet der deutſchen Literatur viel Aufmerkſamkeit.

Die „Civil Service Gazette." Gegründet 1853. Preis 5 d. Auflage 1960. Es iſt das Organ aller Subaltern-Beamten (den höheren ſtehen einflußreichere Blätter zu Gebote) und wurde ausgeſprochenermaßen zu dieſem Zweck gegründet. Es enthält alle Vorkommniſſe und Erlaſſe, die für den Civil-Beamten irgendwie von Intereſſe ſein können. Vor Allem aber ficht es für die Intereſſen dieſer Beamten, dringt auf Abſtellung von Mißbräuchen und Ungehörigkeiten und proponirt Re-

formen. Daß dabei viel Kleinlichkeit, bewußte und unbewußte Verdrehung von Thatſachen, Cliquen-Engherzigkeit und neunmalweiſe Salbaderei mit drunterläuft, verſteht ſich von ſelbſt. Ueber das Mißliche dieſer Art von Organen hab' ich mich bereits weiter oben ausgeſprochen. Um es für Unbetheiligte lesbarer zu machen, iſt eine Wochenſchau beigegeben, welche die politiſchen Vorkommniſſe der Woche reſumirt.

Die „Naval and Military Gazette." Gegründet 1833. Preis 6 d. Auflage 1282. Iſt das ſoldatiſche Seitenſtück zum vorigen und nennt, wie es ſich ſelber ausdrückt, „die Dinge nicht nur beim rechten Namen," ſondern hat auch den Muth, auszuſprechen, „wie die Dinge ſein ſollten." Es ſchrickt nicht vor Tagesbefehlen und kriegsgerichtlichen Ausſprüchen zurück, ſondern kritiſirt Alles mit jener Meinungsfreiheit, die das Kennzeichen und der Stolz der engliſchen Preſſe iſt. (Dies ſind Worte der Zeitung ſelbſt.) Einige Spalten gehören den Vorgängen in Oſtindien und in den Kolonieen überhaupt. Auch der Literatur und inſonderheit dem Theater iſt einigermaßen Raum gegönnt, denn der Lieutenant aller Länder und Armeen hat, wie viele andere Eigenſchaften, auch die Vorliebe für Theater und — Ballet mit einander gemein.

Die „United Service Gazette." Gegründet 1833. Preis 6 d. Auflage 2000. Iſt der „Naval and Military Gazette" ſehr ähnlich, aber vermuthlich mit größern Mitteln begründet und deßhalb beſſer redigirt. Der Krieg, der darin geführt wird, hat einen nobleren Charakter. Man ficht mehr um die Sache, als um das eigene Ich. In ſeinem Eifer für das Soldatiſche als ſolches, erinnert das Blatt an unſere ehemalige „Wehrzeitung." Der Soldat über alles. Die Frage, ob Royaliſt oder Republikaner, ob Tory oder Whig, ſteht erſt in zweiter Linie. Alle guten Soldaten haben darin etwas von einem leidenſchaftlichen Spieler oder Tänzer. Ihr Intereſſe haftet an gutem Spiel und gutem Tanz, die Perſonalfrage tritt in den Hintergrund. Mit jenem franken Weſen, das den Soldaten ſo wohl kleidet, ſprechen ſie gern vom Feind, und laſſen ihm Gerechtigkeit widerfahren. Stand ein Meiſter an ſeiner Spitze, ſo wird er nicht bekritelt, ſondern ohne Weiteres als Vorbild acceptirt. Das Alles gilt auch von der „United Service Gazette." Cromwell iſt ihr ſo gut eine Autorität, wie der whiggiſtiſche Marlborough und Marlborough ſo gut, wie der torpiſti-

ſche Wellington. Die mir zuletzt zu Geſicht gekommene Nummer brachte einen Artikel: „Rußland und ſeine Pläne.“ Den Schluß machten die berühmten Worte Old Nolls: „Glaubt an die Vorſehung und — ſtreut Pulver auf die Pfanne.“ Solche Artikel, wie der ebengenannte, greifen natürlich in die Politik hinüber und geben dem Blatte den Charakter einer Zeitung. So kommt es, daß es einen ausgebreiteten Leſerkreis hat, und auch von Perſonen geleſen wird, die an Armee und Flotte kein direktes Intereſſe nehmen. Es macht einen guten Uebergang zu den wirklich politiſchen Blättern.

Drittes Kapitel.

Die konſervativen Wochenblätter.

Wer die konſervative Partei nach der Zahl und dem Werth ihrer Wochenblätter beurtheilen wollte, würde die Partei um ein Bedeutendes unterſchätzen. Die Wochenblätter haben nun einmal in ihrer großen Mehrzahl das Recht, in allen Farben des Liberalismus zu ſchimmern, und im Allgemeinen wird die Bemerkung richtig ſein, daß die Auflage mit dem Radikalismus wächst. Dies kann au fond nicht überraſchen. Die gebildeten Klaſſen, gleichviel ob Whigs oder Tories, bedürfen keiner Wochenblätter. Sie leſen ſechs Tage über ihre großen Partei-Organe und betrachten es zum Theil nicht einmal als „reſpektabel,“ am Sonntag die Zeitung anſtatt der Bibel in die Hand zu nehmen. So ergibt es ſich von ſelbſt, daß die Wochenblätter, wenigſtens die am meiſten verbreiteten, die Lektüre des eigentlichen „Volkes“ ſind, jener großen Maſſe, die im Laufe der Woche weder Zeit noch Mittel hat, ſich um Politik zu bekümmern, und am Sonntag das Blatt am liebſten lieſt, das am billigſten iſt, die meiſten Bilder hat und am tapferſten gegen Staat und Kirche loszuziehen verſteht.

Je konſervativer der Gentleman, je weniger wird er ſich im Allgemeinen dazu verſtehen, am Sonntage Politik zu treiben, und ſo kommt

es, daß von den vier Wochenblättern, die sich als konservativ bezeichnen, zwei lediglich durch ihre stark hervortretende kirchliche Seite gehalten werden. Ohne diese würden wir nur zwei tory'istische Wochen-Organe zu mustern haben, von denen nur eines diesen Namen beanspruchen kann, während das andere eine ganz aparte Erscheinung ist und durch alles Andere eher gehalten wird, als durch einen betonten Konservatismus.

Die beiden konservativen Wochenblätter, deren Hoch-Kirchenthum wo nicht die Ursache ihres Entstehens, so doch jedenfalls die Ursache ihres Fortbestehens ist, sind „The Sentinel" und die „Britannia." Beide unterscheiden sich eigentlich nur in Bezug auf ihren Absatz und ihre Verbreitung. „The Sentinel," das nur eine Auflage von 300 hat, erschien früher (1853 gegründet) in Dublin, wo es die Interessen der Anglikaner verfocht; im Anfang des Jahres 1856 indeß wurde es nach London verlegt. Die „Britannia" ist ein älteres Organ, schon 1839 gegründet und ziemlich verbreitet. Seine Auflage ist 1280. Besonders charakteristische Züge fehlen beiden Blättern in gleichem Maaße.

„John Bull," gegründet 1820. Preis 5 d. Auflage 1620. Der Titel ist gut gewählt. Einem englischen Blatt entnehme ich folgende Charakteristik des „John Bull:" „Ein ehrliches, mannhaftes Blatt, das nicht blöde ist und den Nagel auf den Kopf zu treffen versteht. Echter, alt-englischer Patriotismus ficht darin für die traditionellen Anschauungen von Kirche und Staat, bleibt sich selber treu und bequemt sich nie zu Konzessionen an neue Schulen und deren Richtungen. Es führt die Sprache der Landedelleute von altem Schrot und Korn und zieht die soliden Seiten der Politik den Künsten des Styls und geistreichen Einfällen vor. Subtilitäten und Sarkasmen sind ihm verhaßt, aber in frank und freier Aeußerung, in Deutlichkeit und Derbheit thut es ihm Keiner zuvor." Diese Schilderung ist im Wesentlichen richtig. Doch ist die unbestreitbare Grobheit des Blattes keineswegs von jener liebenswürdigen Sorte, die grob ist, weil sie's gut meint und nicht anders kann, sondern die Grobheit ist bei ihm eine Art Geschäftssache geworden, wie bei den Tyrolern, die jeden mit „Du" anreden und ihm einen Schlag auf die Schulter geben. Was nicht Geschäftssache ist, ist stylistische Gewohnheit und allerdings auch — natürliche Begabung. Es kommt dem „John Bull" unzweifelhaft aus dem Herzen, wenn er den

Prinzen Albert und die deutsche Legion mit Worten attakirt, die wenig besser sind als Boxerstöße. Wenn er Lord Palmerston als einen großartigen Humbug auffaßt und dem Bischof von London die alte Geschichte von der Einfachheit und Armuth der Apostel erzählt, so ist ihm das alles ziemlich ernst, weil er die Johnbullschaft seiner Leser zwar pfiffig ausbeutet (indem er sie nährt), aber zu gleicher Zeit selbst in dieser Johnbullschaft befangen ist.

Die „Preß," gegründet 1853. Preis 5 d. Auflage 3060. Es ist das unenglischste aller Blätter und schon aus diesem Grunde (wie aus manchem anderen) von ungewöhnlichem Interesse. Es trägt weder die Binde bornirter Parteirücksichten um die Stirn, noch hat es den allgemeinen Nebel englischen Vorurtheils vor Augen. Es nennt sich ein konservatives Organ und hat insoweit ein Recht dazu, als es gewisse Anschauungen mit den Tories theilt, aber es nimmt innerhalb des Torysmus ungefähr den Standpunkt ein, den aufgeklärte Katholiken innerhalb des Katholicismus einnehmen, die Einem mit dem Lächeln der Ueberlegenheit versichern: es gäbe gar keine Kirche, innerhalb welcher man sich freier bewegen könne, als eben die römisch-katholische.' Die „Preß" ist torystisch, um unter diesem Namen alles Mögliche thun und denken und große Politik unbehindert durch irgend welchen traditionellen Cober treiben zu können. Jeder, der die Parlamentsverhandlungen der letzten Session verfolgt hat, wird wahrgenommen haben, daß die torystische Partei allerdings aufgehört hat, ein kompakter und geschlossener Körper zu sein, und daß die Meinungsverschiedenheiten und Nüancirungen der Partei sich in den Whiggismus hinein verlieren. Mit Recht wurde zum Schluß der vorigen Parlamentssession bemerkt, daß zwischen Lord Palmerston und Mr. Disraeli kaum noch ein andrer Unterschied sei, als der, daß der Eine „in" „im Amte," und der Andere „out" „außer dem Amte" sei. Die Auflösung der großen Partei begann mit der Bekehrung Sir Rob. Peels zur Freihandelspolitik und hat seitdem rapide Fortschritte gemacht. Auch die Whigs sind nicht mehr die alten, aber sie halten doch noch fester an gewissen Ueberlieferungen und machen es dadurch erklärlich, daß in der That die freiere Bewegung des Individuums innerhalb der Tory-Partei zu finden ist. Davon macht denn auch die „Preß" den weitesten Gebrauch. Soviel über den Parteistandpunkt des Blatts, der au fond alles andere eher ist, als ein „Partei-

ſtandpunkt.“ Die „Preß“ hat darin Aehnlichkeit mit der „Times,“ daß ſie ſich um das Geſtern nicht kümmert und Bündniſſe ſchließt und löst, wie ſie das Heute erfordert.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß bei dieſer Art von freier Bewegung alles darauf ankommt, wer ſich dieſe Freiheit nimmt. Iſt es ein unbedeutender und charakterloſer Menſch ohne eingehende Kenntniß, ohne Scharfblick und politiſche Erfahrung, ſo wird ſolch Gebahren unerträglich. Man wird ihn zuerſt unkonſequent finden, dann konfus und ſchließlich albern und widerſinnig. Dem allem iſt nun ein Blatt nicht ausgeſetzt, an deſſen Spitze Mr. Disraeli ſteht. Der Leſer wird die Schwankungen gläubig mit durchmachen und eine Reihe von Unkonſequenzen ganz in der Ordnung finden. In der Kriegs- und Friedensfrage (orientaliſcher Krieg) hat übrigens Mr. Disraeli von dieſem Recht den allermäßigſten Gebrauch gemacht. Die Zeitungswelt verdankt ihm den erſten Hinweis auf die Unausbleiblichkeit des Friedens. Er kannte die Perſonen und wußte, was er von ihnen zu erwarten hatte; er kannte die Sachlage und begriff ſie. Der Führer der Oppoſition hat immer eine Stimme, die beſonders gehört zu werden verdient; er iſt gemeinhin nicht viel ſchlechter unterrichtet, als ſeine Gegner im Amt, und hat das Vorrecht, ſich über Dinge äußern zu dürfen, worüber jene ſchweigen müſſen.

Der freiere Standpunkt des Blattes bringt wie von ſelber auch einen freieren Ton mit ſich. Der Styl iſt kein gewöhnlicher Zeitungsſtyl; nirgends bloße Spaltenfüllerei. Die Ereigniſſe der Woche werden in präciſeſter Weiſe beſprochen, und die eigentlichen Leitartikel vermeiden jene Einleitungs-Salbaderei, die man ſich, wenn witzig und geiſtreich, wie bei der „Times,“ allerdings gern gefallen läßt, die aber im Allgemeinen zu den Läſtigkeiten der engliſchen Preſſe gehört.

Satyre und Ironie gehören zu den beſonderen Waffen des Blatts. Es hat etwas von dem Geiſte, „der ſtets verneint.“ Wenn es die Geißel ſchwingt gegen Dummheit und Schlechtigkeit, erhebt es ſich zu einem ariſtophaniſchen Ton. Die literariſchen Kritiken, die es bringt, ſind elegant geſchrieben und ein beſonderer Reiz des Blatts ſind kurze Spottgedichte, die meiſtens den Ton, oft auch die verzwickten Formen alter (namentlich ſchottiſcher) Volkslieder imitiren, und weil ſie die Er-

eigniſſe von Woche zu Woche verfolgen, ſpäter einmal als ein werthvoller Beitrag zur Geſchichte unſerer Zeit benutzt werden können. Dieſe Lieder halten den torypiſtiſchen Partei-Standpunkt des Blattes viel entſchiedener feſt, als der übrige Inhalt, was nicht wundern darf, da jedes Gedicht, wenn es wirken will, mit einer gewiſſen Ganzheit der Empfindung und Anſchauung, um nicht zu ſagen mit dem Extrem derſelben auftreten muß.

Leſer im Volk hat es wohl wenige; ebenſowenig werden ſich die alten Tories, die Spooners und Aliſons daran erquicken. Es wird von allen Leuten von Geiſt geleſen, gleichviel welcher Farbe ſie angehören.

Nachſchrift. So war die „Preß" bis zum Sommer 1857, wo Mr. Coulton, der Redakteur des bis dahin vortrefflichen, höchſt unterhaltenden Blattes ſtarb. Es hörte noch im Lauf deſſelben Jahres auf, das Organ Mr. Disraelis zu ſein und ging in die Hände der höchſt reſpektablen, aber ziemlich geiſt- und witzloſen Alt-Tories über (Mr. Spooner, Mr. Newdegate ꝛc.). Das Blatt hat ſeitdem ſeine frühere Bedeutung eingebüßt.

Viertes Kapitel.

Die whiggiſtiſchen Wochenblätter.

Der „Examiner." Whig-Blatt par excellence; nach allgemeiner Annahme ein Organ Lord John Ruſſels. Gegründet 1808. Preis 5 d. Auflage 5080.

Der alte „Examiner," gegründet 1710 durch Bolingbroke und Swift, war zur Zeit der Königin Anna das eigentliche Tory-Organ. Es hielt ſich, wie all die glänzenden Blätter jener Epoche, nur wenige Jahre.

Der neue, der whiggiſtiſche „Examiner" iſt eine Schöpfung Leigh Hunt's. Leigh Hunt ging damals weiter als die Whigs. Er gehörte (wie Southey und Coleridge) jener ziemlich excentriſchen Schule an, die unter dem Einfluß der franzöſiſchen Revolutions-Ideen

in England entſtand. Er war für Reform im großen Styl und bekämpfte Perſonen und Zuſtände mit gleicher Leidenſchaftlichkeit. In einer 30 Jahre ſpäter geſchriebenen Selbſtbiographie beſpricht er jene Epoche ſeines Lebens und ſagt: „Ich glaube, was ich damals glaubte, aber während ich um kein Haar breit milder geworden bin gegen die Zuſtände, hab' ich die Menſchen, die dieſe Zuſtände machen, aber noch viel mehr von ihnen gemacht werden, tolerirn gelernt."

Seit wann der „Examiner," an Stelle ſeines Radikalismus, einfach whiggiſtiſch geworden iſt, vermag ich nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen, vermuthlich ſeit den Tagen der Reformbill. So weit hinauf wenigſtens werden ſich Lord John Ruſſells Beziehungen zu dem Blatte verfolgen laſſen. Es ſteht an allgemeiner Schätzung, wenn auch nicht an Abonnentenzahl, unter den Wochenblättern obenan. Es iſt in der That mit Sachkenntniß, Witz und Geiſt geſchrieben und kommt hierin der „Preß" am nächſten. Die Mehrzahl engliſcher Leſer würde, wenn ſie ſich zwiſchen den beiden Blättern entſcheiden ſollten, nicht lange zweifelhaft ſein, wem der Vorzug gebühre. Unbedingt dem „Examiner." Fremde werden dies Urtheil ſchwerlich unterſchreiben. An Talent, Schärfe und Rückſichtsloſigkeit gegen den Gegner ſtehen ſich beide Blätter ziemlich gleich, aber während der „Examiner" gewiſſe engliſche Vorurtheile ſchont, hat die „Preß" dieſelben überwunden. So iſt die Bewegung der letztern freier und ihr Urtheil in großen Fragen (wo das Perſönliche aufhört eine Rolle zu ſpielen) gerechter. Man kann zuletzt ſagen, der Unterſchied zwiſchen den beiden Blättern iſt derſelbe, wie zwiſchen Lord John und Mr. Disraeli. Der letztere iſt jedenfalls friſcher und originaler. Lord John hat die große politiſche Erbſchaft des Hauſes Bedford angetreten und hat mit dem Kapitale auf vorgeſchriebenen Wegen weiter gewirthſchaftet. Mr. Disraeli iſt der Gründer einer neuen Firma.

Was ihre Organe angeht, ſo iſt die „Preß" auch dadurch im Vortheil, daß ſie aus einem Guſſe iſt. Es weht derſelbe Geiſt in ihr von Anfang bis zu Ende. Mr. Disraeli hat eine Schule von kleinen Disraeli's um ſich her, die in ſeinem Sinne und ſeinem Geiſte zu ſchreiben verſtehen. Dieſe Uebereinſtimmung kann der „Examiner" durchaus nicht für ſich in Anſpruch nehmen. Die „Preß" ſchreibt, wie Mr. Disraeli ſpricht; aber der „Examiner," anſtatt zu ſchreiben, wie Lord John ſpricht, ſchreibt den Styl und die Sprache der „Preß" und Mr. Dis-

raeli's. Das ſteigert den Reiz, vermindert aber ein nachhaltiges Intereſſe. „Eines ſchickt ſich nicht für Alle.“ Jeder in ſeiner Weiſe. (Wie das Verhältniß Mr. Disraelis zur „Preß“ gelöst iſt, ſo ſcheinen auch die vieljährigen Beziehungen Lord John Ruſſels zum Examiner nicht mehr zu exiſtiren. Schon 1857, in der chineſiſchen Frage, war der Examiner ganz auf Seiten Lord Palmerſtons, während Lord John bekanntlich unter den Angreifern des Premiers und in Gefahr war, ſein City-Mandat zu verlieren.)

Der „Obſerver.“ Mit Ausnahme der „London Gazette,“ die als politiſches Organ nicht in Betracht kommt, das älteſte unter den Wochenblättern. Gegründet 1792. Preis 5 d. Auflage 8560. Es erſcheint Sonntag früh, doch werden die in die Provinzen gehenden Exemplare ſchon am Sonnabend befördert. Der „Montag-Obſerver“ iſt eine Art Supplement und wird Montag Nachmittag 3 Uhr ausgegeben. Er enthält in aller Kürze die neueſten politiſchen und Börſen-Nachrichten.

Der „Obſerver“ iſt ein ſehr gutes Blatt und unter allen Wochenblättern das einzige, das neben den Eigenſchaften einer Revue auch ganz beſonders den Charakter einer Zeitung hat. Es reſumirt und raiſonnirt ſo kurz wie möglich und füllt ſeine Spalten am liebſten mit wirklichen Neuigkeiten. Seine nahen Beziehungen zum Miniſterium befähigen es vollſtändig dazu. Es gilt (neben „Morning Poſt“) als das Organ Lord Palmerſtons. Ich habe keinen Zweifel an der Richtigkeit dieſer Annahme; wie dem auch ſei, jedenfalls beſitzt es viel von den beſonderen Vorzügen des Premier. Ich möchte lobend hinzuſetzen, „ohne ſeine Schwächen zu theilen.“ Vielleicht hat es auch dieſe Schwächen; aber es iſt ein ander Ding, ob eine Zeitung oder ein Premier-Miniſter zu Suffiſance und Witzeleien ſeine Zuflucht nimmt. Man hat Lord Palmerſton den Typus eines modernen Engländers und ſpeziell eines Cockney genannt und daraus ſeine Popularität (denn er iſt in der That populär, auch bei ſeinen Gegnern) zu erklären geſucht. Eine National-Eigenſchaft hat er gewiß in beſonderem Maaße: „common sense,“ geſunden Menſchenverſtand. Die Nation hat mehr davon als die Wochenblätter, die im Allgemeinen durch Verbreitung von Vorurtheilen und durch kümmerliche Kannegießerei den „common sense“*)

*) Eine Bemerkung über den viel gerühmten common-sense ſei hier geſtattet. Was man von dem „geſunden Menſchenverſtand“ überhaupt geſagt hat,

untergraben. Eine glänzende Ausnahme iſt der „Observer.“ Er iſt darin ſeines Herrn und Meiſters würdig. Er hat die Gabe, durch den Nebel ſtundenlangen Geſchwätzes hindurch, die Sachlage ſo zu erkennen, wie ſie iſt. So viel ich weiß, war er unter allen Wochenblättern das einzige, das in der Biſchofs-Penſionirungsfrage einfach folgendermaßen deducirte: Sagt ihr „nein,“ ſo erhält der Biſchof von London nach wie vor 18,000 Pfd. jährlich und ſitzt auf ſeinem Sorgenſtuhle, ohne ſich zu rühren, noch ſo viele Jahre lang, wie Gott ihn leben läßt. Sagt ihr „ja,“ ſo erhält der alte Biſchof 6000 Pfd. Penſion, und für den Reſt von 12,000 Pfd. könnt ihr euch einen neuen beſorgen, von dem ihr wenigſtens etwas habt.“ Ich citire dieſen Fall, weil er beſonders frappant iſt. Alle andern Wochenblätter (ſelbſt der „Examiner“) kamen über die Betrachtung nicht hinaus, daß 6000 Pfd. unſagbar viel Geld ſei. Es iſt dahin gekommen, daß der bloße geſunde Menſchenverſtand und ſeine ehrliche Anwendung zu den beſonderen Tugenden eines Blattes gehört.

Von derſelben Firma (W. Clement, 170 Strand) wird auch „Bells Life in London“ herausgegeben, ein weit verbreitetes ſehr populäres Blatt, das man am beſten als das Organ des Sport, d. h. alſo des Schnelllaufens, Vereins, Cricket-Spiels, Segelns, Rudern, Wettrennens, der Jagd ꝛc. bezeichnen kann. Es hat auch liberal gehaltene und gut geſchriebene Leitartikel, die aber Nebenſache ſind, ganz beſonders in

---

daß er nicht überall ausreicht und daß er nur dann vortrefflich iſt, wenn er ſich zu beſcheiden weiß, das gilt ganz beſonders von dem engliſchen common-sense. Ohne gleichzeitige wahre Bildung des Herzens und Geiſtes, iſt es mindeſtens mißlich, ihm zu viel Spielraum zu gönnen. Dieſe Bildung fehlt in England ungemein oft. Unkenntniß und Egoismus berauben den engliſchen common-sense ſeiner natürlichen Fähigkeit. Der Shopkeeper, alle jene Leute, die etwa unſern kleineren Kaufleuten entſprechen, werden als Jury-Männer oder bei Meetings, wo ihre Angelegenheiten beſprochen werden, durchaus am Platze ſein und durch etwas Schlagendes in ihrer Beweisführung überraſchen; wenn es aber gilt, irgend einen Vorgang draußen in der Welt vorurtheilsfrei und einfach-verſtändig zu kritiſiren, ſo ſind ſie dazu unfähiger, als vielleicht irgend eine andere Nation. Sie bilden ſich ein, mit common-sense zu verfahren, und merken nicht, daß er ihnen unter den Händen zu einer bloßen Miſchung von Unkenntniß und beſchränkter Selbſtſucht geworden iſt.

den Augen derer, um derentwillen das Blatt gegründet wurde (1820). Preis 5 d. Auflage 18,620.

„Der Economiſt." Gegründet 1843. Preis 8 d. Auflage 4300. Es iſt mehr ein ſtatiſtiſches und kommerzielles, als ein politiſches Blatt; „drei Viertel Preiscourant und ein Viertel Zeitung," wie andere Wochenblätter ſich etwas wegwerfend ausgedrückt haben. Zu dieſer Ueberhebung iſt indeſſen nicht der geringſte Grund vorhanden. Der kommerzielle Theil des Blatts iſt mit ſolchem Geſchick redigirt, daß es nach der Seite hin eine kaum beſtrittene Autorität bildet. Auch der politiſche Theil iſt bemerkenswerth. Seine nahen Beziehungen zum Gouvernement ſichern es vor jener Art von Politik, die in Handelskreiſen üblich zu ſein pflegt, und die keine andere Richtſchnur kennt, als das Steigen oder Fallen der Papiere. Das Blatt, im Gegenſatz zu anderen Handels-Zeitungen, hat eine klare Einſicht davon, daß der Handel einer Nation nicht ohne die Macht, die Ehre und die Selbſtſtändigkeit derſelben beſtehen kann, und daß der alleräußerlichſte Vortheil des Individuums an die moraliſchen Eigenſchaften des Ganzen geknüpft iſt. Die Artikel des „Economiſt" über den engliſch-amerikaniſchen Konflikt ſind in dieſem Geiſte geſchrieben und ganz vortrefflich. „Präſident Pierce weiß, daß uns an den centralamerikaniſchen Beſitzungen nichts liegen kann, und daß wir ſie, je eher, je lieber, los zu ſein wünſchen. Aber das genügt ihm nicht; wir ſollen ſie aufgeben unter entehrenden Bedingungen, das iſt ſein Plan. Dadurch hört die Sache auf, eine Bagatelle zu ſein; es handelt ſich nicht mehr um ein werthloſes Stück Land, ſondern um den Preis unſerer Ehre." Dieſe Sprache iſt bemerkenswerth in einem Handelsblatt. Alle Welt weiß, daß die City von London (wenigſtens in ihrer ungeheuren Mehrheit) jede Art von Nachgiebigkeit verlangte, nur um ihren nächſtliegenden Vortheil gewahrt zu ſehn. Der „Economiſt" iſt ſpeziell das Organ Mr. Wilſon's, des erſten Secretairs im Schatzamt und, wie ich vernehme, durch Umſicht, Thätigkeit und Sachkenntniß die Seele deſſelben.

Der „Mark Lane Expreß." Gegründet 1832. Preis 7 d. Auflage 5520. Iſt dem „Economiſt" ſehr ähnlich. Der Politik iſt noch weniger Raum gegönnt; dem Handel, ſpeziell dem Kornhandel, deſto mehr. Seine wöchentlichen Handelsüberſichten ſind in der ganzen Welt von den Betheiligten geleſen und geſchätzt.

Die „Saturday Review" iſt eins der neueſten unter den Wochen-

blättern. Die erſte Nummer erſchien am 3. November 1855. Da um dieſe Zeit der Stempelzwang nicht mehr exiſtirte, ſo fällt die Möglichkeit fort, die Stärke der jedesmaligen Auflage zu berechnen. Das Blatt, das brillant geſchriebene Artikel bringt, viel geleſen wird und nicht ohne Einfluß iſt, iſt ſchwer zu charakteriſiren. Die verſchiedenſten politiſchen Namen werden genannt, zu denen es Beziehungen unterhalten ſoll. Eine Zeitlang galt es als Organ des Herzogs von Newcaſtle (Peelit), dann als Organ Lord Clarendons. Vielleicht iſt es nutzlos, nach einem leitenden Faden zu ſuchen, weil ſolcher möglicherweiſe gar nicht exiſtirt. Im Großen und Ganzen aber pflegt es freilich mehr whiggiſtiſche als toryiſtiſche Maßregeln zu unterſtützen. Die Annahme dürfte richtig ſein, daß das Blatt überwiegend von literariſchen amateurs geſchrieben wird, die mehr durch Eleganz des Styls feſſeln, als Propaganda für dieſe oder jene Anſicht machen wollen. So iſt denn jeder oder doch faſt jeder Artikel willkommen, der ſich, rein belletriſtiſch, durch Geiſt und Talent empfiehlt.

Fünftes Kapitel.

Die radikalen Wochenblätter.

Der „Spectator," gegründet 1828. Preis 8 d. Auflage 2600. Der hervortretendſte Zug des ſehr harmlos radikaliſirenden Blattes iſt ſein Anti-Whiggismus. Dies darf nicht überraſchen; es iſt die alte Erfahrung, daß ſich das Näherſtehende und Verwandtere oft hartnäckiger bekämpft, als die wirklichen Extreme. Lutherthum und Calvinismus haben ſich zu Zeiten feindlicher gegenübergeſtanden, als das eine oder andere dem Papſtthum, und unſre Demokraten haben vielfach eine größere Abneigung gegen die Gothaner gezeigt als gegen die äußerſte Rechte. (Jetzt nicht mehr; kann aber wiederkommen.) Der „Spectator" iſt nicht ausſchließlich antiwhiggiſtiſch, aber ſo weit er es iſt, iſt er das Gegenſtück zum whiggiſtiſchen „Examiner." Es iſt intereſſant, daß dieſe beiden Namen, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die

Bannerworte der Whigs und Tories waren, ſeitdem ihre Bedeutung nahezu getauſcht haben. Der neue „Examiner“ ſteht ſo entſchieden zu den Whigs, wie der alte zu den Tories ſtand, und der neue „Spectator“ iſt ſo ſicher antiwhiggiſtiſch, wie der „Spectator“ Addiſons das Whigblatt par excellence war. Als Probe für den antiwhiggiſtiſchen Radikalismus des Blattes diene Folgendes: „Eine Seſſion iſt wieder zu Ende, und das Parlament hat wieder ſeine Ohnmacht dargethan, auf unſere auswärtige Politik beſtimmend einzuwirken, oder auch nur gewiſſer Garantieen ſich für die Zukunft zu verſichern. Es iſt überaus bedauerlich, daß ein Staatsmann wie Lord Palmerſton — der, um das Geringſte zu ſagen, durch eine eigenthümliche Fähigkeit, unſere Beziehungen zu andern Ländern zu verwirren, ohne dadurch der Sache der Freiheit und des konſtitutionellen Regiments einen nennenswerthen Dienſt geleiſtet zu haben, mehr bekannt als berühmt geworden iſt — wir ſagen, es iſt bedauerlich, daß ſolch ein Staatsmann das Recht haben ſoll, uns jede Auskunft zu verweigern und uns völlig im Dunkeln darüber zu laſſen, in welcher Weiſe er unſere Beziehungen zu Nordamerika, zu Italien ꝛc. zu ordnen gedenkt. Es iſt unglaublich, ein wie ſimples Verfahren ſeinerſeits angewandt wird, um vor Parlament und Land im einen Fall ſeine eigentlichen Intentionen zu verbergen und im andern Fall jede Anklage, auch die berechtigſte, niederzuſchlagen. Auf die Interpellation: was gedenkt die Regierung zu thun? lautet die ſtehende Antwort: „es iſt noch zu früh,“ und auf die Interpellation: warum hat die Regierung das gethan? erfolgt der achſelzuckende Beſcheid: „es iſt nun zu ſpät.“ Das Parlament ſoll die Exekutivgewalt nicht hindern und hemmen auf Schritt und Tritt, aber es ſoll in großen Zügen die Richtung beſtimmen, welche die Exekutive innezuhalten hat.“ Der „Spectator“ ſcheint zu vergeſſen, daß es einmal eine Miniſter-Verantwortlichkeit in England gibt, und daß es zweitens, wenigſtens durch den Uſus, in die Hand des Parlaments gegeben iſt, Miniſterien aus jedem beliebigen Grunde, und wenn es nur der der Schweigſamkeit wäre, zu ſtürzen. Es bedarf dazu nur einer Majorität; fehlt dieſe, ſo fehlt der gute Wille des Parlaments, die Sache zu ändern.

Das Auftreten des „Spectators“ als eines politiſchen Reformers iſt, meinem Dafürhalten nach, weder im Kleinen noch Großen ein glückliches zu nennen. Den Antrag: „kein Redner ſolle länger als

eine Stunde ſprechen," bekämpft der „Spectator" und ſchlägt ſtatt deſſen vor: „jeder Redner, der ein im Lauf der Debatte ſchon dageweſenes Argument wiederhole, ſolle in Geldſtrafe genommen werden." Iſt es möglich, einen unpraktiſcheren Vorſchlag zu machen? Bedenkſamer, aber nicht beſſer iſt es, wenn er als Rettungsmittel gegen die wachſende Maſſe der parlamentariſchen Arbeit die Etablirung von Grafſchafts-Parlamenten proponirt. Das gebe dann völlig das, was wir haben: Provinzial-Landtage und einen Allgemeinen Landtag. Der Unterſchied iſt nur der, daß wir aus dem Einen in's Andere hineingewachſen ſind, es war ein natürlicher Prozeß; was der „Spectator" vorſchlägt, iſt ein Zurückwachſen in die Jugend.

Im Allgemeinen glaube ich ſagen zu dürfen, daß man den Werth und die Bedeutung dieſes Blattes überſchätzt. Vielleicht, daß es zu jenen Firmen gehört, die nach zehn und zwanzig Jahren von ihrem alten Ruhme zehren, auch wenn die Urſachen deſſelben nicht mehr da ſind; vielleicht auch, daß man über den Werth des bloßen politiſchen Experimentirens jetzt anders denkt, als vor dem Jahre 1848. Man iſt gleichgültig oder mißtrauiſch geworden gegen alle Neuerungs-Verſuche in's Blaue hinein. Der „Spectator" leidet noch hieran.

Der „Leader." Gegründet 1850. Preis 5 d. Auflage 1600. Er iſt am beſten charakteriſirt, wenn ich ihn einen „Spectator" nenne, der ſeine Antipathieen nicht auf die Whigs beſchränkt und ſeinen theoretiſirenden Radikalismus offen und mit Selbſtbewußtſein an der Stirn trägt. Deutſchland hat die Ehre, das Motto-Bedürfniß dieſes Blattes befriedigt zu haben. Dem Haupttitel reihen ſich unmittelbar folgende, dem Humboldt'ſchen Kosmos entlehnte Worte an: „Die eine Idee, die die Geſchichte immer mehr und mehr entfaltet, iſt die Idee der Humanität, das noble Streben, die Scheidewände niederzureißen, die Vorurtheil und Einſeitigkeit zwiſchen den Menſchen errichtet haben, und, mit Beſeitigung aller jener aus Religion, Vaterland und Farbe hergeleiteten Unterſchiede, die Menſchheit zu einer Brüderſchaft zu machen, unter Verfolgung jenes einen großen Ziels — Entwicklung unſrer geiſtigen Natur." Dieſem folgt als Ueberſchrift des eigentlich politiſchen Theils, ein zweites Motto, das dahin lautet: „Es gibt nichts Revolutionäreres, weil nichts Naturwidrigeres, als das Beſtreben, die Dinge fixiren zu wollen, denn das

„Schöpfungsgeſetz involvirt einen ewigen Fortſchritt.“ Dieſe zwei Citate charakteriſiren die Richtung des Blattes ziemlich gut. Mr. G. H. Lewes, der ausgezeichnete Biograph Goethe's, war Editor des Leader von deſſen Begründung an bis 1854.

Der „Atlas“. Gegründet 1826, Preis 5 d. Auflage 1620. Ein gut geſchriebenes Blatt, unter kenntnißreicher und konſequenter Leitung. Es hat durch die längere Mitarbeiterſchaft Ludwig Koſſuths eine gewiſſe Celebrität erlangt, und wiewohl ſeit beinah Jahresfriſt die Koſſuth'ſchen Beiträge aufgehört haben, ſind doch die perſönlichen Beziehungen der Redaction zu der geſammten Flüchtlings-Ariſtokratie dieſelben geblieben. Dieſe Beziehungen ſichern dem Blatt auch jetzt noch eine gewiſſe Bedeutung, und es exiſtirt vielleicht kein zweites Organ, das in gleichem Maaße als Barometer aller jener Flüchtlings-Hoffnungen und Befürchtungen angeſehen werden könnte. Es iſt ein Sprechſaal für Alle, aber das ungariſche Element ſcheint zu prävaliren und läßt einen bitteren Haß gegen Oeſterreich als hervorſtechendſten Zug des Blattes erſcheinen. Die ganze Scala wird durchgeſpielt, vom pathetiſchen Donnerwort bis zum ſchneidenden Hohn. Die Veranlaſſung dazu findet ſich immer, und wäre es die Beſprechung eines Reiſe-Handbuches durch Tirol, oder ſonſt dergleichen. Der Redacteur iſt ein Engländer und ein Mann von Gaben; aber, wie es ſcheint, in voller geiſtiger Abhängigkeit von Koſſuth. Ich hörte ihn im Lauf des Sommers eine Klubrede halten; es war über Schweiz und Schweizer. „O, ich liebe dieſe Schweizer, wär' es auch nur, weil ſie der öſterreichiſchen Geſchichte zu einem einzigen intereſſanten Kapitel verholfen haben, ſicherlich zu dem einzigen, das ich mit Vergnügen leſe.“ In ſolchen Sätzen ging es weiter. Dieſer Haß iſt zu einer Art fixen Idee geworden, und wer ihn theilt, der leſe den „Atlas.“ *)

„Leader“ und „Atlas“ wenden ſich an beſtimmte Kreiſe, an die Ariſtokratie unter den Demokraten; die vier radikalen Blätter, die uns noch bleiben, wenden ſich an die große Maſſe des Volks.

Die „Sunday Times.“ Gegründet 1822. Preis 5 d. Auflage 6270. Sie erſcheint in drei Editionen (Sonnabend früh die erſte und Sonntag früh die dritte Ausgabe) und hat unter dem Namen „Sporting und

*) Seitdem in andere Hände übergegangen und in Form und Inhalt weſentlich verändert. Die Beziehungen zur Flüchtlings-Ariſtokratie ſcheinen aufgehoben.

Agricultural Supplement" ein Beiblatt, das darauf aus ist, mit der eigentlichen Sport-Zeitung, „Bells Life in London," zu konkurriren und der „Sunday Times" bei der ländlichen Bevölkerung Eingang zu verschaffen.

Die „Weekly Dispatch." Gegründet 1801. Preis 5 d. Auflage 40,098.

Die „Weekly Times." Gegründet 1847. Preis 2 d. Auflage 76,686.

„Lloyd's Weekly Newspaper." Gegründet 1842. Preis 2 d. Auflage 96,826. Redacteur (der sich ausnahmsweise auf dem Titelblatte nennt) Douglas Jerrold.

Die vorstehenden Namen und Zahlen drücken durchaus die wesentlichen, um nicht zu sagen die einzigen Unterschiede aus, die zwischen den vier radikalen Blättern obwalten. Form, Druck, Preis, Auflage sind verschieden; im Uebrigen könnte man, wie bei Ländern, die keine natürlichen Grenzen haben, aus einem Blatt in das andere hinübergehen, ohne im geringsten zu bemerken, daß man sich auf neuem Terrain befindet. Das politische Glaubensbekenntniß aller dieser Blätter ist dasselbe, und nur in Personalfragen weichen sie gelegentlich von einander ab. Dieser letztere Umstand erklärt sich sehr gut. Die radikalen Prinzipien, die sie vertreten, weisen ihnen eine Position außerhalb der herrschenden Parteien an; sie haben nichts zu schaffen, weder mit Whigs, noch Tories, noch Peeliten, noch den City-Lords, aber wiewohl immer außerhalb dieses Zirkels stehend und darin sich gleich, sind sie doch in ihrer Außenstellung zu der Peripherie dieses Kreises sich ungleich. Die einen stehen links, die andern rechts vom Zirkel und werden mehr oder minder beeinflußt von jenen Persönlichkeiten innerhalb des Kreises selbst, die ihnen durch Wahl oder Zufall die nächsten sind. So hat die „Sunday Times" eine Position in ziemlicher Nähe der gouvernementalen Partei, während „Weekly Dispatch" und „Lloyd's Weekly Newspaper" am entgegengesetzten Ende und zwar in weiter Ferne stehen. Das letztere Blatt hat noch darin ein Unterscheidungsmerkmal, daß es mit einem nicht unbedeutenden Aufwand von Esprit und guter Laune geschrieben ist. Der als Mann von Witz und Geist anerkannte Redacteur, Douglas Jerrold (seitdem gestorben), dessen Name nicht ohne Grund an der Spitze

des Blattes zu finden iſt, geht leider mit ſeiner Gottesgabe etwas zu verſchwenderiſch um und verkehrt dadurch zum Nachtheil, was eine Zierde des Blattes werden könnte. Er fragt ſich nie, „ob die Dinge dieſen Ton vertragen können oder nicht,“ er weiß nur, daß er als eine Art Komiker engagirt iſt und eine gewiſſe Verpflichtung hat, ihn allſonnabendlich zu ſpielen. Daß die Leſer des Blatts (deſſen 2 d. Preis ſchon andeutet, an welche Schichten es ſich wendet) mit dieſem Tone durchaus einverſtanden ſind, unterliegt keinem Zweifel und wird durch die Zahl der Auflage (beinah hunderttauſend) am beſten bewieſen.

Hierher gehört auch das unter allen Blättern vielleicht am meiſten verbreitete, republikaniſche Volks- und Wochenblatt „Reynolds Newspaper.“ — Die chartiſtiſche Preſſe war und iſt ohne Bedeutung. Bis 1858 gab es zwei ihr zugehörige Blätter: the People (4 d.) und the London News (1 d.); beide wurden von dem bekannten Chartiſtenführer Erneſt Jones redigirt. In Folge ſchlechter Finanzen und relativen Ausſterbens des Chartismus aber ſind beide Blätter in die Hände der „Political Reform League“ (General Thompſon M. P.) übergegangen. Der Unterſchied zwiſchen der „League“ und dem „Chartismus“ iſt der, daß der letztere tabula rasa (alſo zunächſt Beſeitigung der Conſtitution) verlangt, um von Grund aus neu aufzubauen, während die League das Beſtehende anerkennt und es nur in ihrem Sinne (d. h. freilich ſehr weit) erweitert haben will.

In ihrer Stellung zur auswärtigen engliſchen Politik und in dem Kurſe, den ſie ſeitens derſelben eingeſchlagen zu ſehen wünſchten, ſind die radikalen Blätter einig, wie faſt in allen politiſchen Fragen. Sie ſind die beſtändigen Anwalte Nord-Amerika's und die eben ſo beharrlichen Verächter des außerengliſchen Europa, das ihnen als Rattenkönig von zehn oder zwölf mit einander feſt verwachſenen Despotieen erſcheint. Sie weichen davon ab, wenn etwa ein Bündniß eine andere Sprache erheiſcht, und ſind dann in ihrem Lobe eben ſo phraſenhaft, wie vorher in ihrem Tadel. Sie wiſſen nichts von den Dingen, wollen nichts davon wiſſen, und ſind alſo darauf angewieſen, mit Allgemeinheiten, wie ſie gerade paſſen, um die Sache herumzugehen. — Für Amerika haben ſie eine blinde Vorliebe und opfern dieſer Neigung ſelbſt das oft geprieſene und nicht wegzuſtreitende engliſche Nationalgefühl. Ob alte und neue Blut-

verwandtſchaft dieſe Vorliebe diktirt, ob ſie in der kommerziellen Erwägung liegt, daß England ohne die Vereinigten Staaten nicht exiſtiren könne, oder ob endlich der engliſche Radikalismus in den Zuſtänden Nordamerika's das Ideal ſeiner Wünſche verwirklicht ſieht — mag dahingeſtellt bleiben, ein Faktum iſt es, daß in allen Streitfragen zwiſchen England und den Vereinigten Staaten der engliſche Radikalismus auf die Seite der letztern tritt. Vielleicht nur, ſo lange der Streit ein Wortſtreit iſt. Das engliſche „Volk" würde ſehr bald kein Blatt mehr leſen wollen, das fortfahren wollte, im Kriege mit Nordamerika den Advokaten des letzteren zu machen.

Sechstes Kapitel.

Die illustrirten Wochenblätter.

„Illustrated London News.“ Gegründet 1842. Preis 5 d. (steigt aber, durch Beilagen, bis auf 10 d.). Auflage 130,506. Von dieser enormen Zahl gehen einige wenige Exemplare nach Deutschland, die indeß, meist an öffentlichen Orten ausliegend, das Blatt auch bei uns bekannt gemacht haben. Unter den verwandten Unternehmungen aller Länder hat keines, auch nur annähernd, einen ähnlichen Erfolg gehabt, wie „Illustrated London News.“ Auch seinem publizistischen Theil nach geschickt und mit Umsicht redigirt, ist derselbe doch verhältnißmäßig Nebensache. Alles freut sich über die hübschen Bilder; das gilt hier wie bei uns. Das Blatt gibt vor, neutral zu sein, rechtfertigt dadurch indeß nur jene Bemerkungen, die ich früher über die durchgehends oppositionelle Haltung aller Wochenblätter, gleichviel wie sie sich nennen mögen, gemacht habe. Es kommt freilich vor, daß „Illustrated London News“ einige verzwickte Carmina zu Ehren der Prinzeß Royal und ihres Verlobten bringt, aber das schließt einen Artikel über die „Ungebühr des deutschen Einflusses“ (bekanntlich ein Lieblingsthema, das den Engländern immer willkommen ist) und über die Unzulänglichkeit von Regierung, Parlament und Adel nicht aus. Diese Dinge gehören einmal zum Sermon, wie Amen in der Kirche. Sie regen Niemanden auf, aber man will sie hören und sehen. Man schläft dabei wie in der Mühle und wacht nur auf, wenn das Geklapper schweigt. Einer der Editoren von „Illustrated London News“ ist John Timbs, der sich durch sein umfangreiches Werk: „Curiosities of London“ ein bleibendes Verdienst erworben hat.

„Illustrated Times.“ Gegründet 1855. Preis 2 d. Auflage nicht genau zu bestimmen, da die erste Nummer des Blattes nicht vor dem 9. Juni 1855 erschien und der Stempel-Ausweis bereits mit dem 1. Juli desselben Jahres schließt. Bis dahin waren (in 4 Wochen) 37,500 Stempel verbraucht, was eine Auflage von 9375 ergeben würde. Das Blatt wurde gegründet, um den „Illustrated London News“ Konkurrenz zu machen. Der reiche Eigenthümer (wenn ich nicht irre, Mr. Ingram) des

letztern Blattes indeß wußte ſich zu helfen und brachte einen großen Theil der Actien von „Illuſtrated Times“ in ſeinen Beſitz. Er kaufte ſie, wie ſie damals ſtanden. Hebt ſich „Illuſtrated Times“ auf Koſten von „Illuſtrated London News,“ ſo gewinnt er an jenem Blatt, was er an dieſem verliert, und macht „Illuſtrated Times“ bankerott, ſo fallen die ſämmtlichen Abonnenten deſſelben dem älteren Unternehmen wieder zu. Ueber die Haltung des Blattes iſt wenig zu ſagen. Es müht ſich, un-politiſcher zu ſein als der ältere Rival. Seine Illuſtrationen ſind der Zahl wie dem Werthe nach (letzteres jedoch nicht immer) geringer. — Hierher gehören auch die ſeit Neujahr 1858 erſcheinenden mit ſchönen Stahlſtichen (Portraits) gezierten „Illuſtrated News of the World.“ Politiſche Parteinahme vermeiden ſie ſo viel wie möglich.

„Punch“ oder „London Charivari.“ Gegründet 1841. Preis 3 d. Auflage 8000. Seines Humors und ſeines Witzes freut ſich Jeder, der engliſch verſteht, und ſeiner Illuſtrationen freut ſich die halbe Welt. Die beſten Köpfe der neuen engliſchen Literatur ſind entweder noch jetzt im Dienſt deſſelben oder haben ſich ihre Sporen in den Spalten dieſes Blattes verdient. Tom Taylor, Charles Dickens, Henry Mayhew, James Hannay, John Leech (der Zeichner), Mark Lemon (der gegenwärtige Redakteur), und vor Allen — Thackeray, deſſen im „Punch“ erſcheinende Naturgeſchichte der „Snobs“ zuerſt die allgemeine Aufmerkſamkeit auf dieſes große humoriſtiſche Talent hinlenkte. — „Punch“ iſt ein Bedürfniß der Nation geworden, wie die „Times,“ und hat ſeine ſchwachen und bedenklichen Seiten, wie dieſe. Man ſoll mit dem Witz nicht rechten und ihm was durch die Finger ſehen, aber man muß einräumen, daß „Punch“ von dieſem Vorrecht einen etwas weitgehenden Gebrauch macht. Eine engliſche Kritik bemerkt darüber: „Nichts iſt vollkommen, und ſo hat ſelbſt Mr. „Punch“ ſeine Fehler. Seine Witze, in Wort und Bild, gehen gelegentlich über das rechte Maaß hinaus und machen Dinge und Perſonen zum Gegenſtand der Verachtung, die uns ehrenwerth und ſelbſt heilig ſein ſollten.“ Das iſt in der That ſo; er iſt nicht frei von dem, was ich die Geſinnungsloſigkeit des Witzes nennen möchte. Der Witz ſelbſt hat darunter zu leiden. Wir lachen nur, ſo lange er trifft, oder ſo lange wir *glauben*, daß er trifft; wiſſen wir aber, daß er in's Blaue ſchießt, nothwendig ſchießen muß, weil die Lächerlichkeit oder Thorheit gar nicht

da iſt, nach der er zielt, ſo hört die komiſche Wirkung auf. In Berlin ſagte ein berühmter Arzt vom andern: „Ich weiß, er pocht auf ſeine grauen Haare, aber er vergißt, daß die Eſel mit grauem Haar geboren werden.“ Das war witzig, wenn es traf, aber es mußte denen halb niedrig und halb albern erſcheinen, die da wußten, daß es nicht treffen konnte. Der Witz muß im Dienſt der Wahrheit ſtehen; er muß eine ethiſche Berechtigung haben; er muß daſſelbe wollen wie der Ernſt, nur auf entgegengeſetztem Wege. Hiergegen verſtößt „Punch,“ und mehr als die Engländer glauben. Fremde Perſönlichkeiten und Zuſtände, von denen die Engländer nichts wiſſen, ſind die bequemſte Zielſcheibe. „Punch“ acceptirt und nährt die Vorurtheile, die er bei ſeinen Landsleuten verfindet. Der ariſtophaniſche Geiſt ſinkt oft zur Malice herab und wird — Geſchäftsſache. Vielleicht kann es nicht anders ſein. Wo liegt die Grenze zwiſchen Muth und Tollkühnheit, zwiſchen Sparſamkeit und Geiz, zwiſchen Witz und — Malice. Nehmen wir's, wie's fällt und lachen wir mit.

Schließlich noch einige Bemerkungen über die radikalen Sonntagsblätter insgeſammt, die, je nachdem ich die illuſtrirten Blätter mit einrechne oder nicht, eine Viertel oder halbe Million Exemplare allwöchentlich über London und das Land ausſchütten. Dieſe Zahl iſt nicht übertrieben, namentlich, wenn man erwägt, daß die Auflagen, beſonders der Zwei-Penny-Blätter, ſeit Aufhebung des Stempelzwanges (wodurch der Preis der Blätter um ein Drittel billiger wurde) bedeutend gewachſen ſind. Zu konjekturiren, wie viele Leſer auf jedes einzelne Blatt kommen, würde nutzlos ſein; darüber indeß kann kein Zweifel obwalten, daß die Geſammtzahl nach Millionen gerechnet werden muß. Zu gleicher Zeit muß ſich einem die Frage aufdrängen, wie iſt es möglich, daß die Unzufriedenheit der Maſſen ſo ſyſtematiſch und in ſo rieſigem Maaßſtabe gepflegt werden kann, ohne irgend welchen wahrnehmbaren Eindruck hervorzubringen. Auf dem Kontinent glaubt man dann und wann, daß ein ſolcher Eindruck da ſei, und daß eine Maſſenerhebung über kurz oder lang die beſtehenden Zuſtände über den Haufen werfen werde. Es gibt wenige Dinge, von denen ich ſo feſt überzeugt wäre, wie von dem Gegentheil dieſer Annahme. Die Gefahren Englands liegen wo anders. Der Boden der Geſellſchaft iſt nicht vulkaniſch; jene Unzufrieden-

heit, vor Allem jener Dünkel, der zu Allem, was über ihm ſteht, mit einem: „wo Du ſtehſt, kann ich auch ſtehen," hinaufblickt, dieſer Dünkel, ſage ich, exiſtirt hier nicht. Das Volk iſt unendlich harmlos und hat einen unverheuchelten Reſpekt vor Rang und Reichthum, wie ihn Frankreich und Deutſchland nicht mehr kennen. Wollte man das Volk quälen, ſo würde dieſer Reſpekt vielleicht verſchwinden; aber man quält es nicht. Man thut herzlich wenig für ſeine moraliſche und geiſtige Bildung, man räumt ihm keine politiſchen Rechte ein, man läßt es wild aufwachſen, aber — man quält es nicht. Bei aller Noth und allem Elend im Einzelnen geht ein ungeheurer Zug des Behagens durch das Ganze. Die perſönliche Freiheit iſt groß und als ein Theil dieſer Freiheit wird das Recht betrachtet, klagen und ſchimpfen zu können. Aber auch durchaus nicht mehr.

Wenn bei uns geklagt wird, ſo hat man ein Ziel im Auge, und wenn dies Ziel nicht erreicht wird, ſo wächſt und ſteigt die Bitterkeit. Nicht ſo hier. Das Klagen ſelbſt iſt Zweck. Es genügt den Leuten, dreißig Jahre lang behaupten zu können, daß Lord Palmerſton der größte Humbug der Neuzeit ſei, aber ſie erwarten nicht, ja ſie haben kaum den Wunſch, daß durch dieſe ihre Anſicht irgend etwas geändert werde. Die freie Meinungsäußerung, die in Frankreich (ich mag es nicht beſtreiten) der Inbegriff aller Gefahr iſt, iſt hier das Sicherheitsventil.

So viel über den Charakter und das Bedürfniß des Volks. Behaglich wie es ſich fühlt, würd' es unter allen Umſtänden ſchwer ſein, es aufzuſtacheln. Aber dieſe Abſicht hat niemand, am allerwenigſten die radikale Preſſe. Im Volk fehlen die Pulverfäſſer und in der Preſſe fehlen — die Blitze. Es liegt durchaus nichts Zündendes in dieſen fulminanten Artikeln; es ſind kalte Schläge, und es ſollen kalte Schläge ſein. Die Redacteure ſind im großen Ganzen eben ſo harmlos, wie das Volk ſelbſt. Die deutſchen radikalen Blätter des Jahres 1848 wollten etwas, ſie waren im Dienſt einer Idee, gleichviel, ob einer guten oder ſchlechten, aber die radikalen engliſchen Wochenblätter wollen nur Abonnenten, wollen dem Volk gefallen, aber es nicht verführen.

Das Vorſtehende würde völlig ausreichen, die relative politiſche Einflußloſigkeit dieſer geharniſchten Leitartikel zu erklären, deren Kraftſprache

dem Fremden ſo zu imponiren pflegt. Aber außer jenen innerlichen Gründen, die ich zur Erklärung dieſer Thatſache beigebracht habe, gibt es noch einen rein äußerlichen Grund, der ſicherlich nicht minder ſchwer in die Wage fällt. Es iſt der, daß dieſe Donnerworte des Radikalismus vielleicht in den meiſten Fällen gar nicht geleſen werden. Die politiſche Nicht-Bildung des Volkes iſt ſo groß, daß die Behandlung der meiſten Fragen ſie nicht intereſſiren kann, weil ſie nicht das geringſte davon verſtehen. Alle dieſe Blätter ſind nach dem Göthe'ſchen Satz: „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen," redigirt und es würde ein Irrthum ſein, ſich einzubilden, daß der politiſche Theil der geleſenſte ſei. „Wunderbare Rettung aus Lebensgefahr," „Großes Feuer in der City; 13 Menſchen verbrannt," „Unnatürliche That einer Mutter in Warwickſhire," „Neue Strychnin-Vergiftungen in Leeds," Betrügereien, nächtliche Einbrüche, Prozeßverhandlungen, Polizeiberichte — *das iſt es*, was geleſen wird.

Daß der engliſche Radikalismus *anders* iſt wie der kontinentale, iſt ein Satz von allgemeiner Gültigkeit und Verbreitung; aber ſeine äußerſte Harmloſigkeit iſt weder gekannt noch gewürdigt. Die Gründe ſind klar — das Volk iſt glücklich.

Die Londoner Tagespresse.

Erſtes Kapitel.

Allgemeines: Zahl, Name, Farbe; Preßprozeſſe; Redaktionslokale; Perſonal und Koſten; Geldverhältniſſe; Beſtechlichkeit und Unbeſtechlichkeit.

Die Zahl täglich (gleichviel, ob Morgens oder Abends) erſcheinender Londoner Zeitungen beläuft ſich auf elf. Morgenblätter: „Times," „Morning Chronicle," „Morning Poſt," „Morning Herald," „Morning Advertiſer" und „Daily News." Abendblätter: „Globe" und „Sun." Pennyblätter: der Daily Telegraph," der „Star" (Morning und Evening) und der „Standard." Dieſe Angaben ſind nicht ganz exakt, kommen aber dem, was uns als Wahrheit gelten muß, näher, als eine peinlich-richtige Aufzählung. Es exiſtirt nämlich noch ein „Public Ledger" (gegründet 1759), dem ſogar die Ehre zufällt, das älteſte Londoner Tagesblatt zu ſein; er iſt aber von ausſchließlich kommerziellem Charakter und gehört deßhalb nicht unter die eigentlichen Zeitungen. Außerdem wäre noch, bei Gelegenheit der Abendblätter, der „Expreß" und die „Shipping und Mercantile Gazette" aufzuzählen geweſen; die letztere aber, wiewohl gelegentlich wichtige politiſche Nachrichten bringend, iſt im Weſentlichen kommerziell wie der „Public Ledger," während der „Expreß" einer bloßen Abend-Ausgabe der „Daily News" gleicht und nicht mehr Anſpruch hat, als beſonderes Blatt aufgeführt zu werden, wie der „Evening Herald" oder der „Evening Star."

Die Blätter nach ihrer politiſchen Farbe zu gruppiren, iſt nicht möglich. Beſſer wäre es ſchon, ſtatt der üblichen Partei-Namen, die Namen der politiſchen Führer als unterſcheidende Bezeichnungen zu adoptiren. Die Neigung der deutſchen Preſſe, noch immer von dem „großen City-Organ," oder vom peelitiſchen „Chronicle," oder von der toryiſtiſchen „Morning Poſt" zu ſprechen, hat viel Verwirrung angerichtet. Viele dieſer Bezeichnungen ſind im Laufe der Zeit geradezu

falſch gewerden, andere ſind halbrichtig und bedürfen einer Erklärung oder Einſchränkung. Die „Times“ ſträubt ſich gegen jede Rubrizirung; ſie hat beſtimmte Sympathieen und Antipathieen, ficht für einzelne Perſönlichkeiten und bekämpft andere; Licht und Klarheit aber in dies ſcheinbare Chaos zu tragen und die Geſetze der Konſequenz im äußerlich Widerſpruchsvollen nachzuweiſen, dazu bedarf es einer eingehenden Analyſe, und kein einzelnes Beiwort, wie lang und gut gewählt es ſein mag, iſt im Stande, die Sache auch nur annähernd zu bezeichnen. Daſſelbe gilt vom „Chronicle,“ freilich aus ganz anderen Gründen, die weiter unten, bei eingehender Beſprechung des Blattes, wenigſtens angedeutet werden ſollen. Die „Morning Poſt“ iſt ariſtokratiſch-palmerſtoniſch-imperialiſtiſch, der „Advertiſer“ radikal-palmerſtoniſch-flüchtlingsfreundlich. Der „Herald“ ficht für Lord Derby und die Alt-Tories, der „Standard“ für Disraeli, Lord Stanley und die Jung-Tories. Der „Globe“ iſt whiggiſtiſch-palmerſtoniſch, der „Sun“ radikal-toryiſtiſch, der „Daily Telegraph“ radikal-palmerſtoniſch-ſardiniſch. „Daily News“ ſind das Organ der liberalen Reformer und „Morning“ und „Evening Star“ vertreten die Mancheſter-Partei, ihre Intereſſen und Sympathieen.

Bevor ich zur Beſprechung der einzelnen Blätter übergehe, ſei es mir geſtattet, einige allgemeine Bemerkungen in bunter Reihenfolge vorauszuſchicken. Zuerſt ein paar Worte über die unabhängige Poſition der engliſchen Preſſe dem Gouvernement gegenüber. Die Sache ſelbſt iſt ein unbeſtreitbares Faktum; das aber wäre ein Irrthum, wenn man glauben wollte, die Dinge ſeien hier zu Lande immer ſo geweſen, oder die gegenwärtige engliſche Preſſe verführe mit einem Takt und bei aller freien Bewegung zugleich mit einer Delikateſſe, die jeder Anklage den Boden unter den Füßen nähme. Wer das letztere behaupten wollte, würde nur den Beweis führen, mit der zahlreichſten, wenn auch freilich nicht reſpektabelſten Maſſe der engliſchen Zeitungen (meiſt billige Wochenblätter) nie in Berührung gekommen zu ſein. Auch die „Times“ excellirt keineswegs durch billige Rückſichtsnahme auf Perſonen und Verhältniſſe und nimmt nie Anſtand, einem politiſchen Manöver Takt und unter Umſtänden ſelbſt guten Geſchmack zum Opfer zu bringen. Daß wir nicht länger mehr von engliſchen Preßprozeſſen leſen, hat ſeinen Grund keineswegs darin, daß die Geſchultheit, ſo zu ſagen die Erbweisheit der engliſchen Redacteure jede Anklage derſelben un-

möglich machte, ſondern liegt einfach daran, daß die Regierungen, Whigs und Tories, in ihrem eigenen Intereſſe es aufgegeben haben, die Macht des Geſetzes gegen ebenſo häufige, wie oft ſchwer zu beweiſende Uebertretungen deſſelben aufzubieten. Der Uſus hat das Geſetz in halbe Vergeſſenheit gebracht, es iſt ſtumpf und roſtig geworden und würde den Dienſt verſagen, wenn man es wieder hervorſuchen wollte.

Aber es war nicht immer ſo. Dies laissez-faire iſt von verhältnißmäßig neuem Datum; noch in den dreißiger Jahren kamen mehrfache Anklagen auf „libel“ (Schmähſchrift) vor und der ſiebzig Jahre umfaſſende Zeitraum von 1760 bis 1830 weiſt eine lange Reihe von dahin einſchlagenden Prozeſſen auf. Die nachſtehende Tafel, welche nur ein Dutzend Jahre umfaßt, mag zeigen, wie wenig der gegenwärtige Zuſtand der Dinge für frühere Zeiten maßgebend iſt.

	Name der Verurtheilten.	Verſtr.	Strafmaß an Zeit.	Strafmaß an Geld.	Polizeiliche Aufſicht.
1808	Francis B. Wright	Libel	6 Monat		
	George Beaumont	„	2 Jahr	50 Lſtr.	3 Jahr
1809	William Cobbett	„	2 Jahr	1000 Lſtr.	7 Jahr
	Thomas C. Hanſard	„	3 Monat		3 Jahr
	Richard Bagshaw	„	2 Monat		
	Th. Harvey u. J. Fiſcher	„	12 Monat		3 Jahr
1810	Daniel Lovel	„	12 Monat		
	Eugenius Roche	„	12 Monat		3 Jahr
	John Dralard	„	18 Monat	200 Lſtr.	
1812	John Hunt u. Leigh Hunt	„	2 Jahr	500 Lſtr.	5 Jahr
1814	Charles Sutton	„	12 Monat		3 Jahr
1817	James Williams	„	8 Monat	1000 Lſtr.	5 Jahr
	Chriſtopher Harris	„	7 Wochen Correctionshaus		3 Jahr
	William Watling	„	6 Wochen „		3 Jahr
	Thomas Whitborn	„	4 Wochen „		3 Jahr
	John Cabnac	„	4 Wochen „		3 Jahr
	Philipp Francis	„	4 Wochen „		3 Jahr
1819	Robert Sherter	„	6 Wochen „		3 Jahr
	Sir Francis Burdett	„	3 Monat	2000 Lſtr.	
	Joſeph Auſſel	„	8 Monat		3 Jahr
	John Osborne	„	12 Monat Correctionshaus		
	Joſeph Haynes Brandis	„	6 Monat „		3 Jahr
	George Nagg	„	12 Monat „		
	William G. Lewis	„	2 Jahr	50 Lſtr.	5 Jahr
1820	Charles Whitworth	„	6 Monat		3 Jahr
	Henry Hunt	„	2 Jahr 6 Monat		5 Jahr
	Jane Carlile	„	2 Jahr		3 Jahr

Alles in allem, die Provinzen mit eingerechnet, hatten von 1808 bis 1820 hundert und ein Preßprozesse stattgefunden. Vier und neunzig Personen (darunter zwölf zu sieben Jahr Transportation) waren verurtheilt und nur sieben freigesprochen worden. Von da ab zeigt sich eine rasche Abnahme, so daß die Gesammtzahl der Verurtheilten von 1821 — 1833 nur neunzehn beträgt. Seitdem scheint die Regierung (Privatpersonen erheben öfters Anklagen) alle Bekämpfung der Presse mit Hülfe des Gesetzes aufgegeben zu haben.

Zunächst will ich nun Einiges über die Lokalitäten bemerken, aus denen die Londoner Presse tagtäglich in Hunderttausenden von Exemplaren hervorgeht. Wie sich der eigentliche Buchhandel in Paternoster-Row und die entartete Tochter desselben: die Unzuchts-Literatur, in Holywell-Street konzentrirt, so hat sich Alles, was zum Zeitungswesen gehört, auf die verhältnißmäßig kurze Strecke zwischen Charing-Cross und Blackfiars zusammengedrängt. Wenig Redactions-Lokale, die nicht am Strand oder in Fleet-Street zu finden wären, und diese wenigen haben sich in die nachbarlichen Höfe und Seitengassen zurückgezogen. Nach einer ungefähren Schätzung befinden sich in den genannten beiden Straßen hundert und fünfzig Zeitungs-Lokalitäten. Von den Redactionen der elf großen Tagesblätter begegnen wir fünf am Strand („Globe," „Sun," „Daily Telegraph," „Morning Chronicle" und „Morning Post") und fünf in Fleet-Street („Morning Advertiser," „Morning Herald," Standard," „Morning Star" und „Daily News"). Die Baulichkeiten der „Times," auf dem benachbarten und ziemlich hoch gelegenen Printing House Square, erheben sich wie ein Castell, das, auch äußerlich, die ganze Situation beherrscht. Die einzelnen Lokale, mit Ausnahme der „Times" und vielleicht der „Morning Post," neuerdings auch des „Star," bieten wenig Bemerkenswerthes. Sie fallen mehr auf durch das, was ihnen fehlt, als durch das, was sie haben. Von gefälligem Aeußern, von Eleganz und Comfort keine Spur; von Licht, Luft und Sauberkeit herzlich wenig. Wie von den Siegern von Azincourt heißt es von ihnen: „Krieger für den Werkeltag." Am interessantesten in der Mehrzahl dieser Lokale ist die geschickte Benutzung des Raums. In einem vier Fenster breiten und drei Stock hohen Hause wird gewöhnlich die ganze Zeitung von Anfang bis Ende gemacht. Im Souterrain (oder in einem Hintergebäude) befindet sich die

Druckerei; Parterre die Expedition; ein und zwei Treppen hoch die Redactionszimmer und drei Treppen hoch die Räumlichkeiten für die Setzer. Bei der außerordentlichen Stoffmenge, die jede englische Zeitung gebunden ist, tagtäglich zu bringen (ich nenne nur die drei oder vier Leitartikel), würden die wenigen Redactionszimmer für die Zahl der Mitarbeiter nicht ausreichen, wenn es nicht im Lauf der letzten Decennien allgemeine Sitte geworden wäre, die eigentliche schriftstellerische Arbeit in die Privatwohnung der Leitartikelschreiber ꝛc. zu verlegen und das Redactionszimmer zu einem bloßen Geschäftslokale zu machen, in dem die Befehle vom Chef-Editor ertheilt und die ausgeführten Ordres von Sub-Editoren zurückerwartet werden. So kommt es, daß sich eine englische Zeitung über Nacht in einer halb mysteriösen Weise auferbaut und am andern Morgen auf dem Frühstückstisch des Chef-Redacteurs mit vier Leitartikeln liegt, zu denen er im günstigsten Fall die Ideen gegeben hat, während der in einer der Vorstädte wohnende Mitarbeiter die Zeitung wie ein fremdes Blatt in die Hand nimmt, nicht einmal sicher, seinem eigenen Artikel darin zu begegnen.

Ueber das Personal, das zur Herstellung einer großen Londoner Zeitung nöthig ist, brauche ich an dieser Stelle nicht eigens zu sprechen; es ergibt sich das am besten und ganz von selbst bei Aufzählung der Kosten, die durch Edirung eines täglich erscheinenden Blattes veranlaßt werden. Ich entnehme die betreffenden Zahlen zwei verschiedenen, völlig von einander unabhängigen Quellen, was als Beweis gelten mag, daß die Angaben der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Mir sind sie ein wenig zu hoch gegriffen erschienen; wogegen ich von anderer Seite höre, daß die genannten Zahlen in der That nur Durchschnittspreise sind, die eben so oft überschritten, wie in andern Fällen nicht ganz erreicht werden.

Mr. William Steen, ein Publizist, der seit länger als zwölf Jahren in der Londoner Presse als Editor und „Manager" thätig gewesen ist, macht hinsichtlich der Kosten folgende Angaben:

I. Editoren und Leitartikelſchreiber.

Chef-Editor (Chef-Redacteur)	1000 bis	1500	Lſtr.
Betriebs-Direktor	1000 bis	1500	„
Sub-Editor		400	„
Zweiter Sub-Editor		300	„
Foreign-Editor (der „auswärtige" Artikel) .		400	„
Vier Leitartikel täglich; jeder à 3 Guineen . .		3600	„
		7700	Lſtr.

II. Correſpondenten.

Paris	1000	Lſtr.
Brüſſel	600	„
Berlin	300	„
St. Petersburg	300	„
Konſtantinopel	300	„
Alexandrien	300	„
Waſhington	300	„
Kalkutta	200	„
Bombay	200	„
Melbourne	200	„
Malta	200	„
Liverpool, Southampton, Dublin à 200 . . .	600	„
Dover, Portsmouth, Plymouth à 150 . . .	450	„
Markt- und Handelsberichte	600	„
	5550	Lſtr.

III. Reporter; Penny-a-liner; City-Artikel.

15 Parlaments-Reporter	4000	Lſtr.
Reporter für die großen Gerichtshöfe	1200	„
Reporter für die Polizei-Gerichtshöfe	350	„
Kleine Beiträge (Penny-a-liner)	1500	„
City-Artikel	600	„
	7650	Lſtr.

VI. Satz und Druck, Diverſa.

Satz und Druck à 150 Lſtr. wöchentlich . . .	7800	Lſtr.
An den Faktor und ſeinen Aſſiſtenten	700	„
Expedition und Kaſſe	1500	„
Telegraphiſche Depeſchen und Porto	1500	„
Diverſa (Dinte, Kohlen, Papier, Zeitungen) .	1500	„
	13,000	Lſtr.

Dies ergäbe eine Totalſumme von 33,900 Lſtr., wozu, bei Verkauf von 10,000 Exemplaren täglich, etwas über 12,000 Lſtr. für Papier (à Bogen 1 Penny) kommen würde. So enorm alle dieſe Summen

einem kontinentalen Leſer erſcheinen müſſen, ſo würde doch ein Abſatz von 10,000 Exemplaren und eine, keineswegs hoch veranſchlagte Tageseinnahme von 96 Lſtr. Annoncen nicht nur alle dieſe Koſten decken, ſondern noch einen bedeutenden Gewinn abwerfen. Das Exempel macht ſich leicht. Die einzelne Zeitungs-Nummer koſtet vier Pence, wovon zwei Pence ſofort abgehen, nämlich ein Penny für den Bogen Papier und ein Penny für den Diſtributeur. Die tägliche Einnahme beträgt alſo nach dieſen Abzügen zwanzigtauſend Pence (2 mal 10,000) und 96 Pfd. für Annoncen. Zwanzigtauſend Pence ſind in runder Summe 84 Pfd. Dies ergibt eine Jahres-Einnahme, das Zeitungsjahr zu 313 Tagen gerechnet, von 96 + 84 Pfd. mal 313 = 56,340 Pfd. Davon die oben ſpezifizirten Koſten mit ungefähr 34,000 Pfd. ab, würde dem Unternehmen immer noch einen Gewinn von über 22,000 Pfd. ſichern. Dieſe Zahlen ſtehen keineswegs blos auf dem Papier. Seit Einführung der Penny-Blätter würd' es zwar durchaus unthunlich ſein, mit einem neuen Four-penny-Blatt vor dem Publikum erſcheinen und einen täglichen Abſatz von 10,000 Exemplaren ohne Weiteres gewärtigen zu wollen, unter den alten Four-penny-Blättern ſind aber zwei (der „Times" ganz zu geſchweigen, bei der jedoch andere Dinge in Betracht zu ziehen ſind), die einigermaßen die Richtigkeit dieſer Zahlen und des angeſtellten Exempels beweiſen können. Am beſten vielleicht der „Morning Adver-tiſer." Seine Auflage beträgt 7000 Exemplare und der Tagesertrag ſeiner Annoncen wird ſich auf etwa 60 Pfd. belaufen. Das ergäbe nach oben angeſtellter Rechnung eine Jahreseinnahme von 37,000 Pfd. Da ſeine Ausgaben ſchwerlich 27,000 Pfd. überſteigen, wahrſcheinlich nicht einmal erreichen, ſo würde das einem jährlichen Gewinn von 10,000 Pfd. gleichkommen, was auch der allgemeinen Annahme (ſiehe weiterhin bei Beſprechung des „Morning Advertiſer") entſpricht. Das andere Blatt, um das es ſich hier handeln kann, ſind die „Daily News." Ihre Auflage geht wenig über 5000 hinaus, die Annoncen werden täglich 50 Pfd. *) bringen. Das ergibt eine Jahres-Einnahme

*) Wie ſich von ſelbſt verſteht, entſpricht die Zahl der Annoncen einigermaßen der Stärke der Auflage. Das bloße Berechnen der mit Annoncen bedeckten Kolumnen gibt niemals ein richtiges Reſultat, nicht einmal bei der „Times," deren Anzeigen wenigſtens ächt und alle bezahlt ſind, wenn auch

von etwa 28,000 Pfd. Da es von den „Daily News" bekannt iſt, daß ſie, ohne vorwärts zu kommen, wenigſtens in Balance zu bleiben wiſſen, ſo deutet das von ſelbſt auf eine Koſtenſumme, die jenen 28,000 Pfd. wenigſtens nahe kommt. — Eine andere Autorität, die mir über denſelben Gegenſtand vorliegt, ſetzt die Ausgaben einer großen Zeitung nur auf 25,000 Pfd. feſt. Aber dieſer letztere Bericht datirt aus dem Jahre 1850 und die Preiſe ſind ſeitdem nicht dieſelben geblieben. Gute Leitartikel werden jetzt in der That mit zwei, drei und vier Guineen bezahlt, während noch im Jahre 1850 eine Guinee als Regel feſtſtand; nur die „Times" pflegte damals dieſe Summe zu überſchreiten. Da jede große Zeitung im Laufe eines Jahres zwölfhundert Leitartikel bringt, ſo ergibt dies allein — den einzelnen Artikel jetzt zu zwei Guineen gerechnet — eine Differenz von 1200 Pfd. Auch in Bezug auf die „Korreſpondenzen" ſcheint Mr. William Sleen die Sätze zu hoch gegriffen und namentlich Orte namhaft gemacht zu haben, wo notoriſch die Mehrzahl der Blätter keine Korreſpondenten, wenigſtens keine regelmäßigen, unterhält. Aber ſo leicht es iſt, derartige Irrthümer im Einzelnen aufzudecken und z. B. nachzuweiſen, daß in dieſem Augenblicke keine Londoner Zeitung einen Berliner*) oder Petersburger Berichterſtatter beſitzt, eben ſo ſchwer und mißlich würde es ſein, daraus herleiten zu wollen, daß die für das geſammte Korreſpondenzweſen feſtgeſetzte Totalſumme von 5500 Pfd. St. eine bloße Uebertreibung ſei. Ohne mich in Details über dieſen Gegenſtand einlaſſen zu wollen, verweiſe ich einfach nur auf die Krim und auf Indien, die nicht bloß das Korreſpondenz-Budget der „Times," ſondern das jeder andern großen Zeitung mit in die Tauſende gehenden Extra-Summen belaſtet haben. Solche Extra-Ausgaben kommen den ſchlechter geſtellten Blättern natürlich ſehr unbequem, ſie müſſen aber dem Wege folgen, den die „Times" ihnen vorzeichnet, müſſen es, um im täglichen Wettlauf mit dem „leitenden

---

bezahlt nach verſchiedenen Sätzen. Ich komme bei Beſprechung der „Times" auf dieſen wichtigen Gegenſtand zurück.

*) Seitdem dies geſchrieben wurde, bringen „Times" und „Daily Telegraph" regelmäßige Korreſpondenzen aus Berlin; „Daily News" gelegentliche, aber ziemlich häufig. Dieſe Dinge wechſeln oft.

Journal" nicht noch mehr überflügelt zu werden, als es ohnehin ſchon der Fall iſt.

Das Sprechen über die Koſten, die durch Herausgabe einer großen Londoner Zeitung veranlaßt werden, hat mich bereits an mehr denn einer Stelle auf die Geldverhältniſſe der gegenwärtig exiſtirenden Blätter geführt. Ich komme ſpäter ausführlicher auf dieſen Punkt zurück; hier nur ſo viel, daß nach allgemeiner Annahme die „Times" ein reicher und der „Advertiſer" ein wohlhabender Mann iſt, während die „Daily News" ſich ehrlich und anſtändig durchzuſchlagen verſtehen. Alle anderen Blätter ſtehen unter Balance und leben von Zuſchuß oder von — Schulden.

Dies führt mich auf eine andere Frage, auf die Frage hinſichtlich der Beſtechlichkeit engliſcher Blätter. Es iſt ſchwer, wo nicht unmöglich, über dieſen Punkt irgend etwas wie Gewißheit zu erhalten, andererſeits ſind die Dinge wiederum nicht in ſo abſolutes Dunkel gehüllt, daß man gebunden wäre, darüber zu ſchweigen. Es iſt damit wie mit dem guten oder ſchlechten Rufe einer Frau; Niemand kann etwas beweiſen, aber die öffentliche Meinung wird ſelten fehlgehen und ihr Urtheil darf im Weſentlichen als maßgebend gelten. Vielleicht daß ich dennoch Anſtand nehmen würde, einen ſo delikaten Punkt, wie den vorliegenden, zu berühren, wenn das, was ich darüber zu ſagen habe, nicht im großen Ganzen zu Gunſten der Londoner Tagespreſſe lautete. Die Frage, die ich zuerſt und vor allem aufzuwerfen habe, iſt die: was iſt Beſtechung? Verſteht man darunter eine Einladung nach Broadlands oder nach Cambridge-Houſe, die Erfüllung eines geäußerten Wunſches, die Anſtellung eines Neffen oder Bruders u. dgl. m., ſo wird Beſtechung verſucht und acceptirt. Man erzählt ſich eine ſeltſame, vielleicht erfundene Geſchichte von einem Paar geſtickter Pantoffeln, die einen demokratiſchen Redacteur für immer an das Haus Palmerſton gefeſſelt hätten. Man erzählt ſich ferner von exquiſiten Champagner-Diner's, die der Repräſentant eines kleinen nordiſchen Königreichs zu geben und dadurch der Haltung eines gewiſſen Blattes in einer gewiſſen Frage den letzten Stempel aufzudrücken verſtand. Man fügt hinzu, daß unter den Servietten der Deſſertteller Eintritts- oder Empfehlungskarten gelegen hätten, die einem Schlüſſel zu den Boudoirs heiterer und ſchöner Damen gleichgekommen wären. Man erzählt ſich vieles der

Art und anderes noch. Aber iſt das Beſtechung? Die Verhältniſſe einer engliſchen Zeitung ſind nicht kleinlich genug, um Dingen der Art, wenn ſie vorkommen, dieſen Namen geben zu dürfen. Niemand wird glauben, einen Miniſter durch ein paar Rebhühner oder eine große Ananas beſtechen zu können. Aehnliches gilt von der Verwaltung ſo großer Inſtitute, wie es eine Londoner Zeitung iſt. Die Engländer, wenn ich nicht irre, haben einen ſehr bezeichnenden Ausdruck für dieſe Art von „Geſchäft," ſie nennen es: „einen guten Willen wach rufen, oder zu beſonderer Bethätigung anſpornen." Das iſt es in der That. Bei Transactionen der Art handelt es ſich nie um abſolute Bekehrung, um das Verlaſſen eines Lagers und Uebergehen in das andere; — von Verrath und Treubruch keine Rede. — Die Uebereinſtimmung der Anſichten wird in allen weſentlichen Punkten vorausgeſetzt und der Bruder oder Neffe wird nur angeſtellt, um den „guten Willen," der bis dahin einer latenten Kraft glich, raſcher in Fluß zu bringen. Geb' ich ein Beiſpiel. Jeder weiß, wie die „Times" über Preußen und Schleswig-Holſtein denkt; kein „Times"-Redacteur würde ſich je veranlaßt fühlen, irgend einem Diner der Welt zu Liebe, die Rechtsanſprüche der beiden Herzogthümer, geſchweige eine preußiſche Advokatur derſelben, zu unterſtützen; umgekehrt aber, wenn Dänemark zu Gaſte ladet, darf ſolche Einladung in Ehren angenommen werden und der Knall der Champagnerpfropfen hat keinen andern Zweck, als den bereits vorhandenen „guten Willen" doppelt attent und thätig zu machen. Wem dies und Aehnliches (in Einzelfällen auch derbere „Menſchlichkeiten" zugegeben) als Beſtechung erſcheint, dem baut ſich die ganze Welt aus nichts wie kläglich-ſelbſtſüchtigen Motiven auf. Solche Dinge wirken mit, aber ſie machen's nicht, geben nicht den Ausſchlag.

Was iſt nun aber Beſtechung oder, um die Frage noch ſchärfer zu ſtellen: was verdammt die öffentliche Moral dieſes Landes als Beſtechung? Die Antwort darauf iſt kurz: die ſcham- und rückſichtsloſe Käuflichkeit, das Jedem-dienen, die Dirnenſchaft. Exiſtirt auch dieſe Art von Beſtechung? Ja; aber (ich ſpreche nur von der Tagespreſſe) vielleicht nur in einem einzigen Falle. Wo ſie außerdem noch vorkommen mag (mir ſchweben zwei untergeordnetere Blätter dabei vor, denen man, wohl nicht ohne Grund, Aehnliches nachſagt), tritt ſie wenigſtens decenter und minder verletzend auf. Die Londoner Tagespreſſe als ein

Ganzes genommen ist unbestechlich. Wenn man trotzdem auf „foreigners" stößt, die einem lachend und mit ziemlich unkleidsamer Siegermiene versichern, daß sie mit Hülfe von 50 Pfd. jeden beliebigen Auslands-Artikel in jedes beliebige Blatt bringen könnten, so ist das zur größern Hälfte Renommisterei und zur kleineren ein Faktum, das bei genauerer Prüfung aufhört, ein Faktum zu sein. Was ich damit meine, ist das: daß diese Dinge, selbst wenn sie vorkommen, durchaus nicht das beweisen, was sie beweisen wollen, d. h. die Bestechlichkeit der Blätter, der Redactionen. Was vorkommen kann, ist die Bestechung eines einzelnen, in loser oder meinetwegen auch in intimerer Beziehung zur Redaction stehenden Individuums. Die große Armee der hiesigen Publizisten besteht aus unbemittelten Leuten, wie überall. Es ist möglich, daß sie dem Knistern von zehn Fünfpfundnoten nicht immer widerstehen können. Schleichen sich dabei Gewissensbisse mit ein, so werden dieselben durch die Vorstellung beschwichtigt, daß alles, was der Artikel für 50 Pfd. vertritt, eigentlich das Richtige sei, oder zweitens nicht gelesen oder drittens nicht verstanden werde. Dies letztere ist die Hauptsache und involvirt zu gleicher Zeit die Möglichkeit der Einschmuggelung, d. h. die Möglichkeit der Dupirung oder Beschwatzung des eigentlichen Redacteurs. In die Hand des letztern, wie sich von selbst versteht, ist es ausschließlich gelegt, ob er den Artikel bringen will oder nicht; da er indessen von der Frage, um die es sich handelt, gerade so viel versteht, wie seine Leser, nämlich nichts, so ist es ihm ziemlich gleichgültig, welche Seite ergriffen, welche Partei vertreten wird, und auf die Autorität seines Mitarbeiters hin, bringt er eine Sache, die ihm ebenso unbekannt, wie interesselos ist. Ich habe hier einen schlimmsten Fall abgeschildert, nur als eine erläuternde Replik auf die Versicherung solcher, die da glauben, mit einer größeren oder geringeren Summe die Organe der englischen Presse kaufen zu können. Ich habe mich zu zeigen bemüht, daß Bestechungen vorkommen können, nicht aber direkt dem Blatt und seinen Vertretern gegenüber, und daß, wenn letztere in die Falle gehen, Unkenntniß und Indifferenz den Ausschlag geben, nicht aber — Geld. Es ist nicht schwer, die Probe auf dies Exempel zu machen. Man warte einen Zeitpunkt ab, wo, auch in außerbritischen Angelegenheiten, das englische Volk bestimmt Partei ergreift, und man versuche dann mit einer gegnerischen Ansicht in den

großen Organen der Tagespreſſe gehört zu werden; — man wird ſcheitern. Möglich, daß die Beſtechung des Individuums glückt, von einer Dupirung des Redacteurs aber iſt nicht länger mehr die Rede und unter dem Einfluß einer öffentlichen Meinung, die er ſich auch aus pekuniairen Gründen hüten muß, zu beleidigen, weiſt er nunmehr unbedingt zurück, was er zu anderen Zeiten als einen bloßen Spaltenfüller vielleicht gebracht hätte.

Wenn trotz alledem das Märchen von der Beſtechlichkeit engliſcher Blätter immer wieder auftaucht, ſo, glaub' ich, hat das ſeinen Grund in Folgendem. Die Mehrzahl der Blätter (eigentlich alle) ſind Actien-Unternehmungen; wenn nicht als ſolche begonnen, ſo doch geworden. Dieſe Actien cirkuliren, oder ſind wenigſtens unter Umſtänden zu kaufen, wie andere Werthpapiere. Dieſe Umſtände können verſchiedenſter Natur ſein. Im einen Fall entäußert ſich der Inhaber ſeiner Actien, weil er's ſatt hat, halb werthloſe Papiere zu beſitzen, die immer neue Zuſchüſſe nöthig machen; im anderen Fall verkauft er, „weil ſie hoch ſtehen" und er am Horizont das Wölkchen zu bemerken glaubt, das Sturm androht und den endlichen Untergang einer 50 Jahre geübten Herrſchaft verkündet; — noch andere verkaufen, bloß um zu wechſeln, oder weil ſie der Lockung eines hohen Angebots nicht widerſtehen können. Bin ich gewandt genug, einen geeigneten Zeitpunkt wahrzunehmen oder reich genug, jedes Angebot, auch das höchſte, zu machen, ſo bring' ich die Majorität der Actien mühlos in meine Hand, ſpreche in Verwaltungsſachen des Blattes ſofort das entſcheidende Wort und gebe demſelben, unbekümmert um die politiſche Richtung, die es geſtern noch einſchlug, heute die meinige. Es liegt auf der Hand, daß es das Intereſſe des neuen Actien-Inhabers mit ſich bringt, dieſe Uebergänge allmälig ſtattfinden zu laſſen, um ſich ſo wenig wie möglich um den Leſerkreis zu bringen, den er mit übernommen hat. Man erzählt ſich, daß in den letzten Jahren viele derartige Transactionen ſtattgefunden haben. Das Haus Orleans — ſo heißt es — hat ſich einen entſcheidenden Einfluß bei der „Times," das Haus Bonaparte bei der „Poſt" zu ſichern gewußt, während Baron Rothſchild, durch Einkäufe hier und dort, bemüht geweſen iſt, an verſchiedenen Stellen zu gleicher Zeit, wenn auch an jeder Stelle nur leiſe, ſich hörbar zu machen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es ſchwer iſt, in Dingen und Fragen völlig klar zu ſehen,

deren möglichſte Unaufgehelltheit im Intereſſe der Betheiligten liegt. Dennoch bedarf es nur eines beſtändigen Achthabens auf den täglichen Geſammtinhalt der Londoner Preſſe, um ſchließlich dennoch zu Reſultaten zu gelangen, die ſchwerlich weit von der Wahrheit entfernt ſind. Im Allgemeinen bringt es, wie zwiſchen Doktoren, der gute Ton mit ſich, die Schwächen oder Geheimniſſe der Kollegenſchaft nicht ohne Noth an's Tageslicht zu ziehen; bekanntlich ſpottet die Leidenſchaft aber aller Regeln des Anſtandes, und ſo kommt immer einmal die Stunde, wo Maria Stuart und Königin Eliſabeth ihren Dialog vorführen. Wer da lauſcht, iſt orientirt für alle Zeit. Um ein Beiſpiel zu geben, laß ich hier ein paar Sentenzen folgen, die ich einem Artikel der napoleoniſtiſchen „Poſt" vom 9. Januar 1858 entnehme. Die „Poſt" ſchreibt: „die Times iſt orleaniſtiſch. Sie bekämpfte von Anfang an, und zwar mit den giftigſten Waffen, die Machtſtellung Louis Napoleons; ſie bekämpfte ihn als Präſidenten und — als Kaiſer. Sie hat ihr Aeußerſtes gethan, die franzöſiſch-engliſche Allianz unmöglich zu machen. .... Sie arbeitet jetzt auf's Neue und in Verkennung ihrer Macht und ihres Einfluſſes am Sturze Louis Napoleons und glaubt, daß das ſicherſte Mittel zur Erreichung ihres Zweckes in Lockerung und Löſung der Allianz beſteht. Demgemäß iſt die orleaniſtiſche „Times" in ihren Leitartikeln unabläſſig thätig. Was ſie über die Vorgänge in Paris ſchreibt, iſt Irrthum und Lüge von Anfang bis zu Ende, nichts wie maliciöſes Geklatſch eines orleaniſtiſchen Organs, das vor allen Dingen Zwietracht zwiſchen den beiden Ländern ſäen möchte ꝛc."

Wenn ihrerſeits die „Times" auf dieſen Artikel nicht geantwortet und die Stellung der „Poſt" nicht weiter abgezeichnet hat, ſo hat ſie nur unterlaſſen, was zu thun nicht nöthig war. Die „Poſt" gibt ſich kaum irgend welche Mühe, ihre nahen Beziehungen zum kaiſerlichen Frankreich zu verbergen.

Dies alles mag mißfallen; aber es iſt, wie ſich ſchwer leugnen läßt, im beſten Einklang mit allem, was Handel und Wandel heutzutage als natürliche Folge mit ſich bringen, und ſelbſt wer ſtreng darüber denkt, hat kein Recht, das, was vorliegt, als „Beſtechung" zu bezeichnen. Die Anſichten über die Moralität oder Unmoralität ſolcher „Geſchäfte" werden freilich auseinandergehen, und ſie thun's. Was mich

perſönlich angeht, ſo halte ich dieſen Zuſtand der Dinge nicht eben für wünſchenswerth, vermag aber andererſeits nichts direkt Unſittliches oder Unerlaubtes darin zu erkennen. In England weniger noch, als irgend wo anders. Die Zeitungen ſind ihren Leſern gegenüber nicht beſtimmte Verpflichtungen eingegangen; es iſt ein Verhältniß, das jeden Tag gelöst werden kann. Wenn ich die „Poſt" zu imperialiſtiſch finde, ſo kann ich ſie aufgeben und mir ein Blatt wählen, das meinem Geſchmacke mehr entſpricht; jedenfalls hat mir die „Poſt" nirgends das Verſprechen geleiſtet, nicht imperialiſtiſch ſein zu wollen. Will man von dem „guten Glauben" der Leſer, von der Unbefangenheit und politiſchen Unſchuld derſelben ſprechen, ſo iſt das ſolchem Blatte gegenüber einfach ridikül. Wer die „Poſt" lieſt, überhaupt wer in England Fourpence für ſeine Zeitung bezahlen kann, der hat das Paradies hinter ſich.

Noch etwas bleibt übrig. Ich habe von der „Times" und „Poſt" geſprochen und von den Beziehungen beider Blätter zu den Orleans und Napoleons, alſo von ihrer Stellung zu zwei ausländiſchen Parteien. Es mag ſich freilich fragen, ob das geſtattet iſt, und ob nicht jegliche Zeitung die Pflicht hat, ihre Geld- und Actien-Verhältniſſe in ſolcher Weiſe zu arrangiren, daß wenigſtens jede dauernde Abhängigkeit von fremden Höfen und fremder Politik vermieden wird. Iſt nicht jedes Abweichen von ſolcher Pflicht eine Art Hochverrath, kann es wenigſtens nicht jeden Augenblick dahin führen? Es iſt dies ein ſchwieriger Punkt. Die Dinge aber haben gemeinhin ihr Corrigens in ſich ſelbſt, und wenn dies von irgend was in der Welt gilt, ſo gewiß von einer freien Preſſe. Es iſt, praktiſch genommen, ziemlich, wo nicht abſolut gleichgültig, ob ein engliſches Blatt dem franzöſiſchen Imperialismus dient oder nicht. Was immer ein derartiges Blatt ſagen und zur Unterſtützung dieſer oder jener Prinzipien beibringen mag, es kann nichts vertheidigen oder verwerfen, was nicht von einem größeren oder kleineren Bruchtheil der engliſchen Preſſe aus freien Stücken ebenfalls vertheidigt oder verworfen würde. Jede Auffaſſung, jedes pro und contra wird, unter gewöhnlichen Umſtänden, ganz von ſelbſt ſeinen Ausdruck finden. Das iſt das Weſen einer freien, reichgegliederten, hundertfach nuancirten Preſſe. Ich ſprach von „unter gewöhnlichen Umſtänden." Dieſe Umſtände können außergewöhnlichen Platz machen, es können Zeiten kommen, wo man im geſammten Volke keine Pro's für Frankreich oder

Oeſterreich oder Preußen länger ertragen will, und wo keine Zeitung — deren erſtes und natürliches Beſtreben doch immer nach Leſern und Abonnenten geht — länger den Muth beſitzen darf, stroman zu ſchwimmen. Solche Zeiten können kommen, wie ſie dageweſen ſind. Wenn aber der eine oder andere glauben möchte, daß das alsdann der eigentliche Zeitpunkt ſein würde zum Hervortreten, zur Action einer fremden Intereſſen dienenden engliſchen Zeitung, der würde nur beweiſen, daß er England nicht kennt. Geld und Mühe würde fortgeworfen ſein, und ſelbſt die geſchickteſte Advokatur ungehört verhallen, wie eine Stimme in der Wüſte. Kurz: in gewöhnlichen Zeiten iſt eine Vertheidigung des Fremden und Gegneriſchen kaum nöthig, in außergewöhnlichen Zeiten — kaum möglich.

Dies würde einen guten Uebergang bilden, um über den Einfluß der engliſchen Preſſe überhaupt zu ſprechen. Ich habe indeſſen vor, dieſe ebenſo ſchwierige wie wichtige Frage erſt am Schluß dieſer Aufſätze (bei Gelegenheit der „Times") ausführlicher zu beſprechen und eine Antwort zu verſuchen. Nur ſtehe ſchon hier der allgemeine Satz: die Londoner Preſſe erſcheint mir wichtiger als Ausdruck vorhandener Anſichten, wie durch den Einfluß, den ſie auf Anſichten übt.

Zweites Kapitel.

Morning-Chronicle.

Iſt das älteſte unter den großen Tagesblättern. Die erſte Nummer erſchien 1769. Mr. Woodfall, der ſich ſchon als Herausgeber des „Public Ledger" (gegründet 1760) ausgezeichnet hatte, trat an die Spitze dieſes neuen Unternehmens. Die Prinzipien, die vertreten wurden, waren whiggiſtiſch. Die Aufnahme, die das Blatt fand, war eine außerordentlich günſtige, ein Umſtand, der in der Thätigkeit und Umſicht, noch mehr aber in dem brillanten Gedächtniß des Herausgebers ſeinen Grund hatte. Mr. Woodfall beſaß nämlich in hohem

Manche die Gabe, durch die ſich Dr. Johnſon ſeiner Zeit bereits ausgezeichnet hatte, die Gabe, den Parlaments-Debatten folgen und ohne irgendwelche Verwirrung oder Entſtellung den Hauptinhalt der verſchiedenen Reden mit raſcher Feder wiedergeben zu können. Mit Hülfe dieſes Talents überflügelte er alle anderen, damals konkurrirenden Tagesblätter, die mit Wiedergabe der Parlaments-Debatten ſtets im Rückſtand waren und die Reden oft um acht Tage ſpäter brachten, als ſie gehalten waren.

1789 beſchloß Mr. Woodfall in einer unglücklichen Stunde den „Chronicle" aufzugeben und ſeine Thätigkeit einem neu zu gründenden Blatte (The Diary") zuzuwenden. Er verkaufte den „Chronicle" in andere Hände und James Perry wurde zunächſt der „Editor," ſpäter auch der Mitbeſitzer des Blattes.

Mit dieſem Manne beginnt ein neuer Abſchnitt nicht nur in der Leitung des „Chronicle," ſondern eine bedeutſame Reform in der engliſchen Preſſe überhaupt. Woodfall war ein Talent geweſen, aber James Perry war ein größeres. Er war ein Organiſateur wie John Walter von der „Times." Beide fanden nie ein Genüge darin, die Dinge im alten Geleiſe gehen zu laſſen, ſondern bezweifelten verweg die Ausreichendheit und Vortrefflichkeit deſſen, was da war, und ſuchten beſtändig das alte durch ein neues, beſſeres zu erſetzen. James Perry's erſte Neuerung war gleich ein glänzendes Debüt und entſchied, im Kampfe mit Woodfall, zum Nachtheil des letzteren. Dieſer fuhr fort, in ſeinem neuen Blatte („The Diary") die Parlaments-Verhandlungen kurz und ſicher wiederzugeben. James Perry ſah ein, daß er etwas erfinden müſſe, um es dem wunderbaren Gedächtniß ſeines Vorbeſitzers und Nebenbuhlers zuvorzuthun. Ein Ausweg war bald gefunden. Statt perſönlich den ungleichen Kampf zu wagen, engagirte er (der erſte, der dies that) mehrere Berichterſtatter und ſchickte ſie als ſogenannte „Reporter" in's Parlament. Solche Auskunftsmittel erſcheinen hinterher wie ſelbſtverſtändlich und nach der gedanklichen Seite hin ohne beſonderes Verdienſt; aber mit Unrecht. Fünfzig Jahre waren vergangen, ſeitdem man in Preſſe und Publikum angefangen hatte, den Debatten innerhalb der beiden Häuſer zu folgen; Walpole war geſtürzt, Granville hatte die Hörer hingeriſſen, der amerikaniſche Krieg war von Kämpfen innerhalb des Parlaments begleitet geweſen, die faſt berühmter geworden ſind, als

jene Kriegführung ſelber, mit Ungeduld hatte das Publikum der jedesmaligen Berichterſtattung entgegengeſehen und doch war keiner unter den Herausgebern auf eine ſcheinbar ſo einfache Löſung täglich ſich darbietender und täglich gefühlter Schwierigkeiten gekommen. Erſt Perry ſtellte das Ei ohne Weiteres auf den Tiſch. Der Erfolg war glänzend; Woodfall und ſein Gedächtniß unterlagen den unausbleiblichen Konſequenzen eines glücklichen Einfalls.

Perry beſaß eine Menge Eigenſchaften, die ihn beſonders geeignet machten, einem Unternehmen, wie dem ſeinigen, vorzuſtehen. Ich laſſe deßhalb an dieſer Stelle eine kurze Charakteriſtik folgen, die einer ſeiner Zeitgenoſſen von ihm entworfen hat: „Unter allen Perſönlichkeiten, die jemals eine dauernde Beziehung zur engliſchen Preſſe gehabt haben, hat vielleicht keiner auch nur den zehnten Theil jener Popularität genoſſen, deren ſich Perry andauernd erfreute. Er war zunächſt brav und ehrenhaft durch und durch; ein in ihn geſetztes Vertrauen wurde nie mißbraucht. Er verſtand die Kunſt der Discretion, und wiewohl eingeweiht in die Geheimniſſe hoher und höchſter Perſonen, hat er dieſen Umſtand nie zu ſeinem Vortheil ausgebeutet. Er war außerordentlich generös und ſtets bereit, mit ſeiner Börſe zu helfen. Von männlich-offenem und zugleich herzlichem Weſen, war er der liebenswürdigſte Vorgeſetzte von der Welt. Dazu gaſtfrei und der Veranſtalter ausgezeichneter Diners, wie einige ſagen, „der beſten," die damals in London gegeben wurden. Tiefes Denken war nicht ſeine Sache, aber er war raſch, gewandt und verſtand es, den Dingen ein Anſehen zu geben. Geſunder Menſchenverſtand ging ihm über Gelehrſamkeit und Spitzfindigkeit. Epigramme und Alles was dahin einſchlägt, liebte er außerordentlich. Er ſprach beſſer als er ſchrieb und ſeine Reden würden Aufſehen gemacht haben, wenn man ſie hätte als Leitartikel bringen können. Er erinnerte ſehr an jene liebenswürdigen, engliſchen Charaktere, wie ſie Walter Scott ſo oft gezeichnet hat und wie ſie leider mehr und mehr aus unſerem Lande verſchwinden. John Walter von der „Times" war ein beſſerer Geſchäftsmann und Daniel Stuart von der „Morning Poſt" ſcharrte mehr Geld zuſammen, aber an ächter Gentlemanſchaft war James Perry beiden überlegen. In ſeinen politiſchen Grundſätzen hielt er unwandelbar aus. Mehrmals bot ſich ihm eine Gelegenheit, in's

Haus der Gemeinen einzutreten, er wies es aber ab und zog das Leben eines Journaliſten jedem anderen vor."

Perry blieb außerordentlich lange an der Spitze des Blattes, von 1789 bis 1821. Die ganze „große Zeit" fällt in dieſe 32 Jahre. In der erſten Hälfte dieſes langen Zeitabſchnitts redigirte er ſelbſt; ſpäter war er nur Vorſtand des Unternehmens, der ſich um die täglich wiederkehrenden Details nicht kümmerte. Mr. Robert Spankie wurde Redacteur, blieb aber in allen weſentlichen Dingen abhängig von den Entſchließungen ſeines Chefs. Mitarbeiter von Bedeutung um dieſelbe Zeit waren: Mr. Gray (ein Freund und Anverwandter Perry's), der ſich durch ſeine Leitartikel auszeichnete; John Black, der ſpäter an die Spitze des Blattes trat; der jetzige Lord Campbell (damals Mr. Campbell), der bis zum Jahre 1810 hin die täglichen Theater-Kritiken ſchrieb, und Thomas Campbell, der Dichter und Verfaſſer des auch in Deutſchland bekannt gewordenen Gedichtes: „Die Schlacht bei Hohenlinden." Die politiſchen Beiträge des letzteren (ums Jahr 1803) waren jedoch von keiner Bedeutung, da er in derſelben Weiſe wie Coleridge (von dem wir bei Gelegenheit der „Morning Poſt" hören werden) ebenfalls der Gabe ſchneller Auffaſſung und Darſtellung entbehrte.

James Perry ſtarb 1821 und der „Chronicle" wurde nunmehr für 42,000 Pfd. St. verkauft. Als Redacteur (nicht als Eigenthümer) folgte John Black, der bereits 1810 bei der Zeitung eingetreten, hinreichende Proben ſeiner Tüchtigkeit gegeben hatte. Auch er ſtand ungewöhnlich lange dem Unternehmen vor (bis 1843), ſo daß uns drei Namen durch einen Zeitraum von mehr denn ſechszig Jahren begleiten: Woodfall, Perry, Black. Black war ein Mann von großem Wiſſen und faſt noch größerer Gewiſſenhaftigkeit, ſcheint es aber niemals zu voller Selbſtſtändigkeit gebracht zu haben. Er ſtand unter dem Einfluß Mr. Mill's, eines Schotten von außerordentlichem Anſehen und großer geiſtiger Bedeutung, deſſen ſtrenge Sittlichkeit auch in politiſchen Dingen, mehr der Reſpektabilität als dem Abſatz des Blattes günſtig geweſen ſein ſoll. Der „Chronicle" galt damals für das unbeſtechlichſte, in ſeinen Motiven wie ſeiner Handlungsweiſe honnetteſte aller Blätter. Es blieb whiggiſtiſch mit einer Neigung zum Radikalismus hin, und ſah eine kurze Zeit hindurch ſein Ausharren bei liberalen, anti-toryiſtiſchen Prinzipien auch von äußerlichem Erfolg begleitet. Als 1835 die „Times"

auf die Seite Sir Robert Peels, damals noch eines ſtraffen Tory, trat, büßte ſie das mit einer großen Anzahl von Leſern, die nun zum „Chronicle“ übergingen. Dieſer Sieg war indeß von kurzer Dauer. Die Anſichten, die damals von Black und Mill vertreten wurden, waren der Hauptſache nach die folgenden: Schwächung der Oligarchie, Aufhebung der Primogenitur, Uebertragung eines Theils der politiſchen Macht des großen Grundbeſitzes auf die Mittelklaſſen und Abſchaffung der unbezahlten Magiſtrate.

Der Nachfolger John Blacks war Mr. Doyle, der bis dahin den auswärtigen Artikel am „Chronicle“ redigirt hatte. Unter ſeiner Redaction erhob ſich das Blatt noch einmal zu ungewöhnlicher Bedeutung. Es gab ſeinen Whiggismus auf und wurde peelitiſches Organ. Beinah gleichzeitig wandten ſich ihm neue Kräfte von mehr allgemein literariſcher als politiſcher Bedeutung zu, und wie einſt zehn Jahre früher die erſten Skizzen von Charles Dickens in den Spalten des Chronicle erſchienen waren, ſo jetzt eine Reihenfolge von Aufſätzen aus der Feder Henry Mayhew's, die ſpäter unter dem Namen „London Labour and London Poor“ bekannt und berühmt geworden ſind.

Von 1848 ab ſank das Blatt, das beinahe 80 Jahre lang einen ehrenvollen Platz behauptet und faſt ebenſo lange bei ſeinen anfänglichen Prinzipien ausgehalten hatte. In raſchen Verfall aber gerieth es, als es im Jahre 1854 in die Hände zweier Irländer überging. Beide (der eine ein Publiziſt ohne Bedeutung, der andere ein Advokat ohne Praxis) waren nicht geeignet, dem Blatte, das bereits kränkelte, als es von ihnen gekauft wurde, zu Kraft und Geſundheit wieder zu verhelfen. Die Abonnentenzahl verringerte ſich täglich, und während ſich dieſelbe im Jahre 1854 noch auf 2570 belaufen hatte, wird dieſelbe jetzt übereinſtimmend auf höchſtens 800 angegeben. Die neuen Beſitzer (wenn ſie es jetzt noch ſind) ſind unter dieſen Umſtänden, wie verlautet, eifrig bemüht, mit Hülfe allerhand anderer Mittel ihr Blatt zu halten. Ich würde es vorziehen, über dieſen Punkt zu ſchweigen, wenn die Geld- und Redactions-Verhältniſſe des Chronicle nicht ein öffentliches Geheimniß wären. Jeder übrigens, der engliſch verſteht und ſich der Mühe unterziehen will, acht Tage lang den Chronicle zu leſen, wird in dieſen Dingen vollſtändig klar ſehn. Das Blatt ſelbſt gibt Aufſchluß über ſeine Geſchichte. Ich will aufzählen, was man ziemlich ſicher ſein darf

in jeder einzelnen Nummer zu finden; der Leſer mag ſeine Schlüſſe daraus ziehn. Der erſte Leitartikel (gemeinhin gut geſchrieben) hat die Aufgabe, den früheren politiſchen Standpunkt des Blattes feſtzuhalten und Aus- und Inland nach Kräften glauben zu machen, daß die alten Beziehungen zwiſchen der Schule Sir Roberts und dem „Chronicle" noch in vollem Schwunge ſeien. Es wird dadurch wenigſtens ſo viel erreicht, daß man noch jeden Tag in deutſchen Blättern leſen kann: „Das peelitiſche „Morning Chronicle" ſagt; ꝛc." Dem ſo zu ſagen Reputations-Leitartikel, der nebenher die Aufgabe hat, das Land vor Palmerſton, dem „Diktator," zu warnen, folgt ein zweiter, der, wenn ſich irgend die Gelegenheit dazu bietet, eine immer neue Variation des alten Themas iſt: „they manage these things better in France." Man kann nicht leugnen, daß die Abfaſſung auch dieſer Artikel mit vielem Talent geſchieht, inſofern dieſelben jede Wendung vermeiden, die angethan ſein könnte, das engliſche Nationalgefühl gröblich zu beleidigen. Viele ſind der Meinung, daß die gegenwärtigen Beſitzer in direkten Beziehungen zur franzöſiſchen Regierung ſtehen, doch iſt es wahrſcheinlicher, daß ſie den Gründern und Direktoren des Credit Mobilier zu Danke verpflichtet ſind und nur mittelbar an dem Fortbeſtand des kaiſerlichen Frankreichs ein Intereſſe haben. (Der unzweideutige Uebergang in's imperialiſtiſche Lager iſt ſeitdem erfolgt.)

Dieſen zwei Leitartikeln folgen einige kürzere Anſprachen, die ſich gewöhnlich durch große Ueberſchriften und ſchlechte Schreibart auszeichnen. Sie pflegen aus der Feder der beiden Brüder ſelber herzurühren und beſprechen Dinge, deren Beſprechung in einem vertraulichen und Muth machenden Briefe gewünſcht worden iſt. Dann kommen telegraphiſche Depeſchen, die das Wunderbarſte ſind, was man leſen kann, und bezüglich Deutſchlands z. B. Nachrichten bringen, die man am Tage vorher in ausführlichen Briefen der „Times" bereits geleſen hat. Hinter dieſen Depeſchen öffnet ſich der weite „Sprechſaal" des „Chronicle." Wer nirgends gehört wird, hat immer noch Ausſicht, hier ſeine Stimme erheben zu können. Jeder Ex-Präſident ſüdamerikaniſcher Freiſtaaten, der ſich rechtfertigen, jeder indiſche Fürſt, der proteſtiren, jeder Leſſeps, der eine Landenge durchgraben oder eine Meerenge zuſchütten will, iſt ſicher, im großen Sprechſaal des „Chronicle" ſich vernehmlich machen zu dürfen. Ueber die Entréebedingungen weichen die Anſichten von

einander ab, aber mehr hinſichtlich des Maaßes, als der Art. Genug davon. Daß ich dieſe Dinge überhaupt berührt habe, hat ſeinen Grund in zwei Erwägungen. Zunächſt darin, daß ich deutſchen Leſern gern anſchaulich machen möchte, wie viel oder wie wenig es mit der Autorität und Bedeutung der engliſchen Preſſe auf ſich hat. Dieſe Bedeutung iſt da, aber doch nur theilweis und bis zu einem gewiſſen Grade. Es wird Zeit, daß man bei uns über das wirkliche Gewicht der engliſchen Preßſtimmen in's Klare kommt und das impoſante „der peeliſtiſche ‚Chronicle' ſagt" nicht höher in Anſchlag bringt, als es verdient. Die andere Erwägung, warum ich nicht Abſtand genommen habe, dieſe Dinge zu berühren, iſt die, daß man hier zu Lande in allen ſolchen Fragen weit weniger dünnhäutig*) iſt als bei uns und durch Beſprechung ohnehin bekannter Thatſachen weder der Preſſe im Allgemeinen noch dem einzelnen Blatt, kaum der einzelnen Perſönlichkeit, einen nachhaltigen Schaden zufügt, d. h. einen Schaden, der länger dauert, als das Unrecht und das Ungeſchick, woraus er reſultirt. Faſt alle Londoner Tagesblätter (wie bereits früher hervorgehoben) ſtehen unter Balance und werden durch Zuſchüſſe künſtlich gehalten. Man weiß, daß jedes für ſeine Exiſtenz ficht, und iſt mild oder indifferent hinſichtlich aller möglichen Geld-Transactionen, ohne die es nun einmal nicht geht. Der „Morning Chronicle" ſteht in dieſem Augenblick ſehr niedrig in der öffentlichen Meinung, wenn aber morgen bekannt würde, daß er in die Hände eines reichen und geſchickten Mannes, gleichviel welcher Farbe, übergegangen ſei, ſo wäre das jetzige Interregnum auf der Stelle vergeſſen und von dem ſchlechten Ruf, der vier oder fünf Jahre lang dies Blatt begleitete, würde auch nicht der kleinſte Fleck in

*) Als Beweis dafür, daß man in England über dieſe und ähnliche Dinge minder ſtreng denkt, als auf dem Kontinent, mag die Thatſache dienen, daß bis ganz vor Kurzem das Unterhaus reich an dem Advokatenſtande zugehörigen Mitgliedern war, die ein frappant hohes Honorar von ihren Klienten empfingen, augenſcheinlich nicht um an der Barre, ſondern vielmehr Angeſichts des „speakers" zu plaidiren. Lord Hothams Reſolution (im Lauf der Sitzung von 1858 trachtete danach, dieſem Mißbrauch ein Ende zu machen. Ob er reüſſiren wird, iſt die Frage. Man hofft, daß der bloße Hinweis auf eine unleugbare Ungehörigkeit von einer Praxis abſchrecken werde, die — wie Mr. Labouchère bemerkte — bereits anfing, für erlaubt zu gelten.

den neuen Lebenslauf mit hinübergenommen. Bei uns braucht eine Firma Zeit, ſich zu erholen; nicht hier; man mache morgen ein ſchlechtes Blatt gut und es wird binnen Kurzem wieder die Erfolge haben, die ihm gebühren.

Drittes Kapitel.

Die Morning Poſt.

Die Morning Poſt, gegründet 1772, iſt das zweitälteſte unter den großen Tagesblättern. Sein urſprünglicher Titel war „the Morning Post and Daily Advertiser." Die erſten zwanzig Jahre des Blattes ſind hinſichtlich der Beſitzer, Redacteure und Mitarbeiter deſſelben in ziemliches Dunkel gehüllt. Alles was man darüber weiß, iſt das Folgende. Der Gründer des Blattes war Mr. John Bell. Schon 1775 ging es in andere Hände über und ein Geiſtlicher („der mehr zu leben als zu predigen liebte"), der Rev. Henry Bate, trat an die Spitze des Unternehmens. Er verblieb dabei bis 1780. Dann ſchied er, in Folge von Streitigkeiten, aus und gründete den „M. Herald," über den ich weiterhin zu ſprechen haben werde. Die „Poſt" zählte damals zu den unbedeutenderen Blättern, hatte weder Anſehen noch Abonnenten und wechſelte häufig ihre Beſitzer ſowohl wie ihre Redacteure. Erſt um 1795, alſo 23 Jahre nach Begründung des Blattes, nahmen die Dinge eine glücklichere Wendung. In dieſem Jahre ging das Blatt in die Hände Daniel Stuarts über, der für die „Poſt" alsbald dasjenige wurde, was Perry für den „Chronicle" war. Die politiſchen Prinzipien, die er verfocht, waren im Weſentlichen dieſelben, wie die des „Chronicle:" Whiggismus mit einer Hinneigung zum Radikalismus. Doch hielt die „Poſt" bei dieſen Prinzipien nicht aus und nahm unmittelbar nach dem Rücktritt Daniel Stuarts (1803) eine Haltung an, die mit den Hauptzügen des Blattes noch jetzt im Einklang iſt. Mr. Stuart ſtand nur acht Jahre an der Spitze der „Poſt." Dieſe kurze

Zeit aber bildet den bei weitem intereſſanteſten Abſchnitt in dem 80jährigen Leben des Blattes, und es muß als ein glücklicher Zufall angeſehen werden, daß eine in ſpäteren Jahren von Mr. Stuart herausgegebene Biographie das engliſche Publikum in den Stand geſetzt hat, über die Preßverhältniſſe jener Zeit im Allgemeinen und über die der „Poſt" in's Beſondere ſich ausreichend zu unterrichten. Ich entnehme dieſer Biographie Folgendes. „Die Annoncen-Verhältniſſe waren damals (1802) ganz eigenthümlicher Art. Mir perſönlich ſchufen ſie Aerger und Unannehmlichkeiten und führten eine Zeit lang, von Seiten meiner Gegner, zu Schritten und Verſuchen, die auf dem Punkt ſtanden, meine Exiſtenz zu gefährden. Jedes Blatt hatte damals ſeine beſonderen Annoncen, d. h. eine Art von Domaine innerhalb der Dinge, die gemeinhin annoncirt zu werden pflegen. „Morning Herald" und „Times" brachten Auctions-Anzeigen, der „Public Ledger" allerhand Anzeigen über die Abfahrt und Ankunft von Schiffen und über den Engros-Verkauf von Schiffsladungen; die „Morning Poſt" annoncirte Pferde und Wagen und der „Morning Chronicle" Bücher. Dieſe Bücher-Annoncen gaben dem „Chronicle" ein ſehr ſtolzes Anſehen, und um ſo mehr, als man damals anfing, die Annoncen nach einem gewiſſen klug berechneten Syſtem in die Zeitungen zu bringen. Man hatte erprobt, daß einzelne verzettelte Anzeigen, wenn auch häufig wiederholt, von untergeordneter Bedeutung ſeien, und daß, wie auf dem Schlachtfelde, der Sieg immer dahin fallen müſſe, wo man mit impoſanten Maſſen zu erſcheinen und Nachdruck zu geben verſtehe. Die Buchhändler erkannten dies zuerſt. Sie hielten eine Woche lang mit ihren Anzeigen gefliſſentlich zurück, um dann am achten oder neunten Tage, ſechszig oder ſiebenzig Annoncen ſtark, in die geöffneten Spalten des „Chronicle" einzurücken. Die Buchhändler ſowohl wie Mr. Perry (der Beſitzer des „Chronicle") zogen aus dieſem Manöver einen entſchiedenen Vortheil. Es war unmöglich, dieſe Fälle von Anzeigen zu überſehen. Welche noblen Firmen dieſe Longmann's oder dieſe Cadell's! ſo riefen die einen; welche reſpektable Zeitung dieſer „Chronicle," ſo riefen die andern. Die „Poſt" indeß (aus Gründen, die verſchieden angegeben werden) überflügelte um eben dieſe Zeit alle übrigen, konkurrirenden Tagesblätter, und ſtellte durch ihren täglich wachſenden Abſatz ſelbſt den „Chronicle" in den Schatten. Dies richtete natürlich die Aufmerkſamkeit aller derer auf mein Blatt,

die ihren Anzeigen den größtmöglichen Leserkreis wünschten, und so kam es, daß die großen Buchhändler-Firmen Miene machten, den „Chronicle" seines Privilegiums zu berauben, und ihre wöchentliche Annoncen-Armee auch in die Spalten der „Post" einrücken zu lassen. Mir kam das unbequem. Eine selbstverständliche Bedingung war das Erscheinen dieser Anzeigen auf der ersten, d. h. der Titel-Seite der Zeitung; diesen Platz aber gab ich höchst ungern dazu her, da er ein für allemal für Tagesneuigkeiten, Anekdoten und Miscellen, überhaupt für solche Notizen bestimmt war, die nicht einen Theil des Publikums, sondern das ganze Publikum interessiren mußten. Es ist, wenn eine Zeitung in Folge vereinter Anstrengungen sich hebt, außerordentlich schwer, zu einem sichern Urtheil darüber zu gelangen: welche Eigenthümlichkeit des Blattes den Ausschlag gegeben und die günstigen Resultate vorzugsweise geschaffen hat. Nach meiner besten Erfahrung aber bestand die blühende Gesundheit, deren sich die „Post" unter meiner Redaction erfreute, vorzugsweise in der Aufrechthaltung jenes erprobten Rezepts, nach welchem Tag für Tag die erste Seite der Zeitung angefertigt wurde.*) Von diesem Geheimmittel, dem ich alle meine Erfolge

---

*) Charles Lamb hat in einem seiner Bücher, das unter dem Titel: „Unsere Zeitungen vor 35 Jahren" veröffentlicht wurde, sich des Weiteren über jene „kurzen Notizen" verbreitet, die Daniel Stuart so hoch hielt und als den gelesensten, gewinnbringendsten und deßhalb wichtigsten Theil einer Zeitung ansah. Er schreibt darüber: Der feststehende Preis für „solche Notiz" war ein Sixpence (5 Sgr.). Kleine Tagesneuigkeiten, Stadtgespräch, Chronique scandaleuse und neue Moden bildeten den gewöhnlichen Inhalt. Keine Notiz durfte über sieben Zeilen lang sein, wohl aber drunter. Eben so hoch wie die „Notiz" stand der Witz, die Schnurre, das Wortspiel im Preise; Stück für Stück 5 Sgr. Oft saßen wir Abends beim Biere und ergrübelten Witze für den nächsten Morgen. Je ergiebiger die Stunde war, desto besser für den Wirth, an dessen Tisch wir saßen. London besaß damals mehr als ein Dutzend Leute, die überwiegend vom Details-Verkauf ihrer Einfälle lebten. Einer, entsinn' ich mich, hatte ein tragi-komisches Schicksal. Seine stehende Aushelfe-Notiz, wenn er den Sixpence brauchte und den nöthigen Witz nicht finden konnte, war die folgende: „Wenige unserer Leser werden damit vertraut sein, woher sich die wohlbekannten drei Kugeln schreiben, die wir gewohnt sind, an den Pfandleih-Instituten unserer Hauptstadt zu erblicken. Drei Kugeln bilden das lombardische Wappen und Lombarden waren es, die zuerst als Geld-

verdankte, ſollte ich plötzlich abgehen und zwar der Eitelkeit und dem Vortheil jener Buchhändler zu Liebe, die bis dahin im „Chronicle" ein freies Schalten und Walten gehabt hatten. Ich war entſchloſſen, dieſer Zumuthung nicht nachzukommen und meine „erſte Seite" in aller Unverfälſchtheit aufrecht zu erhalten. Der Krieg mit den Buchhändlern kam mir höchſt ungelegen, aber ich konnte ihn nicht vermeiden. Zu einer direkten Ablehnung konnt' ich und wollt' ich nicht ſchreiten und ſo verſucht' ich zunächſt, was ich durch Verdreifachung und ſelbſt Verſechsfachung der Inſertionsgebühren erreichen würde. Ich hoffte ſie abzuſchrecken. Aber vergeblich. Die Annoncen wurden immer zahlreicher, und ſo ſah ich mich endlich zu der Erklärung gezwungen, daß meine „erſte Seite" zu bloßen Anzeigen nicht zu haben ſei und daß jeder Buchhändler, der in der „Poſt" annonciren wolle, ſich die Geſellſchaft der Auctions-Kommiſſarien auf der letzten Seite des Blattes gefallen laſſen müſſe. Dieſe Erklärung rief einen Sturm der Entrüſtung hervor und man entſchloß ſich auf friſcher That, ein Abendblatt zu gründen, das den Doppelzweck verfolgte: die Annoncen zu bringen und — die „Poſt" zu vernichten. So entſtand der „Globe."

„Um meine Niederlage raſcher und ſicherer zu erreichen," ſo fährt Daniel Stuart fort, „kam man überein, denjenigen unter meinen Mitarbeitern in's gegneriſche Lager zu verlocken, den man einſtimmig für den Talentvollſten und Brauchbarſten hielt. Dies war Mr. George Lane. „Haben wir den George Lane, ſo haben wir auch die Morning Poſt," ſo jubelte man damals. Die Folge hat gelehrt, daß man ſeine Wirkſamkeit überſchätzte und meine eigne geringer taxirte, als nöthig geweſen wäre. Nichtsdeſtoweniger bin ich ihm die Erklärung ſchuldig, daß er ein Mann von wirklichen Fähigkeiten und durch ſeine beſonderen Talente, namentlich für die „Poſt," beinah unſchätzbar war. Ich konnte ſeinen Verluſt überdauern, aber er traf mich empfindlich. George Lane

---

wechsler auftraten und durch ganz Europa hin ihre Geſchäfte machten." An dieſer Notiz war unſer Freund ſo ſicher kenntlich, wie wenn ſie ſeine Namens-Chiffre getragen hätte. Wir konnten mit Hülfe derſelben wahrnehmen, wie der ehemalige Genoſſe von Stufe zu Stufe ſank, ſo daß ſeine Sixpence-Beſchäftigung, die bei der „Poſt" begonnen hatte, ſchließlich nur noch ausreichte für die — Winkelblätter.

wurde von mir genommen; aber niemand von der gegnerischen Seite machte Miene, Coleridge zu engagiren, um auch diesen von der „Post," für die er damals schrieb, in's Lager des „Globe" hinüberzuziehen. Dies führt mich auf eine ganze Reihe von Fabeln, die hinsichtlich Coleridge's und seiner Bedeutung für mich und die „Post" in's Publikum gedrungen sind. Ich bin in der üblen Lage, aus bester Kenntniß all den Erzählungen widersprechen zu müssen, die die Biographen Coleridge's über diesen Gegenstand in Umlauf gesetzt haben. Gewöhnlich heißt es, daß die „Post" der Mitarbeiterschaft des letzteren ihre ganze Bedeutung zu danken habe. Er habe das Blatt aus dem Nichts gehoben und zum ersten Blatte Englands gemacht; die Zahl der Abonnenten sei, in Folge seiner Beiträge, von 700 auf 5000 und zu Zeiten sogar auf 7000 gestiegen und trotz alledem und alledem hätte ich ihm mit Undank gelohnt, nichts für ihn gethan und seine Arbeiten in kläglicher Weise honorirt. Dergleichen klingt recht schön in der Lebensbeschreibung eines dichterischen Genius, wie es Coleridge unzweifelhaft war, aber es verliert an Wohlklang in den Ohren dessen, der das Falsche, Schiefe und Ungerechte solchen Urtheils aus eigener Erfahrung kennt. Die schlagendste Antwort darauf ist das oben berichtete Verfahren der mir feindlich gesinnten Buchhändler, als sie den „Globe" zu gründen und die „Post" zu vernichten dachten. Man nahm mir den George Lane, aber man ließ mir den Coleridge. Coleridge war ein Dichter und ein ausgezeichnet geistreicher Mann, aber für das Zeitungswesen war er verdorben. Ihn bei Tisch über einen beliebigen Gegenstand, der ihn interessirte, sprechen zu hören, war ein Genuß, und mehr als einmal wurde halb scherz- halb ernsthaft der Vorschlag gemacht, ihn als buchhändlerischen Tischgenossen zu engagiren und das Beste, Witzigste, Geistvollste, dessen er fähig war: Bonmots, Aperçus, Kritiken und Epigramme, ihm gleichsam vom Munde wegzustehlen. In der Gesellschaft, angeregt durch andere, war er stets ausgiebig; auf seine Feder aber war nicht der geringste Verlaß und jede Zeitung wäre verloren gewesen, die auf die Regelmäßigkeit seiner Beiträge zu bauen gehabt hätte. Namentlich war es ihm unmöglich, unter irgend welchem Zwang und Drang zu arbeiten. Ein Artikel, den er unter gewöhnlichen Umständen in zehn Minuten auf's Papier geworfen hätte, beraubte ihn sofort aller seiner Fähigkeiten, wenn es darauf ankam, die Sache

in zehn oder fünfzehn Minuten wirklich niederzuſchreiben. Das Blut flieg ihm zu Kopf, verwirrte ihn und machte ihn unfähig zu jeder geiſtigen Arbeit. Ich habe viele Leute von Geiſt gekannt, die aus demſelben Grunde zu jeglicher Verwendung in der Tagespreſſe ungeeignet waren. Er konnte Bücher ſchreiben, aber keine Zeitung.

1803 verkaufte Mr. Stuart die „Poſt.“ Sie hatte damals einen Abſatz von 4500 Exemplaren, was für außerordentlich galt, da kein anderes Blatt über 3000 Abonnenten zählte. Unter den Mitarbeitern der „Poſt“ waren viele Leute von Talent. Robert Southey ſchrieb gelegentlich an Stelle des ſaumſeligen Coleridge. Wordsworth ſcheint ſich fern gehalten zu haben. Aber Charles Lamb und James Macintoſh, beſonders der erſtere, waren mit unter denen, deren Zuſammenwirken damals die „Poſt“ zum angeſehenſten Organ der engliſchen Preſſe machte.

Mit dem Rücktritt Daniel Stuarts von der „Poſt“ verlor dieſelbe ſofort an Werth und Bedeutung. Die Zeit kam immer näher, in der es der „Times“ vorbehalten war, alle andern Blätter zu überflügeln. Auch der „Morning Advertiſer,“ der um eben dieſe Zeit gegründet wurde, fing an, den ältern Blättern Abbruch zu thun. Die Redacteure der „Poſt“ wechſelten oft, bis im Jahre 1813 Mr. Eugenius Roche an die Spitze des Blattes trat. Er leitete vierzehn Jahre lang das Unternehmen. Unter ſeinen Nachfolgern war Wadsworth Praed, ein Schotte, der talentvollſte; er ſtarb jedoch frühzeitig. Der gegenwärtige Redacteur, der, wenn ich nicht irre, bereits zu Anfang der dreißiger Jahre bei der „Poſt“ eintrat, iſt Mr. Macintoſh.*) Er zählt zu den „Seniors“ unter den Londoner Publiziſten.

Das Ausſcheiden Daniel Stuarts hatte nicht nur eine Abnahme der Bedeutung des Blattes, ſondern auch eine Veränderung ſeiner Prinzipien im Geleite. Es hörte auf liberal zu ſein und wurde Organ der Tories und der Ariſtokratie. Dies iſt ſo zu verſtehn, daß es politiſch zu den Tories hielt, geſellſchaftlich aber alle Partei-Unterſchiede bei Seite ließ und der Ariſtokratie als einem ungetheilten Ganzen diente. Dieſe letztere Eigenſchaft wurde ſchließlich ſein charakteriſtiſcher Zug, während der Toryismus des Blattes immer mehr und mehr verblaßte.

*) Jetzt iſt Mr. Borthwick Chef-Redacteur der „Poſt.“

Nahe Beziehungen zu Lord Palmerston machten neuerdings die Verwirrung noch vollständiger und zwangen das feinfühlende Tory-Blatt gelegentlich zur Vertheidigung whigistischer Maßregeln und Persönlichkeiten. Niemand indessen gab sich die Mühe, diesem Räthsel nachzuspüren und Dinge lösen zu wollen, die für Außenstehende nicht lösbar waren. Man ließ es gehen wie es ging und sah in der „Post“ nichts mehr und nichts minder, als ein sogenanntes high life-Organ, in dem man sicher sein durfte, den anständlichsten und gewissenhaftesten Schilderungen jeder stattgehabten „Assemblée“ zu begegnen. Das Blatt gefiel sich darin, der gehorsame Diener der vornehmen Welt und der Historiograph ihrer Festlichkeiten zu sein; wo immer feierlich dinirt oder getanzt wurde, erschien „Mr. Jenkins“ (wie Dickens den Elegant der „Post“ getauft hat) wie selbstverständlich unter den Gästen, um am andern Tage seine stereotype Bewunderung „über die getroffenen Arrangements“ auszusprechen. Seinem scharfen Auge entging nichts und neue Vergoldungen oder Plüschüberzüge waren sicher, ihre ehrenvolle Erwähnung zu finden. Novellisten der Zukunft, die um die Details englischer Salons femals in Verlegenheit sein sollten, werden in der „Morning Post“ der letzten 30 Jahre eine unschätzbare Quelle für ihre Arbeiten finden.

„High life“ ist auch in diesem Augenblick noch das Steckenpferd und — die milchende Kuh der „Post;“ nichtsdestoweniger darf ich das Faktum nicht unerwähnt lassen, daß sie seit fünf oder sechs Jahren eine politische Bedeutung wiedergewonnen und vollen Anspruch auf unsere Beachtung hat. Sie ist nämlich entschieden napoleonisches Organ. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich die Dinge in folgender Weise machten. Die „Times,“ wie bekannt, verurtheilte den Staatsstreich vom 2. Dezember und „donnerte“ gegen Louis Napoleon. Eine Art Gegengewicht mußte geschaffen werden. Ob schon damals Schritte geschahen, die in ihren Geldverhältnissen etwas brouillirte und keiner Partei direkt zugehörige „Post“ auf die Seite des kaiserlichen Frankreichs zu ziehen, vermag ich nicht zu sagen. Es ist wahrscheinlich, daß die dahin führenden Einleitungen erst erfolgten, als Graf Persigny nach London kam. Er war, aus mehr als einem Grunde, der geeignete Mann, solche Dinge zu einem raschen Abschluß zu bringen. Die Actien der „Post,“ die nicht besonders standen, wurden ganz oder doch zum größten Theile aufgekauft und dadurch der Einfluß des französischen

Gouvernements auf die Haltung des Blattes gesichert. Von einem solchen Einfluß zu sprechen, ist — wo jede Nummer des Blattes so deutlich redet — kaum noch gewagt zu nennen. Wahrscheinlichkeit, öffentliche Meinung und Inhalt — Alles fällt zusammen und deckt und unterstützt sich gegenseitig. Während des orientalischen Krieges, als es sich darum handelte, Preußen zum westmächtlichen Bündniß zu drängen, brachte die „Post“ einzelne Dreh-Artikel, in denen Sprachkundige noch die französischen Wendungen und Constructionen entdecken wollten. Es hieß damals, die Kraftstellen dieser Artikel seien nur flüchtige Uebersetzungen aus dem Persigny'schen in's Englische. Als Frankreich des Krieges müde war, sprach die „Post“ in diesem Sinne. Die Ereignisse des 14. Januar (Orsini und Pietri) wurden nirgends härter verurtheilt, als in den Spalten der „Post,“ und die „Post“ war es, die zuerst und in voller Ausführlichkeit die Entrüstungsrede brachte, mit der Persigny, bei Gelegenheit desselben Attentats, die Ansprache der City-Deputation erwiderte. Aber es ist unnöthig, markante Einzelnheiten aufzuzählen. Der flüchtigste Einblick in das Blatt genügt, um dieselbe Wahrnehmung zu machen. Wenn die letzten Monate etwas darin geändert haben sollten, so liegt das einfach daran, daß die Leitung dieser und ähnlicher Angelegenheiten zu den Zeiten Persigny's in gewandteren, mit der Sache vertrauteren Händen war, als gegenwärtig, wo der „tapfere Herzog“ vollauf zu thun hat, sich im Sattel der Diplomatie zurecht zu rücken, und muthmaßlich weder Lust noch Muße übrig behält, sich auch als „Herr von der Feder“ siegreich zu bewähren. (Die Wieder-Anwesenheit Persigny's in London hat auch das alte Verhältniß wieder hergestellt.)

Ueber den täglichen Absatz der „Post“ läßt sich zur Zeit nichts Bestimmtes sagen; im Jahre 1855 (also während des Krieges) waren es täglich 3000 Exemplare.

Viertes Kapitel.

Morning Herald.

Der Reverend Henry Bate zog ſich (wie bereits hervorgehoben) 1780 von der „Poſt“ zurück, um ein neues Blatt zu gründen; dies war der „Morning Herald.“ Wenn wir in Perry einen „perfekten engliſchen Gentleman,“ in Daniel Stuart einen praktiſchen Geſchäftsmann kennen lernten, ſo haben wir im Reverend Henry Bate eine dritte Figur, die originellſte von allen, die in ihrer Miſchung von kirchlicher Würde und weltlicher Schlagfertigkeit an jene deutſchen Biſchöfe des Mittelalters erinnert, denen wohler in der Breſche als in der Kirche war. Schon als Editor der „Morning Poſt“ hatte er drei Duelle, von denen das eine ſo viele liebenswürdig-komiſche Elemente enthält, daß ich nicht Anſtand nehme, den Hergang in aller Kürze zu erzählen. Mr. Bate hatte in einer Nummer ſeiner Zeitung einen Artikel veröffentlicht, der allerhand kleine Anzüglichkeiten gegen Lady Strathmore enthielt. Captain Stoney liebte dieſe Dame und forderte von Mr. Bate entweder den Namen des Verfaſſers oder — ein Duell. Mr. Bate ſprach ſchriftlich ſein Bedauern über den Vorfall aus, verſicherte auf Ehrenwort, daß er von der Publizirung des Artikels nichts gewußt habe, weigerte ſich aber, den Namen des Verfaſſers zu nennen. Ein oder zwei Tage ſpäter begegneten ſich beide Gentlemen auf der Straße. Captain Stoney drückte ſeine Freude über dieſe Begegnung aus, erklärte dem Reverend, daß das Duell auf der Stelle vor ſich gehen müſſe, und erhielt zur Antwort: „nun, wenn es durchaus ſein ſoll, wohlan denn!“ Man trat in's Adelphi Hotel, vor dem man ſich gerade befand, forderte ein Zimmer, ſchloß die Thür und wechſelte a tempo ein paar Kugeln. Niemand war getroffen. Im ſelben Augenblick wurden die Degen gezogen; man drang auf einander ein und verwundete ſich mehrfach. Captain Stoney blutete aus Arm und Bruſt, während dem Reverend das Rappier des Gegners durch den Schenkel gefahren war. Die Wunden aber waren nicht bedeutend und man fuhr fort. Die Klinge Henry Bate's traf das Bruſtbein des Captains und bog ſich. Bate ſah, daß er unter dieſen Umſtänden den Kampf nicht fortſetzen könne, und zeigte ſeinem Gegner die

unbrauchbar gewordene Klinge. „Bieg ſie wieder grade," rief dieſer und trat an die andere Seite des Zimmers, um ſeinem Gegner Zeit und Ruhe zu gönnen. Dieſer ſchickte ſich eben an, den Degen wieder brauchbar zu machen, als die verriegelte Thür aufgeſtoßen und dem Kampfe ein Ende gemacht wurde. Drei Tage ſpäter trat Captain Steuen mit Lady Strathmore vor den Altar. Er hatte ſich die Dame erſtritten. Der ganze Vorgang iſt intereſſant durch das Licht, das er auf die damaligen Geſellſchaftszuſtände und die gäng und geben Anſchauungen jener Epoche wirft. Wie vieles hat ſich ſeitdem in dieſem Lande verändert! Das Duell iſt der Macht der öffentlichen Meinung unterlegen und faſt zu einer Unmöglichkeit geworden, ſicherlich ein feiches.

Auch der „Herald" begann ſeine Laufbahn als liberales Blatt. Henry Bate ſchrieb in der erſten Nummer (am 1. November 1780) wie folgt: „Es wird kaum nöthig ſein, für ein Blatt um Nachſicht zu bitten, das feſt entſchloſſen iſt, geſunde und liberale Prinzipien mit Nachdruck zu vertreten. Läg' es umgekehrt in der Abſicht des „Herald," einen entgegengeſetzten Kurs inne zu halten, ſo würde der Herausgeber wiſſen, daß er keinen Anſpruch darauf habe, die Unterſtützung des Publikums zu erwarten ..." Einige Zeilen am Schluß der Anſprache ſcheinen ſich auf jene eben erwähnten Verfälle zu beziehen, die ihn, als Redacteur der „Poſt," in allerhand Streitigkeiten und Duelle verwickelt hatten: „Aller Anonymität abhold — ſo heißt es daſelbſt — wird der Redacteur des „Herald" nicht nur keinen Anſtand nehmen, ſich zu jeder Zeile zu bekennen, die er geſchrieben hat, ſondern auch ſtets bereit ſein, die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen. Sollte andererſeits durch Unachtſamkeit, Druckfehler oder aber auch durch die verſteckte Malice eines Verleumders der Ehre von irgend Jemand zu nah getreten ſein, ſo wird der Redacteur nie mit einer Erklärung zurückhalten, von der er hofft, daß ſie verſöhnen und zufriedenſtellen ſoll."

Nicht nur der Reverend Henry Bate, ſondern auch die Editoren, die ihm unmittelbar folgten, ſcheinen der obigen „Anſprache" während eines Zeitraums von 30 Jahren nachgekommen zu ſein.

Der Uebergang des „Herald" in's toryiſtiſche Lager machte ſich ſehr allmälig und durchaus natürlich. Henry Bate war mit Sheridan perſönlich befreundet und wurde durch dieſen der Partei des Prinzen von Wales, des ſpäteren Georgs IV., zugeführt. Dieſer, in ziemlich

offenkundiger Feindſchaft mit dem Könige, dem Hof und den Tories, war damals der Mittelpunkt der whiggiſtiſchen Oppoſition, die ihre Hoffnungen auf ihn ſetzte und nicht wahrnehmen wollte, daß nur perſönliche Aigrirtheit und eine lange Reihe egoiſtiſcher Motive, nicht aber liberalere politiſche Anſchauungen, ihn in ihre Mitte geführt hatten. Unter den tapferſten Kämpfern für den Prinzen — deſſen Extravaganzen und Thorheiten jede Vertheidigung doppelt ſchwer machten — war Henry Bate und der „Herald." Der erſtere zog weſentlichen Gewinn aus ſeiner Advokatur. 1805 gelangte er durch den Einfluß des Prinzen in Beſitz einer reichdotirten Pfründe und 1812 (nachdem der Prinz inzwiſchen zum Prinz-Regenten geworden war) erfolgte ſeine Ernennung zum Baronet. Als ſolcher — in der Nähe von Ely — fand er noch einmal Gelegenheit, den perſönlichen Muth zu beweiſen, von dem er volle 40 Jahre vorher ſo mannigfache Proben abgelegt hatte. Diesmal nicht gegen das Geſetz, ſondern im Dienſte deſſelben. Mit wenigen, raſch geſammelten Landmilizen ſchlug er (1816) einen Haufen Aufſtändiſcher in die Flucht, die damals überall im Lande ſich erhoben, wie Waldbrände, wenn der Boden zu heiß geworden iſt.

1810, nach harten Kämpfen und beinahe widerwillig, wurde die Regentſchaft des Prinzen durchgeſetzt. Die Whigs jubelten; ſie wähnten, ihre Zeit ſei gekommen. Ihre Hoffnungen erwieſen ſich als Täuſchung. Der Prinz-Regent gab die alten Freunde auf und ſchloß ſich den Tory's an. Liverpool und Caſtlereagh blieben im Amt, die Whigs — in der Oppoſition. Es ſcheint, daß der „Herald" nicht Anſtand nahm, die Schwenkung ſeines oberſten Herrn und Meiſters damals mitzumachen. Zunächſt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, war es nur ein Ausharren bei der Perſon, der man ſo lange und in ſo ſchwierigen Kämpfen erfolgreich ſekundirt hatte; bald aber mußte ſelbſtverſtändlich ein Syſtemwechſel folgen, wenn die alten perſönlichen Beziehungen ſich nicht löſen ſollten.

Der jetzige „Herald" iſt alt-toryiſtiſches Blatt und hat den Reſt ſeiner Jugend längſt vergeſſen und vergeſſen machen. Wie es uns ſchwer wird, uns den „Alten Fritz" als einen jungen Mann zu denken, als ſei er eben immer der Alte Fritz geweſen, ſo gibt es gewiß Tauſende von Perſonen in London, die ungläubig, um nicht zu ſagen entrüſtet,

den Kopf ſchütteln würden, wenn man ihnen heimlich in's Ohr flüſtern wollte: der „Herald" war einmal „whiggiſtiſch."

Die äußeren Verhältniſſe dieſes Blattes ſind nicht glänzend; es hängt dies möglicher-, wo nicht wahrſcheinlicherweiſe mit der Zerbröckelung und dem Verfall der Tory-Partei zuſammen. Die Partei ſelbſt macht jetzt Miene, ſich zu regeneriren, friſche Elemente in ſich aufzunehmen und alte, abgefallene Kräfte ſich auf's Neue einzuverleiben. Möglich, daß dieſe Beſtrebungen über kurz oder lang auch dem „Herald" zu gute kommen werden. Gegenwärtig krankt er noch an dem harten Schlage, den der politiſche Abfall Sir Robert Peel's und ſeiner Anhänger den Tory's und mittelbar auch dem „Herald" zufügte. Dies Ausſcheiden der Peeliten war nicht blos ein numeriſcher Verluſt, es war vor allem eine Einbuße an Talent; man fing an, ohne Offiziere zu kämpfen. Der „Herald" macht noch jetzt den Eindruck davon. Seine Artikel ſind mittelmäßig, ſicherlich ohne Geiſt und Witz, und oft ſogar jener Klarheit und publiziſtiſchen Routine entbehrend, die man gewohnt iſt, bei engliſchen Leitartikeln als ſelbſtverſtändlich vorauszuſetzen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Vermuthung ausſpreche, daß die eine Hälfte der Artikel von ängſtlichen, armen Literaten, die andere Hälfte von alt und grau gewordenen Gentlemen herrührt, welche letztere ihre Muße im Clubhauſe dazu verwenden, aus Reminiscenzen der Parlaments-Debatte vom Abend vorher und aus gemünzten Schlagwörtern ihrer Partei einen „Leader" für die nächſte Nummer des „Herald" zuſammenzuſtellen. Faſt alle Blätter, bewußt oder unbewußt, haben etwas von der Schreibart der „Times" angenommen; nicht ſo der „Herald." Man könnte dieſe Feſtigkeit im Widerſtehen preiſen, wenn man nicht ein Gefühl davon hätte, daß ſie mehr im Unvermögen als in einem ſtarken Willen wurzelt. Ich ſprach eben die Anſicht aus, daß der bedeutungsvolle Sieg, den die Tories in dieſer letzten Seſſion errungen haben, möglicherweiſe auch zu einer Neubelebung ihres älteſten und bewährteſten Organes führen könnte. Möglich iſt dieſe Neubelebung allerdings, aber zunächſt nicht wahrſcheinlich. Das Hinderniß liegt vielleicht etwas in dem Führer ſelbſt. Lord Derby kämpft, ſiegt oder ſiegt nicht, und läßt im einen wie im anderen Falle die Dinge gehen, wie ſie gehen wollen. Sein laissez faire iſt liebenswürdig und ſchafft die reizendſten wie die innigſten Beziehungen und Verhältniſſe; überall

Poeſie und freie Neigung, nirgends proſaiſcher Zwang und nüchterne Pflicht. Aber dieſe Anarchie, unbeſchadet ihrer Liebenswürdigkeit, iſt ein Leidweſen für alle Dinge, die ſich nun einmal nicht von ſelber machen und einer beſtimmten Organiſation, eines feſten Indiehandnehmens bedürfen. Ein ſolches Ding iſt eine Zeitung. Sie erfordert, wie alle Welt weiß, Geld, Arbeit, Talent. Aber was iſt eine Zeitung für Lord Derby? Er hat nichts dagegen, daß es Zeitungen gibt; er will auch ihren Einfluß weder beſtreiten, noch ihre Freiheiten verkümmern, aber man ſoll von ihm nicht verlangen, daß er ſich für Zeitungen intereſſirt. Es liegt auf der Hand, daß der „Herald" unter dieſen Anſchauungen des Toryführers zu leiden gehabt hat und noch leidet. Möglich, daß Lord Derby ſein eigenes Organ nicht einmal lieſt, weil es ihm zu langweilig iſt. Wenn Zuſchüſſe nöthig werden, ſo wird er ſie zahlen und mit Rückſicht auf ſeine Stellung vielleicht mehr, als ſeine Quote beträgt, aber er wird nie ernſtlich die Frage in Erwägung ziehen: was zu thun ſei, um ein tüchtiges Toryblatt tagtäglich in die Welt zu ſchicken. Die Partei hält das Blatt und wird es ferner halten, aber zu wahrer Bedeutung kann es erſt dann wieder gelangen, wenn die Indifferenz der Parteileiter demſelben gegenüber ein Ende nimmt.

Der Abſatz des „Herald" war 1854 zwiſchen 3- und 4000 Exemplare. Ich glaube nicht, daß ſich der Verkauf ſeitdem geſteigert hat. Vor ungefähr Jahresfriſt machte der damalige Beſitzer, Mr. Baldwin, Bankrott. Hauptgläubiger war ein Mr. Johnſten. Das Blatt ging an dieſen über und gilt derſelbe ſeitdem als Eigenthümer und Leiter des Unternehmens. Die Beziehungen des Blattes zu den Tories, beſonders zu den Alt-Tories (Mr. Spooner, Mr. Newdegate ꝛc.), haben durch dies Uebergehen aus einer Hand in die andere keine Aenderung erlitten. Zu gleicher Zeit iſt es wahrſcheinlich, daß die Partei gewiſſe Zuſagen gegen den neuen Beſitzer gemacht und ſich bereit erklärt hat, die beinah unausbleiblichen Ausfälle zu decken. So lange die Tories im Amte ſind und den „Herald" zu einer Art miniſteriellem Organ erheben, werden dieſe Zuſchüſſe vielleicht aus Gouvernementsmitteln gezahlt, in dem Augenblick indeß, wo ſie zugleich mit den Schatzkammer-Bänken auch die Schatzkammer ſelbſt wieder aufzugeben haben, fällt dem Carlton-Club auf's Neue die Verpflichtung zu, aus ſeiner Mitte und ſeinen Mitteln das Defizit ſeines anerkannten Organs zu decken. (Seit dem

Sommer 1859 hat der „Herald" ſehr an Anſehn und Bedeutung gewonnen; er tritt konſequent und ehrlich, wenigſtens mit Rückſicht auf die auswärtige Politik, für die alten Tory-Prinzipien ein und mit dem Ernſt und dem Segen, den ein beſtimmtes Wollen verleiht, iſt auch ſein Stil und ſeine Sprache wieder nerviger und ſtraffer geworden.)

Fünftes Kapitel.

Der Morning Advertiſer

wurde im Jahre 1794 gegründet, um dem damals blühenden „Daily Advertiſer" Konkurrenz zu machen. Dieſe Konkurrenz war eine ſo glückliche, daß ſich das ältere Blatt in Kurzem völlig überflügelt ſah; ein Sieg indeſſen, der von Seiten des „Morning Advertiſer" weniger durch beſondere publiziſtiſche Verdienſte als vielmehr dadurch errungen wurde, daß er ſich zu einem Partei-Blatt ganz eigenthümlicher Art zu machen und die große und beſitzende Klaſſe der „licensed victuallers" oder der ſogenannten „publicans" auf ſeine Seite zu ziehen wußte. Er ficht für die Intereſſen dieſer „Deſtillateure," wie wir ſie etwa nennen würden, und wurde dadurch ihr Organ. Er iſt jetzt völlig und ſeit lange in Händen dieſer Geſellſchaftsklaſſe, die in der einfachſten Weiſe von der Welt das Unternehmen aufrecht hält und ſogar ergiebig macht. Jeder publican in London nämlich (derer in den Provinzen zu geſchweigen) iſt Abonnent und zahlt als ſolcher die übliche Zeitungs-Abonnements-Summe von 5 Pfd. und 4 Sh. Dadurch wird Jahr für Jahr, mit Einſchluß der Annoncen, eine Kapitals-Summe zuſammengebracht *), die nicht nur groß genug iſt, die Unterhaltungskoſten

*) Natürlich iſt der Verkauf des Blattes nicht auf publicans beſchränkt, doch mag ſein anderweitiger Abſatz ein paar hundert Exemplare nicht überſteigen. Die eigentlichen politiſchen Parteien haben, ganz abgeſehen von einer gewiſſen, alle Annäherung verbietenden „Unreſpektabilität" des Deſtillateur-Blattes, ihre eigenen Organe und das Volk begnügt ſich mit Penny- und Wochenblättern.

des Blattes zu decken, sondern sogar ausreicht, alljährlich 8000 Pfd. an die Verwaltung zweier milder Stiftungen, des „Licensed Victuallers Asylum“ und der „Licensed Victuallers School“ abzuliefern. Außerdem wird eine Art von Dividende (jährlich eine Guinee) an jeden Abonnenten, vorausgesetzt, daß er ein publican, zurückgezahlt. Alle diese Dinge zusammengenommen bilden die beste Garantie für das Fortbestehen des Blattes. Selbst diejenigen unter den publicans, die sich um eine Vertretung ihrer Standes-Interessen nicht kümmern und gleichgültig gegen den Fortbestand der obengenannten milden Stiftungen sind, selbst diese werden durch die Guinea-Dividende bei der Fahne gehalten und legen ein Blatt auf die Bierbank, das sie um 20 Prozent billiger haben können, als jedes andere.

Der zeitige Redacteur des „Advertiser“ ist Mr. James Grant, einer der begeistertsten Schleppenträger Lord Palmerstons und als solcher in letzten Jahren oftmals genannt. Ueber die Wurzelfäserchen dieser Begeisterung existiren allerhand kleine Anekdoten, die jedoch zu unverbürgter Natur sind, um hier erzählt zu werden. Die äußeren Verhältnisse des Blattes selbst haben unter der Leitung Mr. Grants jedenfalls gewonnen und seine schon vorher gute Position noch verbessert. Das Mittel, mit dessen Hülfe diese günstigen Resultate erreicht werden, ist das allbewährte: nicht wesentlich klüger sein zu wollen, als die Leser. Logik und Konsequenz sind verpönt, fast so verpönt wie Gelehrsamkeit. Drei Dinge sind es, für die der „Advertiser“ ausgesprochenermaßen ficht. Da haben wir zuerst, wie sich von selbst versteht, die Interessen der Destillateure, dann die Doktrinen der low-church-Männer und endlich die Grundsätze eines peltreinisirenden, zahmen Radikalismus. Dieser letztere ist dem Blatte erst neuerdings eingeimpft worden; der alte „Advertiser“ (bis zum Jahre 1848) focht für public-house und low-church und pflegte kurz dahin charakterisirt zu werden: dealing with spirits and spirituals. Sein Einstehen für die Lehren der low-church, wie sein gleichzeitiges heftiges Ankämpfen gegen „papery and tractadianism“ (Rom und Puseyismus) wird übrigens allgemein als ehrlich und aus dem Herzen kommend angesehen und bildet, wenn auch die oft angegriffenste, so doch jedenfalls die respektabelste Seite des Blattes. Sein Radikalismus ist albern. Es ist wahr (wie bei Gelegenheit des Bernard'schen Prozesses oft hervorgehoben und schließlich faktisch bewiesen

wurde), daß ein demokratisch-republikanisches Element, ein Ueberbleibsel aus Cromwells Tagen her, in den untern (nicht untersten) Schichten des englischen Bürgerstandes heimisch ist, aber diese Gesinnung, die sich wenigstens auf Traditionen stützen kann, wenn sie über Krone und Adel im eignen Lande zu Gerichte sitzt, wird zu barer Faselei, wenn sie über England hinausblickt und Miene macht, vom Standpunkt eines liberalisirenden Kannegießerthums, die Karte von Europa zu revidiren. Kenntniß des Auslands und seiner Angelegenheiten ist überhaupt nicht die starke Seite der englischen Presse, aber sicherlich nicht des Organs der „licensed victuallers." Im früheren Zeiten verzichteten Blätter wie der „Advertiser" auf die Besprechung auswärtiger Fragen überhaupt; sie warteten, bis die Frage eine Gestalt angenommen hatte, wo sie England direkt zu berühren begann, und äußerten dann ihre Meinung nicht mit Rücksicht auf Recht oder Unrecht der streitenden Parteien, sondern lediglich in Erwägung des Nutzens oder Schadens, den England davon zu erwarten habe. Sie prätendirten weiter nichts zu wissen und zu kennen, als ihren eignen Vortheil. Das ist jetzt anders geworden; man befleißigt sich jetzt. Die hier lebenden Flüchtlinge haben sich, wie man erwarten durfte, vielfach mit englischen Publizisten zweiten und dritten Ranges in Verbindung gesetzt und, theils in Debattir-Clubs, theils am Biertisch, ihre heimischen Angelegenheiten zum Gegenstand langer und kurzer Vorträge gemacht. Solchen Vorträgen lauscht nun der befreundete, englische Leitartikelschreiber, und halbverstandene Urtheile über allerhand fremdländische Vorgänge mit nach Hause nehmend, erklärt er am anderen Morgen dem gesammten Kontinent, „daß er (der Schreiber) an ihm verzweifle" und daß es nur zwei Rettungsmittel gebe: Lord Palmerston und — british constitution. Es soll nicht geleugnet werden, daß bei dieser Gelegenheit auch Gutes und Wahres mit drunterläuft. Einer der talentvolleren Mitarbeiter des „Advertiser," ein Mr. Richards, unterhält vielfache Verbindungen mit der Flüchtlings-Aristokratie, namentlich mit den Franzosen, und sieht sich mit Hülfe derselben von Zeit zu Zeit in den Stand gesetzt, Thatsachen zu veröffentlichen, deren Bedeutung nun einmal nicht weggeleugnet werden kann; aber diese vereinzelten Fruchthalme in einem Bunde Stroh können den Charakter des Ganzen nicht ändern und der „Advertiser" bleibt, was er ist. Im Großen und Ganzen herrscht ein

unglaubliches Phrasenwesen vor, das durch ein Beispiel charakterisirt werden mag. Die Nummer vom 7. Juli d. J. bespricht die europäische Lage und schließt, wie folgt: „Warum legt Deutschland die Hände in den Schooß? warum keine Rührigkeit im Lager der Freien? Wohl ist es wahr, daß Säbel, Kutte und Gensdarmenthum mit schnöder Omnipotenz im Lande herrschen, aber zugleich wissen wir auch, daß noch ein paar Oasen der Freiheit — Städte wie Hamburg — übrig geblieben sind, wo es den Liberalen aller deutschen Länder möglich sein würde, sich zu vereinigen und ihre Gedanken über nationale Freiheit und Einigkeit auszutauschen." Das also ist Deutschland und — Hamburg im Jahre 1858.

Neben der obengenannten Dreiheit (Destillateurthum, low-church und Radikalismus), die der „Advertiser" vertritt, wendet er seine Aufmerksamkeit auch vorzugsweise der „sporting intelligence" zu. Wettrennen, Themse-Regattas und Cricketspiel finden darin ihre ausführliche Besprechung. Diese Vorliebe für alle Gattungen des „sport" indeß hindert den „Advertiser" keineswegs daran, Lord Derby um seiner Sportmannschaft willen anzugreifen, und entrüstet darüber zu sein, daß ein Premier von England ein beinahe größeres Interesse an dem Siege seines Lieblingspferdes, als an dem Siege seiner selbst und seiner politischen Freunde zu nehmen scheine. Wäre Lord Derby der Anhänger statt der Gegner Lord Palmerstons, so würde gerade diese „chevalereske" Seite seines Charakters, ein für allemal zu Gunsten desselben entscheiden. Bei niemand mehr, als beim „Advertiser."

Eine besondere Art von Berühmtheit hat sich der „Advertiser" durch seine canards zu verschaffen gewußt; er ist mit Rücksicht darauf ein wahrer Entenreich. Einige sehen darin Unkenntniß und Ungeschick von Seiten der Redaction; ich meinerseits bin der Meinung, daß diese unverbürgten Gerüchte, die gemeinhin mit der ernsten Miene von Thatsachen auftreten, mit zu jenen wohlberechneten Mitteln zählen, die die äußerlichen Erfolge des Blattes herbeigeführt haben. In politisch-gebildeten Kreisen kann sich ein Blatt nicht halten, das Tag um Tag seine Leser düpirt und unabläßig „Thatsachen" bringt, die nie Thatsachen waren und wenig Aussicht haben, es je zu werden. Der „Advertiser" aber wird für das Bierhaus geschrieben. Der Kannegießer, mit der Theepfeife im Munde und dem Zankkrug vor sich, ist überall

derſelbe in der Welt. Er verlangt keine Wahrheit, wenigſtens nicht in erſter Reihe, und was er mehr ſchätzt als wirklich Geſchehenes, das ſind verbürgte oder unverbürgte Nachrichten, über die er ſtreiten und konjekturiren kann. Der Abſchluß eines Poſtvertrags oder die Einweihung eines Wohlthätigkeits-Inſtituts, vielleicht in einer Stadt, deren Namen er niemals gehört hat, wird ſelten einen dankbaren Stoff für ſeine Neigungen bieten, aber ein geſtorbener oder ermordeter Kaiſer wird ihm immer wieder willkommen ſein, auch wenn eine 50malige Enttäuſchung längſt zur Vorſicht gemahnt haben ſollte.

Die tägliche Auflage des „Advertiſer" war im Jahre 1855 nah an 7000. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſich der Abſatz ſeit jener Zeit eher gehoben als vermindert hat.

Sechstes Kapitel.

Die Daily-News

wurde 1846 gegründet und iſt das einzige Londoner Morgenblatt dieſes Jahrhunderts (mit Ausnahme der Penny-Blätter), das ſich Terrain erobert und bei Leben und Geſundheit erhalten hat. Die Zeit ſeiner Gründung begünſtigte dieſe guten Erfolge. Die Manchestermänner, die in der Freihandelsfrage ſoeben einen glänzenden Sieg errungen hatten, beſchloſſen zur Unterſtützung ihrer parlamentariſchen Thätigkeit, eine Zeitung in's Leben zu rufen und die Popularität, die ſich damals an die Namen Cobden's und ſeiner Freunde knüpfte, war nicht nur eine Garantie für die raſche Aufbringung der erforderlichen Geldmittel, ſondern auch die beſte Bürgſchaft für eine allgemeine Verbreitung des Blattes ſelbſt. *) Binnen Kurzem waren die erforderlichen Summen, ſo viel ich

*) Nach einer mir ſpäter zugehenden Mittheilung waren es die Anſtrengungen einer anderen Partei, und zwar der ſogenannten Radikalen (Mr. Joſeph Hume, Sir Joſua Walmsley, vielleicht auch Sir William Molesworth

weiß, beinahe ausſchließlich von reichen Fabrikanten in Warwick, Lancashire und Yorkſhire gezeichnet und Charles Dickens, der ein Jahr zuvor von ſeiner italieniſchen Reiſe zurückgekehrt war, trat als „Redacteur en Chef" an die Spitze des Unternehmens. Am 21. Januar 1846 erſchien die erſte Nummer, reicher, talentvoller, glänzender als vielleicht jemals vorher eine erſte Zeitungsnummer erſchienen war. Das literariſche Anſehn Charles Dickens, ſeine vielen perſönlichen Beziehungen, und um ein Drittes und Weſentliches nicht zu vergeſſen: die reichen Geldmittel, die ihm zu Gebote ſtanden, hatten ihn in den Stand geſetzt, die beſten publiziſtiſchen Namen als Mitarbeiter zu engagiren und „die Bilder aus Italien," mit denen er ſelbſt die Feuilleton-Spalten des neuen Blattes zu füllen begann, konnten den Reiz und die Anziehungskraft deſſelben nur ſteigern. Dennoch war das Publikum enttäuſcht, und nachdem die erſten Nummern einen guten Verkauf gehabt hatten, begann der Abſatz ſich täglich zu vermindern. Man hatte ſo Ungeheuerliches, ſo Niedageweſenes erwartet, daß vermuthlich keine Leiſtung der Welt das auf Wunder geſpannte Publikum befriedigt haben würde. Dieſer Umſtand, ſo wie die ungewöhnlich hohen Gehalte und Honorare, die von Seiten der Redaction gezahlt wurden, drohten für das Fortbeſtehen des Blattes verhängnißvoll zu werden. Man fing an, Unſicherheit zu zeigen und den Preis des Blattes herabzuſetzen und wieder zu erhöhen. Man ging zunächſt von 5 Pce. auf 2½ Pce. herab und ſicherte dadurch in der That einen bedeutenden Abſatz. 23,000 Exemplare wurden an guten Tagen verkauft. Aber bald ſtellte ſich's heraus, daß eine große Zeitung für 1½ Pce. (1 Pce. koſtete der Stamp) nicht her-

---

und Mr. Roebuck), die 1846 die „Daily News" in's Leben riefen. Siebzigtauſend Lſtr. wurden gezeichnet; der eifrigſte war der ſehr reiche Joſua Walmsley, Vertreter und früherer Mayor von Leiceſter, der, während eines Beſuchs der Königin daſelbſt, nach engliſcher Sitte zum Ritter geſchlagen, d. h. zum Sir Joſua Walmsley geworden war. Die Radikalen penſionirten ihn damals, verſprachen ihm Wunderdinge und wußten ihn zu veranlaſſen, für 30,000 Lſtr. Aktien zu nehmen, ſo daß ſeine Stimme, ſo oft er ſie geltend machen wollte, die entſcheidende war. Viele Aktien gingen allerdings in die Hände von Mancheſtermännern über, doch waren die „Daily News" nie eigentliches Bright-Cobden-Organ und dienten nur gelegentlich als ſolches, weil ſie der Partei allerdings näher ſtanden als irgend ein anderes Blatt.

zuſtellen war und man ſah ſich gezwungen, den Preis auf 3 Pce. zu erhöhen. Auch dies reichte nicht aus und man kehrte endlich zu den urſprünglichen 5 Pce. zurück. Nur ein Blatt, das eine ſo friſche, opferbereite Partei und in Folge davon ſo bedeutende Geldmittel hinter ſich hatte, konnte alle dieſe Stürme und Schwankungen glücklich überſtehen. Charles Dickens trat ſchon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit von der Redaction zurück, die ihm viel Sorge und wenig Freude gemacht hatte; vielleicht war er auch, bei ſeinem vorherrſchend novelliſtiſchen Talent, nicht die geeignetſte Perſönlichkeit, einem großen politiſchen Tagesblatte vorzuſtehen. Ihm folgte, ebenfalls nur auf kurze Zeit, Mr. John Forſter (jetzt Redacteur des „Examiner"), der um's Jahr 1850 durch den inzwiſchen verſtorbenen Mr. F. L. Hunt abgelöst wurde. Der gegenwärtige chief-editor der „Daily-News" iſt Mr. Weir,*), ein Schotte, der, ohne ein Mann von hervorragenden Talenten zu ſein, dem Blatte eine nunmehr geſicherte Exiſtenz erobert hat, ohne das Anſehen und die Unabhängigkeit deſſelben irgendwie zu beeinträchtigen. Es gilt unter allen Londoner Tagesblättern für das prinzipiellſte, gewiſſenhafteſte, anſtändigſte; Form und Geſinnung (gleichviel ob man ſie theilen mag oder nicht) ſind reſpektabel. Die Geldverhältniſſe haben längſt aufgehört, glänzend zu ſein, aber ſie ſind geordnet. Ausgaben und Einnahmen decken einander.

Unter den beſten und regelmäßigen Mitarbeitern der „Daily News" befindet ſich Miß Martineau, die national-ökonomiſche Schriftſtellerin par excellence und Verfaſſerin des bekannten Geſchichtswerks: „Geſchichte Englands während des dreißigjährigen Friedens." Viele Leitartikel, beſonders aber längere und kürzere Aufſätze (in der ihr eigenthümlichen Form) über national-ökonomiſche Fragen, ſtammen aus ihrer Feder.

Die Prinzipien, für die die „Daily News" fechten, ſind bekannt: Freihandel, parlamentariſche, finanzielle und adminiſtrative Reform. Alle Perſönlichkeiten, die ſich im Laufe der letzten 10 Jahre in Vertheidigung dieſer Prinzipien hervorgethan haben, ſind auch mit wenigen Ausnahmen unter den Mitarbeitern der „Daily News" geweſen. Trotz alledem fehlt es dem Blatte, wenigſtens in ſeiner gegenwärtigen Haltung, an

*) Geſtorben im September d. J.; ſein Nachfolger mir noch nicht bekannt.

der nöthigen Entfaltung von Frische, Leben, Talent. Es ist reich an Anstand, aber arm an Esprit. Ein einschläfernder, philiströser Zug — derselbe Zug, der die „respektablen" englischen Mittelklassen charakterisirt — zieht sich durch das Ganze. Ich leugne nicht, daß ich schlechtere Blätter lieber lese, als die untadligen „Daily News." Der „Advertiser" mit seinem Ententeich ist unendlich ergötzlicher und anregender. Als bezeichnend für die Schreibart der „Daily News" diene folgende Stelle aus einem Leitartikel vom 27. August v. J.: „Delhi muß aufhören zu existiren. Nur einen Granitblock in der Mauer wollen wir stehen lassen, die Stelle zu zeigen, wo Delhi war. Vor allem aber muß die Kapelle Aurungzebs zerstört werden, versteht sich, nachdem sie zuvor photographirt worden ist." Welche unendliche Kleinheit sein-wollender Leidenschaft spricht sich in diesem vorsorglichen „versteht sich" aus. Mahnt es nicht an jenen Berliner Freiwilligen, der begeistert in den Krieg zog und einen Hausschlüssel mitnahm, für den Fall, daß er Nachts nach Hause komme? Ich habe übrigens jene wenigen Worte der „Daily News" keineswegs als ein besondres publizistisches Verbrechen citirt, wohl wissend, daß jede Zeitung in jeder Woche ähnliche oder noch größere Verstöße gegen den guten Geschmack begeht, ich habe jene Worte nur citirt, um mit Hülfe derselben den philiströsen, beinahe ellenreiterhaften Geist zu charakterisiren, der sich durch das ganze Blatt zieht und überall, selbst in den bestgeschriebensten Leitartikeln, wie eine Schlafmütze aus einem Kanonenmund heraussieht. Der Absatz des Blattes betrug im Jahre 1855 etwas über 5000 Exemplare. Ich bezweifle, daß er wesentlich gewachsen ist.

Siebentes Kapitel.

Die Pennyblätter. Ueber den Zeitungsſtempel und ſeine Abſchaffung. Daily Telegraph, Morning Star, Standard.

Dieſe Blätter exiſtiren erſt ſeit dem 1. Juli 1855 oder, was dasſelbe ſagen will, ſeit völliger Aufhebung des Zeitungsſtempels (stamp). Ich knüpfe hieran eine kurze, hiſtoriſche Darſtellung der engliſchen Zeitungsſteuer. Wo irgend thunlich, werde ich das kurze Wort „stamp“ ſtatt Zeitungsſtempel gebrauchen.

Die Zeitungsſteuer geht in England ſehr weit zurück und datirt bereits vom Jahre 1712. Einige whiggiſtiſche Blätter wurden damals dem Tory-Miniſterium unbequem und Abhülfe ſollte geſchafft werden. Haus und Regierung, nachdem eine lebhafte Debatte ſtattgefunden hatte, kamen überein, eine Steuer einzuführen, derzufolge jedes Zeitungsblatt nunmehr geſtempelt werden mußte. Dieſer Stempel war verſchieden, je nach dem Umfang des Blattes. Ein halber Bogen bezahlte einen halben Penny (5 Pfennige) Steuer, ein ganzer Bogen einen ganzen Penny. Die Bogen, wie ſich von ſelbſt verſteht, waren damals klein, ſo daß, da das Geſetz unter „Bogen“ nichts Willkürliches, ſondern einen beſtimmten Flächenraum verſtand, mit dem Größerwerden der Bogen auch die Steuer wachſen mußte. In den zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts (vielleicht auch früher ſchon) betrug die Steuer für jedes einzelne Blatt 4 d. (3 Sgr. 4 Pf.).

So kam das Jahr 30 und mit ihm die Reformbewegung; endlich die Reformbill ſelbſt. Bis dahin war das Zeitungsleſen in England eine Art Luxus geweſen. Die Wohlhabenden wurden durch die Steuer nicht gedrückt. Die große, alle Schichten der Geſellſchaft durchdringende Aufregung, die mit den Beſtrebungen der Reformpartei Hand in Hand gegangen war, hatte plötzlich dieſem patriarchaliſchen Zuſtand ein Ende gemacht: der Löwe „Volk“ hatte Blut geleckt und verlangte mehr. Einmal mit in die politiſche Bewegung hineingezogen, war der Zuſtand früherer Indifferenz, der wenigſtens in allen Fragen der Repräſentation und der Verwaltung geherrſcht hatte, nicht mehr herzuſtellen. Das

Zeitungs-Bedürfniß war im Volke erwacht, und da es an den theuren Blättern seinen Appetit nicht stillen konnte, so mußten billige geschafft werden. Aber wie? Die Erträge des Zeitungsstempels waren bedeutend und die Regierung schien durchaus nicht geneigt, einen nach Millionen zählenden Posten aus ihrem Einnahme-Budget streichen zu wollen. Während die Frage, zunächst noch ohne Leidenschaft, in einzelnen Kreisen diskutirt wurde, geschahen von Seiten unbemittelter aber unternehmungslustiger Buchhändler bereits allerhand Schritte, den Streitpunkt praktisch zu lösen. Der eingeschlagene Weg war nicht legal, hatte aber das Gute, eine legale Lösung der Frage schneller herbeizuführen. Jene Buchhändler nämlich begannen, allerhand kleine und große Volksblätter ohne Stamp zu drucken und zu verkaufen. Der rührigste unter ihnen war Mr. Hetherington, der zunächst öffentlich, später heimlich, ein ultrademokratisches Blatt „the Poor Man's Guardian" ohne Stempel verbreiten ließ. Das Recht zum Verkauf dieser ungestempelten Zeitung konnte dem Herausgeber nicht völlig bestritten werden, da es eine längst eingerissene Sitte war, in belletristischen Unterhaltungs-Blättern, die ausgesprochenermaßen keinen Stamp zu haben brauchten, gelegentlich auch eine politische Neuigkeit zu bringen und eine Meinung über dieselbe zu äußern. Auf solche Präcendenzfälle stützte sich jetzt Mr. Hetherington und bewies nicht ohne Geschick, daß sein Blatt mehr um der geäußerten politischen Ansichten als um des fehlenden Stamps willen verfolgt werde. „Das arme Volk," so schloß er seine Auslassungen, „könne keinen Stamp bezahlen und so werde er fortfahren, wie er begonnen habe." Stempelamt, Richter und Polizei indeß dachten anders darüber wie Mr. Hetherington und so drängten sich die gewöhnlichen, übrigens völlig legalen Maßregeln: Confiscation der Blätter, Geldstrafen, Verhaftung der Distributeure und, so oft man seiner habhaft werden konnte, Verhaftung Hetheringtons selbst. Die Häkeleien nahmen kein Ende und die Aufregung wuchs. Hetherington, wie David Wilkes 70 Jahre früher, wurde mit Volk und Freiheit identifizirt und Bevölkerungsklassen fingen an sich an dem Streit zu betheiligen, denen ein gewöhnlicher Preßprozeß die gleichgültigste Sache von der Welt gewesen wäre. Dabei drang die Regierung nirgends durch. Trotz Verfolgungen und Strafen entstanden immer neue Blätter und man setzte den gesammten Wochenverkauf derselben bereits auf 150,000 Exemplare fest. Regierung und

Preſſe — das heißt die alten reſpektabeln Organe derſelben, die ihren Fourpenny-Stempel ehrlich auf der Bruſt trugen — waren gleich verlegen. Die Regierung, weil ſie die Verbreitung unſinnig-demokratiſchen Geſchreibſels oder für den Fall energiſchen Einſchreitens einen Aufſtand fürchtete; die Preſſe, weil ſie durch die Albernheiten ihrer ungeſtempelten Kollegin jeden Tag in Verlegenheit gebracht wurde und von etwaigen allgemein abgefaßten Präventivmaßregeln in ihrer eigenen Freiheit mitgetroffen werden konnte.

So ſtanden die Dinge, als Edward Lytton Bulwer ſich zum Sprecher der in faſt allen Klaſſen vorherrſchenden Anſicht machte und am 15. Juni 1832 im Parlament eine glänzende Rede hielt, worin er auf Abſchaffung des ganzen Zeitungsſtempels drang. Alle Parteien waren im Weſentlichen derſelben Meinung; da man aber nicht wußte, was man zur Ausfüllung eines unausbleiblichen, wenn auch vorübergehenden Deficits feſtſetzen ſollte, ſo erklärte Lord Althorp im Namen des Gouvernements, daß die Seſſion bereits zu weit vorgeſchritten ſei, um noch in einer ſo wichtigen Frage eine ausreichende Diskuſſion zu geſtatten.

Wieder vergingen vier Jahre. Die Aufregung in den untern Volksklaſſen hatte vielleicht nachgelaſſen, aber innerhalb der eigentlichen politiſchen Parteien und Körperſchaften hatte ſich die Vorſtellung mehr und mehr feſtgeſetzt, daß der „stamp“ fallen müſſe.

Am 11. Februar 1836 erſchien, unter Vortritt Dr. Birkbecks, eine Deputation bei Lord Melbourne, die demgemäße Anträge ſtellte. Die Deputation war zahlreich; dreißig Parlaments-Mitglieder hatten ſich ihr angeſchloſſen, darunter: Joſeph Hume, George Grote, John Bowring, John Roebuck, Sir W. Molesworth und Daniel O'Connel. Dr. Birkbeck hielt eine lange Anſprache, beſonders Gewicht darauf legend, daß eine theilweiſe Aufhebung des Stamp, die, wie er höre, beabſichtigt werde, zu nichts führen könne; ganz müſſe die Steuer fallen. Nach ihm ergriff Joſeph Hume das Wort. Er ſprach vorzugsweiſe über den Rechtspunkt und hob hervor, daß die gegenwärtige Handhabung des Geſetzes — wegen Mangelhaftigkeit der Geſetze ſelbſt — durchaus den Eindruck der Willkür mache. So viel er wiſſe, exiſtirten neunzehn, theils ganze, theils halbe Geſetze, mit deren Hülfe man den Kampf

gegen die „Ungeſtempelten“ geführt habe, neunzehn Geſetze, die wiederum neunzehn verſchiedener Deutungen und Auslegungen fähig wären. Daher ſei es gekommen, daß die Strafen ſo auffällig unter einander abwichen. Im einen Falle genüge die Beſchlagnahme des Blattes, im andern Falle werde eine Geldſtrafe erhoben, die wieder beliebig ſchwanke zwiſchen 5 und 20 Pfd. St. An einigen Orten habe der Friedensrichter den Straffälligen zu 7 Tagen Gefängniß verurtheilt, an anderen habe man, für genau daſſelbe Vergehen, ein Strafmaß von 6 Monaten verhängt. Gründlich müſſe dem abgeholfen werden, und das einzige wahre Heilmittel ſei — Beſeitigung des Stamp überhaupt. Lord Melbourne gab eine glatte, aber ausweichende Antwort. Die Deputation erreichte indeß das Weſentliche, was ſie ſich vorgeſetzt hatte. Die Debatten im Parlament begannen auf's Neue und am 15. September 1836 wurde ein Geſetz publizirt, das die Zeitungsſteuer von 4 Pce. (3 Sgr. 4 Pf.) auf 1 Pce. (10 Pf.) herabſetzte. Da dieſer eine Penny zugleich das Recht einſchloß, die Zeitung poſtfrei durch alle drei Königreiche zu ſenden, ſo war der Zweck der Anti-Stamp-League, wenn auch nicht völlig, ſo doch annähernder erreicht, als ſie ſelbſt erwartet haben mochte. Die Ausfälle, die die Staatseinnahme in den erſten Jahren dadurch erlitt, waren nicht unbedeutend, bald aber geſchah daſſelbe, was die Herabſetzung des hohen Portoſatzes hier wie überall zur Folge hatte: die alten Einnahmen wurden nicht nur binnen Kurzem erreicht, ſondern bei Weitem überflügelt.

So exiſtirte denn alſo nur noch der Penny-Stamp; jedes einzelne Exemplar bezahlte 10 (preuß.) Pfennige Steuer. Dies war ein großer Gewinn gegen früher, aber doch nicht völlig das, was Volk und Preſſe gewünſcht hatten. Die Loſung wurde wieder: der Stamp muß fallen. Nach beinah 20 Jahren drang man mit dieſer Forderung durch; am 1. Juli 1855 fiel der Stamp wirklich. Da die Agitation dagegen in den letzten Jahren keine heftige geweſen war und jedenfalls mehr en passant als nachdrücklich betrieben wurde, ſo iſt die Annahme durchaus berechtigt, daß ſchließlich Rancune und Eiferſüchtelei, nicht aber eine Humanitäts-Idee, den Ausſchlag gegeben habe. Von Seiten Mr. Brigths und Mr. Milner Gibſons, die alljährlich im Parlament auf völlige Beſeitigung der Zeitungsſteuer antrugen, war, was nicht geleugnet werden ſoll, wenigſtens ein politiſches Motiv mit im Spiele.

Sie hatten ſchwerlich die Abſicht, irgend einer Perſönlichkeit oder Redaction durch ihre jährlich wiederholten Anträge direkten Schaden zufügen zu wollen, und alles, was ſie erſtrebten, war die möglichſte Verbreitung ihrer Parteianſichten. Die ſeit 1846 exiſtirenden „Daily News" drangen nicht tief genug. Man wollte in den unteren Schichten des Volkes Terrain gewinnen; dazu bedurfte es einer billigeren Preſſe. „Pennyblätter," ſo hieß es in ihrem Programm, „Pennyblätter, wie ſie Amerika hat." So lange der bloße stamp indeß einen Penny koſtete, war an Pennyblätter nicht zu denken. Dies wird genügen, die Agitation der Mancheſterpartei zu erklären.

Aber fraglich bleibt es allerdings, ob und wann dieſe Agitation reüſſirt hätte, wenn nicht, während des Krim-Krieges, die damals am Ruder befindlichen Whigs und Peeliten die lange ſchwebende Frage ſelbſt in die Hand genommen und aus Motiven, die nur errathen werden können, die Abſchaffung des stamp proponirt hätten. Mr. Gladſtone, damals Finanzminiſter, brachte eine derartige Bill vor das Haus, die — ohne im Verlauf der Debatte oder durch das Ausſcheiden der Peeliten aus dem Kabinet eine weſentliche Veränderung erlitten zu haben — endlich durchging und vor Schluß der Seſſion zum Geſetz erhoben wurde. Der stamp war abgeſchafft, die Preſſe ihrer letzten Beſchränkung enthoben. Es hieß damals, daß Neid, Aerger und Eiferſüchtelei gegen die „Times" einzig und allein die engliſche Regierung beſtimmt hätten, nicht nur dem Drängen der Mancheſterpartei nachzugeben, ſondern ſelbſt die Initiative zu ergreifen. Wenn man die Leitartikel der damaligen „Times" lieſt (von der man annehmen darf, daß ſie in Dingen, die ſie ſo nah angingen, beſtens unterrichtet war), ſo bleibt einem allerdings kaum ein Zweifel übrig, daß das Miniſterium, namentlich Mr. Gladſtone über Mittel und Wege nachgedacht hatte, den immer mächtiger werdenden Einfluß der „Times" nach Kräften zu paralyſiren. Mittel, wie ſie andern Regierungen zu Gebote ſtehen, waren in England unthunlich, und ſo blieb nichts Anderes übrig, als durch den Verſuch einer möglichſten Schädigung ihrer Geldintereſſen der immer unbequemer werdenden „Welt-Zeitung" entgegenzutreten.

Den Zuſammenhang zwiſchen einem ſolchen Verſuch und der Aufhebung des Zeitungsſtempels zu verſtehen, iſt es nöthig, in meiner Darſtellung etwas zurückzugreifen. Die Abſchaffung des Stamp war

freilich ein Vortheil für die Preſſe im Allgemeinen, aber, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ein Nachtheil für die „Times.“ Man wird ſich erinnern, daß ich weiter oben hervorgehoben habe, wie der Penny-Stamp zugleich als Frankir-Marke wirkte und der Zeitung, während voller vierzehn Tage, das Recht freier Beförderung auf allen engliſchen Poſten verlieh. Das kleinſte Blatt und die 96 Spalten zählende „Times“ rangirten gleich; ſie hatten denſelben Stamp und daſſelbe Recht. Jetzt fiel der Stamp, aber die Poſt legte ſich in's Mittel. Sie erklärte: Wir befördern Zeitungen, die unter vier Unzen wiegen, pro einen Penny; Blätter aber, die mehr wiegen, zahlen nach Verhältniß mehr. Hic haeret. Alle engliſchen Zeitungen, mit Ausnahme der „Times,“ wiegen unter 4 Unzen; die „Times“ aber, in Folge ihres Supplements, wiegt zwiſchen 5 und 6 Unzen und bedarf um deßhalb, ſo weit ſie per Poſt befördert werden will, eines Poſtſtamps (nicht Zeitungs-Stamps) von 1½ Penny. Da täglich von den 40- bis 50,000 „Times-“Exemplaren die große Hälfte per Poſt expedirt wird, ſo hoffte man, daß eine Majorität der auswärtigen „Times-“ Leſer unzufrieden werden würde, jede Nummer mit einem halben Penny mehr bezahlen zu müſſen als früher und knüpfte hieran die Hoffnung, daß viele Leſer die „Times“ aufgeben und ein Blatt zum alten Preiſe anſchaffen würden. Die „Times,“ in einer Art von Beſcheidenheit, fürchtete viel von dieſer Maßregel. Aber, wie ſich ſeitdem gezeigt hat, völlig ohne Grund. Ihr Abſatz hat ſich nicht vermindert, ſondern iſt geſtiegen, wenigſtens wenn die Angaben richtig ſind, die ſie ſelber vor wenigen Wochen und zwar bei Gelegenheit der Papierſteuer, über ihren Papierverbrauch veröffentlicht hat. Die Feinde von Printing-House-Square, die von Einführung der neuen Verordnungen einen weſentlichen Einfluß auf den Abſatz der Times erwarteten, hatten die eine Thatſache außer Acht gelaſſen, daß die Times das eigentliche „Gentlemans-Blatt“ durch alle drei Königreiche iſt und faſt ausnahmelos von Perſonen geleſen wird, denen es gleichgültig iſt, ob ſie einen halben Penny mehr oder weniger für ihre tägliche Lektüre zu zahlen haben.

Der Stamp alſo war gefallen. Die Arrières-Penſées, die Mr. Gladſtone gehegt haben mochte, als er ſich zum Advokaten der Stempelfreiheit machte, hatten ſich als irrig erwieſen; nicht ſo die Hoffnungen, die die Mancheſter-Partei an den endlichen Wegfall des Penny-Stamps

geknüpft hatte. Pennyblätter ſchoſſen auf. Die Provinzen, ſo viel ich weiß, ſind reich daran; London beſitzt ihrer drei: den Daily-Telegraph, den Morning-Star und den Standard.

Daily-Telegraph

wurde unmittelbar nach Erlaß des neuen Geſetzes (Aufhebung des Stempelzwangs) durch Oberſt Sleigh, einen Mann von etwas zweifelhaftem Rufe, gegründet. Seine Mittel waren gering, ſo daß er Actien ausgab und in der That Käufer für dieſelben fand. Das Unternehmen ſchlug aber nicht ein und der „Colonel" ſah ſich genöthigt, bei ſeinen Partnern — den Inhabern der Actien — um neue Summen nachzuſuchen. Als dieſe abgeneigt waren, neue Einzahlungen zu machen, proponirte er ihnen: Rückverkauf ihrer Actien an ihn ſelbſt, verſteht ſich gegen Empfang einer äußerſt kleinen Summe in baar. Die Actionaire, froh, einen Theil ſonſt ſicher verlorenen Geldes retten zu können, gingen raſch auf dieſen Vorſchlag ein. Actien, die der Colonel für 100 Pfd. verkauft hatte, kaufte er jetzt für 5 Pfd. zurück. Er war nun wieder alleiniger Eigenthümer, freilich ohne Geld. Die natürliche Folge war, daß das alte Spiel von Neuem begann, wenigſtens beginnen ſollte. Abermals wurden Theilnehmer geſucht. Ein Mr. Lewy kaufte wirklich die Mehrzahl der Actien. Da es dem „Oberſten" indeß mißlich erſcheinen mochte, ſein früheres Actienmanöver nochmals zu wiederholen, der Name „Lewy" auch wenig Chance für das Gelingen eines Coup, vielmehr die Bürgſchaft energiſchen Widerſtandes bot, ſo entſchloß er ſich, ſeinerſeits das Feld zu räumen und verkaufte demgemäß ſeinen Antheil für eine nicht näher bekannte Summe. Dies geſchah 1856, ungefähr ein Jahr nach Gründung des Blatts. Seitdem iſt Mr. Lewy der Eigenthümer deſſelben. Es beſteht aus einem großen Doppelbogen im „Times"-Format, bringt eine bedeutende Zahl bezahlter Annoncen, publicirt in den erſten Stunden des Nachmittags eine second edition und iſt ausgezeichnet durch die ſtyliſtiſche Gewandtheit, den Witz und die Leichtigkeit ſeiner Leitartikel. Es ſteht in dieſer Beziehung (wiewohl nur ein Penny-Blatt) der „Times" am nächſten. Seine leader, meiſt drei, oft vier, ſind unverhältnißmäßig pikanter und lesbarer (um nicht zu ſagen beſſer) als die aller übrigen Tagesblätter. Hierauf gründete

Mr. Lewy ſeine Speculation; er hatte eine Ahnung davon, worauf die Erfolge der „Times“ beruhten und noch beruhen, und beſchloß überall zu ſparen (Papier und Typen z. B. ſind ſchlecht), aber bei Heranziehung publiziſtiſcher Kräfte mit lockender Splendidität zu verfahren. Dieſem glücklichen Kalkül verdankt er die Reſultate, die vorliegen. Der Abſatz des Blattes iſt ſehr bedeutend und ſeine Geldverhältniſſe ſollen jetzt gut ſein.

Die Leitartikel des „Daily-Telegraph“ zeichneten ſich ſchon durch Leichtigkeit und Pikanterie aus, als Oberſt Sleigh noch an der Spitze des Unternehmens ſtand. Der „Colonel“ ſelbſt — was immer ſeine ſonſtigen Fehler ſein mochten — führte wenigſtens eine gute Feder. Um Recht und Unrecht kümmerte er ſich nicht viel.

Die jetzigen Leitartikel des „Daily-Telegraph“ rühren zum größeren Theil aus der Feder der „St. Johns.“ Dies iſt eine aus drei oder vier Brüdern beſtehende Literaten-Familie, die ſich auf Publiziſtik ähnlich gut verſteht, wie die drei Schweſtern Charlotte, Anna und Emilie Bronte auf Novelliſtik. Sie theilen auch das mit den Bronte's, daß man ſtets in Zweifel bleibt, wer denn der eigentliche Verfaſſer ſei. Daher der Umſtand, daß man nicht von dieſem und jenem Bruder, ſondern von den St. Johns im Allgemeinen ſpricht. Sie theilen alles brüderlich: Ehre und Unehre, Vortheil und Verluſt. Die Prinzipien, die der „Daily-Telegraph“ verficht, ſind im Weſentlichen die des Radikalismus. Ein Zug aber, der frappanter hervortritt, iſt ſein unbedingtes Einſtehen für Lord Palmerſton. Ein abermaliges Beiſpiel, daß die gut geſchriebenen, mit Talent redigirten Blätter meiſt palmerſtoniſch ſind.

Morning-Star.

„Daily-News,“ wie bereits hervorgehoben, vertraten, von dem Augenblick ihrer Gründung an, Handelsfreiheit, Liberalismus und Diſſenterthum; „kein Monopol,“ war das Grundprinzip, für das ſie kämpften; aber wie bedeutend die Reſultate ſein mochten, die in beinah zehnjähriger Wirkſamkeit errungen waren, die Mancheſtermänner, die immer nur in mittelbarer und halb zufälliger Beziehung zu dem genannten Blatte geſtanden hatten, waren durch dieſe Erfolge nicht befriedigt und ſtrebten, den Kreis ihrer Wirkſamkeit raſch und beſtimmt zu

erweitern. Die „Daily-News," ſchon um ihres Preiſes willen, drangen nicht tief genug in's Volk, das war eins; vor allem aber war es ein immer wachſender Wunſch der „Friedenspartei," ein eignes ſelbſtgegründetes, von der Partei direkt abhängiges Organ zu haben, um in Zukunft der Unterſtützung eines Blattes entbehren zu können, das, bei Uebereinſtimmung in vielen Punkten, doch in Einzelfragen abwich und ſeinen eignen Weg verfolgte.

Der Stamp war gefallen und dieſer Augenblick ſchien geeignet, an die Ausführung jenes lang gehegten Planes zu gehn. Die Gründung eines großen Penny-Blattes wurde beſchloſſen; Anhänger der Manchesterpartei, vielleicht auch einzelne hervorragende Mitglieder der ſchottiſchen Kirche, zeichneten bedeutende Summen und Anfang 1856 erſchien die erſte Nummer des „Star." Er erhob ſich raſch zu einer gewiſſen Bedeutung und ſoll es im Laufe des vorigen Jahres häufig zu einem Abſatz von über 30,000 Exemplaren gebracht haben. Seitdem hat er weſentlich eingebüßt, ganz beſonders, ſeitdem der „Standard" ebenfalls zu einem Pennyblatte geworden iſt und die bis dahin alleinige Konkurrenz des „Daily-Telegraph" mehr denn verdoppelt hat.

Der „Star" iſt das Cobdenitenblatt par excellence. Ebendeßhalb zeigt er häufig, wie die Partei ſelbſt, jenes Doppel-Element, das im Lager derſelben thätig iſt. Wir haben uns daran gewöhnt, die Namen Cobden, Bright und Milner Gibſon als eine zuſammengehörige Dreiheit zu denken; es finden aber ſehr weſentliche Unterſchiede zwiſchen ihnen ſtatt. Es iſt das religiöſe Element, was den Unterſchied macht. Cobden und Bright ſind Freihandelsmänner und die bekannten Elihu Burritts im Heerlager des waffenklirrenden Europa; dieſe Uebereinſtimmung der Anſichten hat ſie zuſammengeführt. Aber die Friedensapoſtelſchaft Cobdens iſt nur der erſte Paragraph eines Handels-Codex, das Produkt einer ziemlich nüchternen, durchaus auf Nützlichkeit geſtellten Seele, während im Herzen John Bright's wirklich ein Funke vom apoſtoliſchen Feuer glüht und die Nützlichkeitsfrage für ihn in der Frage nach Recht, Humanität und Chriſtlichkeit untergeht. Weil er begeiſtert iſt, vermag er zu begeiſtern; ſelbſt der palmerſtoniſche Spott wagt ſich nur ſcheu an ihn heran und geht dem „Prediger in der Wüſte" lieber aus dem Wege, als daß er ihn aufſucht und bekämpft.

Man verzeihe dieſe Abſchweifung; ſie war nöthig. Eine derartig

ausgeprägte Verschiedenheit, wie sie zwischen den Trägern der Partei herrscht, herrscht auch zwischen jenen Delegirten, die mit der Leitung des Partei-Organs betraut sind und nunmehr als Redacteure an der Spitze des Blattes stehen. Die Einen sind Freihandelsleute und weiter nichts, aller Kirchlichkeit eher abhold als zugethan und jedenfalls gleichgültig dagegen, ob die Zukunft Englands dem Anglikanismus oder Calvinismus gehört; die Anderen, Schotten aus der Schule des John Knox, feurig, eigensinnig, fast ascetisch, Puritaner, in der traditionellen Engherzigkeit ihrer Sekte befangen, aber, wohl oder übel, im ernsten Dienst einer Idee. Das ganze Blatt redigirt von schwärmerischen Handelsleuten und nüchternen, geschäftsstrengen Schwärmern. Es versteht sich von selbst, daß Rücksicht auf das Publikum und das unvermeidliche Theilnehmen an den Streitigkeiten des Tages die Grundprinzipien des „Star" nicht immer scharf hervortreten läßt. Sie sind aber nicht aufgegeben und bethätigen sich stets im rechten Moment. Der hervortretendste Zug des Blattes ist in diesem Augenblick seine entschiedene Feindschaft gegen Lord Palmerston und die Unterstützung des Derby-Kabinets. Um die Politik des „Star" nach dieser Seite hin zu verstehen und nicht zu mißdeuten, ist es nur nöthig, den Weg zu verfolgen, den John Bright während der letzten Session eingeschlagen hat. Die Cobdeniten sahen schließlich klar, daß sie für ihre Ansichten von keiner Seite her weniger Unterstützung zu erwarten hatten, als von Lord Palmerston. Das Programm des letzteren stellte sich ihnen immer bestimmter als eine bloße Variation des alten Spruches heraus: „Streit nach außen, schafft Frieden im Innern und — vertagt die Reform." Dieser Satz aber war gerade der letzte, dem John Bright sich gemüßigt fühlen konnte seine Zustimmung zu geben. Was er wollte, war genau das Umgekehrte: Kein Krieg, aber Reform und Frieden. An die Acceptirung dieses Satzes knüpfte er seinen Beistand. Er sah entweder die Tories geneigt, in aller Aufrichtigkeit ihm zuzustimmen, oder die offenkundige Schwäche derselben machte sie schließlich geneigt, jedes Bündniß zu schließen und jedes Zugeständniß einzugehen. Gleichviel, die Thatsache bleibt dieselbe: die Manchestermänner traten auf die Seite der Tories und — Palmerston fiel, zwei Tage nach einem Siege, der ihn in falsche Sicherheit gewiegt hatte. Diesem Gange der Politik ist der „Star" gefolgt; sein Stehen zu den Tories erklärt

ſich aus der augenblicklichen Stellung ſeiner Partei überhaupt. Dieſe Stellung wird nicht dieſelbe bleiben; wie ein Condottiero aus der alten Schule wird John Bright ſeine Hülfe ſtets an Bedingungen knüpfen, wird bald auf dieſer, bald auf jener Seite fechten und während er abwechſelnd Whigs und Tories den Sieg zuträgt, hofft er zuletzt der einzige Sieger zu ſein. Ob zum Segen des Landes? Schwerlich. England ſcheint mir nicht angethan, den Prozeß der Amerikaniſirung glücklich durchzumachen.

Der „Star," wie hervorgehoben, iſt ein Actien-Unternehmen. Ein Comité regelt die Geld- und Geſchäftsverhältniſſe. Im Auftrage dieſes Comité's iſt ein ſogenannter „manager" (Betriebs-Direktor) thätig: Mr. John Barter Langley. Das Blatt hat vier Redacteure, von denen Mr. Hamilton, ein ſtrenger Puritaner, gemeinhin als Chef-Redacteur betrachtet wird. Der „Star" erſcheint bekanntlich als Morgen- und Abendblatt: „Morning Star" und „Evening Star." Die vier Redacteure theilen ſich in ihre Arbeit derart, daß zwei (darunter Mr. Hamilton) den „Morning Star" ediren, zwei andere (darunter Dr. F. aus Berlin) den „Evening Star." Dieſe Verwendung eines deutſchen Publiziſten in der engliſchen Preſſe iſt ein Unicum. Gelegentlich wird einem zwar von dieſem und jenem Anglehoben verſichert, daß die beſten Leitartikel der „Times" „notoriſch" von Deutſchen geſchrieben würden, es hat aber damit etwa eben ſo viel auf ſich, wie wenn einem verſichert würde, daß die beſten Meſſineſer Apfelſinen aus den Potsdamer Orangerieen kämen. Man wird einer fremden Sprache niemals inſoweit mächtig, um einen „beſten" „Times"-Artikel darin ſchreiben zu können.

Der Abſatz des „Star," wie bereits hervorgehoben, iſt nicht mehr ſo bedeutend, als vor 12 und 18 Monaten. Die daraus reſultirenden minder günſtigen Geldverhältniſſe des Blattes ſind aber vorläufig gleichgültig und ohne allen Einfluß auf das Fortbeſtehen deſſelben. Der letzte große Sieg der Mancheſtermänner 1858 (denn die Tories ſiegten nur durch John Bright und ſeine Freunde) hat neues Leben in die Partei gebracht, große, wenn auch vielleicht verſchiedene Hoffnungen geweckt und eine allgemeine Geneigtheit zu jedem Geldopfer, wenn nöthig, hervorgerufen. Dieſe Geneigtheit wird mindeſtens ſo lange dauern, wie die Partei das bleibt, was ſie an Macht und Bedeutung in dieſem Augenblicke iſt.

war früher das Abendblatt des „Morning Herald“ und verhielt sich zu demselben etwa wie der „Expreß“ zu den „Daily News.“ Er theilte in seinen alten Tagen all die Schwächen des „Herald.“ Beide pflegten (namentlich im „Punch“) als zwei alte Klatschschwestern abgebildet zu werden, grämlich, superklug, langweilig. „Mrs. Harris“ und „Mrs. Gamp“ waren populaire Figuren, genau (ohne im Uebrigen eine Parallele ziehen zu wollen) wie „Onkel Spener“ und „Tante Voß.“

Im Februar dieses Jahres indeß, während „Mrs. Harris“ nur etwas eleganter in ihrer Matronen-Toilette wurde, wurde „Mrs. Gamp“ ohne Weiteres zu der bekannten Mühle geschickt und kam jung und frisch von ihrem Ausflug zurück. Der „Standard“ ist nicht mehr „Mrs. Gamp,“ sondern einfach — der „Standard,“ der, wenn er einen neuen Beinamen führen soll, sich diesen erst erwerben muß.

In der gesammten Tory-Presse haben im Laufe dieses Jahres große Umwälzungen stattgefunden. Es scheint mir nicht ungeeignet, an dieser Stelle eine kurze Darstellung derselben zu geben. Als im Laufe des Februars die Tories in's Amt kamen, mußten sich auch die indolentesten unter ihnen überzeugen, daß es mit ihren alten Preß-Organen in der hergebracht-schläfrigen Weise nicht weiterginge und daß Reformen unerläßlich seien, wenn man den gegnerischen Blättern einigermaßen gewachsen sein wolle. Die Tory-Presse bis dahin hatte eigentlich aus nicht mehr als zwei Organen bestanden, aus einem Tages- und einem Wochenblatt. Das Tagesblatt war der „Herald“ (dessen Abend-Ausgabe der „Standard“ hieß), das Wochenblatt war die „Preß.“ Die alten Tories hatten zum „Herald,“ die Jung-Tories zur „Preß“ gehalten. Im Februar d. J. traten die Tories in's Amt. John Bright hatte ihnen zum Siege verholfen und seine Hülfe an bestimmte Bedingungen geknüpft. Sollten diese Bedingungen wirklich erfüllt und die guten Beziehungen zu den Manchestermännern aufrecht erhalten werden, so mußte das Alt-Torythum als solches sich aufgeben oder sich wenigstens zurückziehen, um dem Jung-Torythum die vorderen Plätze einzuräumen. Das Letztere geschah. Die alten Tories (Spooner, Newdegate) kauften die bis dahin jung-toryistische „Preß,“ während die Jung-Tories (Disraeli und Lord Stanley) im Redactionslokal des bis dahin alt-toryistischen „Standard“ ihren Einzug

hielten. Dieſer Tauſch war weſentlich: die Alt-Tories mit ihrer Klage über den Verfall des Torythums und die Unnatürlichkeit geſchloſſener Bündniſſe waren nunmehr auf die Wochenblatts-Ration geſetzt, während das bis dahin in wochenblättlicher Verborgenheit blühende Jung-Torythum ein Tagesblatt gewonnen hatte und die Wochenklage der „alten Herren" tagtäglich bekämpfen und belachen konnte.

Die Jung-Tories hatten alſo den „Standard" und beſchloſſen ſofort aus dem Abendblatt ein Morgenblatt, und zwar eine Penny-Zeitung, zu machen. Der Gedanke ſcheint ein glücklicher geweſen zu ſein und faſt unerwartet glänzende Erfolge nach ſich gezogen zu haben. Man ſpricht von 40,000 Exemplaren, die der „Standard" täglich abſetze. Die Zahl ſeiner Annoncen iſt groß und wächst täglich. Nach Angaben Anderer ſind dieſe Erfolge allerdings vorhanden, aber doch nicht ausreichend, das Blatt ohne Subvention exiſtiren zu laſſen. Sein nomineller oder wirklicher Eigenthümer iſt Mr. Johnſten, derſelbe, der nach dem Bankrutt Mr. Baldwins (des früheren Beſitzers der beiden Schweſterblätter) auch den „Herald" an ſich brachte. Er leitet, wie es heißt, die Geldverhältniſſe ſeiner beiden Blätter ſelbſtſtändig, legt Rechnung ab und empfängt die nöthigen Zuſchüſſe. Die Anſichten darüber ſind getheilt, ob dieſe Summen aus Regierungsfonds gezahlt oder von hervorragenden Mitgliedern der Tory-Partei aufgebracht werden. Das letztere iſt faſt wahrſcheinlicher.

Noch einmal: innerhalb der toryiſtiſchen Preſſe hat eine neue Gruppirung ſtattgefunden; wenig Neues iſt an Kräften hinzugetreten, aber die Kräfte ſelbſt haben ihre Rollen und Aufgaben getauſcht. Wir haben jetzt vier Organe zu unterſcheiden: den „Herald," die „Preſſe," den „Standard" und die „Conſtitutional Preß." Der „Herald" iſt im Weſentlichen der Alte geblieben. Die „Preß," wie bereits hervorgehoben, hat ihre jung-toryiſtiſchen Kräfte abgegeben und iſt alt-toryiſtiſch geworden. Die dadurch vakant gewordenen Jung-Tories von der „Preß" haben ſich in zwei Gruppen getheilt; die Jüngſten der Jungen ediren ſeitdem die „Conſtitutional Preß" und ſchreiben dieſelbe ausſchließlich in jenem Uebermuths-Styl, der früher nicht der einzige aber allerdings ein weſentlicher Zug der alten „Preß" war; die mehr ausgegohrenen Elemente der letztern haben ſich hingegen dem „Standard" zugewandt und machen dieſen zu dem gegenwärtig beſten und einflußreichſten Tory-

Blatte. Neue Ideen werden mit Kraft, Talent, Lebhaftigkeit vertreten, ohne den Prinzipienkampf, durch beſtändige Auftiſchung gehäſſiger Perſönlichkeiten, allzuſehr zu bloßer Phraſe und Karrikatur ſeiner ſelbſt zu machen. Der „Standard“ war für Zulaſſung der Juden in's Parlament, für Abſchaffung der church rates und Aufgebung der property qualification als Wahl-Erforderniß. Die alten Tories, wie ſich denken läßt, haben Verrath über ſolche Neuerungen geſchrieen. Der „Standard“ ſchlägt die Brücke zwiſchen dem Derby-Kabinet und John Bright. (Die muthmaßlich veränderte Haltung des Blatts, ſeit Löſung des Bündniſſes, habe ich nicht verfolgen können.)

Achtes Kapitel.

Die Abendblätter. Sun. Globe.

Die Abendblätter rivaliſirten früher an Zahl, Abſatz und Einfluß mit den Morgenblättern. Das iſt nicht mehr der Fall; ſie ſind jetzt von verhältnißmäßiger Unbedeutendheit. Der Grund dafür liegt wohl erſtens darin, daß Stenographie, Dampfpreſſe und Nachtdienſt es möglich gemacht haben, die Parlamentsverhandlungen vom Abend vorher ſchon am nächſten Morgen in aller Vollſtändigkeit zu bringen, zweitens aber und kaum weniger in dem begleitenden Umſtande, daß das Erſcheinen der ſogenannten „second editions,“ die um die Mittagsſtunde den Inhalt der Morgens eingetroffenen Kontinentalpoſt bringen, bei allen Morgenblättern allgemein geworden iſt. So kommt es, daß für die Abend-Zeitungen wenig beſondere Neuigkeiten übrig bleiben. Mit den Parlamentsverhandlungen vom Tage vorher kommen ſie um beinahe zwölf, mit den Nachrichten der Kontinentalpoſt um beinahe ſechs Stunden ſpäter, als die Morgenblätter, und alles, was ihnen als Neuigkeitsleſe bleibt, beſchränkt ſich auf einige Lokalvorkommniſſe (ſelten von Belang), auf intereſſante Gerichtsverhandlungen vom Tage ſelbſt (wie während des Palmer'ſchen und Bernard'ſchen Prozeſſes) und auf die ſtenographi-

ſchen Berichte jener Mittagsſitzungen, die das Parlament zweimal wöchentlich zu halten pflegt.

Schon 1727 gab es eine „London Evening Poſt;“ zu ihr geſellten ſich in längeren und kürzeren Zwiſchenräumen: die „General Evening Poſt,“ „Lloyd's Evening Poſt,“ „St. James Evening Poſt“ und mehrere andere noch, die — in Uebereinſtimmung mit den Morgenblättern jener Epoche — nicht täglich, ſondern nur dreimal wöchentlich erſchienen.

Zu Anfang dieſes Jahrhunderts gab es bereits täglich erſcheinende „Evening Papers,“ und dem von Daniel Stuart 1803, nach ſeinem Rücktritt von der Poſt, gegründeten Abendblatt „the Courier“ war es vorbehalten, auf länger denn ein Jahrzehnt die Erfolge aller damaligen Morgenblätter zu überflügeln. Wie wir geſehen haben, ging ſelbſt der Abſatz der „Poſt“ — damals das geleſenſte Morgenblatt — nicht über 4500 hinaus, der „Courier“ aber verkaufte, während der Kriegsjahre, durchſchnittlich 8000 Exemplare, eine kurze Zeit hindurch ſogar 10,000. An der Spitze des Blattes ſtand damals Mr. Street, ein umſichtiger, gewandter Publiziſt, der von Daniel Stuart mit der Leitung des Ganzen betraut worden war. Mr. Street war es, der zu Gunſten des „Courier“ die „second editions“ einführte, ein ſeitdem bewährtes Hülfsmittel zur Steigerung des Abſatzes, das man bis dahin nicht gekannt hatte. Dieſe urſprünglichen „zweiten Ausgaben“ waren freilich nichts, das ſich mit den second editions der gegenwärtigen „Times“ vergleichen ließe. Das Hinzugefügte beſtand oft aus wenigen Zeilen nur und hatte nichts gemein mit jener ſpaltenfüllenden Kontinentalpoſt, deren Neuigkeiten jetzt eine second edition auszumachen pflegen. Viele Perſonen entſinnen ſich noch, wie vor ungefähr 50 Jahren, nach von Daniel Stuart herrührenden Anweiſungen, die „zweiten Ausgaben“ eingeführt wurden. Eine Art von Fußpoſtillonen, bunt gekleidet und auf verſtimmten Jagdhörnern blaſend, liefen durch die Straßen und ſchrieen: Neuigkeiten, „Courier,“ zweite Ausgabe, große Neuigkeiten ꝛc. Der Abſatz war in der Regel ſehr groß, hatte man ſich aber verrechnet und drohten tauſend Exemplare unverkauft auf dem Lager zu bleiben, ſo hieß es plötzlich, nach Verlauf einer halben Stunde: Neuigkeiten, „Courier,“ dritte Ausgabe, große Neuigkeiten. Zu oft durfte dies nicht gewagt werden, um die Nachſicht der Käufer auf keine allzuharte Probe zu ſtellen; die wenigen Male aber, daß es überhaupt vorkam, war das Publikum

durchaus befriedigt, und nahm keinen Anſtoß daran, daß die „dritte Ausgabe“ bei ihrem erſten Debüt z. B. nichts weiter brachte, als das Folgende: „Der Schurke Bellingham, der, wie unſere Leſer wiſſen, morgen früh gehenkt werden ſoll, hat es refüſirt, ſich den Bart abnehmen zu laſſen.“ Dieſe Notiz genügte vollkommen; es war, bei dem Intereſſe, das der Mörder Bellingham an jenem Tage einflößte, Keinem auffällig erſchienen, für obige, etwas magere Mittheilung einen 6 Pce. (5 Sgr.) zahlen zu müſſen. Später gab der „Courier“ ſeine Whig-Prinzipien auf und wurde toryiſtiſch. Dies entſchied über ihn; die Tories waren damals unpopulär (zur Zeit der Reformbewegung) und das Blatt ging zu Grunde.

Was die gegenwärtigen Abendblätter angeht, ſo iſt zunächſt ſchwer zu ſagen, wie viel es deren gibt. Jede Morgenzeitung beſitzt nämlich in dieſem Augenblick irgend ein korreſpondirendes Mittags-, Nachmittags- oder Abendblatt, das ſich theils „zweite Ausgabe“ nennt, theils einen neuen Titel annimmt. Die „Times“ veröffentlicht um 12, an manchen Tagen auch erſt um 2, eine second edition. Daſſelbe gilt von „Poſt,“ „Chronicle“ und „Advertiſer.“ Der „Morning Herald“ publizirt zwiſchen 4 und 5 einen „Evening Herald“ und die „Daily News“ ediren, ungefähr um dieſelbe Stunde, das Abendblatt „Expreß.“ Alle dieſe hier angeführten Mittags-, Nachmittags- und Abendblätter ſind nichts Anderes, wie die entſprechenden Morgenblätter unter vorzugsweiſer Hinzufügung jener Neuigkeiten, die die Kontinentalpoſt (namentlich Pariſer Briefe) im Laufe des Vormittags brachte.

Nur zwei Blätter ſind ausſchließlich Abendblätter, d. h. Abends oder Nachmittags erſcheinende Zeitungen, die in gar keiner Beziehung zu den Redactionen der Morgenblätter ſtehen. Dieſe beiden ſind der „Globe“ und der „Sun,“ beide Nachbarn am Strand, aber ſehr verſchieden an Werth und Bedeutung. Der „Sun“ iſt ein ſehr mittelmäßiges Blatt. Er erſcheint eine Stunde früher als der „Globe,“ gewöhnlich gleich nach 3, und weiß ſich durch dies „früher auf dem Platze ſein“ einigermaßen zu halten. Seine Geldverhältniſſe gelten für ungünſtig. Als Beſitzer wird Mr. Murdo Young genannt. Die Prinzipien, die er (der Sun) verficht, ſind die des Radikalismus. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn nur die Art des Kampfes mehr Takt und Talent verriethe. Seitdem die Tories wieder am Ruder ſind, ſteht

der „Sun“ auf Seiten Lord Derbys. Die Motive dieſer Advokatur ſind unbekannt, werden aber vermuthet.

Ein gutes Blatt (wiewohl ſo unpreußiſch wie möglich) iſt der „Globe.“ Er zeichnet ſich, wie faſt alle whiggiſtiſch-palmerſton'ſchen Blätter, durch publiziſtiſches Geſchick vor den Blättern der Tories und der Radikalen aus. Mag man über Lord Palmerſton denken wie man will, ſeine Preſſe wenigſtens iſt gut im Stande. Die zu ihm halten, wiſſen faſt immer, knapp, witzig und ungeziert zu ſchreiben. Das gilt im Weſentlichen auch vom „Globe.“ Der erſte Redacteur deſſelben (bei ſeiner Gründung 1803; ſiehe oben bei Gelegenheit der „M.-Poſt“) war George Lane, einer der Unter-Redacteure Daniel Stuarts. Das Blatt verfocht damals whiggiſtiſche Prinzipien und verficht ſie noch. Unter den Mitarbeitern des „Globe“ haben ſich, im Laufe von 50 Jahren, beſonders zwei ausgezeichnet: Mr. Gibbons Merle und Oberſt Torrens. Der letztere iſt einer jener vielen Captains und „Colonels,“ die von Anfang an — ſeit den Tagen Captain Nedhams 1640 — in der engliſchen Publiziſtik eine ſo große Rolle geſpielt haben. Colonel Torrens ſchrieb tapfer, wie er ſeiner Zeit tapfer gefochten hatte. Gegen die Dänen hielt er aus, die ihn 1811 mit überlegener Macht angriffen und im ſpaniſchen Kriege, unter Wellington, avancirte er mit 29 Jahren zum Colonel. Der alte Herr, nunmehr 75 Jahre alt, gilt als einer der Beſitzer des „Globe,“ der, wie die meiſten engliſchen Blätter, ein Actien-Unternehmen iſt.

Da der „Sun,“ namentlich was politiſche Neuigkeiten angeht, von gar keinem Belang iſt, ſo darf man zur Zeit den „Globe“ das Abendblatt par excellence nennen. Ueber die Geſchicklichkeit, womit er geſchrieben und redigirt wird, hab' ich bereits geſprochen. Dies Geſchick indeß (das übrigens viele Mängel, namentlich eine faſt zu weit gehende ſtyliſtiſche Nonchalance nicht ausſchließt) würde kaum genügen, den Fortbeſtand des Blattes zu ſichern, wenn nicht ſeine bekannten Beziehungen zu den Whigs es wirklich zu einem politiſchen Neuigkeitsblatte machten. Auch in den kurzen Intervallen, wo, wie jetzt, die Whigs auf den Oppoſitionsbänken ſitzen, behält es — bei der Gutunterrichtetheit der Partei, auch wenn außerhalb des Amtes — dieſen Charakter bei, während es ſich, ſo lange die Whigs am Ruder ſind (und ſie ſind es faſt immer ſeit 1830), durchaus von ſelbſt verſteht, gewiſſen Mit-

theilungen aus der Mitte des Miniſterrathes zuerſt im „Globe“ zu begegnen.

Er (der Globe) veröffentlicht gemeinhin zwei Auflagen, oft auch noch eine dritte; freilich die letztere dann um wenig reicher ausgeſtattet, als jene oben erwähnte dritte Auflage des „Courier,“ aus der London erfuhr, daß Bellingham, der Mörder, abgelehnt habe, ſich raſiren zu laſſen.

Neuntes Kapitel.

Die Times.

Die Geſchichte der „Times,“ wenn man darunter eine Aufzählung offenkundiger Fakten verſteht, iſt bereits mehrfach geſchrieben worden, und Converſations-Lexika, engliſche wie deutſche, geben darüber eine genügende Auskunft. Ich halte es daher für angemeſſen, aus jener Geſchichte voll Offenkundigkeit hier nur Einzelnes einzuſtreuen und bloß ſo viel zu wiederholen als nöthig iſt, dem Leſer einen Ueberblick zu geben oder Namen und Daten in ſeinem Gedächtniß neu zu beleben. Meine Haupt-Aufgabe wird die ſein, auf das hinzuweiſen, was eine mehrjährige perſönliche Bekanntſchaft mit der engliſchen Preſſe mich theils mittel- theils unmittelbar auch über die ungeſchriebenen Geſchichtskapitel der „Times“ hat erfahren laſſen.

Die erſte Nummer der „Times“ erſchien am Neujahrstage 1785; der damalige Titel des Blattes war „The Daily Univerſal Regiſter,“ eine Name, der jedoch ſchon nach drei Jahren aufgegeben und durch den der „Times“ erſetzt wurde. Das Blatt iſt ſomit 73 Jahre alt und an Alter das vierte in der Reihe der Londoner Morgenblätter; „Chronicle,“ „Poſt“ und „Herald“ gingen ihm voraus, „Advertiſer“ und „Daily News“ folgten in großen Zwiſchenräumen. Während der 73 Jahre, die zwiſchen heut und der Gründung des Blattes liegen, iſt daſſelbe beſtändig in den Händen derſelben Familie geblieben oder, wenn man den Ausdruck geſtatten will, von derſelben Dynaſtie beherrſcht worden. Ich wähle dieſen Ausdruck nicht blos Scherzes halber. Wenn man ſeiner Zeit den „Rheiniſchen Merkur“ eine ſechste Großmacht genannt hat, ein

hübſches Wort, dem jedenfalls ein gut Theil ſchmeichelhafter Ueberſchätzung zu Grunde lag, ſo hat die „Times“ vollen Anſpruch auf ſolche Bezeichnung. Der Leſer wird im Verlauf dieſes Aufſatzes Gelegenheit finden, ſich zu überzeugen, daß ich weit ab davon bin, die innerliche, aus Ueberzeugung kommende und Ueberzeugung gebende Kraft dieſes Blattes ein- für allemal anzuerkennen oder gar zu überſchätzen, aber ganz in ähnlicher Weiſe, wie von Vierteljahrhundert zu Vierteljahrhundert große und kleine Umſtände zuſammenwirken, die uns abwechſelnd an die Machtfülle und Unbeſiegbarkeit dieſes oder jenes Mannes, dieſes oder jenes Landes *glauben* machen, ganz in ähnlicher Weiſe, ſag' ich, iſt die Macht der „Times“ etablirt und, ohne viel politiſche Freunde zu haben, ohne unwandelbar über die Herzen zu disponiren, hat ſie ſeit dreißig Jahren neben ihrer eigenen unleugbaren Kraft vor Allem noch über jene Rieſenmacht verfügt, womit die Laune, die Poſſhansſucht, das myſteriöſe Bedürfniß der Menſchen ſie freiwillig ausgeſtattet haben. Die Verſuche Einzelner, hiergegen anzukämpfen, ſind meiſt geſcheitert; auch *ſolche* Dinge wollen ihre Zeit haben und die Menſchen lieben es nicht, ein liebgewordenes Geſpenſt eher bei Seite zu thun, bis es ſich verbraucht hat und völlig unhaltbar geworden iſt. Wie in Allem, ſo herrſcht auch hierin eine Mode.

Die Dynaſtie der „Times“ iſt das Haus John Walter; wir haben einen erſten, zweiten, dritten. John Walter III. iſt der jetzt regierende Herr. Geboren 1818, folgte er 1847 ſeinem Vater in der Herrſchaft. Er iſt Parlamentsmitglied für Nottingham, außerdem ein Magister Artium, ſo daß er, nach engliſcher Sitte, eine Menge großer Buchſtaben ſeinem ohnehin vollgültigen Namen hinzufügen kann. Was die drei John Walter's (Großvater, Sohn und Enkel) in ihrem Verhältniß zu einander angeht, ſo bemerkt man an ihnen dieſelbe Entwickelung, dieſelbe aufſteigende, den Höhenpunkt erreichende und dann auf dem Plateau ſich gleichmäßig fortbewegende Linie, die man in der Geſchichte junger Staaten und neuer Geſchlechter ſo oft wahrzunehmen vermag. Der erſte ſchafft eine Armee, der zweite ſchlägt die Schlachten und gründet das Reich, der dritte erbt die Schöpfung ſeiner Väter, wird luxuriös und human und freut ſich an Tanz und Zitherſpiel, während die Miniſter das Land regieren und thun und laſſen, was ihnen beliebt. (S.

hängt dann Alles von den Traditionen ab, die im Lande mächtig ſind, oder von der Geſundheit jenes erſten Keimes, der die ganze Schöpfung in's Leben rief. Iſt dieſer Keim kräftig, wurzeln die Traditionen in einem räthſelvollen Weisheitsſpruch, ſo führt die immer mächtiger werdende Schöpfung ein geſeytes Wunderleben; eine Fee iſt da, die Alles gelingen läßt, Alles zum Guten kehrt, und die beſten und glücklichſten Gedanken kommen wie von ſelbſt, wie die Unausbleiblichkeiten eines erſten glücklichen Gedankenpaares. John Walter ruht auf den Lorbeeren ſeiner Väter, und das Land, das er beherrſcht, wird mühvoll im Einzelnen, aber ohne Kopfzerbrechen im Großen und Ganzen regiert.

Die wichtigſten Fakten und Zahlen ſeit 1785 ſtellen ſich ungefähr ſo. Der erſte John Walter von 1785 — 1803. Ueber die Redacteure und Mitarbeiter während dieſer erſten, ziemlich dunklen Epoche des Blattes iſt wenig oder nichts bekannt. Nach meiner Kenntniß der Sache ſtehen zum Studium jener Epoche keine anderen Quellen zu Gebot, als die betreffenden Jahrgänge des Blattes ſelbſt. Jede Zeitung aber verbreitet ſich über alles mögliche in der Welt, nur nicht über ſich ſelbſt. Uebrigens ſteht ſo viel feſt, daß allem Eifer und Talent John Walters zum Trotz die politiſche Bedeutung der „Times" unter dieſem ihrem Gründer nur zweiten Ranges war. Die große Zeit der „Times" beginnt mit dem zweiten John Walter von 1803 — 1847. Er iſt es, der der Schöpfung ſeines Vaters zu dem ſtolzen Namen „the leading journal of the world" verholfen hat. In ſeine Regierungszeit fallen, wie alle großen Ereigniſſe, ſo auch die hervorragendſten jener Editoren und Mitarbeiter, die ihren eignen Namen an den der „Times" geknüpft haben. Auffallend iſt zunächſt auch hier die Erſcheinung, daß wir in einem Zeitraum von mehr denn 50 Jahren nur über drei Chef-Redacteure zu berichten haben. Der erſte war Dr. Stoddart, ein gelehrter, gewiſſenhafter und geachteter Mann. Sein fanatiſcher Haß gegen Napoleon indeß führte ſchließlich zu einer Entzweiung mit dem verſöhnlicher geſinnten John Walter, und ungefähr um 1810 löste ſich das Verhältniß. Stoddarts Nachfolger war Mr. Thomas Barnes von 1810 — 1841. In Erwägung ſeiner 31jährigen, glänzenden Wirkſamkeit hat er vollen Anſpruch darauf, als der „Times"-Redacteur par excellence betrachtet zu werden. Er ſelbſt ſchrieb wenig; Scharfſinn und richtiger Takt aber, die ihn, in glücklichem Verein, ebenſo raſch ein publiziſtiſches

Talent erkennen, wie die etwaigen Auswüchse deſſelben wegſchneiden ließen, befähigten ihn durchaus zu einer hervorragenden Stellung innerhalb der politiſchen Preſſe. In die Zeit ſeiner Verſtandſchaft fällt auch die Hauptthätigkeit Captain Stirlings, des ſogenannten „Donnerers" der „Times." Dieſer „Donnerer," der faſt ſo mythiſch geworden iſt, wie Jupiter ſelbſt, iſt keine bloße Erfindung derer, die nicht müde werden, die „Times" abwechſelnd mit Wunder- und Schreckens-Attributen auszurüſten, ſondern hat wirklich exiſtirt. Er lebte in Brompton (jetzt eine Vorſtadt Londons), erſchien ſelten in Printing House Square und erfreute ſich ſeines Jahrgehalts von 2000 Pfund Sterling faſt wie einer Sinekure. Nur bei beſonders wichtigen Gelegenheiten wurde er citirt. Dann erſchien er und hatte lange Unterredungen mit John Walter ſelbſt, die vor jedermann geheim gehalten wurden. Am andern Morgen ſtand ein „Donnerer" an der Spitze der üblichen vier Leitartikel. Man erzählt ſich, daß Capitain Stirling, wenn nicht geradezu ungebildet, ſo doch wenigſtens jeder politiſchen Kenntniß bar und bloß geweſen ſei, zugleich aber in merkwürdigem Grade die Gabe beſeſſen habe, ein ihm beliebig überliefertes Material in ſolche Formen zu kleiden, daß die Kraft und Schönheit derſelben für jedermann hinreißend geweſen ſei.

Thomas Barnes ſtarb 1841. Seit dieſer Zeit, oder doch wenigſtens ſeit 1847, wo der dritte John Walter ſeinem Vater in der Regierung folgte, ſteht Mr. John Delane als Chef-Redacteur an der Spitze des Blattes. Neben ihm iſt Mr. Mowbray Morris als erſter Betriebs-Direktor zu nennen. Genau anzugeben, wo die Thätigkeiten beider Herren zuſammenfallen und wo ſie ſich ſcheiden, iſt für den Außenſtehenden unmöglich. Ohnehin ſind beide verſchwägert und werden auf ſtreitigem Feld nicht ängſtlich um den Vorrang geizen. Ueber die Neben- und Sub-Editoren, deren eine verhältnißmäßig große Zahl exiſtirt, verlautet nichts Beſtimmtes. Ebenſo iſt wenig darüber bekannt, welche Perſönlichkeiten die Leitartikel ſchreiben. Während der Parlamentsſitzungen werden jene leader, die direkt an die Sitzung vom Abend vorher anknüpfen, von dieſem oder jenem „wachthabenden Editor" nach vorher empfangener Parole raſch auf's Papier geworfen, und auch in Zeiten, wo beide Häuſer nicht beiſammen ſind, kommen natürlich telegraphiſch gemeldete Ereigniſſe vor, die auf der Stelle ihren obligaten Leitartikel, wohl oder übel, finden müſſen. Dies vorausgeſchickt, bleibt

es doch als Regel bestehen, daß die bei weitem größte Zahl der Leitartikel und sicherlich die besten unter denselben bereits im Lauf des Tages vorher, also mit verhältnißmäßiger Muße, von außerhalb wohnenden, nicht direkt zum Stab der „Times“ gehörenden Gentlemen geschrieben werden. Die Zahl und die Namen derselben festzustellen, ist, bei der Geflissentlichkeit, mit der diese Dinge in tiefstes Geheimniß gehüllt werden, fast unmöglich. Männer, die Jahre lang der englischen Presse angehören, wissen darüber eben so wenig, wie der draußenstehende Fremde. Man hört einige Namen: Gilbert, A'Beckett (jetzt todt), Mr. Robert Lowe, Mr. Dallas, Rev. Mr. Marchmont, auch wohl dann und wann einen Oxford- oder Cambridge-Professor nennen; man weiß, daß Albert Smith und William Russel von Zeit zu Zeit eine Leader-Spalte füllen, wenn jenen die Lust und Laune dazu anwandelt und dieser nicht zufällig in der Krim oder in Indien etwas Besseres zu thun hat; man weiß, daß der pseudonyme „Mercator“ niemand anders, wie Lord Overstone ist, und vermuthet, daß die Artikel eines „Westend-Geistlichen“ aus der Feder des Rev. Mr. Mozley fließen. Mr. Macdonald, der, während des Krimfeldzuges, den „Times-“Unterstützungsfonds in Scutari verwaltete, ist zweiter Betriebs-Direktor, unmittelbar unter Mr. Mowbray Morris. Mr. Ruskin war, bis vor Jahresfrist, der Kunstreferent der „Times;“ Mr. John Oxenford schreibt die Kritiken über musikalische Aufführungen; Mr. Sampson ist der sogenannte City-Editor (d. h. derjenige, der den City-Artikel schreibt) und Mr. O'Meagher ist „the Paris Correspondent.“ Aber das Aufzählen dieses halben Dutzend Namen beweist nur, jenen 1200 Leitartikeln gegenüber, die alljährlich geschrieben werden, wie wenig man weiß! Auf der andern Seite ist bei der Raschheit, Gewandtheit, Emsigkeit und — um eine Hauptsache nicht zu vergessen — bei der Rücksichtslosigkeit, mit der englische Publizisten zu arbeiten verstehen, die Zahl der Mitarbeiter schwerlich so groß, wie deutsche Leser geneigt sein möchten zu glauben. Es gibt in der That Leute, die ohne die geringste Anstrengung jeden Tag ihren Leitartikel produziren, und von Gilbert A'Beckett hieß es sogar, wenn auch sicherlich übertrieben, daß er eitmals alle vier Times-Leader hinter einander fort geschrieben habe.

Nach Erörterung dieser Personalfragen sei noch zunächst der Lokalität gedacht, drin das „Weltblatt“ tagtäglich in 50 oder 60,000 Exem-

plaren geboren wird. Zwiſchen der St. Paulskirche und der Blackfriars-Brücke befindet ſich ein kleiner, aber mit Häuſern dichtbeſetzter Stadttheil, der nach Norden hin von Ludgate Hill, nach Süden hin von der Themſe ſelbſt begrenzt wird und nach einem Dominikaner- oder Blackfriars-Kloſter, das früher hier ſtand, der Stadttheil von Blackfriars genannt wird. Genau im Centrum dieſes Stadttheils liegt Printing-House-Square, d. h. Buchdruckerei-Platz, ein kleines, kiesbeſtreutes Viereck, das überwiegend von den der Times-Redaction zugehörigen Lokalitäten gebildet wird. Der Grund und Boden, auf dem ſich alle dieſe Baulichkeiten erheben, iſt klaſſiſch genug; hier zog ſich vor 16 oder 1700 Jahren ſchon die von den Römern herrührende Citymauer entlang und die Ueberreſte derſelben dienten dem Blackfriars-Kloſter als Unterbau, das 1275 hier errichtet wurde. Das große Feuer von 1666, dem die ganze City zum Opfer fiel, zerſtörte auch das Kloſter, das hier ſtand, aber der alte Unterbau blieb, und wurde 100 Jahre ſpäert zum Fundament für das Times-Redactions-Lokal, das ſich noch jetzt an ſelbiger Stelle erhebt. Welche Begegnungen hier im Laufe der Jahrhunderte! Das Rom der Cäſaren und der Päpſte und nun die Times, als glänzendſter Repräſentant einer neugeborenen Macht.

Man würde aber irren, wenn man aus der Klaſſicität des Grund und Bodens den Schluß ziehen wollte, daß ſich, um Printing-House-Square herum, alles Bauwerk etwa römiſch-Coloſſeum-artig gruppire. Die Gaſſen und Aufgänge ſind ſchmal, düſter und ärmlich faſt, und die unmittelbar zur Times-Redaction gehörigen Häuſer entbehren mindeſtens aller Stattlichkeit; das Ganze verräth noch die kleinen Anfänge, aus denen die Times erſt nach und nach erwuchs und die Hof-, Hinter- und Seitengebäude, die, überall wo ein Plätzchen war, dem urſprünglichen Kerne angefügt worden ſind, bringen dieſen Häuſercomplex völlig um den Eindruck einer großartigen Anlage. Die Sache ſelbſt (wie ſo oft ein engliſcher Geſchäftsbetrieb) iſt großartig genug, aber — es ſieht nicht darnach aus.

Jeder Fremde, der nach London kommt, wird natürlich Veranlaſſung nehmen, dem Times-Lokal einen Beſuch zu machen. Es hat dies auch weiter keine Schwierigkeiten. Man erbittet ſich eine Karte und erhält ſie. Sie lautet gemeinhin auf 11 Uhr Vormittags, wo man dann Gelegenheit hat, die zweite Ausgabe, die ſogenannte second edition,

drucken zu ſehn. Man verſpreche ſich aber von dieſem Beſuche nicht zu viel. Es iſt genau ſo, wie wenn man Feſtungen, Kriegslaboratorien und Gewehrfabriken beſucht; mit großer Artigkeit wird man an alle möglichen Punkte geführt, nur nicht an die rechten, um derentwillen man eigentlich gekommen iſt; das worauf es ankommt, bleibt einem völlig ein Geheimniß und muß anderweitig erobert werden. Man ſieht den Webſtuhl arbeiten und die reizendſten Muſter entſtehen, aber wie das alles geſchieht, bleibt dem Beſchauer zunächſt in Dunkel gehüllt.

Als die große Sehenswürdigkeit des Platzes gilt die Druckmaſchine, eine Vereinigung von acht großen Dampfpreſſen. Eine ſolche Maſchine in Worten zu beſchreiben iſt ſehr ſchwer, wenn nicht geradezu unmöglich. Aber eine ungefähres Bild will ich wenigſtens zu geben verſuchen. Es iſt ein eiſernes Ungeheuer, das mit ſechszehn weiten Oeffnungen ausgeſtattet, an acht Stellen weiße Papierbogen einnimmt und an acht andern Stellen bedruckte Papierbogen herausſchleudert. Immer in vier Sekunden acht Bogen. Keine andere Druckmaſchine kann das leiſten. Dies glänzende Reſultat wird durch Adoptirung des Vertical-Syſtems an Stelle des Horizontal-Syſtems erreicht. Die Geſammtheit der Typen, der ſogenannte Satz, bildet nicht länger mehr eine Fläche, ſondern einen Cylinder, ſo daß der fix und fertige Satz, in dem Moment, wo der Druck beginnen ſoll, nicht mehr wie eine Tiſchplatte daliegt, ſondern wie eine Trommel, etwa wie eine verkürzte Litfaß'ſche Säule daſteht, deren Wände man ſich, als aus lauter Typen beſtehend, zu denken hat. Um dieſe Typenſäule werden die weißen Bogen mit Raſidität herumgefegt und nach allen Seiten hin als Zeitungsblätter herausgeſchleudert. Weiter in die Details zu gehn, vermeid ich, weil es das Bild nur verwirren würde.

Wir wenden uns nun dem Inhalt des Blattes zu und zwar zunächſt ſeiner ſo oft getadelten Prinzipienfeſtigkeit. Die Sache ſelbſt, in dem Sinne wenigſtens, in dem ſie getadelt wird, iſt ein Faktum, über das es nutzlos wäre, hier weitere Worte verlieren zu wollen. Eben ſo wenig möchte ich hier den alten Streit aufnehmen, ob es für eine Zeitung gerathener und ehrenhafter ſei, ein Prinzip in aller Intaktheit aufrecht zu erhalten, oder ob es ihr beſſer kleide und mehr zum Verdienſt gereiche, ſich den unerbittlichen Thatſachen gegenüber zu akkommodiren. Dieſe Frage mag immerhin in suspenso bleiben; ihre allgemeine Beant-

wertung, ſo oder ſo, würde doch keinen Maßſtab für die Beurtheilung der „Times“ abgeben. Die „Times“ iſt nun mal kein Blatt wie andere Blätter. Wie es eine Zeit gab, wo man von „Ausnahmemenſchen“ zu ſprechen liebte, ſo iſt ſie das Ausnahmeblatt. Sie hat Anſpruch darauf, mit ihrer eigenen Elle gemeſſen zu werden. Ob ihr Ruf und Ruhm ein künſtlich unterhaltener iſt, iſt gleichgültig; ſo lange er da iſt, iſt er ein Faktum und hat genau ſo viel Macht und Stärke, wie der Glaube ſtark iſt, der freiwillig eine räthſelhafte Machtfülle auf ſie überträgt. Dieſe Machtfülle erhebt die „Times“ nicht nur weit über andere Blätter, ſondern ſchafft einen anderen Sitten-Codex für dieſelbe. Sie hat die Macht, den Einfluß, die Bedeutung eines *Staats*, und jede Art freier Actien, die Staaten für ſich in Anſpruch nehmen, bildet ebenſo ein natürliches Vorrecht der „Times.“ Das Blatt fühlt ſeine Kraft und handelt danach. Einer Redaction, um deren Gunſt und Bündniß ſich die größten Staaten bewerben haben, wie man ſich ſeiner Zeit um die Gunſt des erſten Napoleon bewarb, iſt kein Vorwurf daraus zu machen, wenn ſie ſich ſchließlich ſelber als Großmacht fühlen lernt und Politik macht nicht nach einem Partei-Programm, nicht dieſem oder jenem Prinzip zu liebe, ſondern mit alleiniger Rückſicht auf das, was ſie als ihr eigenes und als das allgemeine Wohl zu erkennen glaubt. Daher die immer wieder und wieder gerügten Inconſequenzen, daher das im Stichlaſſen alter Freunde, um ſich im ſelben Augenblicke mit denen zu verbinden, die ſie noch eben auf's Bitterſte bekämpfte. Jeder, der die „Times“ lieſt, wird bemerkt haben, daß ſich ihre Leitartikel nicht die geringſte Mühe geben, ſolche Uebergänge aus einem Lager in das andere zu vermitteln. Man will nichts cachiren und operirt prunghaft und rückſichtslos, weil man das *Recht* in ſich fühlt, ſo zu thun. Wer Anſtoß daran nimmt, hat ſich nie klar gemacht, was die „Times“ iſt und nicht iſt. Gemäß ihrer Machtſtellung ſchließt ſie Allianzen und löſt ſie; politiſche Raiſon iſt ihr Geſetz und ihre Moral. Wenn man dieſem allem gegenüber hervorheben will, daß jeder Staat, aller freien Wahl und Bewegung zum Trotz, doch ſchließlich inſtinktiv ein beſtimmtes Prinzip vertreten muß, wenn er nicht über kurz oder lang zu Grunde gehen will, ſo darf man mit gutem Gewiſſen behaupten, daß es an einem ſolchen letzten unverrückbaren Fundament auch der „Times“ nicht gebricht. Man hat von ihr geſagt: „ſie glaube an gar nichts, als an

die Macht des Geldes.“ Das iſt einfach nicht wahr, weil es nicht wahr ſein kann. Jedermann weiß es, daß es noch andere Mächte gibt. Die „Times“ glaubt an Freiheit und Fortſchritt. Wenn ſie aus der Vertheidigung beider vor allem auch ein Geſchäft macht, ſo beweist das nicht das Geringſte gegen die Aufrichtigkeit ihrer Advokatur. Wenn hundert und aberhundert Einzelfälle dagegen ſprechen, ſo vergeſſe man nicht, daß das Papſtthum die Türken und Richelieu die Proteſtanten unterſtützt hat. Daß Transactionen (nach außen hin) von bedenklichem Charakter vorkommen, iſt möglich, aber kaum wahrſcheinlich und jedenfalls nicht erwieſen. Sollte es aber der Fall ſein, ſo würde das in das Kapitel jener halben, ſchwankenden Beeinfluſſungen gehören, die zwar zu allen Zeiten ſtattgefunden und dem Beeinflußten niemals Ehre gebracht haben, zugleich aber den Geſchichtsforſcher in Zweifel darüber laſſen, ob nicht mehr eine Düpirung des Einfluß Uebenden als ein Verrath des Beeinflußten an den Intereſſen ſeines Landes vorliege.

Dies führt mich, wenigſtens mittelbar, auf die Actien-Verhältniſſe der „Times,“ worüber ich mir bereits in dem Eingangs-Kapitel zu dieſen Aufſätzen einige Bemerkungen erlaubt habe.

Die „Times,“ gleichviel was ſie in alten Tagen geweſen ſein mag, iſt jetzt ein Actien-Unternehmen. Darüber werden, ſo viel ich weiß, keine Zweifel unterhalten. Aber über die Zahl und die Vertheilung der Actien weichen die Meinungen weſentlich von einander ab. Die einen ſprechen von nur zwölf, die andern von ſechszig und noch mehr Actien. Laſſen wir indeſſen Zahl und Vertheilung, wenigſtens die exakte Feſtſtellung beider, auf ſich beruhen, und begnügen wir uns mit der Notiznahme, daß, einer ziemlich allgemeinen Anſicht nach, John Walter, die Orleans (der Herzog von Aumale) und Baron Rothſchild als die vorzüglichſten, wenn nicht als die alleinigen Actien-Inhaber gelten. Einige nehmen dabei an, daß die Walters immer eine Actien-Majorität, wenn auch eine ſchwache nur, in ihren Händen feſtzuhalten ſuchten, um ſich auf die Weiſe leicht und natürlich den entſcheidenden Einfluß zu ſichern; andere hingegen ſind der Meinung, daß ſeit Einführung und wachſender Verbreitung der Pennyblätter der gegenwärtige John Walter ſelbſt dieſe ſchwache Majorität aufgegeben, aber Arrangements getroffen habe, um trotz alledem, frei und unbeeinflußt, den politiſchen Cours des Blattes beſtimmen zu können. Man hat aus der

anti-imperialiſtiſchen Haltung der „Times“ ſchließen wollen, daß ſich dieſelbe mit Rückſicht auf den ſtarken Actientheil der Orleans habe verleiten laſſen, ihr ſelbſtſtändiges Urtheil, ihre freie Bewegung aufzugeben; man iſt weiter gegangen und hat aus dieſem falſchen Zug auf dem politiſchen Schachbrett das Erlöſchen eines früheren richtigen Inſtinkts beweiſen und den unausbleiblichen Sturz vorherſagen wollen. Gewiß mit Unrecht. Wenn es wirklich der Einfluß der Orleans oder mit anderen Worten eine bloße Geſchäfts-Rückſicht wäre, die der „Times“ ſeit dem 2. Dezember 1851 ihre politiſchen Züge und inſonderheit ihre Haltung gegen das imperialiſtiſche Frankreich vorgeſchrieben hat, ſo würde ſich die „Times“ bei dieſem Einfluß aufrichtigſt zu bedanken haben. Meine Meinung von der Sache iſt, daß die „Times“ in ihrer Oppoſition gegen das kaiſerliche Frankreich, wenn nicht bona fide (was ich faſt bezweifle), ſo doch nach Klugheitsregeln handelt, die mit den zufälligen und vielleicht vorübergehenden Beziehungen zu den Orleans herzlich wenig zu ſchaffen haben.

Werfen wir jetzt zunächſt einen Blick auf das Ausſehen und den Inhalt einer einzelnen „Times“-Nummer. Jeder meiner Leſer hat einmal das Rieſenblatt in Händen gehabt, aber ob er ſich einigermaßen gut darin zurechtzufinden wußte, iſt eine andere Frage. Andere engliſche Zeitungen leſen ſich leichter, ſind überſichtlicher und zum Theil eleganter in Erſcheinung. Was der „Times“ fehlt, iſt „Anordnung,“ aber dieſe iſt nicht möglich; die Zeit iſt zu kurz und der Stoff zu reich; Nacht für Nacht ein embarras de richesse. Nur eine Seite, wenn nicht die wichtigſte, ſo doch jedenfalls die geleſenſte, erfreut ſich einer gewiſſen Gleichmäßigkeit in der Anordnung, ich meine die Leitartikel-Seite. Hier drängen ſich die wichtigſten Annoncen, die Theater-Anzeigen, die Auszüge aus den Parlaments-Verhandlungen, die drei oder vier Leitartikel, die telegraphiſchen Depeſchen und die wichtigſten Lokalvorkommniſſe (gewöhnlich nur zwei, drei Notizen) auf verhältnißmäßig kleinem Raum zuſammen. Das Blatt muß ſo gefaltet ſein, daß einem dieſe Seite zuerſt in die Augen fällt; viele Tauſende von „Times“-Leſern ſehen nie eine andere; die Leitartikel haben eine Art Pflicht übernommen, zugleich ein Reſumé des Wichtigſten zu ſein, was in den letzten 24 Stunden vorgekommen iſt. Dieſe Praxis iſt eine ſehr bedenkliche geworden; man lieſt nicht mehr die ſachlichen Berichte, ſondern das, was der Leit-

artikel-Schreiber, oft in höchſter Haſt und Flüchtigkeit, oft abſichtlich verfälſchend, aus denſelben gemacht hat. Ja man geht noch weiter, man verſagt Dingen einen Leitartikel, Dingen, die ſpaltenlang an einer andern Stelle der Zeitung ſtehen, und ſchweigt ſie dadurch todt. Der jedesmalige Inhalt der Leitartikel hängt natürlich von der Art und Wichtigkeit des Materials ab, das der verhergehende Tag gebracht hat. So kommt es nicht nur vor, daß ſich alle vier Leitartikel mit Fragen beſchäftigen, die am Abend vorher im Ober- und Unterhauſe diskutirt wurden, ſondern in Einzelfällen erſcheinen ſogar Doppel-Leitartikel über dieſelbe Sache, zwei Beleuchtungen nicht von entgegengeſetzten, aber doch von verſchiedenen Standpunkten aus. Zu andern Zeiten nehmen die auswärtigen Angelegenheiten allen Leitartikel-Raum in Anſpruch, und gleichzeitig eintreffende Nachrichten aus Belgrad, Mailand, Petersburg und Paris machen eben ſo viele Paraphraſen eines ſimplen Faktums nöthig. Alle dieſe Fälle aber ſind Ausnahmefälle; im großen Ganzen herrſcht ein Geſetz, eine beſtimmte, praktiſch befundene Regel vor, nach der die Stoffvertheilung erfolgt. Ein Leader über die letzte Parlamentsdebatte eröffnet den Reigen, dann folgen Artikel über Fragen der äußern und innern Politik, den Beſchluß machen Lokalangelegenheiten. Dieſer Schlußartikel pflegt, namentlich für den, der die „Times" jahrelang ununterbrochen lieſt, der lehrreichſte und intereſſanteſte zu ſein. Ich ſpreche deßhalb eingehender über denſelben. Wenn ein großer Bankrutt die City, oder Mord, Vergiftung, irgend eine moraliſche Ungeheuerlichkeit die ganze Stadt in Aufregung gebracht hat, ſo ſchürt oder dämpft — je nach Umſtänden — dieſer letzte Leitartikel das herrſchende Feuer. Hier werden die Aufſichts-Behörden gegeißelt oder ermahnt, wenn Brücken- und Häuſer-Einſtürze ein Dutzend Menſchenleben gefordert haben, hier wird der Schleier zuweilen gelüftet von den Geheimniſſen der engliſchen Familie, und wie geführt von der Hand jenes Diable boiteux, der die Dächer abdeckte und den jungen Studenten Einblick gewinnen ließ in ſonſt verborgene Dinge, ſo erſchließt ſich hier dem England-Studirenden allmälig eine Fülle von Sonderleben und Details. Aber nicht jeder darf dieſen letzten Leitartikel leſen; wer ihn befangen in Vorurtheil oder ohne Luſt ernſtlicher Erwägung lieſt, der lieſt ihn nicht ungeſtraft. Er lernt Einzelfälle kennen und erweitert äußerlich das Maaß ſeiner Kenntniß, aber nur „um weiter abzuſchwimmen vom Ziel," wie es im Liede

heißt. Selbſtverſtändlich entrollt ſich in dieſem Lokal- und Schluß-Artikel die kranke Seite des engliſchen Lebens; die Preſſe tadelt, warnt, geißelt überall mehr als ſie lebt, die Negation iſt ihr Element. Wer da glaubt, daß ſich ihm in dieſen Spalten das geſammte, oder wenn das nicht, ſo doch das eigentliche engliſche Leben erſchließt, der wird ſo gewiß irre geführt, wie jemand, der aus dem neuen Pitaval oder aus irgend einer Gerichtszeitung die allgemeinen europäiſchen Sittenzuſtände kennen lernen wollte. Thorheit, Eigenſinn, Willkür, Selbſtſucht, Heuchelei — ziehen hier in immer wechſelnder Geſtalt an uns vorüber, aber wir haben uns ſchlechterdings vor dem Fehler zu hüten, der dieſen Enthüllungen gegenüber von Fremden ſo tauſendfältig gemacht werden iſt, dieſe Nachtſeite des Lebens als das Leben ſelber zu nehmen und davon auszugehen, daß London eine Mordgrube oder ein Sodom ſei, blos weil Dinge vorkommen, wie der „Rumpf im Reiſeſack auf Waterloo-Bridge" oder jeder Tag ähnliche Prozeſſe bringt wie die, die ſich an die Namen Madeleine Smith, Tyce Sombre und Mrs. Robinſon knüpfen.

Ich wende mich nun der oft aufgeworfenen und in der That intereſſanten Frage zu: was ſind bei der „Times" die Urſachen ihres Erfolgs und ihrer Herrſchaft? Ich habe, ganz abgeſehn von eigener, jahrelanger und, wie ich ſagen darf, gewiſſenhafter Erwägung der Sache, dieſe Frage viele, viele Male mit Fremden und Engländern durchgeſprochen und die Reſultate, zu denen ich gekommen bin, ſind im Weſentlichen die folgenden. Die Erfolge wurzeln:

1) im Aufrechthalten eines gewiſſen Myſteriums,

2) in der Vermeidung geſchäftlichen Schlendrians,

3) in dem klugen Belauſchen der öffentlichen Meinung, und

4) in dem Styl und der Art ihrer Leitartikel.

Es wird nöthig ſein, über jeden einzelnen der vier Punkte ein Wort zu ſagen.

Zuerſt das Aufrechthalten eines gewiſſen Myſteriums. Seit länger als einem Menſchenalter verſteht es die „Times," die Macht des Unbeſtimmten und Geheimnißvollen in wunderbarer Weiſe für ſich auszubeuten. Um das zu können, war natürlich ein beſtimmtes Maaß wirklicher Kraft von nöthen; Thaten, Siege mußten da ſein, auf die hingewieſen werden konnte. Nachdem aber die Kraft ſelbſt keinem Zweifel mehr unterlag, hat man einen Schleier vor dieſelbe gezogen und über-

läßt es nunmehr der Phantaſie des Publikums, ſich auszumalen, welche neue, natürlich immer wachſende Greuelthaten hinter dem Vorhang geboren werden. Die „Times" hat bei 100 ſiegreichen Tournieren ihr Viſir ſo ausnahmslos geſchloſſen gehalten, daß man, mit ſcheuem Blick auf die Abrakadabra-Schrift ihres Wappenſchildes, ſich daran gewöhnt hat, dieſen Kämpfer für einen nahen Verwandten jenes „ſchwarzen Ritters" zu halten, gegen den es doch am Ende unpleis ſei zu fechten. „Sich nicht ſehen laſſen; Schleier tragen; ſchweigen" — die Größe von ſehr Vielem in der Welt beruht bekanntlich auf dieſem Kunſtgriff und alles, was die „Times" als eine Beſonderheit für ſich in Anſpruch nehmen kann, iſt das, daß ſie das Geheimhalten in ein Syſtem gebracht hat, wie es bei der heiligen Vehme oder dem ägyptiſchen Prieſterthum nicht beſſer im Schwange geweſen ſein kann. Die „Times" hat viel von der Organiſation einer Regierung, aber während über die Kräfte, womit eine Regierung arbeitet, jedes Staatshandbuch die gewiſſenhafteſte Aufklärung gibt, hüllt ſich Printinghouſe-Square in eine undurchdringliche Wolke. John Walter iſt ein bloßer Name; die wenigſten haben ihn je geſehen. Wie anders, wie vertraulich-menſchlicher eine Regierung! Ihre Organe ſind faßbar, allerhand Geſtalten von Fleiſch und Blut gehören ihr zu; die Möglichkeit einer Annäherung iſt gegeben; wir kennen dieſen; jenen und können uns mit Bitte oder Beſchwerde ſtufenweis der oberſten Leiterſproſſe nähern. Nicht ſo bei dieſem Blatt. Es exiſtirt ein grauer, geſtalt- und namenloſer „Editor of the Times," an den man ſich brieflich wendet, als ſchriebe man an ſein Schickſal. Alle Mittelglieder fehlen; eine unſichtbare, oberſte Gewalt iſt da, die ſich niemals ſelber, ſondern immer nur in ihren Werken offenbart. Wir fragen wie billig, wodurch wird dies Myſterium, dieſer Nimbus gewahrt? Durch das einfachſte Mittel von der Welt: Geld. Aber wenn das Mittel nicht neu iſt, deſſen man ſich bedient, ſo iſt es doch ſeine Applizirung. Man begnügt ſich keineswegs damit, Leuten die Taſchen mit Geld zu füllen, ja man vermeidet flüglich, zu dieſem bequemſten Mittel ſeine Zuflucht zu nehmen, weil man weiß, daß es nichts hilft. Das Geld wird ausgegeben, wenn gefordert, und wenn es ausbleibt, iſt die Feindſchaft etablirt. Die „Times" bezahlt gut, aber wodurch ſie vorzugsweiſe wirkt und jeden engliſchen Schriftſteller wenigſtens zu ihrem ſtillen Verehrer macht, das iſt das Penſionirungs-Syſtem, das ſie eingeführt hat. Die

Details, die Paragraphen deſſelben kennt niemand; aber die Sache ſelbſt exiſtirt. Man penſionirt nicht nur, man penſionirt gut, ausreichend, ſtandesgemäß, und dieſe Penſion, deren erſte und unerläßlichſte Bedingung das Schweigen iſt, iſt es, die der Indiscretion ſelber den Mund verſchließt. Es iſt mit dieſem Penſionsfonds, wie mit dem Schatz im Märchen: er verſchwindet, ſo wie man ſpricht.

Eine zweite Urſache der großen Erfolge der „Times" habe ich in der Vermeidung des geſchäftlichen Schlendrians gefunden. Menſchen und Inſtitutionen haben eine Neigung, auf ihren Lorbeeren auszuruhen. Nicht ſo die „Times." Sie ſagt nicht: „weil ich ſtark bin, kann ich nicht mehr ſtärker werden," ſondern umgekehrt, „weil ich ſo ſtark geworden bin, werd' ich auch noch ſtärker werden können." Seit den Tagen des erſten John Walter zeigt die Geſchichte der „Times" ein beſtändiges Beſtreben, das Gute nie als ein Beſtes anzuſehen, vielmehr kritiſch an jede traditionelle Vortrefflichkeits-Schablone heranzutreten. Inwieweit die Geſchäfts-Neuerungen, die jetzt bei der „Times" vorkommen, ſich von denen unterſcheiden, die während der beiden erſten John Walters theils verſucht, theils dauernd eingeführt wurden, werden wir gleich ſehen. Die beiden älteren John Walters waren perſönlich erfindungsreiche Köpfe, und was ſie in's Daſein riefen, war das Reſultat eigenen, ſorglichen Nachdenkens und langen Kopfzerbrechens. So begann der erſte John Walter mit Wort-Typen ſtatt mit Buchſtaben-Typen zu drucken (was er ſpäter wieder aufgab), während der zweite John Walter, im Kampf gegen die damals übermächtige Regierung, eine Paketſchifffahrt auf eigene Rechnung organiſirte und zehn Jahre ſpäter die Dampfpreſſe in ſeiner Druckerei einführte. Seitdem hat ſich Manches geändert, aber der alte, traditionelle Geiſt iſt mächtig geblieben. Der jetzige John Walter erfindet nichts mehr und verbringt ſeine ſorgenvollen Nächte unter Berechnungen und neuen Plänen. Das Regieren iſt ihm bequemer gemacht. Aber wenn er auch das Neue nicht ſucht, ſo iſt er doch bereit, es zu nehmen, überall, wo er es findet. Und auch das iſt ein Lob, und zwar ein größeres, als es auf den erſten Blick erſcheinen mag. Der Schlendrian erfindet nicht nur nichts, ſondern wendet ſich auch apathiſch-hochmüthig von dem Erfundenen ab. Er will nicht geſtört ſein im Glauben an ſich ſelbſt; das iſt Alles. Von alle dem findet ſich nichts bei der „Times." Sie iſt nicht mehr

der Poet, der ſich ſchöpferiſch zergrübelt, aber ſie iſt der Kritiker voll ſeinen Sinns, der alles zu prüfen und das Beſte zu behalten verſteht. Zwei Dinge der letzten Jahre ſind es ganz beſonders, die ich dabei im Auge habe: die Sendung William Ruſſels (nach der Krim und nach Indien) und die Benutzung des telegraphiſchen Drahts im großen Styl. Gleichviel wer dieſe Dinge zuerſt angeregt haben mag, das große Verdienſt bleibt der oberſten Leitung, daß ſie zu acceptiren weiß, was ſich ihr bietet. Solche Dinge erſcheinen hinterher äußerſt ſimpel und ſelbſtverſtändlich, aber ſie ſind es keineswegs. Ein Zeitungs-Berichterſtatter im Hauptquartier war eine ſchwierigere Sache als es jetzt manchem dünken mag, und dem „Schlendrian" wär' es nie eingefallen, mit dieſen Schwierigkeiten in Kampf zu treten. Was die Benutzung des telegraphiſchen Drahts angeht, ſo entſinne ich mich ſehr wohl noch meines ehrlichen Erſtaunens, als ich vor ungefähr ſechs Wochen die Rede, die John Bright am Abend vorher in Manchester gehalten hatte, am andern Morgen auf ſechs „Times"-Spalten in extenso vor mir ſah. Der Redner hatte zwei Stunden geſprochen; während er noch ſprach, waren die Telegraphendrähte bereits in Bewegung, und drei Stunden ſpäter lag die faſt 1200 Zeilen lange Rede auf den Redactionstiſchen der „Times." — Eine andere Sache noch gehört hierher, die unter der geſchickten „Times"-Praxis zu den Erfolgen derſelben nicht wenig beigetragen hat. Ich meine jene eingeſandten Briefe, die unter der Ueberſchrift „to the Editor of the Times" in der ganzen Welt eine Art Reputität erlangt haben. Das bloße Abdrucken dieſer Briefe, ebenſowenig wie ein kritiſches und taktvolles Auswahltreffen unter denſelben, würde natürlich noch keinen Anſpruch darauf haben, als etwas Weſentliches an dieſer Stelle hervorgehoben zu werden. Der unmittelbare Einfluß dieſer „Eingeſandts" iſt allerdings groß genug und hat in vergangenen Jahrzehnten nicht wenig dazu beigetragen, die „Times" als ein Medium zur Veröffentlichung jeder Unbill, jedes Unrechts im Kleinen und Großen, populär zu machen; aber der weſentliche Vortheil, den die „Times" daraus gezogen, iſt doch ein anderer. Sie richtete nämlich ihr Hauptaugenmerk weniger auf das Geſchriebene als auf die Schreiber und ließ kein Mittel unverſucht, ſich mit den letztern in Verbindung zu ſetzen, ſobald ſie in dem ihr vorliegenden Briefe einem ausgezeichneten Darſtellungs-Talent oder einer beſonderen Vertrautheit mit der eben an-

geregten Frage zu begegnen glaubte. Sie verfuhr dabei ſo ſyſtematiſch, daß man bis auf dieſen Tag die Schreiber jener „Eingeſandts" einer Miliz oder Reſerve-Truppe vergleichen kann, aus der es dem Hauptquartier in Printing-houſe-Square vorbehalten bleibt, zu jeder ihm paſſenden Zeit die Erſatzmänner in die alte Garde der Mitarbeiter eintreten zu laſſen. Dies Verfahren, Hand in Hand gehend mit dem bereits geſchilderten Penſionirungs-Syſtem, hat die „Times" in den Stand geſetzt, immer mit friſchen Kräften in's Feld zu rücken und ſich vor der bedenklichſten aller Zeitungs-Eigenſchaften zu bewahren, vor Langweiligkeit, Verarmtheit und Mangel an Abwechslung und Esprit. „Wechſelt oft, wenn nicht mit den Perſonen, ſo doch mit den Aufgaben für dieſelben, denn jeder Zeitungsſchreiber, dem ihr nicht neue Fragen und Ziele gebt, ſchreibt ſich binnen Kurzem in einen undurchdringlichen Nebel hinein." So lautete einer der letzten Rathſchläge Thomas Barnes, der in 30jähriger Praxis die beſte Gelegenheit gehabt hatte, zu einem Lehr- und Grundſatz über dieſe und ähnliche Angelegenheiten zu gelangen. Die „Times" iſt ſeinem Rathe gefolgt bis auf dieſen Tag.

Ich komme nun zu dem dritten unter jenen vier Punkten, die meines Erachtens nach die beſonderen Erfolge der „Times" erklären. Dieſer dritte Punkt iſt das kluge Belauſchen der öffentlichen Meinung. Wie es in England zwei Parteien gibt, die ſich, je nachdem ſie das Ei am Ober- oder Unter-Ende aufklopfen, die Ober- und Unter-Endigen nennen, ſo zerfällt auch das „Times"-leſende Publikum in zwei Heerlager, von denen die einen ſagen: „Die Times leitet die öffentliche Meinung," während die andern behaupten: „Die Times folgt ihr nur." Es iſt nutzlos, hierüber zu ſtreiten. Beide haben Recht, aber die letztere Anſicht iſt doch die richtigere von beiden. Es gibt eine Menge Fragen, worüber der Engländer gar nicht prätendirt, irgend etwas zu wiſſen, Fragen, hinſichtlich derer er ſtets bereit iſt, ſich zu Gutem und Schlechtem hin leiten zu laſſen. Man kann ſogar zugeben, daß die Zahl dieſer Fragen, die meiſtentheils der auswärtigen Politik angehören, eine ſehr große ſei. Aber es wird dadurch der Satz nicht aufgehoben, daß die „Times" der öffentlichen Meinung mehr folgt, als dieſelbe leitet und beſtimmt. Wenn man von einem „Machen der öffentlichen Meinung" ſpricht, ſo kann man ſpeziell dieſen Ausdruck allerdings gelten laſſen, ja man kann ihn zutreffend

und erschöpfend finden. Dingen gegenüber nämlich, die zu dunkel oder zu indifferent sind, um gleich bei ihrem Erscheinen vor dem Publikum von einer öffentlichen Meinung begleitet zu werden, *solchen* Fragen und Ereignissen gegenüber läßt sich eine öffentliche Meinung *machen*, weil eben noch keine da ist; wo aber eine öffentliche Meinung bereits Leben hat, da wird sie von der „Times" respektirt und nach einigen vorsichtig ausgestreckten Fühlern, die das Terrain nochmals rekognosziren sollen, zieht sie sich in ihr Haus zurück, um dann, wenn sie sich im Gegensatz zu derselben befand, in rascherer oder kürzerer Zeit, nach entgegengesetzter Richtung hin einzulenken. Nochmals, die „Times" *folgt* der öffentlichen Meinung und ihre Klugheit besteht in dem richtigen Erkennen, wohin denn eigentlich, der Zahl oder der Bedeutung nach, die Majorität der Stimmen neige. Sie beobachtet scharf das Züngelchen der Wage und hängt sich dann unweigerlich an *jene* Schale, die ohnehin die meisten und schwersten Gewichte trägt. Das Verfahren selbst ist einfach genug, aber aus einer Reihe oft widersprechender Erscheinungen mit Sicherheit herzuleiten, wohin denn eigentlich die Wage neigt; diese vorgängige Beobachtung ist schwer und in der Richtigkeit der Beobachtung liegt das Verdienst der „Times." Man hat ihr in neuerer Zeit allerhand Rechenfehler nachweisen wollen, aber, meiner besten Ueberzeugung nach, mit völligem Unrecht. Man hat auf ihre antinapoleonische Haltung hingewiesen und die Bemerkung daran geknüpft, diese Haltung sei unklug und gegen die Wünsche und Interessen des englischen Volks. Man hat hinzugefügt, daß sie (die „Times") diese Haltung bereits mit Mangel an Einfluß und Einbuße an Lesern bezahlt habe. Ich glaube weder an das Eine, noch an das Andere. Sie wird nach wie vor in 50,000 Exemplaren gelesen, und wenn irgend etwas, und zwar in nächster Zeit schon, im Stande sein könnte, diesen Absatz zu vermindern, so würde es gerade das Einlenken auf eine Bahn sein, deren Vermeidung der „Times" als ein Klugheitsfehler angerechnet wird. (Sie hat in neuester Zeit *zuviel* eingelenkt, aber die Ereignisse werden bald zeigen, wie wenig Gewicht auf solche vorübergehenden Manöver zu legen ist.)

Der *vierte* Punkt, den ich unter den Hauptursachen für die großen Erfolge der „Times" aufgezählt habe, ist der *Styl* und die *Art* ihrer *Leitartikel*. Ueber den *Inhalt* derselben habe ich bereits in

der erſten Hälfte dieſes Aufſatzes geſprochen; was ich hier aber, und zwar als das Wichtigere, hervorzuheben und zu betonen gedenke, bezieht ſich lediglich auf die Form derſelben. Der „Times-"Leitartikel iſt der völlige Sieg des Feuilleton-Styls über die letzten Reſte des Kanzlei-Styls und ähnlicher mißgeſtalteter Söhne und Töchter lateiniſcher Klaſſicität. Lange Perioden ſind verpönt; raſch hintereinander, wie Revolverſchüſſe, folgen die Sätze. Der Schreiber, wenn er ausnahmsweiſe gründliche Kenntniß hat, iſt ſtrikte gebunden, ſeinen Schatz zu vergraben und höchſtens anzudeuten, daß er ihn überhaupt beſitzt. Wiſſen und Details dürfen ſich nicht breit machen. Der gut geſchriebene „Times-" Artikel iſt eine Arabeske, die ſich graziös um die Frage ſchlingt, ein Zierrath, eine geiſtreiche Illuſtration; er iſt kokett und will gefallen, feſſeln, bezwingen, aber es fällt ihm nicht ein, auf alle Zeit hin überzeugen zu wollen. Er übt kein Richteramt, auch wenn er ſich gelegentlich die Miene gibt; er iſt ein Advokat und ficht weniger für die Wahrheit, als für ſeinen Clienten. Daß er die Miene der Unfehlbarkeit annimmt, beweiſt nur, wie wenig ſicher er ſich fühlt. Er will nichts erſchöpfen, er will nur anregen; er wendet ſich an die beſtechliche Einbildungskraft, nicht an den nüchternen Verſtand. Witz und Pathos ſind ſeine liebſten Waffen und löſen ſich untereinander ab. Ariſtophaniſch zu ſein, iſt ſein Stolz und ſein Beſtreben. Wie Voltaire hält er nur eines für verpönt — die Langeweile. Elegant, blendend, pointirt; kein Gericht, das nährt, aber eine Sauce, die ſchmeckt.

Es braucht wohl nicht hervorgehoben zu werden, daß die verſtehende Charakteriſirung nicht auf jeden Leitartikel des Blattes paßt. Jene zahlreichen Leader, die während der Parlamentszeit, unmittelbar nach Schluß der Sitzung, oft in einer einzigen Stunde geſchrieben werden, können natürlich nur ausnahmsweiſe jene glänzenden Züge zur Schau tragen, die ich ſo eben zu ſchildern verſucht habe. Wenn aber dieſe flüchtig geſchriebenen Mitternachts-Artikel hinter dem Durchſchnittswerth der „Times-"Leitartikel zurückbleiben, ſo gibt es noch eine ziemlich eben ſo zahlreiche Klaſſe, die wiederum den Durchſchnitts-Artikel mit ſeinem üblichen Quantum von Witz, Eſprit und ſtyliſtiſcher Grazie übertreffen. Dieſe Matadors bilden den eigentlichſten „Times-"Leitartikel, gleichſam ſeine höchſte Potenz, und haben neben den Eigenſchaften, die

die ganze Gattung charakteriſiren, noch einen Sonderzug, eine aparte Qualität, die man vielleicht am beſten bezeichnet, wenn man ſie eine geniale Neubelebung des alten in Mißkredit gekommenen „haec fabula docet“ nennt. Dieſe „Eigentlichen“ beginnen nämlich ſtets mit einer Geſchichte, deren Erzählung oft die Hälfte des ganzen Artikels ausmacht. Der Inhalt dieſer Geſchichte iſt ſo mannigfach, wie Geſchichten nur ſein können: Hiſtorie, Fabel, Märchen, Anekdote, Alles iſt willkommen, Alles iſt gleichberechtigt, nur pikant muß der Biſſen ſein und jenen Gerichten zugehörig, die, während ſie ſelber ſchon dem Gaumen wohlthun, doch vor Allem den Appetit reizen und begierig machen auf das, was da kommt. In dieſen Einleitungshälften handelt es ſich recht eigentlich um Feuilleton-Talent und novelliſtiſches Intereſſe. Wie es zahlloſe „Times“-Leſer gibt, die ſich damit begnügen, die vier Leitartikel durchzuſtudiren und weiter nichts, ſo gibt es eine andere zahlreiche Klaſſe, die blos die Anfänge, die Einleitungen leſen. Dieſe Anfänge ſind wieder Geſchichten für ſich, und wer ſich der Mühe unterziehen wollte, aus einem einzigen Jahrgang dieſe Introductions-Anekdoten zu extrahiren, der würde am Schluß des Jahres ein reizendes Unterhaltungsbuch in Händen haben. Man hat oft das Gefühl, daß dieſe Einleitungen zu lang ſind und räumlich in keinem richtigen Verhältniß zu der politiſchen Nutanwendung ſtehen, aber auf ein richtiges Verhältniß kommt es dabei auch gar nicht an; dieſe Geſchichtchen ſind vielmehr um ihrer ſelbſt willen da, ſind in vielen Fällen geleſener und deßhalb wichtiger als das Raiſonnement, das ſchließlich folgt. Wer alle Tage die „Times“ lieſt, iſt bei dem Umfang und der Reichhaltigkeit des gebotenen Materials ſchließlich gezwungen, eine Art Methode auszubilden, wie und was er eigentlich leſen will. Alle Tage, neben der Maſſe des andern Stoffs, vier Leitartikel leſen, iſt unmöglich; ich kam deßhalb ſchließlich zu einem Verfahren, das aller Wahrſcheinlichkeit nach von ſehr vielen andern Leſern innegehalten wird. Den raſch geſchriebenen, blos paraphraſirenden Leitartikel lieſt man gar nicht, höchſtens den Schlußſatz, der die Meinung enthält; die eigentlichen Leader aber, die das Produkt reiferer Ueberlegung, größerer Sorglichkeit und größeren Talentes ſind, behandelt man wie verſchiedene Arten Fiſch, von denen man, je nach der Art, das Kopf- oder Schwanzſtück bevorzugt. Iſt die politiſche Frage, woran der Artikel anknüpft, von wirk-

lichem Belang, ſo leiſtet man auf die Eingangs-Anekdote Verzicht; umgekehrten Falles hört man zu leſen auf, ſo wie die Anekdote ihr letztes Wort geſprochen hat. Daß dieſe Anekdoten immer neu ſein müſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Jahrelang hab' ich dieſe ganze Schreibart aufrichtig bewundert und die unbekannten Talente angeſtaunt, die ſolche Fülle reizender Geſchichten, allen Punkten und Literaturen der Welt entlehnt, beſtändig zur Hand zu haben ſcheinen. Aber es iſt mit dieſen Dingen wie mit einem prächtigen Teppich, der uns ein Wunder ſcheint, bis wir am Webſtuhl geſtanden und wahrgenommen haben, daß ſich das alles ziemlich einfach und natürlich macht. Die Leitartikelſchreiber haben dieſe Anekdoten keineswegs in unerſchöpflicher Fülle zur Hand, ſondern ſie haben ein paar Käſtchen, in denen ſie auf gut Glück hin reizende, ſicher einmal zu brauchende Anekdoten ſammeln. Haben ſie erſt ein Dutzend, ſo iſt ihnen geholfen. Wie ich in drei gegebene Reimpaare, und wenn ſie noch ſo toll gewählt wären, doch ſchließlich den Gedanken hineinlegen kann, den ich hineinzulegen wünſche, ſo läßt ſich jede gute Anekdote ſchließlich für die Politik verwenden; gewiſſe Vergleichspunkte werden ſich immer finden und es gehört nur ein beſtimmtes, noch dazu ziemlich beſcheidenes Quantum Witz dazu, dieſe Vergleichspunkte zu entdecken. Ein Bekannter von mir verglich dieſe Anekdotenbenutzer der „Times" mit dem Metteſucher des Cotta'ſchen Morgenblatts und fügte trocken hinzu, daß er das Geſchäft des letzteren für ſchwieriger und ſeine literariſche Kenntniß für größer halte. Wie dem aber auch ſei, die Sache ſelbſt bleibt ein Reiz und darf, im Zuſammenhang mit der Adoptirung des Feuilletonſtyls überhaupt, getroſt mit zu jenen Motiven gerechnet werden, die ich als entſcheidend für die großen Erfolge der „Times" hervorgehoben habe.

Ich komme nun zum Schluß meines Aufſatzes nochmals auf die Frage hinſichtlich der Machtſtellung der „Times" zurück. In dem Einleitungs-Kapitel, das dieſer ganzen Reihe von Artikeln über die Londoner Tagespreſſe vorausging, ſprach ich mich ungefähr dahin aus, daß jedes der zehn oder elf großen Organe der Londoner Preſſe bedeutſamer ſei als *Ausdruck bereits vorhandener Meinungen, wie durch den Einfluß, den es auf die öffentliche Meinung übe*. Dieſer Satz ſcheint mir auch jetzt noch richtig. Wie ſtellt ſich nun die „Times" zu demſelben? Was von den übrigen Blättern gilt, gilt freilich bedin-

gungsweiſe auch von ihr, aber mit beſtändigen Modalitäten, ſo daß es unmöglich iſt, das, was ſie kann und nicht kann, in einen allgemeinen Satz zu bringen. Sie iſt natürlich auch wichtig als der Ausdruck von Meinungen, aber in einem ganz anderen Sinne, als die übrigen Blätter. „Morning Poſt" und „Morning Herald" z. B. fallen genau mit ſo viel Gewicht in die Wage, wie die Partei wiegt, der ſie dienen, deren Ausdruck ſie ſind. Daher hat der „Herald," gleichviel ob er gut oder ſchlecht geſchrieben wird, immer ein gewiſſes Maaß von Wichtigkeit; wir erſehen aus ihm, wie die Tories in dieſer oder jener Frage denken, und das kann niemals ganz bedeutungslos ſein. Die „Times" hingegen repräſentirt keine Partei. Es kann ihr deßhalb paſſiren und paſſirt ihr ſehr oft, daß ſie mit ihrem Lob oder Tadel völlig in der Luft ſchwebt, daß der beſtgeſchriebene Artikel, den jeder mit Vergnügen lieſt, nicht ſchwerer wiegt als ein Strohhalm und, politiſch betrachtet, hinter dem armſeligſten Leader einer Partei-Zeitung zurückbleibt. Aber dieſe Schwäche, die aus der Nicht-Parteizugehörigkeit für ſie reſultirt, iſt doch auch wiederum die Wurzel ihrer Kraft. Von dem Augenblick an, wo ſie den Ton trifft, der in der einen oder andern Frage das engliſche Volk durchklingt, wo alſo das, was ſie ſagt, zum Ausdruck des Volkes, ſtatt der Partei wird, überragt ſie alle übrigen Blätter um eben ſo viel an Macht und Bedeutung, wie das Ganze ſtärker iſt, als die einzelnen Theile. Ihre Stimme kann dann unter Umſtänden die Bedeutung von ganz England haben; aber man glaube in ſolchem Fall doch ja nicht, daß die „Times" der Gott ſei, der in den Erdkloß England den lebendigen Odem eines Leitartikels geblaſen und das Lehmbild dadurch belebt habe; nur die Tuba iſt ſie, durch die dann das eigenſte Fühlen der Nation laut und vernehmlich ſpricht. Der Einfluß der „Times" reicht nur ſo weit, wie ſie, bewußt oder unbewußt, unter dem Einfluß des nationalen Geiſtes ſteht. Von dem Moment ab, wo ſie verblendet oder eigenſinnig die eigenen Wege wandelt, ſind ihr die Locken ihrer Kraft genommen. Sie ſchreibt unzählige Artikel, die dieſes Zuſammenwirkens entbehren und deßhalb, politiſch betrachtet, gleichgültig ſind. Hier in England weiß man das und trotz der Freude und dem Intereſſe, mit dem Jeder nach dem Blatte greift, ſichtet man doch den Inhalt, zumal in Fragen innerer Politik, und iſt weit ab davon, in verba magistri zu ſchwören. Nur auf dem Kontinent iſt man

durch immer gereizt, die „Times“ mit Wunderkräften auszuſtatten und durch Unterwerfung unter ihre Macht eine Macht zu feſtigen oder neu zu etabliren, die in ſolchem Sinne und ſolcher Umfaſſendheit nicht da iſt. Die „Times,“ als gelegentliches Organ der öffentlichen Meinung Englands, hat vielfach Proben ihrer Macht gegeben, weil die Macht Englands ungerufen hinter ihr ſtand, aber es iſt ein großer und ſelbſt bedenklicher Irrthum, aus dieſer gelegentlichen Machtſtellung des Blattes eine konſtante, immer gleiche Bedeutung deſſelben herleiten zu wollen. Sie iſt ſchwach und ſtark, gewichtig und ungewichtig, je nachdem. Feſtzuſtellen, wann ſie das eine iſt und wann das andere, iſt unmöglich; wechſelndes, immer neugeſtaltiges Leben läßt ſich nicht in Formeln bringen. Ebenſowenig iſt es, vom Kontinent aus, möglich, durch bloße Lektüre des Blattes ein beſtimmtes Erkennungs-Vermögen auszubilden und ſcharf unterſcheiden zu lernen, wo die „Times“ nur ſie ſelbſt und wo ſie England iſt. Um das zu unterſcheiden, bedarf es des fortgeſetzten Lebens im Lande ſelbſt, der leiblichen Berührung, der „Fühlung,“ wie die Soldaten ſagen. Kein Konſtruiren hilft; es heißt auch da: „grau, theurer Freund, iſt alle Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum.“

Inhalt.

	Seite
Vorwort	V
Die Londoner Theater	1
Das Manchester	103
Die Londoner Wochenblätter	209
Die Londoner Tagespresse	245